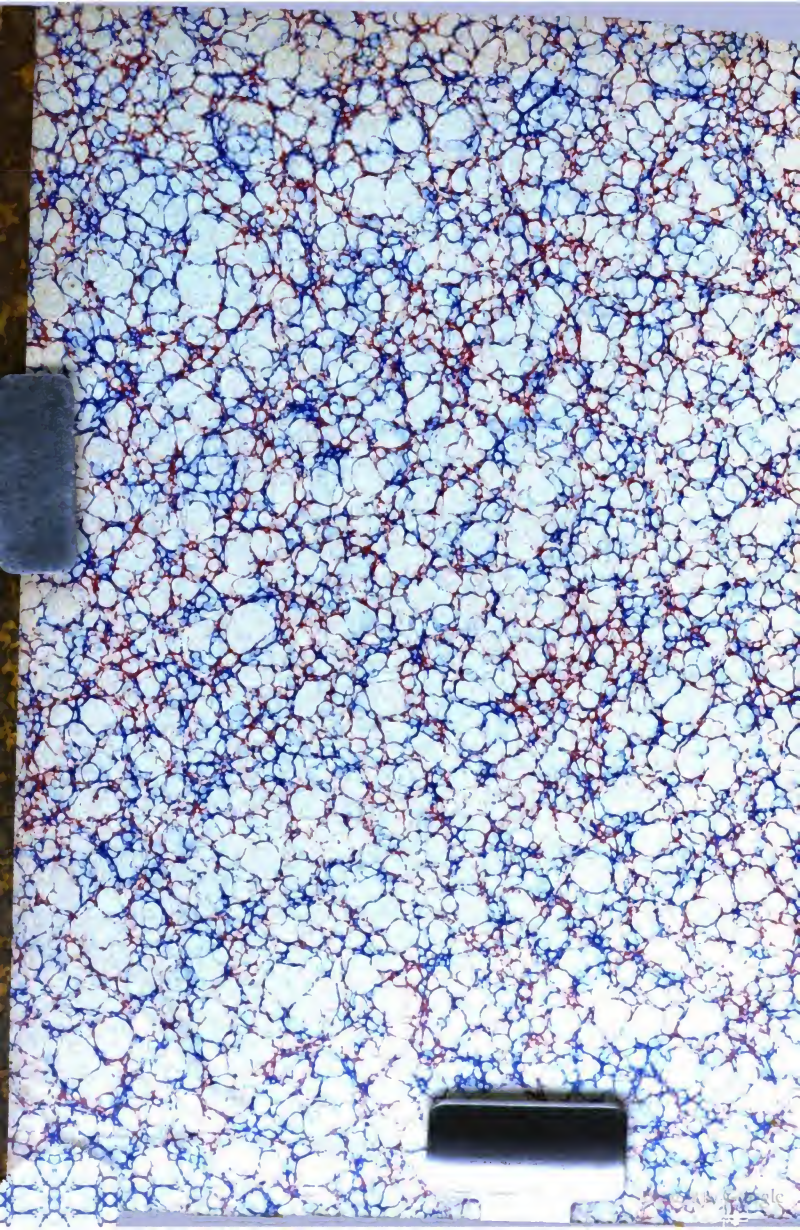
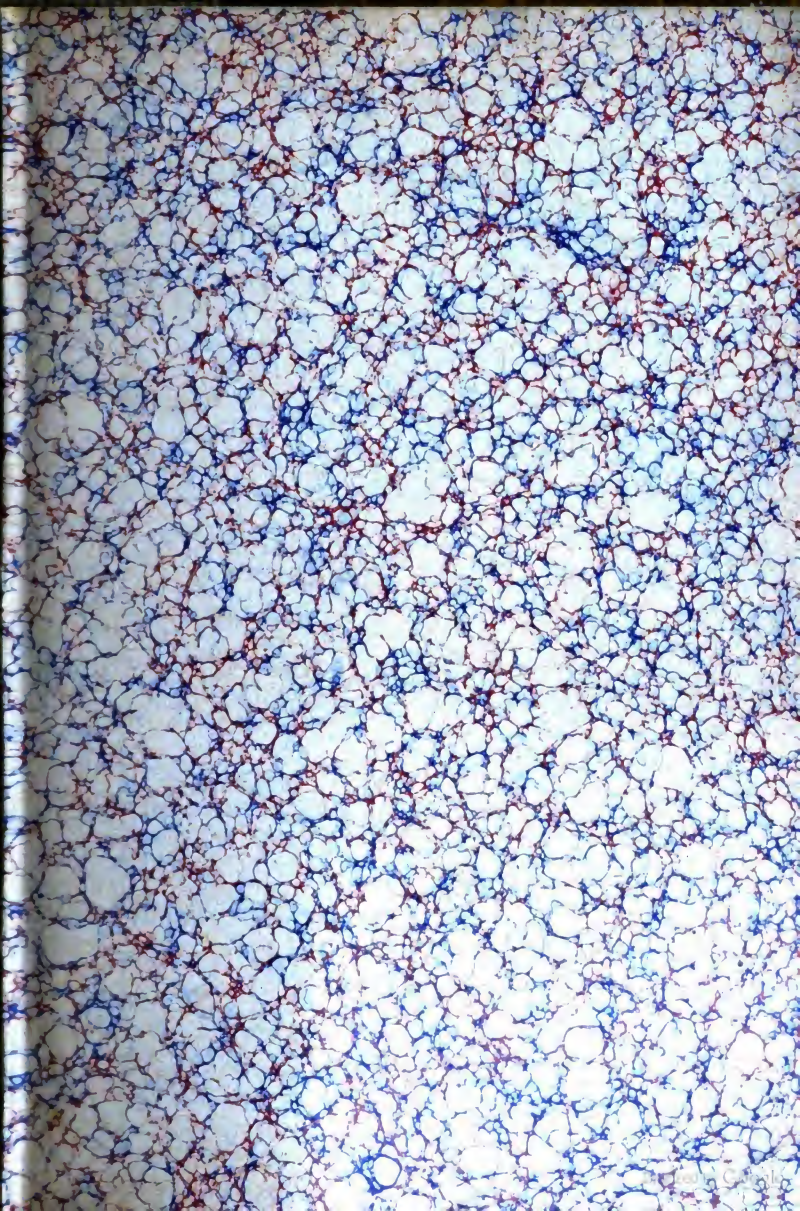
DER KULTURKÄMPFER

Digitized by Google





PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Barth. Th.
K 95

Der

Kulturkämpfer.

Zeitschrift

für öffentliche Angelegenheiten.

Herausgegeben

von

Otto Glagau.

2. Band.

Zweites Halbjahr 1880.

Theodor Barth,
Königl. Taubst.-Lehrer.

Berlin 1880.

Verlag von Friedrich Luckhardt.

Digitized by Google

DD
217
.K97
v.2

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Halbbildung und Viertelsbildung	1
Nihilismus und Panslavismus	12
Federzeichnungen aus dem Preußischen Herrenhaus	19
Die Juden in Preußen	33
„Die Stadt der Morde“	38
Das neue Maigesetz	41
Die Preußische Subhastationsordnung	52
Joseph der Zweite als Mitregent	59
„Giftbaum“ und „Actien“	78
Zollgrenze und Freihafen	81
Joseph der Zweite als Alleinherscher	89
Von den Hypothekenbanken	105
Unsere Militär-Literatur	115
Das Unglück des Herrn Mommsen	117
Das Ministerium Gladstone	121
Ueber Trinkgelder	136
Aus Weimar's Gegenwart	144
In Sachen des neuen Maigesetzes	151
Die Börse kündigt die Sedanfeier	153
Herr Mommsen lehnt die „Nationalsubscription“ ab	156
Die Epidemie der Selbstmorde	161
Zum Lotteriewesen	169
Eine Stimme aus dem Bauernstande	177
In einem Holländischen Töchter-Pensionat	187
Zur Deutschen Militär-Journalistik	193
„Ueber Verrottung und Errettung der Sprache“	194
„Die Race ist Alles“	196
Die „Bismarck'sche Aera“	201
Berliner Elementarschulen	223
Der Preußische Fähnrich	230
Die Vollendung des Kölner Domes	236
Die „Neue Partei“	238
Von der „Königlichen Kunst“	241
In der Berliner Kunst-Ausstellung	250
Der neue Preußische Minister für Handel und Gewerbe	265
Herr Levy aus Rodenberg in Brüssel	275
Politik und Loge	281
Zwei Colonisations-Versuche	291
Mecklenburgische Zustände	300
Zum Reporterwesen	311
Die Affaire des Herrn von Voß in Halle	318

Digitized by Google

Seite

Die Katholiken und der Preußische Staat 321
Hamburg unter Jüdischer Herrschaft 329
Deutsche Allgemeine Arbeiter-Versicherung 341
In Sachen der allgemeinen Wechsel-„Freiheit" 352
„Kauf auf Abzahlung" 356
Heinrich Reh und Max Löwenfeld 358
Der „Kulturkampf" im absoluten und constitutionellen Staat 361
Die Petition gegen Israel 372
Eine Holländische Hochzeit 389
Zum Lotterie-Unwesen 396
Kämpfe und Bündnisse am Dönhoffsplatz 401
Lessing's Vermächtniß 410
Israel auf der Retirade 419
Der Adjutant 435
Das allgemeine Verschuldungssystem 441
Nihilismus und Nihilisten 449
Der Westfälische Bauernverein 457
Zu den Gründer-Debatten im Preußischen Abgeordnetenhause 467

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 13.

1. Juli 1880.

Halbbildung und Viertelsbildung.

Die Behauptung der Franzosen, daß ihr Vaterland an der Spitze der Civilisation marschire, wird wol nirgends mehr verspottet als in Deutschland, wo man in ihr geradezu den vornehmlichsten Beweis für den Französischen Chauvinismus sieht. Untersucht man indessen, worauf sich dieser Spott gründet, so merkt man bald, daß derselbe weniger auf einer Einsicht in die Nichtigkeit der Französischen Prätensionen, als auf der Anschauung beruht, daß Deutschland selber die von Frankreich in Anspruch genommene Stelle einnehme. Allerdings pflegt man in Deutschland nicht von Civilisation, sondern von „Bildung" zu sprechen, aber die Meinung, daß der Deutsche allen andern Völkern an Bildung voraus, und Deutschland die eigentliche Heimat wahrer Bildung sei, ist so verbreitet und so sehr allen Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen, daß es für eine arge Ketzerei gilt, an diesem nationalen Dogma auch nur zu zweifeln. Die Zeiten, da man uns das Volk der Dichter und Denker hieß, sind freilich vorüber. Weder die moderne Deutsche Literatur, noch die zeitgenössische Philosophie übt auf das Ausland eine Wirkung aus, wie es die Periode der Klassiker und Romantiker, die Schulen Kant's, Schelling's und Hegel's thaten. Auch der Deutsche ist klug genug, um zu begreifen, daß der Besitz eines Friedrich Spielhagen, Paul Lindau, Hugo Bürger (Lubliner), Eduard von Hartmann ihm kein Anrecht mehr auf jenen Ehrentitel giebt. Den Ruhm der vorzüglicheren Bildung aber glaubt er um so eher noch sich aneignen zu können, als auch fremde Beurtheiler noch immer des Lobes seiner Schulen und Bildungsanstalten voll sind.

Wenn Jemand sich eine lobenswerthe Eigenschaft selbst zuspricht, so ist zwar damit keineswegs bewiesen, daß er sie wirklich besitzt, allein es geht doch daraus hervor, daß er sie besitzen möchte. Wie streng wir auch über den Deutschen der Gegenwart urtheilen mögen: der Nachdruck, welchen er stets darauf legt, wenigstens für gebildet gehalten zu werden, bezeugt immerhin, daß er auch jetzt noch in der Theorie die Bildung als das höchste Ziel eines menschenwürdigen Daseins betrachtet. Diese Anschauung ist ohne Zweifel ein Erbstück aus der großen Blüthezeit des Deutschen Geistes zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts. Wenn

Digitized by Google

wir diese Periode mit den klassischen Perioden anderer Nationen vergleichen, so drängt sich uns sofort das Streben nach einer harmonischen, stets fortschreitenden Bildung als eigenthümliches Kennzeichen auf. Grade in diesem Streben liegt die ganze Größe der Deutschen Genien, und wer Solches nicht erkannt hat, wird ihre Größe niemals ganz verstehen. Unsere Literatur hat nach keiner Richtung eine solche Fülle formell abgeschlossener Leistungen aufzuweisen wie andere Literaturen, aber keine andere Literatur wird von einem ähnlichen unablässigen Vorwärtsstreben durchgeistigt, wie die unsere. Ein Mann wie Göthe, obgleich in gewissem Sinne von Anfang an reif, ist doch niemals fertig geworden, wohingegen bei anderen Völkern fast jede geistige Bewegung von vornherein mit dem Anspruch auf absolute Fertigkeit auftritt. Nur von diesem Standpunkt aus kann man Lessing's bekannte Aeußerung, daß Gott die reine Wahrheit für sich behalten möge, richtig verstehen. Sie bezeichnet durchaus keinen Verzicht; sie behauptet nur, was auch die Naturgeschichte bestätigt, daß alles wahre Leben im Wachsthum liegt, und daß es mit dem menschlichen Geiste zu Ende ist, wenn er keine entfernten Ziele mehr vor sich sieht. Es versteht sich von selbst, daß ein Wachsthum nur dann gesund ist, wenn es den ganzen Organismus gleichmäßig erfaßt. Auch in geistigen Dingen läßt sich eine Theilung der Arbeit nicht vermeiden; selbst das größte Genie ist kein Universalgenie, nicht einmal im Sinne des universellen Verständnisses, wie wir dies z. B. bei Göthe, in seinem Verhalten Beethoven gegenüber, bewahrheitet finden. Ist aber das Universale nicht zu erreichen, so ist deshalb sein contradictorischer Gegensatz, das Vereinzelte noch nicht geboten. Es geht dem geistigen Gesichte des Menschen wie seinem leiblichen. Unsere Augen sehen nur, was vor ihnen liegt, aber wenn sie auch irgend einen Gegenstand besonders fixiren, so ist es doch ein beträchtlicher Ausschnitt des weiten Horizontes, den sie mit Einemmal umfassen. Augen, die unablässig auf eine einzige naheliegende Sache gerichtet sind, werden bald kurzsichtig und stumpf: so geht es auch dem Geiste, welcher jeden Ausblick auf einen weiteren Horizont verliert. Das Wesen wahrer Bildung werden wir also, sowol in ihrer Tendenz zur Universalität, als in ihrem rastlosen Eifer sich zu vervollkommnen, zu suchen haben. Damit ist eine der schönsten Eigenschaften wahrer Bildung von selber gegeben: die echte Bescheidenheit. Wol giebt es auch eine falsche, zudem meist heuchlerische Bescheidenheit, jene, von welcher Göthe behauptet, daß sie nur die Lumpe besäßen; eine Bescheidenheit, die sich um so leichter bescheidet, als sie stets mit sich zufrieden ist. Mit dieser hat die Bildung nichts zu thun, die sich trotzdem ihres Werthes bewußt sein darf. Ihre Bescheidenheit liegt vielmehr darin, daß sie es niemals für überflüssig hält, an sich selber fortzuarbeiten.

Ist nun Bildung in diesem Sinne in der That noch ein Charakteristicum der Deutschen Nation? Wir sind nicht die Ersten, die dies bezweifeln. Jeder Leser von Zeitungen und Zeitschriften wird sich erinnern, wie eine Zeit lang ein großes Klagegeschrei durch ihre Spalten ging, daß immermehr statt wahrer Bildung eine oberflächliche „Halbbildung" in Deutschland um sich greife. Sogar der große Staatsmann Lasker ließ sich über dieses Thema vernehmen, natürlich in der Ueberzeugung, selber im Besitz der wahren vollen Bildung zu sein. Dieser Glaube, den vermuth-

Digitized by Google

lich auch Andere theilten, ist freilich später bedeutend erschüttert worden, als Herr Lasker einen durch Rohheit der Auffassung und Unwissenheit in gleicher Weise ausgezeichneten Vortrag hielt, der mit Recht dem allgemeinen Gelächter anheim fiel.*) In welchem Verhältniß eigentlich nun die Bildung des Herrn Lasker zur Halbbildung steht, ist uns niemals recht klar geworden: soviel aber gewiß, daß es nicht nur Leute giebt, welche die halbe Bildung für die ganze halten, sondern auch leider Solche, welche sich schon mit einem Viertel begnügen; welche ihre ganze Bildung von den nur Halbgebildeten beziehen, z. B. von den Zeitungsschreibern und aus Vorträgen, welche in Handwerker-, Arbeiter-, Bezirks- und ähnlichen Vereinen, zum großen Theil von ganz unberufenen Persönlichkeiten zum Besten gegeben werden.

Alle Bildung hat von der Erziehung auszugehen. Prüfen wir aber die Erziehung in den höheren Schulanstalten, so müssen wir eingestehen, daß die hier gemachten Fortschritte nur scheinbare sind. An Stelle der Erziehung tritt immer mehr eine Abrichtung. Der Lehrstoff wird erweitert und erweitert, aber trotz des vielen Lernens werden die Schüler immer dümmer. Wer ein wenig bei älteren Schulmännern herum horcht, wird fast jedesmal die Klage hören, daß die Qualität der Deutschen Aufsätze sich von Jahr zu Jahr verschlechtert. Ganz natürlich: denn hier kommt es auf Selbstdenken und freie geistige Thätigkeit an. In letzter Zeit ist vielfach auf die Ueberbürdung der Schüler mit häuslichen Arbeiten hingewiesen. Es erscheint charakteristisch, daß man hierbei immer nur die bedrohte Gesundheit der Schüler im Auge hat. Diese Ueberbürdung schädigt aber noch weit mehr die geistige Gesundheit. Wir sollen auf der Schule für das Leben lernen. Schüler zu sein, ist gleichsam das Vorbild des späteren bürgerlichen Berufs. Wird der Schüler daran gewöhnt, seine ganze Zeit mit, so zu sagen, berufsmäßigen Arbeiten auszufüllen, so fehlt ihm auch später der Antrieb zu einer freien geistigen Thätigkeit; er geht in seinem Fache auf, mag dies Handel, Gewerbe, Gelehrsamkeit, ja selbst Schriftstellerei oder Kunst sein. Bei einer so heranwachsenden Jugend ist in der That die Beschäftigung mit den alten Sprachen, besonders mit dem Griechischen, überflüssig, und das Drängen nach immer größeren Rechten für die Realschule zeitgemäß, wenn auch im Sinne eines Armuthszeugnisses für die Zeit. Was hilft alles Wissen, wenn es, so weit es nicht praktisch, das heißt zum Geldverdienen verwerthbar ist, todt bleibt? Weder das Abiturienten-Examen, noch die auf der Universität erworbene Gelehrsamkeit machen Jemanden zu einem wahrhaft gebildeten Manne, sondern nur jene Freiheit und Vornehmheit der Anschauungen, welche allein der offene Blick in die Weite, und die sich immer erneuernde

*) Anmerkung der Redaction. Der Vortrag, den Lasker am 8. November 1879 in Berlin hielt, lautete: „Wozu studirt man Sprachen?“ Diese Leistung wurde aber noch übertroffen durch einen Aufsatz, welchen der große Mann in der von seinem Freunde Julius Rodenberg (Heymann Levy) herausgegebenen „Deutschen Rundschau“ (November-Heft 1879) über „Ursprung, Zweck und Entwickelung der Sprache“ veröffentlichte. Während Herr Lasker hier über die Endfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft und alles Wissens faselt, verräth er in den elementarsten Dingen eine solch' haarsträubende Unkenntniß, daß er z. B. Slavisch und Indogermanisch als gleichwerthige Factoren neben einander nennt, mithin nicht einmal weiß, wie das Slavische nur eine Indogermanische Sprachfamilie ist.

Digitized by Google

uninteressirte Thätigkeit des Geistes verschafft. Wer will leugnen, daß in Deutschland allmählich alles in Berufsbeschäftigung und Fachwissenschaft untergeht? Wie wenig Geister giebt es noch, die einigermaßen universale Anschauungen besitzen! Der Künstler geht in der Technik seiner Kunst unter. Der Schriftsteller fabricirt in dem Genre, das er sich einmal erwählt hat, und betreibt die Literatur als ein Gewerbe, wie Schuster und Schneider das Ihre. Der Gelehrte wird immer mehr Specialist. Weil jeder nur das Vereinzelte im Auge hat, und in diesem seine Welt erblickt, bildet er sich ein, das Ganze lasse sich nicht mehr übersehen, und fußt darauf, daß hierbei doch stets manches Einzelne übersehen werden müsse. Man halte einmal Umschau unter den Leuten, die man kennt. Wie wenige finden Zeit, neben ihrem Berufe in irgend einer Weise gründlich ihr Wissen zu vermehren und ihr Urtheil zu erweitern. Diese geistige Trägheit wird nun in erschreckender Weise durch das Zeitungswesen befördert. Die Zeitungslectüre gewöhnt den Leser an ein Interesse, das nur von Tag zu Tag geht. Um so mehr, als die wenigsten Zeitungsschreiber etwas Ordentliches gelernt haben, sind sie gezwungen, dieses momentane Interesse ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Daher das Bedürfniß nach Sensation, das immer stärkere Ueberwiegen des eigentlich Feuilletonistischen. Wie viel könnte Jemand, der täglich seine Zeitung durchstudirt, für seine wahre Bildung thun, wenn er statt dessen etwas von mehr als blos augenblicklichem Werthe läse! Hat es nicht etwas Unheimliches, daß uns diese Sorte von Literatur täglich zweimal, ja, z. B. in Bremen von der Weser-Zeitung", und in Breslau von der jüdischen „Schlesischen Presse", sogar dreimal täglich in's Haus gebracht wird? Ist dabei ein ruhiges Sinnen, ein volles Ausdenken irgend eines Gegenstandes überhaupt noch möglich? Macaulay wirft einmal die Frage auf, ob auch unsere Kultur, wie die Antike, in den Stürmen einer neuen Völkerwanderung untergehen werde, und meint: die Barbaren, welche unsere Paläste anzünden und unsere Museen zerstören würden, wohnten schon jetzt dicht neben denselben in dumpfen Straßen und schmutzigen Hütten. Die Pariser Commune hat einen kleinen Vorschmack von der Wahrheit dieser Prophezeihung gegeben. Man könnte hinzusetzen, daß, wenn unsere Bildung auf abschüssige Bahnen geräth, und schließlich geistige Oede über die sogenannten civilisirten Nationen hereinbricht, das Zeitungswesen hieran die Hauptschuld trägt. Was nun speciell uns Deutsche anbetrifft, so stimmt es schlecht mit unsern Ansprüchen auf hervorragende Bildung, daß die Zeitungen nirgends schlechter sind, als in Deutschland, daß nirgends der gemeine Klatsch und der platte Judenwitz größere Triumphe feiert, als bei uns. Wie die Juden ihre ökonomische Stellung zum Theil unserer wirthschaftlichen Bornirtheit und politischen Trägheit verdanken, so danken sie ihren Einfluß in der Presse unserer geistigen Blödigkeit und Denkfaulheit. Giebt es etwas Bezeichnenderes, als daß das „Berliner Tageblatt" der Herren Moses & Cohn die meisten Abonnenten von allen Deutschen Zeitungen hat? Sind seine angeblich „75,000" Abonnenten etwa lauter Juden und Judengenossen? Durchaus nicht. Hat man uns doch erzählt, daß selbst conservative Pastoren dieses Blatt halten. Diesen Herren ist ihr Amt wol auch nur ein Fach, und deshalb die geistige Kost, welche in jener Zeitung gereicht wird, ihnen neben ihrer Fachbeschäftigung durchaus erwünscht.

Digitized by Google

Noch härter müssen wir urtheilen, wenn wir die sogenannten höheren Töchterschulen in Betracht ziehen. Läßt die Erziehung der Knaben Manches zu wünschen übrig, so streift die der Mädchen vielfach nahezu an's Abgeschmackte. Die Aufgabe der Erziehung wäre hier, umgekehrt zu wirken, wie beim männlichen Geschlechte. Der Jüngling muß dahin gebracht werden, für Wissen und Wissenschaft ein Herz zu haben; umgekehrt die Jungfrau, Wissen zur Ausbildung ihres Herzens und Gemüthes zu erwerben. Nirgends aber wird das todte Wissen mehr cultivirt, als auf unseren höheren Töchterschulen. Die Folge ist, daß der Sinn unserer Damen immer oberflächlicher wird. Kraft seines Gemüthes ist dem Weibe vielleicht das Höchste zugänglich; mit dem Verstande wird es immer am Geringen kleben bleiben. Die Frau hat im Allgemeinen mehr Zeit als der Mann, der im besten Falle seinem Berufe doch immer einen beträchtlichen Theil des Tages opfern muß. Schon deshalb wird die Frau stets einen großen Einfluß auf Kunst und Literatur haben. Es dürfte nicht zu viel behauptet sein, daß heutzutage bei uns Theater, Poesie und Belletristik, soweit sie nicht auf die gemeinen Neigungen des Mannes speculiren, sich an das weibliche Geschlecht wenden. Wenn wir daher dieses für den Niedergang der Literatur mit verantwortlich machen, so thun wir ihm durchaus kein Unrecht. Schlimmer noch als die Leere und Hohlheit der Literatur und des Feuilletons ist ihre wachsende Frivolität Das weibliche Geschlecht mag sich bei den modernen Schriftstellern dafür bedanken, was diese ihm Alles zutrauen.

Je weniger wahre Bildung Jemand besitzt, desto mehr sucht er den Schein derselben zu erwecken. Die Kennzeichen wahrer Bildung sind auf der einen Seite die echte Empfänglichkeit für alles Wahre, Schöne und Gute; auf der andern Seite das unbefangene Urtheil, welches auch dem Neuen, Ungeahnten gegenüber, sich schnell zu orientiren weiß. Indem die Halbbildung Beides zu erheucheln strebt, verfällt sie in jene widerliche Mischung von Autoritätsgläubigkeit und Absprecherei, welche so recht eigentlich charakteristisch für unsere Zeit ist. Was einmal die Anerkennung der von den Zeitungen fabricirten öffentlichen Meinung gefunden hat, ist unverletzlich; was derselben noch entbehren muß, kann dagegen den schamlosesten Angriffen preisgegeben werden. Ueber das Erstere sein Urtheil abzugeben, ist selbst Demjenigen verboten, der etwas von der Sache versteht; am Letzteren darf auch der größte Ignorant ungestraft sein Müthchen kühlen. Am wenigsten hat natürlich auf den Beifall der durch die Zeitungskritiker repräsentirten öffentlichen Meinung eine wahrhaft positive Leistung zu rechnen. Gegen sie sehen wir deshalb einen gewissen Theil der Presse sofort ins Zeug gehen und daran ihren Witz üben. Natürlich beeinflußt diese Situation gleichfalls die Wissenschaft. Finden wir diese hier in Einseitigkeiten verrannt, so sucht sie sich dort durch platte Oberflächlichkeit und feige Popularität möglichst beliebt zu machen. Die trübseligsten Folgen hat dies auf dem Gebiete der Philosophie gehabt. Was hat Schopenhauer seiner Zeit über die Philosophie-Professoren und Spaßphilosophen geschimpft, die anstatt *für* die Philosophie, *von* derselben lebten! Und doch buhlten jene Herren wenigstens um die Gunst ihrer Collegen und der Studenten, die eine gründliche Gymnasialbildung genossen. An ganz andere Kreise wenden sich unsere modernen

Digitized by Google

eleganten Docenten, wendet sich der eigentlich moderne Philosoph, Eduard von Hartmann, der deshalb auch nicht, wie Schopenhauer, dreißig Jahre lang unbekannt bleibt, sondern sofort stereotypirt werden muß. Die philosophischen Klassiker stehen ungelesen da, der philosophische Kotzebue ist in Aller Händen.

So weit bedroht die Halbbildung nur die höchsten Güter der Civilisation. Ihre größte Gefährlichkeit erreicht sie erst, wenn sie auch die Grundlagen derselben anfrißt. Wir erinnern uns, daß die Berliner „Nationalzeitung" kurz nach den Attentaten einen Artikel über die Socialdemokratie brachte, worin sie ausführte, die Ursache dieser Bewegung sei darin zu suchen, daß wieder einmal, wie vor der großen Französischen Revolution, die Anschauungen der oberen Stände zu den untersten Schichten des Volkes durchgesickert seien. Wie aber ist ein solcher Prozeß möglich? Sollten wirklich alle Anschauungen geeignet sein, so tief zu fallen, oder nur solche, die durch ihr eigenes Schwergewicht herabgezogen werden? Ohne Zweifel trifft das Letztere zu. Davon hatte sogar der selige Deutsche Bund eine Ahnung, wenn er derselben auch einen komisch materiellen Ausdruck gab. Denn was sprach sich in der Anordnung, daß Druckschriften über zwanzig Bogen stark der Censur nicht zu unterliegen brauchten, anders aus, als die Ueberzeugung, daß wissenschaftliche Untersuchungen, möchten sie auch zu noch so negativen Resultaten kommen, wenn sie nur mit der gehörigen Gründlichkeit geführt werden, keinen verderblichen Einfluß auf die Masse ausüben können, ja dieselben geradezu unberührt lassen? Der Nachdruck liegt hier eben auf der Untersuchung selbst, auf der Forschung. Die Resultate einer solchen gleichen nicht irgend welchen Fabricaten, die etwa, wie die Producte eines chemischen Processes, fix und fertig aus der Retorte herausgenommen und servirt werden können. Theoretische Resultate haben nur für Den einen Werth, der sie selber mitgezogen hat. Nur Er kann zu einem eigenen Urtheil kommen. Die ganze vielbeliebte Popularisirung der Wissenschaften, vornehmlich der Natur- und Staatswissenschaft, besteht nun aber darin, daß derartige Resultate, die doch in Wahrheit nur Hypothesen sind, gleichsam als Waare in den Handel gebracht und für den Massenconsum vertrieben werden. Wofür sollte sich denn sonst auch die Masse bei jenen Wissenschaften interessiren? Zur Forschung selbst hat sie weder Zeit noch Fähigkeit. Die blos praktischen Resultate können aber den Menschen nicht befriedigen, in welchem nun doch einmal, wie er auch immer sein möge, nicht nur ein metaphysisches, sondern auch ein allgemein theoretisches Bedürfniß steckt.

Es ist der große Vorzug der Religion, wenigstens der christlichen, daß sie sich als etwas Fertiges, Festes und Unabänderliches geben darf. Dies wird ihr auch die zweifelndste Kritik niemals streitig machen, denn Niemand kann leugnen, daß die Religion, von welcher Seite man sich ihr auch nähern möge, uns stets ihre ethische Bedeutung entgegenhält. Das Sittengesetz aber ist etwas durchaus in sich Unzweifelhaftes; man kann über seine Begründung verschiedener Meinung sein, niemals darüber, ob eine Handlung gut oder schlecht, egoistisch oder von der Liebe zum Nächsten eingegeben ist. Deshalb ist die Religion das einzig sichere Fundament der Volkserziehung. Nicht scharf genug ist die moderne Propaganda für die Einführung der Naturwissenschaften in die Volksschule zurückzuweisen; ja es darf hinzu-

Digitized by Google

gesetzt werden, daß der Bildungswerth derselben auch für die höheren Volksklassen weit geringer ist, als man gewöhnlich annimmt. Soweit die Naturwissenschaften nicht auf Hypothesen beruhen, handeln sie nur von Thatsachen. Wie aber der Mensch von der Erlernung einer fremden Sprache keinen Nutzen hat, wenn er sich darauf beschränkt, nur die Vocabeln derselben sich einzuprägen — sie können ihm höchstens gelegentlich im persönlichen Verkehr zu Statten kommen — so bringt ihm auch das Wissen von Thatsachen im günstigsten Falle nur praktische Vortheile, trägt aber nichts zur wahren Ausbildung seines Geistes bei. Was soll nun aber die Volksjugend mit wissenschaftlichen Hypothesen anfangen, wenn ihr dieselben als ein für alle mal fertiges Material zugeführt werden; wie soll das erwachsene Volk dieselben verdauen? Und doch war dies die Nahrung, die ihm der „Liberalismus" jahraus, jahrein gereicht hat. Es läßt sich kaum ermessen, wieviel Unheil über unser Volk die sogenannte Vortragsmanie gebracht hat und noch bringt. Um sich einen Begriff von dem grauenhaften Durcheinander zu machen, welches man dem Magen der Nation darbietet, braucht man sich nur einmal das Titelverzeichniß der von Virchow und Holtzendorff herausgegebenen Sammlung populär-wissenschaftlicher Vorträge oder der ähnlichen Sammlung von Zeit- und Streitfragen durchzulesen. Hat es nicht überhaupt etwas Komisches, wenn in kurzen Vorträgen oder dünnen Heftchen die wichtigsten Fragen und Angelegenheiten, welche die Menschheit vielleicht seit Jahrhunderten beschäftigt haben, abgemacht und erledigt werden? Und doch wendet sich eine solche Sammlung noch an Leser, unter welchen immerhin Leute sein können, die etwas von der Sache verstehen. Aber die wirklich in den Vereinen gehaltenen Vorträge bewegen sich genau in demselben Geleise. Was für Weisheit ist z. B. dem Berliner Handwerkerverein im Laufe der Jahre eingeträufelt worden! Nirgends zeigte sich die Verschwommenheit und Verkehrtheit des bildungswüthigen „Liberalismus" deutlicher, als gerade in diesen Handwerkervereinen. Die größte Blüthe derselben fällt mit der kräftigsten Periode des „Liberalismus" zusammen, als er eine Schranke des Gewerbslebens nach der andern niederriß, und jede Garantie einer tüchtigen Ausbildung und gesunden Entwickelung beseitigte. Man hätte denken sollen, daß nunmehr die Handwerkervereine danach trachten würden, dem Handwerk seinen goldenen Boden zu erhalten, und vor allen Dingen die idealen Ziele des Handwerks selbst zu verfolgen. Wie wenig dies der Fall war, beweist schon der eine Umstand, daß die in jüngster Zeit aufgetauchten kunstgewerblichen Bestrebungen, die, wenn irgend, die wahre Bildung des Handwerkers zum Ziele haben, gänzlich außerhalb der Handwerkervereine, ja des Handwerks selbst sich Bahn brechen mußten. In den Handwerkervereinen trachtete man vor allen Dingen danach, sich „wissenschaftliche" Bildung anzueignen. Die Säle derselben waren bequeme Orte, wo kleine Geister ihr Licht leuchten lassen konnten. Gar manche schriftstellerische, politische und parlamentarische Berühmtheit, deren einziges Verdienst ihr „Liberalismus" und ihre Verbindung mit der „liberalen" Presse ist, hat hier ihre Carrière gemacht. Man sprach über alles Mögliche, über Dinge, über welche man sich vielleicht am Vormittag erst selber unterrichtet hatte. Die Halbgebildeten verbreiteten die Viertelsbildung. Und was hat diese ganze Bewegung dem Handwerk

Digitized by Google

genützt? Es wäre unnöthig, wenn wir seinen Verfall noch weiter belegen wollten. Gewiß liegt die Hauptursache desselben an den falschen gesetzgeberischen Maßregeln und der wachsenden Uebermacht des Kapitalismus. Wenn aber jenes Bildungstreiben auch nur irgend einen wirklichen Erfolg gehabt, so müßte es wenigstens eine moralische, den Charakter festigende Wirkung ausgeübt haben. Allein die einzig bemerkbare moralische Wirkung war die, daß die Handwerker zum „Stimmvieh" für den „Liberalismus" abgerichtet wurden. Indessen dürfte diese Selbstaufopferung mehr auf Verdummung, als auf ideale Neigungen zurückzuführen sein. Was aber den Charakter anbelangt, so haben unsere Handwerker unter der Herrschaft der Phrase und Halbbildung allmählich alle Energie eingebüßt. Sie sind zu träge, um Front zu machen und ihre Interessen durchzusetzen; sie sind zufrieden, wenn sie sich, wie man zu sagen pflegt, von einem Tage zum andern durchfressen. Ja nicht einmal in ihrer Beschäftigung entfalten sie die gehörige Thatkraft. Ein großer Theil von ihnen geht allenfalls durch schlechte Arbeit auf den Vortheil aus, während er hinter der Arbeit selber weit weniger eifrig her ist. Unter unsern modernen Handwerkern ist leider Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit stark verbreitet, und eine Uebertheuerung der Kundschaft nichts Seltenes. Das sind die Resultate des Bildungsschwindels im Handwerkerstande.

Was die Socialdemokratie anbelangt, so möchten wir behaupten, daß ihr gemeingefährlicher Charakter geradewegs in den Mißverständnissen liegt, auf welche sie ihre Agitationen begründet hat. Die Halbbildung mußte die Massen erst vorbereiten und beackern, bis die Demagogen ihre Thätigkeit unter derselben beginnen konnten. Zwischen dem gerechten Beurtheiler und der Socialdemokratie besteht ein eigenthümliches Verhältniß. Wer offene Augen hat, wird nicht verkennen, daß die socialdemokratischen Bestrebungen die Folge großer materieller Mängel sind, und in dieser Beziehung eine unumgängliche Reaction darstellen. Wer diese Schäden zu heilen wünscht, wird nicht nur in Widerspruch mit den „liberalen" Theorien kommen, sondern sich auch mannigfach mit den socialistischen Anschauungen berühren. Es ist deshalb nur natürlich, wenn ein Haupt-Matador des „Liberalismus" in seiner entartesten Gestalt, Herr Bamberger, am liebsten alle solche gerechten Beurtheiler gleich mit unter das Socialistengesetz stellen möchte. Aber gerade jene wohlwollenden Gelehrten, die man mit dem Namen Katheder-Socialisten zu brandmarken gesucht hat, vertreten, den manchesterlichen Denuncianten gegenüber, den unbefangenen, wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkt. Auch würden nicht nur sie unter das Bamberger'sche Ausnahmegesetz fallen, sondern womöglich Fürst Bismarck selber. Aber so sehr man mit dem materiellen Elende sympathisiren kann, auf welchem die Socialdemokratie beruht, so wenig wird man sich mit ihrer Dogmatik befreunden können, deren politische Lehrsätze allen historischen Erfahrungen, deren antireligiöser Fanatismus allen Bedürfnissen des menschlichen Herzens, und deren Ideale allen Grundsätzen einer aufrichtigen Philosophie widersprechen. Nur Leute, die sich daran gewöhnt haben, Ergebnisse einer rein negativen Kritik für positive Resultate zu halten, mit denen man die Welt aus den Angeln heben könne, werden sich zu jenen Glaubenssätzen bekehren. Insofern ist die Socialdemokratie allerdings ein Product und eine Consequenz des „Liberalismus", mag sie auch factisch noch so sehr im Gegensatze zu ihm

Digitized by Google

sich befinden. Daß die Generalpächter des „Liberalismus“ und die Hauptausbeuter der „liberalen“ Massen, die Juden, auch unter der Socialdemokratie ihre Rolle spielen, ist deshalb nicht weiter verwunderlich.

Es dürfte nicht überflüssig sein, hier in Bezug auf die Stellung der Juden zur wahren Bildung noch ein Wort zu sagen. Aeußerlich betrachtet, thut Niemand mehr für die Ausbildung seines Geistes als die Juden, was schon die große Anzahl derselben auf den höheren Schulen beweist. Indessen sucht der Jude nur in den seltensten Fällen die Bildung um ihrer selbst willen. Er betrachtet sie als Mittel zum Zweck, und wäre es nur, um dieselbe im Dienste seiner Eitelkeit zu verwenden. Es mag Ausnahmen geben; es hat auch jedenfalls solche gegeben. Wenn wir aber gerecht sein wollen, müssen wir zugestehen, daß das Erwachen des Jüdischen Geistes aus jener Verdumpfung, welche auf demselben gelastet hatte, mit dem Widererwachen des Deutschen Geistes selbst, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zusammenfällt. Hier liegt also unzweifelhaft eine Art Gemeinschaft vor. Anders bei jener Masse von Juden, die seitdem in unser Vaterland eingewandert sind, und in immer neuen Schaaren von Osten her dasselbe überschwemmten. Diese wollen die Bildung sofort nach ihrer Ankunft als etwas Fertiges erstehen; da aber dieselbe ihnen schließlich etwas durchaus Fremdes ist, in dessen Wesen und Wachsen sie nicht eindringen können, so kommen sie niemals über die Halbbildung hinaus. So trägt denn ihr mächtiger Einfluß ohne Frage dazu bei, daß das Vermächtniß aus der großen Zeit des Deutschen Geisteslebens eine leere Phrase geworden ist. Wie kann man von ihnen verlangen, daß sie sich in die ungeheure Fülle des Göthe'schen Geistes versenken? Wie kann man ihnen zumuthen, daß sie zum Kern der Beethoven'schen Musik vordringen, in welcher der reinste Inhalt des Christenthums gleichsam neu geboren ward? Was sollen sie mit der Deutschen Philosophie anfangen, welche sich um die kleinliche Realität, die ihr Alles ist, so wenig kümmert? Sie meinen das Alles im Besitz zu haben, ohne doch die Voraussetzungen zu erfüllen, an welche dieser Besitz geknüpft ist, und ohne welche er todt ist. Von Alters her das Volk des Buchstabenglaubens — wie dies in der Erfindung der Kabbala seinen monströsesten Ausdruck gefunden hat — verbinden sie auch heute noch ihre negative Wirksamkeit mit fanatischem Autoritäts-Cultus, und hindern so in doppelter Beziehung den wahren geistigen Fortschritt. Niemals hat sich vielleicht diese Halbbildung mehr offenbart, als während des sogenannten „Kulturkampfes“. Wie warfen da die Juden mit Redensarten um sich, die sie unter Umständen den größten Deutschen Denkern und Geisteskämpfern entlehnt hatten! Schon Heinrich Heine erhitzte sich in auffälliger Weise für Martin Luther; las man die „Kulturkampfs“-Leitartikel, so hätte man wol gar denken sollen, jeder jüdische Zeitungsschreiber sei ein kleiner Luther. Aber die Feder, die in der Schwinge des Adlers mit dazu dient, ihn hoch in die Lüfte zu tragen, wird, wenn man sie ihm ausrupft, zu einer ganz gewöhnlichen Schreibfeder, mit welcher man höchstens Dinte verspritzen kann. Ueberhaupt giebt es keinen geeigneteren Prüfstein für wahre Bildung, als das Verhalten zur Religion. Selbst das beste Streben wird, wenn es mit halbem Wissen verknüpft ist, hier auf Irrwege gerathen, wie es der Aufklärerei des vorigen Jahrhunderts

Digitized by Google

passirt ist, der zu einer unbefangenen Auffassung des Wesens der Religion, vor allem die nöthigen historischen Kenntnisse fehlten. Doch war das achtzehnte Jahrhundert wenigstens ehrlich. Es besaß ein halbes Wissen, aber eine ganze Bildung. Heutzutage ist man nicht mehr so ehrlich und sucht eine Religion zu construiren, die so recht eigentlich als Religion der Halbgebildeten zu bezeichnen ist: es ist dies die Religion des Protestantenvereins und seiner Freunde. Näher auf dieses wichtige Thema einzugehen, würde indessen für den Augenblick zu weit führen.

Unvollständig würde unser Aufsatz jedoch sein, wenn wir nicht noch kurz andeuteten, welche Schäden diese Zustände für die Weiterentwickelung des Deutschen Geistes im Gefolge haben. Daß sie auf Politik und Wirthschaft, auf Kunst und Moral höchst nachtheilig wirken, ist bereits hervorgehoben. Aber sie drohen schließlich auch jenes Palladium geistiger Freiheit zu zerstören, das die Halbgebildeten selbst am meisten zu preisen vorgeben, und das auch in der That das höchste Gut der neueren Zeit ist, die Toleranz. Sie, allerdings nur im edelsten Sinne, müßte der schönste Schmuck des Deutschen Geistes sein. Es versteht sich von selbst, daß wir hier nicht einer manchesterlichen Toleranz das Wort reden, die Alles und Jenes duldet, und das Volksgemüth auch den verderblichsten Einflüssen preisgiebt. Ebensowenig verlangen wir vom Einzelnen, daß er unter allen Umständen tolerant denke. Wer mit Energie etwas Großes durchzuführen trachtet, und all' sein Wollen und Denken auf einen Punkt concentrirt, der ist nothgedrungen einseitig und deshalb intolerant. Es handelt sich hier um die öffentliche Meinung und um die Meinung größerer Kreise. Der Halbgebildete muß schon deswegen intolerant sein, weil er sein Wissen überhaupt für das letzte mögliche Wissen hält, und somit in jeder anderen Meinung einen tief unter ihm stehenden Irrthum erblickt. Er kann sich im Grunde gar nicht denken, daß Jemand andere Anschauungen hat, wie er. Stimmen nun diese seine Anschauungen mit seinen Interessen überein, so ist überhaupt kein Auskommen mehr mit ihm. Selbst ein solcher Verehrer des „Weltprocesses", wie Eduard von Hartmann, führt in seiner Schrift über die „Selbstzersetzung des Christenthums" aus, wie die alleinige Herrschaft des Protestantenvereins in der evangelischen Kirche eine unerträgliche Tyrannei herbeiführen müsse. Man blättere einmal in einem Werke herum, welches, wie z. B. das Brockhaus'sche Conversationslexikon, die Summe der „liberalen" Weisheit repräsentirt: wie da in allen theologischen Artikeln die protestantenvereinliche Auffassung stets als die einzig mögliche dargestellt wird. Ueber die Intoleranz der „liberalen" Presse braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Sie hat den Begriff geradezu umgekehrt, versteht unter Toleranz den Glauben an das alleinseligmachende „liberale" Dogma und nennt Jeden, der an diesem zweifelt, einen intoleranten Reactionär. Daß die Juden es in dieser Hinsicht allen vorthun, entspricht ihrer Abstammung. Die Semitischen Völker sind niemals in der Geschichte zum Begriffe der Toleranz vorgedrungen. Am Schlimmsten ist, daß jeder Stoß einen Gegenstoß zu erzeugen pflegt. Wird auf der einen Seite die Negation als das ausschließliche Wesen der geistigen Freiheit hingestellt, so wird man auf der andern von dieser überhaupt nichts mehr wissen wollen. So kommt sie doppelt in's Gedränge und leidet schließlich die Gefahr, ganz unterzugehen. Das sind keine leeren Befürchtungen.

Digitized by Google

Wer zweifelt daran, daß die Socialdemokratie eine geistige Tyrannei aufrichten würde, unerträglicher noch als die, welche die Spanische Inquisition im Reiche Philipp II. ausübte. Die Katholiken haben durchaus Recht, wenn sie behaupten, nur ihre Kirche vermöge es, auf die Dauer der Socialdemokratie Widerstand zu leisten. Wenigstens glauben wir, daß, wenn die Socialdemokratie jemals zur vollen Herrschaft gelangt, bereits von der evangelischen Kirche nicht viel mehr übrig sein würde. Der katholische Priester hätte dann zum zweiten Male, wie nach den wüsten Jahrhunderten der Völkerwanderung, die Menschheit aus ihrem Elend aufzurichten.

Wir haben diese etwas entfernte Perspective eröffnet, um klar zu machen, wie sehr es die Pflicht eines Jeden ist, gegen das weitere Umsichgreifen der Halb- und Viertelsbildung mit Entschiedenheit aufzutreten, und die aus derselben entspringende Intoleranz mit aller Macht zu brechen. Nach den verschiedensten Richtungen giebt es hier Gelegenheit zu verdienstvoller Thätigkeit. Vorläufig indessen möge es bei dieser Skizze sein Bewenden haben.

Digitized by Google

Nihilismus und Panslavismus.

Es ist das gemeinsame Kennzeichen aller Charlatane und Quacksalber, auf dem medicinischen Gebiet wie auf dem politischen, für alle Zustände dasselbe Heilmittel bei der Hand zu haben, und ohne die Krankheit selbst zu ergründen, lediglich auf die äußeren Symptome und deren Beseitigung loszukuriren. Man reicht dem Erhitzten kaltes Wasser und macht den Erfrorenen warme Umschläge, und erklärt es dann als „Böswilligkeit" des Patienten, wenn die Kur nicht anschlagen will. Um so erfreulicher ist es, endlich einmal einem Manne zu begegnen, welcher sich über das Niveau der quacksalbernden Staatsmänner erhebt, und politische und sociale Erscheinungen, welche nicht allein sein Vaterland, sondern Europa mit Schrecken erfüllen, auf ihren wahren Inhalt zu prüfen und zu behandeln versteht. Es ist das Verdienst des Grafen Loris-Melikow, zuerst richtig erkannt und praktisch bethätigt zu haben, daß Nichts thörichter sein kann, als den Russischen Nihilismus mit den socialistischen Bestrebungen der alten Europäischen Kulturstaaten zu identificiren, daß jener vielmehr der Ausdruck desselben Geistes ist, welcher sich nach Außen als Panslavismus geltend macht, daß beide daher Zwillingsgeschwister sind, und daß die Aufgabe eines Russischen Staatsmannes nicht darin besteht, dieselben zu unterdrücken, sondern in die rechten Wege zu leiten.

Schon eine oberflächliche Betrachtung der Namen selbst wird diese Diagnose bestätigen. Wir sehen hierbei einstweilen noch davon ab, daß, während die Socialdemokratie der Westeuropäischen Kulturländer mit seltenen Ausnahmen ihren Sitz in den unteren Klassen der Bevölkerung hat, der Nihilismus sich überwiegend aus den höheren geldmächtigen, zur Regierung berufenen Kreisen rekrutirt, und legen den Nachdruck lediglich darauf, daß es in Rußland zur Zeit noch an allen Vordersätzen des eigentlichen Socialismus gebricht, daß mithin auch die nihilistischen Bestrebungen als politische und nicht als sociale betrachtet sein wollen. Rußland befindet sich noch in dem Entwickelungsstadium, wo es sich um den Erwerb politischer Rechte und Freiheiten handelt, und den Häuptern des Nihilismus liegen die utopistischen Forderungen der Socialdemokratie noch ziemlich fern. Nihilismus heißt nicht, daß man Nichts will, sondern daß man von Dem, was augenblicklich ist, nichts will. Damit ist noch nicht einmal gesagt, daß man die Monarchie, ja selbst den Despotismus an sich nicht will. Was man nicht will, ist nur die zeitige Form und Bethätigung, und der Nihilismus ist in diesem Sinne die ausgesprochene Todfeindschaft der zum politischen Bewußtsein erwachenden Volksmasse gegen Alles, was ihr heute mit dem Anspruch der Autorität und Herrschaft gegenübertritt. Um dies

Digitized by Google

richtig zu verstehen, wird man sich daran erinnern, daß die Entwickelung des Russischen Volkes seit den Tagen Peters des Großen eine künstliche und gewaltsame gewesen ist, daß man das Altrussenthum mit der Knute und ähnlichen Mitteln in die Westeuropäische Uniform hineingetrieben hat, daß — wie dies namentlich bei den kirchlichen Secten in die Erscheinung tritt — der Kern des Russischen Volks dieser Uniformität beharrlich Widerstand leistet und den von auswärts bezogenen Kulturrock stets mit Widerwillen getragen hat. Nichts natürlicher, wenn das Russenthum heute, wo ihm zum ersten Mal nach langem Drucke etwas Luft und Licht gewährt wird, gegen jene ihm aufgezwungene Kultur ankämpft, und dabei der Neigung Raum giebt, über das Ziel hinauszuschießen und das Kind mit dem Bade auszuschütten. Getrieben von dem Verlangen, sich ohne Zwang aus dem eigenen Geiste heraus zu entwickeln, und erbittert durch die lange Vergewaltigung, wird es mit einer gewissen elementaren Nothwendigkeit dahin gedrängt, die ihm verhaßte fremde Kultur in Bausch und Bogen zu verwerfen, und diesen seinen Gegensatz und Haß auch auf deren Träger zu übertragen, wobei es nicht befremden kann, daß die Gewaltsamkeit der früheren Action sich in entsprechender Weise auch auf die jetzige Reaction überträgt. Aus diesen beiden Elementen aber setzt sich das zusammen, was wir heute Nihilismus zu nennen pflegen.

Daß darin das internationale revolutionäre Semitenthum eine hervorragende Rolle spielt, wird Diejenigen nicht befremden, welche wissen, daß Rußland heute das einzige Europäische Land ist, in welchem die Juden noch auf das Gastrecht beschränkt, von allen obrigkeitlichen Stellungen, wie von der „völligen Gleichberechtigung" ausgeschlossen sind, und wo sie deshalb mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften, d. h. mit Geld und Schlauheit, mit Corruption und Gewalt, jedoch stets mit möglichster Rückendeckung, auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse und auf die Herbeiführung von Zuständen hinarbeiten, welche ihnen in dem übrigen Europa zum Siege verholfen haben. Den Mittelpunkt und die treibende Kraft ihrer Thätigkeit bildet eine geheime Verschwörer-Gesellschaft, der sogenannte Kagal, welcher mit unbedingter Machtvollkommenheit über die Person und das Vermögen aller Russischen Juden verfügt, eine ähnliche Herrschaft ausübt, wie seinerzeit die geheime Polnische Regierung, und welche wir am besten zu charakterisiren glauben, wenn wir sie als das Semitische Freimaurerthum bezeichnen. Daß diesen Leuten Nichts ferner liegt, als mit den, grade in das Fleisch des Judenthums am tiefsten einschneidenden, volkswirthschaftlichen und socialen Forderungen der Massen Ernst zu machen, liegt auf der Hand. Um so eifriger aber sind sie bestrebt, ihrer Lieblings-Staatsverfassung, dem ordinären „Constitutionalismus", Eingang zu verschaffen. Es wird ihnen nicht schwer, gegen gute Bezahlung „Hänge-Gendarmen" in genügender Anzahl und Auswahl zu finden. Dank ihrer Vorsicht, der Beihilfe ihrer Stammesgenossen in allen andern Ländern und der Bestechlichkeit der Russischen Bureaukratie, gelingt es ihnen gewöhnlich, sich bei Zeiten aus dem Staube zu machen, sich aus sicherer Ferne als politische Märtyrer aufzuspielen, und von dem verblendeten Christenvolk feiern zu lassen. Dabei sind sie schlau und gewandt genug, wie Mephistopheles, nicht ganz „mit dem Alten zu brechen", sondern sich der Regierung, sei es als Spione, sei es als

Digitized by Google

Banquiers, so weit nützlich zu machen, als es sich mit dem eigenen Vortheil verträgt. Zugleich aber wissen sie, wie anderswo, so auch in Rußland, an die gangbaren Neigungen und Leidenschaften des Volkes anzuknüpfen.

Sehen wir uns hierauf den „Nihilismus" etwas genauer an, so wird es leicht verständlich, daß das Semitenthum, welches sich wie ein Heuschreckenschwarm in einer Zahl von etwa drei Millionen auf das Russische Volk niedergelassen hat, der revolutionären Bewegung die erforderlichen Geldmittel darzureichen, wie auch die nachhaltige Kraft zu gewähren vermag, und zugleich auf dieselbe den tiefen brennenden Haß und die grundstürzende Tendenz übertragen hat, welche den Juden erfüllt gegen Alles, was Christenthum und christliche Staats- und Weltordnung heißt. Es mußte ihnen dies um so leichter gelingen, als sie in dem Racenhaß, welcher das Russische Volk gegen die aufgedrungene Kultur und deren vermeintliche Träger, die Deutschen, erfüllt, einen bereiten Bundesgenossen fanden, und es daher nicht so gar schwer hielt, den eigenen und den Russischen Kaftan als identisch erscheinen, und das Russische Volk, indem es sich zu befreien glaubte, für die Semitische Herrschaft arbeiten zu lassen. Das meiste Entgegenkommen fand man naturgemäß in jenen blasirten Kreisen der Russischen Gesellschaft, welche den Becher der sinnlichen Genüsse bis auf die Hefe geleert, welche ausgehöhlt bis auf's Mark, ebensowol ihren christlichen wie ihren Volkscharakter abgestreift, und in jenem dumpfen Hasse wandelnder Leichen nur noch die Leidenschaft der Vernichtung bewahrt hatten. Es ist dies derselbe Haß, welcher das von seiner Wurzel losgelöste, von seinem Mittelpunkte vertriebene, ohne Tempel und Altar herumirrende, abgestorbene und doch zum Leben verurtheilte Judenthum erfüllt, und selbiges zum natürlichen Verbündeten aller Bestrebungen und Elemente machen muß, welche nur mit Lüge und Zerstörung ihr Leben fristen.

Nach unserer Auffassung ist also der Russische Nihilismus die durch die revolutionären Semitischen Race-Bestrebungen verderbte Reaction des Russischen Volksthums gegen die ihm aufgezwungene Kultur, und der Versuch, mit seiner bisherigen unnatürlichen Entwickelung vollständig reinen Tisch zu machen, seine Geschichte gewissermaßen von vorn zu beginnen, und aus dem uneigenen Geiste heraus sie neu zu gestalten. Mit dieser radicalen Reaction des Russischen Volksthums aber sind das Betonen des Slavischen sowie des orthodox kirchlichen Elements, die Ausdehnungslust beider nach Außen hin, und der Haß gegen das ihm an erster Stelle gegenüberstehende Germanenthum eigentlich von selbst gegeben, sodaß der Panslavismus einer genaueren Betrachtung, als die nach Außen gerichtete Seite der Bewegung im Innern Rußlands sich darstellt. Hiernach erklärt es sich, daß selbst die Häupter des Nihilismus, welche für ihre Person von Religion und Kirche nur wenig wissen wollen, doch die orthodox Griechische Kirche, wenigstens politisch, als einen Haupthebel ihrer Agitation betrachten, und daß sogar Bakunin für ein großes Slavenreich schwärmt, welches sich vom Ural bis nach Böhmen, Agram und Lemberg erstrecken soll.

Eine Ausnahme hiervon machen nur die Jüdisch-Russischen Nihilisten, welche zur Zeit den äußersten linken Flügel des Nihilismus bilden, und sich mit besonderem Nachdruck „Anarchisten" nennen. Diese haben im Gegensatz zu ihren

Digitized by Google

bisherigen Gesinnungsgenossen in einem aus Genf datirten Schriftstück vom 27. Mai 1880 ein neues Programm veröffentlicht, in dessen Eingang es heißt, daß Angesichts der neuen Strömung in Rußland die bisher gebrauchten Mittel einer Aenderung unterzogen werden müßten, damit ihre Propaganda, welche fortan eine friedliche sein solle, ungestörten Fortgang nehmen könne. Als „Hauptaufgabe" wird dann bezeichnet, mit Aufwendung aller Mittel die Zahl der Mißvergnügten in Rußland zu steigern und dem Volke begreiflich zu machen, daß alles Bestehende von Grund aus schlecht ist und zerstört, zertrümmert und vernichtet werden muß. Des Weiteren heißt es wörtlich: „Um unsere Zwecke des Umsturzes erfolgreicher zu fördern, erachten wir für den Augenblick folgende Mittel für angemessen: 1. Unser Augenmerk wird hauptsächlich auf reiche und hochgestellte Persönlichkeiten gerichtet sein, damit unter ihnen möglichst viele Anhänger für unsere Sache gewonnen werden. 2. Wir werden durch Besteuerung unserer Gesinnungsgenossen und durch Einziehen eines Theiles ihres Vermögens bestrebt sein, einen eisernen Fonds für den gemeinsamen Zweck zu biden, welcher uns materielle Mittel, die zum Betriebe der Propaganda unumgänglich nothwendig sind, liefern wird. 3. Durch Contact mit den höher situirten Klassen der Gesellschaft müssen wir bestrebt sein, Einfluß auf Beamte und Officiere zu gewinnen, und diesen Einfluß in der Richtung auszunützen, daß dem Volke die Regierung immer mehr verhaßt gemacht werde. 4. Unsere Propaganda wird unter dem Volke a. mündlich und b. mittelst Schriften geführt werden. Ueber die mündliche Propaganda werden unsere Agenten eine specielle Instruction erhalten. Die schriftliche Propaganda wird durch Bücher und periodische Zeitschriften, wie bisher, geführt werden, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Partei mehrere eigene Organe in verschiedenen Sprachen Osteuropas gründen wird. 5. Wir verwerfen das Föderativsystem und sprechen uns für eine einheitliche Leitung unserer Partei in allen Ländern und unter allen Völkern Osteuropas aus. 6. Wir werden bestrebt sein, auch in Westeuropa für unsere Sache Proselyten zu werben, oder uns mit Parteien verschmelzen, welche dieselben Zwecke des Umsturzes verfolgen, ohne den Ereignissen vorzugreifen."

Aus diesem Schriftstück, unterzeichnet „Das Executivcomité der Jüdisch-Russischen Socialisten", ersieht man, daß es den Juden auch in Rußland nur um das Zerstören und Vernichten zu thun ist; daß sie das Slaventhum und die Griechische Kirche mit nicht minderem Hasse verfolgen, als die christlichen Kirchen und christlichen Staaten Westeuropa's; daß die Juden den eigentlichen Gährstoff in allen Agitationen und Revolutionen bilden, und daß sie die Corruption der höheren Schichten des Volkes überall systematisch betreiben. Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß die Juden in Rußland sich zur Zeit nicht auch für den Panslavismus interessiren. Was ihnen diese Bewegung schmackhaft macht, ist eben die Auflösung der bisherigen Staatengebilde, die Steigerung des Kampfes der Nationalitäten, die mögliche Wiederaufrichtung ihres Europäischen Gosens und die wachsende Anarchie, welche sie von Alledem erhoffen. Jedenfalls aber ist für die Juden in Rußland auch der Panslavismus nur ein negativer und nicht ein positiver Gedanke. Der Jude kennt eben nur eine Nationalität, welche er hegt und pflegt, und das ist die seine.

Digitized by Google

Dagegen ist für das Russische Volk und selbst für die Masse der Russischen Nihilisten der Panslavismus ein sehr positiver und reeller Gedanke, der sich aus zwei Hauptbestandtheilen zusammensetzt, nämlich aus dem Bestreben, auf dem weltlichen Gebiete die Slavische Nationalität, und auf dem geistlichen die orthodoxe Griechische Kirche zur herrschenden Vormacht zu erheben. Am schärfsten ist dieser Gedanke von Herzen, dem rechten Vater des Russischen Nihilismus, ausgesprochen, indem er das Centrum sucht, um welches die Slaven sich sammeln und wo sie ihr Banner entfalten sollen. „Das von Slaven umringte Wien" ist ihm nur ein „Deutsches Rococo", Petersburg verwirft er als „modern Deutsch", Warschau als „katholisch", Moskau als „ausschließlich Russisch". Alle diese Orte haben für ihn nur Werth als Provinzialstädte des vereinigten Slavenreichs, als dessen Hauptstadt er allein Constantinopel anerkennen will. Es ist ihm das Rom des Ostens, die heilige Stadt der Orientalischen Kirche, und zugleich Gravitationspunkt für die Griechen und zersplitterten Bekenner derselben Kirche. Man ersieht hieraus den genauen Zusammenhang und die Wechselwirkung des Panslavismus und der Orientalischen Frage, und daß der Panslavismus nicht eher zur Ruhe gelangen wird, bis er das Kreuz wieder in dem „Rom des Ostens" aufgepflanzt hat. Für diesen Zweck aber ist die Griechische Kirche der wesentlichste Factor und der Graf Loris-Melikow hat seine Aufgabe sehr wohl begriffen, wenn er vor Allem die Versöhnung mit den lebenskräftigen Elementen der orthodoxen Kirche sucht und sich bemüht, das Gros derselben aus seinem Winterschlafe zu erwecken. Je mehr die Regierung sich dieses positiven Gedankens zu bemächtigen versteht, um so weiter tritt die negative revolutionäre Seite des Nihilismus in den Hintergrund, und Loris-Melikow geht, indem er den Panslavismus gegen den Nihilismus ausspielt, nur denselben Weg, welchen Fürst Bismarck gegangen ist, als er die Deutsche Demokratie durch die Realisirung des Nationalitäts-Gedankens überwand.

Es ist aber ein Irrthum zu meinen, daß der Panslavismus mit dem Fürsten Gortschakow ins Bad gegangen sei, oder an Altersschwäche leide. Im Gegentheil ist derselbe erst jetzt mit dem Grafen Loris-Melikow in dasjenige Stadium eingetreten, aus dem heraus er seine volle Kraft zu entfalten vermag. Allerdings dürfen wir heute mit einer gewissen Beruhigung auf die Stellung und Macht des Deutschen Reiches hinblicken; doch wird es gut thun, wenn dies ohne alle Selbstüberhebung und mit der Erwägung geschieht, daß uns in einem Panslavistischen Rußland mit seiner durch die Griechische Kirche leicht zu fanatisirenden Bevölkerung ein nicht zu unterschätzender Feind gegenübersteht. Mag man bezweifeln, ob die Russische Nationalität eine rein Slavische sei, und ob andere Völker überhaupt ein Recht haben, sich dem Slavischen Stamm zuzugesellen: die Thatsache bleibt stehen, daß eine Reihe von Nationen sich als zu einander gehörig betrachten, und daß sie insbesondere in dem, was uns zunächst angeht, völlig einig sind, nämlich in dem unbedingten Deutschenhaß. Möglich, daß der religiöse Gegensatz und der tiefe Blutstrom, welcher durch die Geschichte des letzten Jahrhunderts fließt, den Polen verhindert, mit dem Russen zu fraternisiren, sein Widerwille gegen das Deutschthum ist darum nicht minder groß; ebenso wie uns Oesterreichs gegenwärtige Verfassungs-Zustände darüber

Digitized by Google

belehren können, wie es um die gegenseitige Liebe seiner verschiedenen Stämme bestellt ist.

Treffend hat Bruno Bauer in seinem Buche „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" (Chemnitz 1880) darauf hingewiesen, „daß Alles, was an den Nihilisten Entsetzen erregt: Glaube an die eigene Mission, Grausamkeit der Consequenz, Unerschrockenheit der Nivellirungssucht — die Actionsmittel der Kaiser waren, welche das neuere Rußland schufen"; und daß es sich also auch bei dem Nihilismus vor Allem um die Frage handelt, ob nicht aus den jetzigen krampfhaften Bewegungen des Russischen Volksgeistes ein stärkeres und gewaltigeres Rußland geboren werden wird, als das, welches wir heute vor uns haben. „Wäre der Russische Nihlismus", sagt Bauer, „wie die Freunde der neuen Deutschen Aera meinen, nur das Erzeugniß einer aus der Enttäuschung des letzten Türkenkriegs hervorgegangenen Mißstimmung unserer nordischen Nachbaren, welche unter dem Druck des Absolutismus ihre für die Russische Gesellschaft und Regierung bedrohliche Höhe erreicht hat, so hätten sie mit Behagen einer ihren Wünschen und Ansichten entgegenkommenden Erscheinung und deren zerstörendem Toben zuschauen können. Sie, die Bewunderer Bismarcks, malen dem Publicum das idyllische Bild der Ruhe aus, in welcher das Deutsche Reich die Frucht seiner Siege über Dänemark, Oesterreich und Frankreich genießen könnte, wenn Rußland nicht wäre und die Kreise unseres Deutschen Baumeisters störte. Rußland, klagen die Sprecher der erneuerten und gekräftigten Deutschen Nation, sacht mit seiner Sucht nach Eroberungen und Annexionen die schwache, aus ein paar brennenden Hütten der Herzegowina züngelnde Flamme zum Brand des Türkenkrieges an; es wirbt um Frankreichs Theilnahme an einer großen Action in Mitteleuropa, und wiederholt ihm von Jahr zu Jahr den Zuspruch, es möge nur stark, recht stark werden; wo, wie in Italien, sich nach dreimaliger Arrondirung Mißmuth über die eigene Kleinheit und Verlangen nach Erweiterung regt, findet es Bundesgenossen. Noch neulich erst beschwerten sich die officiösesten Blätter Berlins über die angebliche Zusammenhäufung des größten Theils der activen Armee Rußlands dicht vor den Grenzpfählen des Deutschen Reichs, und erklärten aus dieser feindlichen Concentration die Nothwendigkeit, in welche sich die diesseitige Reichsregierung gedrängt sehe, die eigene militärische Rüstung zu vervollkommnen. Rußland verschuldet die unaufhörliche Vergrößerung der Deutschen Kriegsmacht und die nicht enden wollenden Anforderungen an die Steuerkraft der Nation. Welche Genugthuung mußten daher die Parlamentarier und Publicisten aus dem Treiben einer Partei schöpfen, die so fanatisch wie die nihilistische die gegenwärtige Ordnung Rußlands in die Luft zu sprengen droht, also auch wenigstens die Schwächung der bestehenden Staatsgewalt zur Folge haben, und die Besorgniß der Nachbarn vor der unermüdlichen Diplomatie für eine geraume Zeit beschwichtigen würde!"

Statt dessen, was sehen unsere Augen? Schon haben die Nihilisten den Unglauben an das Bestehende und die Ueberzeugung von dem Bankerott des bisherigen Russenthums bis in die höchsten Kreise getragen; schon haben sie den Haß gegen das Eindringen des Deutschthums und das stolze Herabsehen auf das alte Europa

Digitized by Google

populär gemacht, und den Krieg gegen den Westen zu einem Glaubensartikel für die Zukunft erhoben. Allerdings ist Graf Loris-Melikow weder Nihilist noch Panslavist im gewöhnlichen Sinne; aber er scheint die praktische Bedeutung der Nationalitätsfrage für die Ueberwindung der inneren Revolution studirt, und auch von der politischen Entwickelung Deutschlands soviel gelernt zu haben, um der Zuversicht zu leben, die Umgestaltung der giftigen Nihilisten in begeisterte Panslavisten mit demselben Erfolg in Scene setzen zu können, wie dies in Deutschland bei der Verwandlung des übersprudelnden Burschenschafters in den bescheidenen Nationalvereinler über Erwarten gelungen ist. Ueberhaupt thut man gut, wenn man das Verhältniß des Nihilismus zum Panslavismus klar erkennen will, sich der burschenschaftlichen Bewegung in Deutschland zu erinnern. Man findet dort im Anfang dieselbe Unklarheit und ähnlich geartete, oder doch wenigstens geplante Ausschreitungen, und wie dort als letztes Ziel das Deutsche Reich heraustrat, so zielen auch in Rußland alle Bewegungen auf den Panslavismus, das heißt auf eine der Deutschen Einigung entsprechende Zusammenfassung aller derjenigen staatlichen und kirchlichen Elemente, welche durch Stammverwandtschaft oder religiöse Gemeinschaft nach Rußland, als ihrem Centrum, gravitiren.

Digitized by Google

Federzeichnungen aus dem Preußischen Herrenhaus.

Mit die zahlreichste Species im Herrenhause sind die Bürgermeister; so zahlreich, daß der Oberbürgermeister von Voß aus Halle einst selber ausrief: „Es ist wahr, die Bürgermeister wachsen hier im Hause wie Pilze aus der Erde.“ Nachdem die Regierung „liberal“ geworden, war die Sehnsucht nach diesen „treuen Kampfgenossen“ zu Zeiten so stark, daß, während sie andere Berufungen liegen ließ, sie dem „rothen“ Becker in Dortmund die seinige telegraphisch mittheilte, ihn einladend, unverzüglich seinen Platz im „Kulturkampf“ einzunehmen. Gewiß entspricht es der Institution eines Oberhauses, die Vertreter der großen Städte in seiner Mitte zu wissen, und es ist immer noch sehr zu bedauern, daß dieselben sich Jahre lang vom Herrenhause so fern hielten, daß die Städte in kleinlicher kurzsichtiger Opposition ihnen vielfach die Mittel zum Erscheinen verweigerten. Wenn nun aber die Regierung das Versäumte durch Massenaufgebote nachholen wollte, wenn sie sich der Bürgermeister bediente, um Herrn Camphausen's Finanzkunststücke zu beklatschen, die Kapitalisten-Wirthschaft zu steigern, die Warnungen des Grundadels zu übertäuben und diesen selbst zu erdrücken — so beweist das nur eine traurige Unbekanntschaft mit den staatserhaltenden Kräften, eine bedenkliche Unkenntniß der Lebensbedingungen des royalistischen Preußens und der Fundamente des Regentenhauses.

Wir müssen zurückgreifen bis auf den Conflict wegen der Kreisordnung, dessen plumpe Beendigung dem freien Herrenhause ein Ende machte. Carl Freiherr von Bodelschwingh-Plettenberg, Erbmarschall der Grafschaft Mark, äußerte damals, als die Möglichkeit eines Pairsschubs erwogen wurde: „Wir lehnen diese Kreisordnung ab, weil sie unsern Lebensfaden abschneiden würde, und das Volk — am Rhein bin ich dessen gewiß — wird uns verstehen. Sollte dennoch ein Pairsschub erfolgen, so werde ich dieses Haus nicht wieder betreten.“ Sprach's und wurde nicht mehr gesehen. Nachdem der Schub erfolgt war, und der „Kulturkampf“ mit Platitüden und Rohheiten wüthete, sagte ein jüngeres Mitglied eines Tags im Foyer: „Glücklich, wer wie Bodelschwingh, dies corpus vile zu rechter Zeit verlassen hat.“ — „„Sie vergessen““, erwiderte der Herzog von Arenberg, „„daß dann der unwiderlegliche Protest des ganzen unabhängigen Adels nicht zum Ausdruck gekommen wäre.““ — — „Also, es wird geschoben!“ äußerte Herr von Forckenbeck mit hämischem Lächeln, nach Anhörung der Thronrede im Weißen Saal. — Das war der Inbegriff der Weisheit, worauf diese klugen, großen Politiker das Programm der Zukunft und die Wohlfahrt des Vaterlandes gründeten, und es endigte im Sommer 1879, wie

Digitized by Google

bekannt und billig, mit einer Tischrede bei den wilden Thieren — im Zoologischen Garten zu Berlin. Das Herrenhaus wurde gebrochen — gebeugt hat es sich nicht.

Fürst Bismarck, Mitglied des Herrenhauses, legt auf diese Eigenschaft Werth, trotz aller Demüthigungen, die er demselben mit der ihm eigenen Meisterschaft hat angedeihen lassen. Kaum hatte er das Pommer'sche Gut verkauft, auf Grund dessen er in die Matrikel aufgenommen war, so wurde er mit einer Virilstimme für Varzin auf's Neue berufen. Die Zeit, wo er's für angemessen erachtete, eine gewisse Collegialität anklingen zu lassen, ist zwar unwiederbringlich dahin; erscheint er noch im Hause, so geschieht es mit jenem Aplomb, der auszudrücken scheint: „Diese Faust kann Euch zermalmen und wird es, je nach Umständen"; mit jener eigenthümlichen Erregtheit, die ein Witzblatt nicht übel mit den ihm in den Mund gelegten Worten charakterisirte: „Heute Sitzung im Herrenhause; ich werde etwas Roth auflegen." Es ist sehr möglich, daß der Fürst überhaupt in keinem Parlamente mehr erscheint. Jedenfalls wird das, wovon er oft gesprochen, noch einstmals auf den Bänken der Opposition sich niederlassen zu wollen, nicht eintreten. Er wird freiwillig nicht aufhören herrschender Minister zu sein, weil er es nicht kann, nicht darf. Es scheint, daß auch vom Thron eines Reichskanzlers man nur noch in's Grab steigt. Charakteristisch für des Majordomus Neigungen, schweben zwei Scenen aus dem Herrenhause uns vor. Ein Mal, wie er einen langjährigen, eben verabschiedeten Minister-Collegen, der harmlos auf der Zuhörertribüne saß, mit der ganzen Fülle seines olympischen Zornes übergoß, und über die Amtsführung des Gefallenen ein Brillantfeuer ironischer Salven knattern ließ. Das andere Mal wurde die Commission zur Vorberathung der Maigesetze gegen alles parlamentarische Herkommen in der gewaltthätigsten Weise aufgelöst. „Ich verlange das", schloß er; „verlange es als Mitglied dieses Hauses!" — Wenn der Nutznießer und Zerstörer der Parteien im Reichstage stand und seine Getreuen musterte, so wußte er ziemlich genau: Der hat soviel und der soviel gegründet. Einige Menschenverachtung muß man einem großen Manne zu Gute halten; zuletzt mag der Ekel nicht wenig dazu beigetragen haben zu seinem Entschlusse, die Nationalliberalen „an die Wand zu drücken"; wenigstens sollen die Glagau'schen Bücher über den Börsen- und Gründungsschwindel zeitweise nicht von seinem Tische gekommen sein. Wenn er im Herrenhause war, so sah er leider nicht weniger Gründer und Gründergenossen; aber noch ein Anderes sah er, was in keinem Handbuche verzeichnet steht: wie die Excellenz erworben, wie der Orden ergattert wird; wie Der Oberpräsident, und Der Landesdirector werden möchte; wie die Meisten die Carrière ihrer Söhne zu fördern trachteten, und um deswillen im Staube krochen, zu jedem Lakaien-Dienst sich bereit hielten.

An der neuen Kreisordnung hat der Reichskanzler sichtbar wenig Theil genommen. Er hat die Sache nur in Fluß gebracht, und dann die Beseitigung alter und bewährter Institutionen anderen Händen anvertraut. Wahrscheinlich kam es ihm bei dem Pairsschub hauptsächlich darauf an, in den alsbald mit allen Geschützen zu eröffnenden „Kulturkampf" mit einem neuen Corps von „Freiwilligen" eingreifen zu können. Auch wurde nach dem Schulaufsichtsgesetz, das nur sehr mühsam und widerwillig zu Stande kam, die Aeußerung von ihm colportirt: „Das will ich

Digitized by Google

diesen Junkern bei der Kreisordnung gedenken." Es liefen bei dieser ferner viele falsche Vorspiegelungen und thatsächliche Unrichtigkeiten mit unter. Darauf ist auch die Aeußerung aus hohem Munde zurückzuführen: Es gäbe zu viele Civil-Beamte, ein ganzes Armee-Corps; die neue Kreisordnung werde einen Theil derselben entbehrlich machen. Die Richtigkeit dieser Voraussetzung fand ihre Illustration, als das Ministerium im nächsten Landtage bei jeder Bezirks-Regierung eine neue Rathsstelle beantragte und erhielt, sowie in den zahlreichen Ernennungen besoldeter Provinzial-Beamten. Des Fürsten Bismarck alter Mittelsmann, Herr von Below auf Hohendorf in Ostpreußen — der bei der Secte der Gichtelianer eine hohe Würde bekleidet, als Erz- oder Oberengel fungirt — vermittelte auch in Sachen der Kreisordnung. Der Weg, den er dem Herrenhause wies, erwies sich später als ein Holzweg. Man darf annehmen, daß Herr von Below in gutem Glauben handelte; seit der neuen Kreisordnung meidet er das Herrenhaus, und zwischen ihm und dem Fürsten Bismarck scheint es aus zu sein. Mit dem Pairsschub war die Armee mobil gemacht, die den „Kulturkampf" im Herrenhause schlagen, und der Fluth von neuen Gesetzen zum Siege verhelfen sollte. Daß es an lauter betäubender Musik nicht gebreche, dafür sorgten Gründer und Gründergenossen. Aber Eins fehlte dem Feldherrn, der hier unumschränkt commandiren wollte, noch — der Schrecken, der geeignet ist, auch die Zaghaften und Lauen in der Truppe blind vorwärts zu treiben. Herr von Witzleben, langjähriger Oberpräsident der Provinz Sachsen, wurde, weil er gegen die neue Kreisordnung gestimmt hatte, in den Ruhestand versetzt. Unseres Wissens der erste Fall in der Geschichte des Preußischen Landtags, daß ein Beamter wegen seiner Abstimmung den Abschied erhielt. Desgleichen wurden später die beiden Hinterpommerschen Landräthe von Gottberg im Kreise Stolp und von Woedtke im Kreise Schlawe gemaßregelt. „Beide Männer, nach langjähriger Amtsführung als treffliche Verwaltungsbeamte auch von ihren liberalen Kreiseingesessenen anerkannt, waren als Abgeordnete der altconservativen Fahne treu geblieben und wurden jetzt zur Disposition gestellt, angeblich weil sie die Durchführung der ihnen widerwärtigen Kreisordnung nicht eifrig genug betrieben. Darob erfolgte bei vielen conservativen Landräthen und Regierungsbeamten freilich schnell eine Schwenkung; die Herren entdeckten plötzlich, daß sie nur noch neuconservativ oder freiconservativ waren." So schreibt und urtheilt ein Fortschrittsmann, Herr Ludolf Parisius, in seinem beachtenswerthen Buche „Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck".

Die „Kulturkämpfer", die wir nun vorzuführen haben, sind zum Theil auch Gründer oder doch Aufsichtsräthe. Franz von Voß, Ober-Bürgermeister zu Halle ist, soviel wir wissen, bei fünf Actiengesellschaften betheiligt. Groß, hager, mit trockenem Schädel, blond und fahl, macht seine Erscheinung einen sehr nüchternen Eindruck. Im „Kulturkampf" neigte er jedoch zum Fanatismus. Er ist ein Anhänger Beyschlag's. Von Natur gutmüthig und mit dem singenden Idiom der Altmärkischen Städte ausgerüstet, schwingt sich dieses Organ im Affect zu unangenehmer Höhe hinauf. Der lange Oberkörper neigt sich unaufhörlich bis zum rechten Winkel, um dann plötzlich wieder empor zu fahren; die bartlosen Lippen zeigen zwei breite Reihen vortrefflicher Zähne, die lichtblauen Augen bohren sich

Digitized by Google

in eine Ecke des Saales, das spärliche graublonde Haar scheint sich zu sträuben; die ganze Gestalt macht den Eindruck, als werde sie durch unsichtbare Drähte herauf- und heruntergerissen, und als stieße dieser Mechanismus gleichzeitig die Worte hervor — eine theils unschöne, theils lächerliche Erscheinung. Als Bürgermeister gilt Herr von Voß für tüchtig, und er weiß das Interesse seiner Stadt, aber auch das seinige, besonders auf dem Provinzial-Landtage wahrzunehmen. Johann Gobbin, Oberbürgermeister von Görlitz, ist ein kleiner schlauker lebhafter Mann, ebenfalls Aufsichtsrath und ein Heißsporn im „Kulturkampf", steht politisch ein ganz Theil weiter links als Herr von Voß, hat eine bissige und sehr ins Persönliche streifende Art der Rede. Bevor er dem wohlsituirten Görlitz seine Kräfte widmete, verwaltete er Brandenburg, und soll die alte Kurstadt noch lange Ursache haben, seiner finanziellen Befähigung zu gedenken. Charakteristisch für Herrn Gobbin ist folgender Vorgang. Nachdem das Abgeordnetenhaus den Bericht der Special-Untersuchungs-Commission über das Eisenbahn-Concessions-Wesen — der die Gründer von Bennigsen, von Kardorff, Herzog von Ujest ꝛc. und die Gründerhäuser S. Bleichröder, Disconto-Gesellschaft, Jacob Landau ꝛc. nicht minder belastet wie den tugendstrengen Gründertödter Lasker — an anderthalb Jahren verschleppt hatte, reichte der Major a. D. von Jena II. auf Coethen unterm 28. März 1876 dem Herrenhause eine von 1400 Grundbesitzern und Handwerkern unterschriebene Petition ein, welche dahin ging: das Herrenhaus möge zur Beseitigung des vorhandenen und wachsenden Mißtrauens im Lande das von jener Untersuchungs-Commission beschaffte Material sorgfältig prüfen, und eine „vollständige Klarlegung der daraus hervorgehenden That- und Personalfragen" herbeiführen, auch ferner veranlassen, daß behufs Beseitigung der socialen Mißstände, namentlich des Actiengesetzes und der Gewerbe-Ordnung, eine neue Enquête veranstaltet werde. Diese bedeutsame Petition wurde dem Herrn Gobbin am 3. April 1876 zur Berichterstattung überwiesen, von ihm aber am 24. Juni, also nach fast drei Monaten, mit dem Bemerken zurückgegeben, daß er nach Hause zurückkehren müsse. Später veröffentlichte Herr Gobbin in der Berliner „National-Zeitung" eine Art von Rechtfertigung gegen Herrn von Dieß, in welcher es heißt: „Die wir nahestehenden Collegen wissen, daß ich selbst den lebhaften Wunsch gehabt habe, jene Petition vor dem Lande im Plenum des Herrenhauses behandelt zu sehen; freilich würde mein Votum nicht im Sinne der Antragsteller ausgefallen sein." Anfang 1877 unterbreitete Major von Jena die Petition von Neuem dem Herrenhause. Wenn wir nicht irren, ward der „liberale" Herr Gobbin wiederum zum Berichterstatter ernannt, und er plaidirte für den Uebergang zur Tagesordnung, weil nach seiner Ansicht die Petition nur dazu angethan sei, die verschiedenen Schichten der Gesellschaft gegen einander aufzureizen.

Hermann Heinrich Becker saß als Oberbürgermeister von Dortmund im Herrenhause. Wegen der Farbe seines Haar- und Bartwuchses, wie wegen seiner demokratischen Thätigkeit in den Jahren 1848 und 1849, welche ihm mehrjährige Festungshaft zuzog, hieß er der „rothe" Becker. Aber sein Kopf ist schon lange grau und fast kahl, und ebenso gebleicht ist seine politische Färbung. Mit dem Vollmonds-

Digitized by Google

gesicht und dem Schmerbäuchlein macht er den Eindruck eines phlegmatischen Rentiers. Schon im constituirenden Reichstag von 1867 war sein Auftreten, obgleich er in den Reihen der Opposition saß, ein äußerst maßvolles und geradezu anziehendes. Die Rede fließt ihm leicht und angenehm von den Lippen, sein Wesen ist ein mildes und versöhnliches. Dennoch mußte die Berufung dieses Mannes in das Herrenhaus wie eine Ironie der Zeitgeschichte erscheinen, und er schied nur aus, um sich auf den Oberbürgermeisterstuhl der alten großen Stadt Köln zu setzen. „Wenn man es verträgt, daß rothe Demokraten zurückkommen und hohe Communalämter annehmen, dann kann man es auch dulden, daß abgesetzte Bischöfe in ihre Diöcesen zurückkehren" — sprach Hofprediger Stöcker am 29. Mai 1880 bei der ersten Lesung des neuen kirchenpolitischen Gesetzentwurfs im Abgeordnetenhause, und während er diese Aeußerung that, saß auf der Zuhörertribüne der „rothe" Becker in Person. Herr Becker gehört zu den ehemaligen Volkstribunen — und ihrer sind noch mehrere — welche die Erfolge Bismarcks vollständig bekehrt, sogar berauscht haben. Der „rothe" Becker steht in der Verehrung Bismarck's und in dem Glauben an die Bismarck'sche Politik heute hinter keinem Freiconservativen zurück, und er hat seines Gleichen vielleicht nur noch in dem ehemaligen Landrath von Knobloch. Wilhelm Becker, Oberbürgermeister von Düsseldorf, wird der „schwarze" Becker genannt. Er ist in der That schwarz und groß, ein noch jüngerer Mann, der auf der heute so beliebten Bürgermeister-Leiter schon eine Reihe von Staffeln erklommen hat. Früher sagte man: die Größe der ihm anvertrauten Städte erreiche nie die Bedürfnisse seines Geldbeutels. Vielleicht hat das reiche Düsseldorf diesem Mißverhältniß abgeholfen. Der „schwarze" Becker spricht gewählt, mit dem Ausdruck, großen Werth auf jedes Wort zu legen; der „Kulturkampf" ist sein Element, doch weiß er, im Vollbewußtsein des Strebens, seinen Bleistift auch drohend gegen die Ministerbank zu schwingen. — Es ließen diese Portraits sich leicht noch um ein oder das andere vermehren, doch tragen alle den stereotypen Zug des begeisterten Kulturpaukers, was vielleicht in der kosmopolitischen Wanderlust der heutigen Bürgermeister, welche den neuen Stadtvater an einem Orte kaum warm werden läßt, seine Erklärung findet. Die meisten dieser Herren bezeichnen ihre Anwesenheit an der Spitze eines Gemeinwesens mit Neubauten und Luxus-Anlagen, und hinterlassen ein hohes Budget mit entsprechendem Deficit.

Ein anderes Element, für Deutsche Parlamente, wie es scheint, ein unerläßliches Zubehör, sind die Professoren. Die Zeit mag es wohl nicht mehr gestatten, daß diese berufenen Träger der Kultur auf der Rechten Platz nehmen. Stahl, Pernice, Leo sind dahin, und in keiner Weise ersetzt worden. Professor Tellkampf aus Breslau, ein Gegner der Bamberger'schen „Reichsbank", der Goldwährung und des ungedeckten Papiergeldes, der über Gründer- und Semitenthum sich eben unterrichtet hatte, und den Muth gehabt haben würde, dagegen aufzutreten, ward leider zu früh vom Tode ereilt. Professor Beseler in Berlin gehört der nun fast verschwundenen Spielart der Altliberalen oder Gothaer an. Ein starknochiger robuster Herr mit funkelnden Augen, ist er nur stellenweise „Kulturkämpfer", dafür aber Meister der Rede, die von einem angenehmen klangvollen Organ getragen und mit

Digitized by Google

historischen Citaten durchsetzt wird. Seine Anhänglichkeit und Begeisterung für den „Constitutionalismus", selbst für einen recht mangelhaften und durchlöcherten, sind allerdings groß; auch ist er namentlich in diesem Punkt persönlich sehr reizbar, aber immer bereit, eine ehrenwerthe Unabhängigkeit zu vertreten. Etwas verschieden von ihm ist sein Gesinnungsgenosse, Professor Baumstark aus Greifswald, dessen Aeußeres einigermaßen seinem Namen entspricht. Ein Gesicht, wie aus Holz geschnitten, aber so stark geröthet, daß man unwillkürlich an Pontac denkt. Ein solcher Verdacht ist aber durchaus unbegründet, Herr Baumstark vielmehr ein ehrenwerther achtbarer Mann. Im Herrenhause ist er ein fleißiger Arbeiter und unermüdlicher Berichterstatter. Sein „Liberalismus" ist von der hausbackensten Sorte und verpflichtet ihn daher zum „Kulturkampf". In der praktischen Anwendung seiner Wissenschaft auf die Landwirthschaft ist er ganz Professor; man sagt ihm nach, er habe einst die ihm anvertrauten Schafe mit Guano füttern wollen. Professor Dernburg in Berlin, „Kulturkämpfer" par excellence und zum Zwecke des „Kulturkampfes" in das Haus berufen, ist Semitischer Abstammung und verwandt mit der „Nationalzeitung". Langes Haar, vorgebückte Haltung und ein fehlendes Auge geben der ganzen Erscheinung etwas Lauerndes, und so fällt auch seine Rede, langsam gezogen, als überlege er, wie er dem Gegner hinterrücks noch Eins versetzen könnte, aber möglichst so, daß eine Erwiderung unmöglich wird.

Schwer unterzubringen ist der Stadtrath und Eisenbahndirector Hausmann aus Brandenburg. Seine politische Richtung ist der Fortschritt, aber seine Gewohnheiten und Manieren haben etwas Aristokratisches. Das Gesicht frisch, der Schnitt nicht unedel, Haar und Toilette gepflegt — repräsentirt er einen jovialen Greis. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen ging ihm gewaltig gegen den Strich, aber er stand beängstigend allein; der Einzige, der ihm einigermaßen und mit Geschick hätte secundiren können und mögen, Geheimrath Wilckens, der Genosse der Discontogesellschaft, war eben mit Tode abgegangen. So holte Herr Hausmann denn allein zu einer erschütternden Rede aus, aber das Gemälde mißlang, die aufgetragenen Farben waren zu grell — am Potsdamer Bahnhofe, an dem Geleise der bisher von ihm mit dirigirten Bahn, wollte er als Erstlingsopfer der Verstaatlichung drei dem Hungertode Erlegene angetroffen haben. Man wußte, warum er diese düsteren Accorde griff, und — lächelte. Den nicht classificirbaren Unicatsausgaben schließt sich an vom Rath, Rittergutsbesitzer zu Lauersfort, Mitverfasser der vergründeten Crefeld-Kreis Kempener Eisenbahn, schrecklichen Angedenkens. Das vom bezeichnet hier keineswegs den Adel. Der Träger des Namens liebt aber bei diesem Punkt die Abbreviatur und schreibt nur ein **v.** Herr vom Rath gilt für einen ausgezeichneten Landwirth, auch an sehr hoher Stelle, und ist bemüht, diesen Ruf zu verlautbaren; äußerlich macht er jedoch nur den Eindruck eines Bauern. Seine Redeleistungen sind furchtbar; er pflegt dieselben ausschließlich dem „Kulturkampf" zu widmen, für den er sich als Rheinisch-Evangelischer besonders berufen hält. Mit lauter hölzerner Stimme pankt er seine Ergüsse in die Versammlung. Er ist im Leben ohne Zweifel ein ruhiger praktischer Mann; auf der Tribüne hält er's jedoch für nothwendig, sich in Affect zu versetzen und seiner Rede durch Lärmen eine

Digitized by Google

Unterlage zu geben, die sie an Gedanken entbehrt. Die erwähnte hohe Protection macht ihn natürlich sehr glücklich; sie beruht wahrscheinlich auf freimaurerischer Verbindung; wie diese überhaupt in vielen Dingen den rothen Faden bildet, der den Meisten ganz unbekannt ist, und dessen umfassendes Gewebe von Allen unterschätzt wird.

Das Herrenhaus zählt unter seinen Mitgliedern viele Minister, die es nicht mehr sind, und fast scheint es, als sollte dasselbe, wie der Russische Staatsrath, zu einer Besserungs-Anstalt für gefallene politische Größen benutzt werden. Die am wenigsten hervortretende Rolle hat wol Herr von Bernuth, Justizminister in der „Neuen Aera", gespielt. Trotz seiner intimen Beziehungen zur Disconto-Gesellschaft und zu den hochbedenklichen und vielangegriffenen Gründungen derselben, ist er keineswegs gewillt, seine öffentliche Thätigkeit aufzugeben. Er gleicht in dieser Hinsicht dem verstorbenen Minister a. D. von Bonin, der sich als Präsident des Curatoriums der gründungswüthigen Jachmann-Schweder'schen Preußischen Boden-Credit-Actien-Bank, so wie namentlich als Mitgründer des schrecklichen Lindenbauverein verewigt hat. Herr von Bernuth versäumt keine Gelegenheit, sich in den Vordergrund zu stellen und stellen zu lassen. In alle Commissionen wird er gewählt, und durch Unterstützung der Herren Camphausen, Friedenthal und ähnlicher Excellenzen erlangt er häufig die Stelle des Vorsitzenden; als „Kulturkämpfer" ward er seiner Zeit auch von hoher Stelle ausgezeichnet. Dieser Mann wurde, bis vor Kurzem, zweimal zum Ersten Vicepräsidenten des Hauses erwählt.

Herr Camphausen ist durch seine Thaten als Finanzminister noch in frischer Erinnerung. Weiß, wohlgenährt, immer mit dem Ausdruck sybaritischer Behaglichkeit, erinnert er einigermaßen an eine gut gezogene Französische Poularde. Alle Finanzminister, wenn sie vor das Parlament treten, haben die Neigung, die Zahlen geschickt zu gruppiren und ihr Ressort unter Rosabeleuchtung zu zeigen, aber so unverfroren wie dieser Herr hat wol noch keiner seiner Vorgänger sich geberdet. Als das Vorhandensein des Deficit schon allgemein bekannt war, redete er mit Wollust noch immer von Ueberschüssen. Die stärksten Angriffe, in Betreff der vier „invaliden" Fonds, vermochten nicht den Fluß seiner beschönigenden Reden aufzuhalten. Kaum, standen doch die „Liberalen" hinter ihm, daß seine Verlegenheit sich dem scharfen Beobachter durch eine durch die weiße Haut sanft durchschimmernde Röthe verrieth, sowie durch das unabläßige Streichen seines wohlgründeten Bauches und breiten Rückens mit den fetten Händen, und durch den im Börsenjargon häufig wiederholten Satz: „Ich kann versichern, das Papier ist gut." (Z. B. die ungarantirten Prioritäten der Strausberg- von Bennigsen'schen Bahn Hannover-Altenbeken!) Wenn er anhub, fiel uns unwillkürlich die Stelle aus Reincke Fuchs ein: „Und er bereitete sich vor zu neuen gewaltigen —— Dichtungen." Es ist kaum zu glauben, aber leider wahr, daß das Abgeordnetenhaus solche Reden stets mit einem lauten, das Herrenhaus mit einem mehr verschämten Bravo lohnte. Und dann ging er hin, der satte Hausfreund der Discontogesellschaft, langsam und ruhevoll, mit dem Bewußtsein, den „Reichs-Banquiers" wieder ein Mal vortreffliche Dienste geleistet zu haben, und wiederholte seine Schönfärberei an einem andern Ort, und erntete auch hier Lob und Auszeichnungen. Die Bekanntschaft mit den Aegyptischen Alterthümern hat an

Digitized by Google

seinem „Liberalismus“ Nichts geändert; sein Auftreten in der Eisenbahn-Debatte verrieth, daß er wol kaum die Reserve inne zu halten beabsichtigt, die sich aufzuerlegen sonst hohe Staatspensionäre für nöthig finden. — In Gegensatz zu Camphausen steht, je länger, je mehr, der Präsident des Reichsbankdirectoriums von Dechend; ein kleiner hagerer Mann, dessen trockenes Gesicht von großen klugen Augen belebt wird. Seine Reden machen immer den Eindruck als wolle er andeuten: Ich weiß es wol, wie die Dinge zusammenhängen, aber aus Rücksichten darf ich es nicht sagen. Bei ihm ist neben dem Geldmann doch auch der Preußische Beamte zu finden, und politische Klugheit verhindert ihn, die einseitige Stellung eines Banquier einzunehmen.

Als Uebergangs-Typen und keiner Partei-Gruppirung angehörig, aber in der Grundanlage weit von einander geschieden, mögen hier zwei hohe Staatsbeamte außer Dienst genannt sein. Da ist Justus von Gruner, früher Unterstaatssecretär, ein großer schöner Mann, mit fest und edel geschnittenem Gesicht, das von einem hohen grauen Toupet gekrönt wird, ein Altliberaler, seiner Zeit Freund und Gesinnungsgenosse des verewigten Freiherrn Georg von Vincke, und wie dieser von festen kirchlichen Grundsätzen. Die Mai-Gesetze und Aehnliches brachten ihn in unversöhnlichen Gegensatz zum Reichskanzler. Er spricht selten, aber mit Geist und staatsmännischer Kenntniß, nur etwas zu gewählt. Der König verlieh ihm das Prädicat Excellenz, das aber, unseres Wissens, der „Staats-Anzeiger“ noch immer nicht zu verkündigen gewagt hat. Der Andere ist der Haupt-Ritterschafts-Director von Klützow. Ebenfalls groß, aber von unschönem Gesichtsausdruck, der namentlich durch breite, bläuliche Lippen bedingt wird. Ebenfalls Unterstaatssecretär außer Dienst und Excellenz. Seiner ganzen Lebensstellung nach gehörte er der Stahl'schen Fraction an. In der Voraussetzung, immer noch etwas nützen, Schädliches verhindern zu können, blieb er über die Möglichkeit hinaus im Ministerium des Innern, was dann seine Trennung von überkommenen Grundsätzen und alten Genossen herbeiführte, und die allmähliche Kaltstellung und endliche Verabschiedung nicht ein Mal verhinderte. Besonders schädlich und bedauerlich wirkte seine unfreiwillige Wandlung bei der Aufhebung der Brandenburg'schen Lehen; einem ganz unmotivirten und überflüssigen Rechtsbruch, der nur wenig zur Kenntniß des größeren Publicums gelangt ist.

Nun möge der Staatsmann erscheinen, der mit dem gewaltigen Reichskanzler denselben Vornamen führt, und der ein Jahrzehnt die Geschicke Preußens in Händen hielt, wenn auch weder in der unnahbaren Stellung eines Majordomus, noch in der sonderbaren Minister-Auffassung des Herrn Falk, der vor versammeltem Parlament seine Werke mit der Königlichen Unterschrift zu decken beliebte; der Staatsmann, der vielmehr seinem Könige nicht mehr und nicht weniger sein wollte, als ein treuer und sehr verschwiegener Diener. Otto Freiherr von Manteuffel, geboren 1805, gewählt vom alten und befestigten Grundbesitz der Niederlausitz, ist trotz eines langen und arbeitsvollen Lebens ein sehr conservirter Siebenziger. Das kluge gedankenvolle Auge schießt noch Blitze hinter der goldenen Brille hervor, der feine Mund und das markige Kinn deuten noch geistige Frische und Willensstärke an, die

Digitized by Google

kleine Figur steht noch fest auf den kurzen Beinen, aber eine lange Lebens- und Geschäftserfahrung legen auf die ganze Erscheinung das Gewicht würdevoller Zurückhaltung. Sehr mit Unrecht hat man dem kleinen Freiherrn die Verantwortung für die unschönen Mittel und Wege einer übermüthigen Reaction zugeschoben. Er suchte vielmehr die Parteien zu benutzen, und ihm lag die schwere Aufgabe ob, einen geistreichen und selbstthätigen König mit der ein Mal angenommenen „Constitution" zu versöhnen. Sein viel und maßlos getadelter Gang nach Olmütz ist ihm, vollbewußt, gewiß am schwersten geworden; wäre statt seiner damals die Armee nach Böhmen geschickt worden, so würde sie schwerlich aus dem Walde von Sadowa heimgekehrt sein. Seit seinem Rücktritt hat Herr von Manteuffel nur selten das Wort ergriffen. Während der Verhandlungen über die Kreisordnung verließ er einst ärgerlich die Sitzung, in die Worte ausbrechend: „Mit dieser vollgestopften Wurst ist Nichts anzufangen." Erst als die Mai-Gesetze auch die evangelische Kirche bedrohten, gab er sein Reserve auf und betrat die Tribüne. Zu spät! Der Servilismus hatte reißende Fortschritte gemacht, und der byzantinische Weihrauch des „Kulturkampfs" erfüllte bereits das ganze Haus.

Leopold Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, der ehemalige, nicht weniger angefeindete Justizminister, ist eine mittelgroße Gestalt, mit weißblondem Haar und Backenbart und lebhaftem Colorit, von gemessen aristokratisch-büreaukratischer Haltung, mit breiten etwas sinnlichen Lippen, die beständig lächeln; aber die Zeit ist längst vorüber, wo ihr Inhaber, wie Kladderadatsch sagte, auf der Ministerbank der Opposition „Lippe-lächelnd — Rede-stumm" gegenübersaß. Graf Lippe ist der Vorsitzende der Fraction Stahl; er spricht häufig und sachlich gut, allerdings nicht ohne Bitterkeit, und nicht ohne den allen gewesenen Ministern sehr geläufigen Gedanken, noch ein Mal auf den erhöhten Sessel zurückkehren zu dürfen. In der Reserve, die er sich namentlich nach Obenhin auferlegt, bildet er einen anerkennenswerthen Gegensatz zu Herrn Falk. Aus dieser Reserve erklärt sich vielleicht auch der sonst so auffällige Umstand, daß Graf Lippe, ebenso wie Herr von Kleist-Retzow, im Herrenhaus keine Gründer-Debatten aufkommen lassen wollte: die von der Börse und Hochfinanz ausgestreute Corruption ist eben auch in den Hof- und hohen Beamten-Kreisen schon zu sehr verbreitet. Wenn die „Liberalen" den Minister Leonhardt, weil Verfasser der neuen Justizgesetze, als einen eminenten Juristen hinzustellen lieben, während sie den Grafen Lippe als ein kleines schwaches Licht verdächtigen, so hat auch Letzterer seine juristische Befähigung nachgewiesen in verschiedenen, nach seinem Abgange pseudonym erschienenen Brochüren. Eine derselben legt dar, daß die März 1870 von Rothschild, Oppenheim, Bleichröder, Hansemann und Miquél gegründete Preußische Central-Boden-Credit-Actien-Gesellschaft, die sich mit der unverschämtesten Agiotage einführte, und für welche die Concession unter dem Justizminister Grafen Lippe nicht zu erlangen war, mit ebenso außerordentlichen wie völlig ungesetzlichen Privilegien versehen ist.

Wir kommen zu Herrn von Kleist-Retzow, eingetreten 1858 auf Präsentation seines Familien-Verbandes. Eine kurze markige Gestalt; auf den breiten Schultern sitzt ein schöner Kopf; das volle Haar, der Schnurrbart und die geschwungenen

Digitized by Google

starken Augenbrauen, einst vom tiefsten Schwarz, haben in ihrer Fülle sich erhalten, sind nun aber schneeweiß. Das Auge ist eben so lebhaft, als die Bewegungen der übrigen Glieder. In der breiten Brust wohnt ein herrliches Organ, das weich und eindringlich bitten, und wie rollender Donner zürnen kann. „. . . . Der die gefährliche Gabe der Rede besitzt . . .“ rief drohend der Reichskanzler dem einstmaligen Freunde zu. Herr von Kleist gehört zu den ältesten Freunden Bismarck's. Mit ihm in das parlamentarische Leben eingetreten, stützten und belehrten die Beiden einander gegenseitig, aber Kleist war der Meister, und Bismarck der Schüler. Sie sollen nach Art der Tribünenhelden der Französischen Revolution sich auf ihrem Zimmer im Reden geübt, und dabei auch den Spiegel zu Rathe gezogen haben. Bismarck sprach damals noch weit schwerfälliger und stockender als heute, und als er eines Tages im Vereinigten Landtag Fiasco gemacht hatte, tröstete er sich hinterher mit den Worten: „Ich werde doch noch ein großer Redner!“ „„Dazu ist nach dem heutigen Debüt wenig Aussicht!““ meinte Kleist. „Es wird sich schon allmählich machen“, versetzte Bismarck; „wenn ich auf dem Plapperkasten stehe, fällt mir immer etwas ein.“ Auch das war ihnen gemeinsam, daß sie von ihren Standes- und Parteigenossen in etwas sich schieden, jeder wieder in seiner Weise; bei Kleist ward der Staatsmann einigermaßen durch den Theologen beeinträchtigt.

Als Bismarck vom König „versuchsweise“ zum Bundestags-Gesandten in Frankfurt gemacht wurde, ging Kleist als Oberpräsident nach Koblenz. Sein protestantischer Eifer brachte ihn in Mißhelligkeiten mit dem katholischen Adel, seine Pommersche Einfachheit fand wenig Gefallen bei den reichen üppigen Industriellen, und an Popularität war nicht zu denken, da er die sonntäglichen Lustbarkeiten des ewig fröhlichen Rheinischen Völkchens unterdrücken zu müssen glaubte. Verhängnißvoll für seine Laufbahn sollte jedoch ein anderer Umstand werden. Die Dienstwohnung des Oberpräsidenten in Koblenz ist im königlichen Schlosse Parterre. Im ersten Stock wohnte der Militär-Gouverneur der Rheinlande, der damalige Prinz von Preußen. Die Gemahlin des Herrn von Kleist ist eine Gräfin Stolberg, Tochter des verstorbenen Hausministers. Viele Standes- und Parteigenossen des Herrn von Kleist begingen den großen Fehler, sich während der Fünfziger Jahre nicht daran zu erinnern, wie nahe der Prinz und die Prinzessin von Preußen der Thronfolge standen. Wenn die Frau Prinzessin im Schloßgarten spazieren wollte, traf es sich wol, daß dort gerade die Wäsche der Frau Oberpräsidentin hing. Oder wenn man unten trauerte und klagte, gab es oben einen Ball. Zwischen dem Oberpräsidenten und dem commandirenden General kommen ohnedies leicht Reibungen vor. Hier war Herr von Kleist als ein Angehöriger der Gerlach'schen Partei dem prinzlichen Ehepaar ziemlich unbequem, und es sah in ihm wol gar einen Aufpasser. Als der Prinz von Preußen Herbst 1878 definitiv die Regentschaft übernommen hatte, fuhr die Frau Prinzessin eines Tages nach dem Diakonissenhaus Bethanien am Mariannen-Platz, wo Gräfin Anna zu Stolberg, die Schwester der Frau von Kleist, als Oberin waltete. „Ich höre mit Bedauern“, sprach die Prinzessin, „daß Ihr Schwager vor dem Abschied steht?“ — „„Ja wohl““, fuhr die Gräfin auf, „„und die Welt sagt, daß Eure Königliche Hoheit die Veranlassung sind.““ Die Prinzessin erhob sich rasch und rief nach dem Wagen.

Digitized by Google

In der That wurde Herr von Kleist zur Disposition gestellt, trat aber nun in's Herrenhaus, wo er eine bedeutende Rolle spielte. Auch bedurfte Herr von Bismarck, als dieser September 1862 das Ministerium übernahm, des alten Freundes gar sehr. Nach 1866 trennten ihre Wege sich wieder. Im constituirenden Reichstag erschien Kleist nicht, weil er das allgemeine Wahlrecht zurückwies. Nach 1871 zerschnitt der Reichskanzler alle Fäden, welche aus vergangenen Tagen noch zu der unnahbaren Höhe, auf der er jetzt stand, hinaufreichten. Das Warten im ungeheizten Vorzimmer mußten selbst edle Frauen kosten, welche der Fürstin ihre Visite machen wollten. Bei der Kreisordnung verfügte Kleist bedingungslos über die ganze loyale Opposition, zu der er auch Polen und Katholiken herüber zu ziehen wußte. Es war bitterer Hohn, wenn der Reichskanzler, der die bescheidenen Privat-Verhältnisse des ehemaligen Freundes genau kannte, ihn anherrschte: „Fruges consumere (wohlleben) und die Regierung kritisiren, das ist Ihre Beschäftigung." Als mittelst des Pairsschubs die Kreisordnung und die Mai-Gesetze durchgesetzt waren, äußerte ein Mitglied der Stahl'schen Fraction etwas kleinlaut: „Unsere Institutionen sind unwiederbringlich verloren, wir sind von jetzt an auf die Minorität verwiesen, was soll nun werden? „„Jetzt"", erwiderte Kleist auffahrend, „„jetzt soll der Kampf erst recht beginnen."" — Aber „wir sind ein schwach Gemächte, der Macht beugt sich das Recht"; das ist immer so gewesen und wird auch wol so bleiben. Es ist sehr drückend, einen alten Genossen auf dem Gipfel der Macht zu sehen; es ist sehr demüthigend, das scharfe Wort im Saale toulos verhallen hören, während die lärmende Corona die Witze des Caesar beifallsdurstig bejubelt. Herr von Kleist wurde schweigsamer im Herrenhause; seinen Einfluß wußte er jedoch in der Richtung maßgebend zu erhalten, daß er jede Debatte über Gründerangelegenheiten, über Reptilienfonds und zum Theil auch über sociale Fragen unmöglich machte. Die Neuwahlen zum Reichstage von 1878 brachten ihm ein Mandat der treuen Evangelischen von der rothen Erde, und damit eilte er, seinen Frieden mit dem Kanzler zu machen, der denn auch angenommen, und anläßlich der Hochzeit der Gräfin Rantzau, öffentlich bestätigt wurde. Man würde Unrecht thun, ihn innerlicher Wandlung anzuklagen, aber er ist alt und müde eines langen Kampfes gegen den officiellen „Liberalismus".

Während der Conflictszeit galten Herr von Kleist-Retzow und Baron Adolf Senfft von Pilsach als Matadore des Herrenhauses und als Typen der reactionären Heißsporne. Der Semitische „Kladderadatsch" ward nicht müde, die Beiden in Wort und Bild zu behandeln; mit echt Jüdischer Silbenstecherei nannte er den Baron stets „Senf", und die gesammte „liberale" Presse gerieth aus dem Häuschen, als der angriffslustige Freiherr die oppositionellen Wahlen auf die Wühlereien von „Juden und Postschreibern" zurückführte. Baron Senfft ist 1797 geboren, mithin so alt wie Kaiser Wilhelm. Groß, stattlich, bis vor wenigen Jahren noch schwarz von Haar und Backenbart, erschien er unveränderlich im grünen Jagdrock mit dem eisernen Kreuz von 1813 darauf, in straffer militärischer Haltung, war er der christliche Edelmann sans peur et sans reproche (ohne Furcht und Tadel). Herrn Lasker nannte er stets: „ein kleiner Semit im anderen Hause". Aber nun ist der ehrenwerthe Freiherr alt geworden, die sonore Stimme ist erloschen, und seine

Digitized by Google

häufigen Vorträge setzen die Freunde in Verlegenheit, und beanspruchen die Nachsicht der Liberalen, die ihm aber in anerkennenswerther Weise zu Theil wird. In dieser wandelbaren Welt ist von Geschlecht zu Geschlecht auf Dauer nicht zu rechnen; der eine Sohn des Barons wird häufig als Sänger genannt, der andere ist vortragender Rath bei dem Oberpräsidenten von Patow in Magdeburg, und die rechte Hand dieses vielgewandelten Staatsmannes.

Viel von sich reden machte einst (vor 24 Jahren) Hans von Rochow auf Plessow. Dieser echte und rechte „Junker" ist jetzt 56 Jahre alt, aber noch jugendlich anzuschauen, mit vollem gewelltem, wenn auch weißem Haar. Ein schlanker Hals trägt den edelsten Kopf, in dem ein Paar schöne blaue Augen leuchten. Er stand bei Ausbruch der Revolution von 1848 im 12. Husaren-Regiment. Nach der schmählichen Entfernung der Truppen aus der Hauptstadt, forderte er, wie viele seiner Kameraden, den Abschied, und wußte ihn zu erhalten. Sein Onkel, der Oberst a. D. von Rochow auf Stülpe, Marschall des Brandenburgischen Provinzial-Landtags, ward durch Allerhöchstes Vertrauen in das Herrenhaus berufen, aber er hat seinen Sitz niemals eingenommen, und Berlin, so lange er lebte, nie wieder betreten. Im Jahre 1856 eröffnete eines Tages der Präsident des Herrenhauses, Prinz zu Hohenlohe die Sitzung mit den Worten: „Ich habe die betrübende Mittheilung zu machen, daß der edle Herr Hans von Rochow an unseren Verhandlungen nicht Theil nehmen kann, weil er wegen Zweikampfes verhaftet ist." Der Polizei-Präsident von Berlin und General-Polizei-Director von Hinckeldey hatte sich in das Casino, eine geschlossene Adels-Gesellschaft, aufnehmen lassen. Da er gegen die „Junker" von der „Kreuzzeitungs-Partei" Front machte, und bei Friedrich Wilhelm IV. eine sonderbare Vertrauensstellung einnahm, erfuhr er schon bei der Wahlkugelung Schwierigkeiten, und man behandelte ihn kühl und fremd. Vielleicht dadurch gereizt, und um seine Macht zu zeigen, untersagte er, während er sich als Mitglied im Casino befand, ein daselbst aufgelegtes Hazardspiel. Von den Betheiligten zur Rede gestellt, behauptete er, im speciellen Auftrage des Königs zu handeln, und als dies, wie man annimmt, mit Recht bezweifelt wurde, zog er es vor, Hans von Rochow zu fordern. Das Pistolen-Duell fand am 10. März 1856 bei Charlottenburg statt, Hinckeldey fiel und bezahlte die verwickelte Geschichte mit dem Leben. Obwol er, wie bekannt, zur Gewaltthätigkeit und Ueberhebung neigte, glaubte der König, ihm besonders verpflichtet zu sein, und er richtete an die Wittwe Hinckeldey's ein Schreiben, so ritterlich und so freundschaftlich gehalten, wie es sonst von Seiten eines Monarchen, gegenüber der Unterthanin, wol noch nicht vorgekommen sein mag. Herr von Rochow kam auf die Festung, und ward aus dem zweimeiligen Umkreis der Hauptstadt für immer verbannt. Eine Strafe, die erst König Wilhelm, als mit der Verfassung nicht im Einklang stehend, aufhob. Hans von Rochow trat 1854 in das Haus. Er ist ein gründlicher Kenner der ehemaligen ständischen Verhältnisse, hat seine Zeitgeschichte aufmerksam verfolgt, und besitzt ein Gedächtniß, das ihn niemals im Stiche läßt. Das Vertrauen seiner Mitstände machte ihn zum Vorsitzenden des Brandenburgischen Communal-Landtages. An dem Feldzuge gegen Frankreich nahm er in dem Hauptquartier des verstorbenen

Digitized by Google

Prinzen Albrecht als Major einen ehrenvollen Antheil. Reden hält er grundsätzlich nicht, aber er übt einen stillen und entscheidenden Einfluß. Er ist der correcteste Ausleger des ungeschriebenen Codex der Ehre. Die Collectiv-Erklärung der Edelleute in der „Kreuzzeitung" zu Anfang 1876, die Absage der sogenannten „Declaranten", genügte Rochow nicht: er erließ noch einen offenen Brief an den Reichskanzler. Der Fürst quittirte darüber, indem er zu dem Ober-Präsidenten von Jagow, der vielleicht auch sein Mißfallen erregt hatte, äußerte: „Die Brandenburgischen Edelleute mit Namen auf ow können dreist noch ein ski anhängen."

Zu den Rednern des Herrenhauses gehört u. A. Friedrich Reichsgraf von Brühl, freier Standesherr zu Pförten. Es ist eine Preußische Eigenthümlichkeit, daß alle wohlerworbenen Titel sonst respectirt werden, der Reichsgraf aber gewissermaßen unter Strafe gestellt ist, mindestens officiell streng unterdrückt wird, in majorem gloriam der seit Friedrich I. zahlreich vorgenommenen Preußischen Erhebungen. Der Vorgenannte ist ein Nachkomme des bekannten Grafen Brühl, des allmächtigen Ministers und Günstlings August III., Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen. Die äußere Erscheinung des Grafen und auch seine Sprache wird durch einen Kropf beeinträchtigt. Er ist katholisch; der einzig Römisch- (nicht Alt- oder Staats-) katholische Edelmann, der immer und regelmäßig sich an den Arbeiten des Hauses betheiligt. Trotzdem er in der rein evangelischen Lausitz angesessen ist, und der leidige „Kulturkampf" es an Verdächtigungen nicht fehlen läßt, ist der Graf durch den Verband des kleinen Grundbesitzes in den Kreistag gewählt; ein Beweis, wie groß das Vertrauen ist, dessen er sich, und mit Recht, auch im Bauernstande seiner Heimat erfreut. Er steht fest auf seinem Glauben, aber er handelt und redet besonnen, immer loyal. Seine Söhne dienen in der Armee. Als in der Sitzung des Herrenhauses vom 14. April 1875 der Entwurf, „betreffend die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die Römisch-katholischen Bisthümer und Geistlichen", das sogenannte Brodkorb-Gesetz, zur Berathung stand, wandte sich Graf Brühl gegen den Fürsten Bismarck, dem er „eine höchst bedauerliche Unkenntniß der katholischen Verhältnisse" vorwarf, den er „eigentlich in den katholischen Schulunterricht mitnehmen, und den kleinen katholischen Katechismus auswendig lernen lassen müßte". Damals sprach Graf Brühl das Wort, welches sich inzwischen so prophetisch erfüllt hat: „Je länger dieser Kampf dauert, desto mehr wird er zur Verherrlichung der Kirche dienen. Ich versichere Ihnen, die Mai-Gesetze werden aufgehoben werden, und früher als Sie glauben."

Friedrich Graf von Landsberg-Velen und Gemen ist gleichfalls Katholik und ein sehr gelehrter Herr, besonders auch auf dem Gebiete des Römischen Kirchenrechts. Sein Vater spielte eine Rolle in den Kölner und Münsterer Wirren der dreißiger Jahre, und findet vielfach Erwähnung in dem herausgegebenen Briefwechsel des Bischofs Freiherrn von Ketteler. Während der Berathung der Mai-Gesetze erschien der Graf häufig im Hause und hielt tiefdurchdachte Reden, um Herrn Falk über die Vorbedingungen der katholischen Kirche zu unterrichten, was aber bei diesem Minister ad hoc natürlich vergeblich sein mußte. Ignatz Freiherr von Landsberg-Steinfurt, geboren 1830, ist eine hohe, schmale aristokratische Erscheinung. Er war

Digitized by Google

Landrath des Kreises Lüdinghausen, durchaus unabhängig und bei den Kreiseingesessenen sehr beliebt. Die Regierung zögerte lange, ehe sie ihn maßregelte, bis die Triumphreise des Herrn Falk seinen mangelhaften Byzantinismus an den Tag legte.

Das Herrenhaus zählt noch viele, durch Besitz unabhängige und durch Vaterlandsliebe ausgezeichnete Männer. Wäre es möglich — wie es durch Verknüpfung von Umständen und durch die systematisch betriebene Abnutzung der Parteien allerdings ziemlich schwierig ist — sie Alle zur Stelle zu entbieten, und aus ihnen eine Phalanx zu bilden, so würde diese, trotz des Pairsschubs genügen, die Absichten der Regierung zu vereiteln. Es wäre aber auch damit noch wenig gewonnen, denn einmal muß man billig zweifeln, ob die Regierung überhaupt noch einen festen Plan verfolgt, und außerdem wird die Entscheidung von ganz wo anders herkommen, als aus dem Schooße der gemißbrauchten und daher ziemlich verbrauchten Parlamente. Fürst Bismarck hat zwar noch vorigen Sommer im Bade versichert: man möge nicht glauben, daß er Willens sei, das alte Preußen Preis zu geben; auch äußerte er häufig: Alles Andere könne schwinden, aber das eigenartige Preußische Königthum und die Armee müßten erhalten bleiben. Eitler Wahn des einst so gigantischen Politikers! Wenn jetzt — und es hat leider kaum den Anschein — nicht endlich Ernst gemacht wird, den klaffenden Abgrund des „Kulturkampfes" zu schließen, eine gründliche Wirthschaftsreform durchzuführen, und damit den berechtigten Forderungen der arbeitenden Klassen zu entsprechen, so kann der Sänger Preußischer Herrlichkeit die Leier an der Siegessäule auf dem Königsplatz in Berlin zerschlagen, und in öder Kiefernhaide ein sandiges Grab suchen. Nachdem man alle Gesetze geändert, alle Autoritäten erschüttert, und die Peiniger und Ausbeuter der Eingebornen, die Juden als Noli me tangere auf die Spitze der Goldpyramide gestellt hat, weiß das Volk nicht mehr, wo es Schutz und Hilfe finden soll.

Digitized by Google

Die Juden in Preußen.

Von Hans Jungfer, Gymnasial-Lehrer in Berlin, ist bei F. W. Grunow in Leipzig ein Schriftchen erschienen „Die Juden unter Friedrich dem Großen", welches „nach urkundlichen Quellen" ein interessantes Material zur Geschichte der Juden in Preußen erbringt.

Die letzte allgemeine Vertreibung der Juden aus der Mark Brandenburg fand unter dem Kurfürsten Johann Georg (1571—1598) statt, „worüber im ganzen Lande eine allgemeine Freude entstand". Selbstverständlich waren sie binnen wenigen Jahren wieder da, und der Große Kurfürst gestattete allmählich wieder ihre Ansiedlung, nicht ohne Klagen der Brandenburgischen Stände. König Friedrich I. begünstigte die Juden derart, daß sie schon damals es wagten, zu Friedeberg in der Neumark eine Art von „Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums" zu errichten, und zwar ohne jede Erlaubniß. Ueber den „Dank vom Hause Israel" quittirt der König in einem Edict, in welchem es heißt: „Die Juden, welche doch in Unserem Schutze stehen, und viel Gutes in Unserem Lande genießen, sollten dahero billig sich entsehen, Unserem Interesse so vorsätzlich zu schaden." Friedrich Wilhelm I. verlieh zwar dem damaligen „Hof- und Armee-Lieferanten" Moses Levi Gomperz das Recht, einen Degen zu tragen, war aber im Uebrigen, gleich seinem großen Sohne von der Gemeingefährlichkeit der Juden tief durchdrungen, und bemüht, sie in ihrer unverschämten Vermehrung zu beschränken. Unter ihm erschien 1730 das erste „Generaljudenprivilegium". Friedrich der Große erließ 1750 das „Revidierte Generalprivilegium vor die Judenschaft in Preußen, der Chur- und Mark Brandenburg", welches im Allgemeinen bis 1812 in Gültigkeit geblieben ist. Dasselbe setzt die Zahl der sogenannten Schutzjuden fest und stiftet „zwischen der Christen und der Juden Nahrung und Gewerbe Proportion". Den Juden wird verboten, ein bürgerliches Handwerk zu treiben, Bier zu brauen und Branntwein zu brennen, mit inländischer Wolle und Garn zu handeln, zu hausiren und ihre Waaren anzupreisen, an Zinsen mehr als 12 Prozent zu nehmen, ländliche Güter zu „erkauffen" und zu besitzen, sowie auf dem platten Lande zu wohnen. 1755 werden schärfere Wuchergesetze erlassen und der Zinsfuß herabgesetzt; gegen Pfand dürfen nur 6, sonst 7 Procent genommen werden. Später ward den Juden noch verboten, mit Flachs und Holz zu handeln, Kühe zu pachten und Landwirthschaft zu treiben. Trotz aller Verbote und Edicte, vermehrten die Juden sich beträchtlich und erlaubten sich auf allen Gebieten unausgesetzt Uebergriffe. Die Zahl der Jüdischen Häuser in Berlin betrug im Jahre 1750 gerade 40

Digitized by Google

und sollte nicht vermehrt werden, allein 1763 zählte man in der Hauptstadt bereits 70 Jüdische Häuser. Die Jüdischen Bettler, Diebe und Bankerotteure nahmen so überhand, und das auserwählte Volk schädigte die Staatskassen so sehr durch den Schmuggel, daß der König 1766 in einem öffentlichen Erlaß drohte, „die sämmtliche Juden aus Dero Landen jagen zu lassen." 1772 erwarb Friedrich Westpreußen, eine Einöde von 600 Quadratmeilen mit nur 500,000 Einwohnern, darunter sehr viele Juden, die ihm unendliche Arbeit und Sorge bereiteten. Von vornherein wurden 4000 Betteljuden über die Grenze geschafft.

Weder das starke Anwachsen, noch die rasche Bereicherung der Juden vermochte der große König zu hindern. Jahr für Jahr drängten sie mehr und mehr in Preußen ein, besonders nach Berlin und Breslau. Gelegentlich einer Bittschrift der Kaufleute Itzig und Ephraim in Breslau vom Jahre 1788, sie in ihren Rechten zu schützen, erwiderte Friedrich: „Was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber daß sie ganze Völkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein ganzes Jerusalem draus machen wollen, das kann nicht seynd." Friedrich Wilhelm I. hatte es gern gesehen, wenn die Juden zum Christenthum übertraten, „weil sie dann aufhören müßten, so starken Judenwucher zu nehmen". Friedrich war unbefangener, sah dahinter „unerlaubte Endzwecke", und verordnete: es „sollen keine Juden zum Unterricht in der christlichen Religion eher angenommen werden, bis nicht von ihrem unsträflichen Wandel sichere Nachrichten eingezogen, und darüber schriftliche glaubhafte Atteste eingereicht worden". Die Juden erfreuten sich unbeschränkter Religionsfreiheit, und ihren Rabbinern stand der schiedsrichterliche Spruch in Ehe-, Erbschafts- und Vormundschaftssachen zu. Der König beschützte sogar den ehemaligen Rathmann Joseph Steblitzki zu Nicolai in Oberschlesien, der 1785 von der katholischen Kirche zum mosaischen Glauben übergetreten war, und ließ die deshalb geführte weitläufige Untersuchung niederschlagen. Was den König gegen die Juden einnahm und ihn abhielt, sie den christlichen Unterthanen als gleichberechtigt hinzustellen, war nicht die Confession, sondern die Race. Daher strich er 1771 von der Liste der neu zu wählenden Mitglieder der Akademie den „philosophischen" Buchhalter Moses Mendelssohn, „weil ihm der Name nicht gefalle". Daher wollte er von einer „Emancipation" der Juden nichts hören. Dagegen sah er gern, wenn sie Manufacturen und Fabriken errichteten, unterstützte sie darin, und hielt sie unter Umständen sogar dazu an. Einzelnen Jüdischen Kaufleuten, Banquiers ꝛc. erwies er viel Gnade und ertheilte ihnen außerordentliche Privilegien; vor allen Anderen dem Hofjuwelier Veitel Ephraim in Berlin. Mit diesem schloß der König während des Siebenjährigen Krieges einen Contract, gab ihm die Berliner Münze, und nach der Besetzung Sachsens, auch die dortige Münze in Pacht. Veitel Ephraim prägte das Geld zu immer geringerem Werthe aus, seine Glaubensgenossen durchstrichen das Land, kauften alles Silber auf, dessen sie habhaft werden konnten, und wechselten das alte Geld gegen das neugemünzte um. „Von außen schön, von innen schlimm; von außen Friedrich, von innen Ephraim!" sang das Volk. Die Mark fein, 14 Thaler werth, wurde bis zu 45 Thaler ausgeprägt, und solcher „Ephraimiten" für 7 Millionen Thaler in die Welt gesetzt. Sie sanken

Digitized by Google

rasch und so tief, daß 20 Thaler auf den Louisd'or gerechnet wurden. Veitel Ephraim ward zur Untersuchung gezogen und ins Gefängniß gesteckt, indeß gegen Zahlung von 30,000 Thaler freigelassen. Er durfte sich schöne Häuser und Gärten in Berlin kaufen, aber auch ihm ward es nicht gestattet, ein Landgut zu erwerben. Vielleicht aus Groll darüber, schreibt einer seiner Nachkommen, Professor Felix Eberty in Breslau in seiner „Preußischen Geschichte": „Die Juden sind bis 1812 von der Preußischen Gesetzgebung fast wie ausländische Vagabunden behandelt worden." Ein anderer Abkömmling von Veitel Ephraim ist der Stadt-Syndikus Eberty in Berlin, der für den künftigen Oberbürgermeister der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches gilt. Ein ähnliches Urtheil, wie Professor Eberty, fällt auch Stadtrath Streckfuß in Berlin, der die judenfreundliche Berliner „Tribüne" mit „historischen" Romanen und Criminalgeschichten versorgt, und ein eifriger Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" der Herren Moses & Cohn war, in seinem Buche „500 Jahre Berliner Geschichte und Sage", indem er schreibt: „In grellem Widerspruch zu dem Bestreben des Königs, die Aufklärung und Toleranz in Preußen zur Herrschaft zu bringen, steht die große Abneigung, welche er bei allen Gelegenheiten gegen die Juden zur Schau trug. Die Juden blieben auch unter der Regierung Friedrich's des Großen die Parias, ausgeschlossen von den meisten bürgerlichen Rechten und belastet mit schweren ungerechtfertigten Abgaben. Friedrich stand in seiner Abneigung gegen die Juden ganz auf dem Standpunkt des gewöhnlichen Volkes." — —

Eine Ergänzung zu dem Jungfer'schen Schriftchen bilden zwei Büchlein, welche nicht mehr im Buchhandel zu haben sind, und aus denen wir schon früher etliche Auszüge gaben: „Schattenriß von Berlin", 1788 erschienen, und „Neuestes Gemälde von Berlin auf das Jahr 1798".*) Sie liefern den Beweis, wie schnell und wie sehr der Reichthum, der Einfluß und die Uebermacht der Judenschaft in Preußen und namentlich in Berlin unter dem Nachfolger Friedrich des Großen, unter Friedrich Wilhelm II. anwuchsen, und sich schon damals bis zur Unerträglichkeit steigerten. Der Anonymus von 1788, ein durchaus freisinniger Mann, zeigt dieselbe Abneigung gegen die Juden, wie Friedrich der Große, und entwickelt in verschiedenen Capiteln, wie alle Schichten der Bevölkerung, „vom Prinzen bis zum Hirten", bereits den „Juden-Cliquen" zinsbar geworden sind. Die Schilderung, welche er von dem Preußischen Beamten-Elend entwirft, ist — obwol im letzten Jahrzehnt eine große Aufbesserung der Gehälter stattgefunden hat — zum Theil noch immer zutreffend. Er schreibt: „Daher kömmt es denn auch, daß der größte Theil der Preußischen Civilisten so in Schulden geräth, daß er sich oft in seinem ganzen Leben nicht herausreißen kann. Wie ist es auch anders möglich, wenn man dergleichen Subjecte erst Jahre lang laufen läßt, ehe man sie ansetzt! Wenn man sie aber auch hernach noch wol einige Jahre lang ganz ohnentgeltlich und eine halbe Lebenszeit bei einer kargen Besoldung arbeiten läßt; wenn man sie der Mittel beraubt, ihr Leben und oft Frau und Kinder zu erhalten, wie kann man da von ihnen verlangen, daß sie keine Schulden machen sollen? Gewiß, es steckt etwas Menschen-

*) „Juden und Wucherer in Berlin vor hundert Jahren" in Heft 11 des „Kulturkämpfer."

Digitized by Google

feindliches in dergleichen Einrichtungen. Eine andere Frage ist die: wer leihet dem Manne, der kein eigenes Vermögen, keine Einkünfte oder Gehalt und nur die Hoffnung hat, künftig zu einer Versorgung zu gelangen? Christen, die nicht zugleich Wucherer sind, werden es sehr selten thun; er muß also seine Zuflucht zu christlichen und Jüdischen Wucherern nehmen, die etwas wagen, um viel zu gewinnen. Wenn ein solcher Mann nachher einige Jahre in einem Gehalt gestanden hat, wovon er allenfalls leben konnte, so zerbricht man sich wol noch den Kopf darüber, wie er hat in Schulden gerathen können."

Während der Anonymus von 1788 noch von christlichen und Jüdischen Wucherern spricht, sind im „Neuesten Gemälde von Berlin auf das Jahr 1798" die Begriffe Wucherer und Juden schon identisch. Es heißt daselbst: „Es ist keine übertriebene Behauptung, daß die Juden ganz Berlin in Contribution setzen, und fest darin halten. Die Häuser der Vornehmen sind den Jüdischen Banquiers verwandt und unterthan, sowie die übrigen Familien und Particuliers den Mäklern und andern Grau-, Roth- und Schwarzbärten. Es ist keine Art von Gewinnsucht und Wucher denkbar, die sich nicht unter dem Domino eines Scheingrundes zu verbergen wüßte. So betrachten die Juden das baare Geld als Waare, die sie für den höchst möglichen Preis umsetzen, ohne dadurch ihren sanften Schlummer zu beeinträchtigen. Wehe Dem, der in ihre Hände fällt! Und doch steht bei Geldbedürfnissen kein anderer Weg offen, vorzüglich dem einzelnen Manne. Der menschlichst gesinnte Jude schießt ihm auf ein Vierteljahr 100 Thaler gegen 25 Procent vor; dieser Termin ist bald verlaufen, es werden die Interessen bezahlt, und der Wechsel für die nämlichen Wucherzinsen erneuert. Auf solche Weise contrahirt man für eine baare Summe von 400 Thalern in einem Jahre eine Schuld von 800 Thalern, und so nach Verhältniß mehr, wodurch man in wenigen Jahren mit Tausenden verschuldet ist. Mit Lebensgefahr stieg ich vor sechs Jahren in die enge finstre Stube eines jungen Israeliten und holte mir ein kleines Sümmchen; er war damals höchstens ein Wechsel-Dilettant, und nun hat er ein Vermögen von 27,000 Thalern in seinem 36. Jahre. Dergleichen giebt es mehrere, ich kenne sie und ihre Sklaven persönlich. Sehen sie nun die Verlegenheit ihres Clienten recht lebhaft, so legen sie ihnen die Hälfte des verlangten Geldes in klingender Münze vor die Augen, die andere Hälfte aber in Kleidungsstücken, Uhren oder dergleichen, womit sie solche noch mehr betrügen. Wozu treibt die Noth nicht? Man nimmt Beides, und läßt sich sengen und brennen. Seitdem sie nun auch mit Classen-Lotterie-Loosen einen schändlichen Wucher treiben, so fügen sie ein ander Mal der kaum halb aufgezählten Summe nach Verhältniß ein oder mehrere Loose bei." „Regierungen und Gerichte müssen zu diesem, wie zu manchem anderen politischen Uebel schweigen, weil sie nur nach dem dürren Buchstaben des Wechsels verfahren können. Wie sehr bedauere ich das Häuflein der Gerechten im Volke Israel, welche an dieser Pest keinen Antheil haben, und doch mit den übrigen den beständigen Vorwurf hören müssen, als wenn sie auf den Gesetztafeln Moses die Nummer VII nicht gesehn hätten."

Ein wahrhaft niederschmetterndes Verdict über die Judenschaft findet sich in

Digitized by Google

„Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.", die zu Anfang des Jahrhunderts erschienen und von F. von Cölln geschrieben sind. Wir lesen da: „Bei keiner Gelegenheit zeigt der Judaismus für die menschliche Gesellschaft sich gefährlicher als dann, wenn die großen Plagen der Menschheit eintreten, wohin ich den Krieg rechne. Dann, wenn jeder rechtliche Staatsbürger in der Geduld und Passivität sich übt, mancher den Kopf und die Gegenwart des Geistes verliert, dann tritt der Jude in voller Kraft auf: der Dämon der Geldgier und des Raubes enthusiasmirt ihn zur Wuth, und er weiß die Verlegenheit seiner Mitbürger trefflich zu nutzen. Er, der vor jeder Degenklinge zurückbebt, selbst dem ungeladenen Gewehr zutraut, es könne ihn tödten, überwindet die Todesfurcht durch die Raubgier. Um Geld zu gewinnen, wagt er sich auf's Schlachtfeld, um Leichname und wehrlose Sterbende zu plündern; er scheut den Galgen nicht und macht den geschicktesten Spion; er kennt alle verborgenen Wege und Schlupfwinkel; er führt darauf Freund und Feind zum Ziele, wer ihn bezahlt. Trefflich nutzt er das Requisitions-System der Franken zu seinem Vortheil; er bringt sich den Generalen als Commissär auf, requirirt auf ihr Conto Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, und verkauft es nachher wie sein Eigenthum. Er schließt sich an die Traineurs (Marodeurs), führt sie zur Plünderung an, und kauft ihnen nachher das Geraubte um ein Geringes ab; er wechselt alles Geld, um eine Kleinigkeit von den Feinden, und schmilzt es ein; er verräth das Vaterland, den König, die Armee, seine eigene Vaterstadt und seine Mitbürger, wenn es ihm bezahlt wird. Kaum war Schweidnitz über (1807), als ein Heer von Juden hineinströmte; ein jeder verkaufte, was er auf dem Lande und in den offenen Städten à conto der Feinde erpreßt hatte: Materialwaaren, Tücher, Geschirre, Pferde u. s. w. Dem König wird es nach der Rückkehr an Galgen fehlen, um diese Jüdische Brut daran aufhängen zu lassen." — — Schon Herr von Cölln stach in ein Wespennest. Es regnete Schmähschriften auf ihn, und es erschien in Folge dessen eine Brochüre: „Vertheidigung des großen Cölln wider seine Todfeinde".

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

„Die Stadt der Morde." Allmählich scheinen die „liberalen Freiheiten" selbst den „Liberalen" zu viel zu werden; selbst die „Liberalen" erfaßt Furcht und Sorge vor den von ihnen so zahlreich in die Welt gesetzten „Freiheiten". Sie bekommen Angst vor ihren eigenen Kindern, und fühlen sich, diesen unnatürlichen Töchtern gegenüber, nicht mehr des eigenen Lebens sicher. Der „Berliner Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn tischt seinen Lesern am 20. Juni 1880 zu Sonntag Nachmittag folgende Betrachtung auf: „Berlin, das man bisher die Stadt der Intelligenz hieß, wird in Zukunft die Stadt der Morde genannt werden. Es giebt gewisse sociale Krankheiten, die epidemisch auftreten; bei uns scheint traurigerweise die Epidemie der Morde ausgebrochen zu sein. Die Unthaten, von denen in letzter Zeit die Berliner Local-Chronik zu berichten wußte, weisen nur ein Gemeinsames auf: die thierische entmenschte Rohheit." Das Jobberblatt giebt nun eine Blumenlese der neuesten Mordgeschichten: „Die Taufgesellschaft, die einen Nachbarn todtschlägt, weil er ihnen sagen kommt, das Kind, dessen Aufnahme in den Bund der Kirche sie feiern, läge im Ersticken — und die in einer Schnapskneipe das durch einen kleinen Todtschlag unterbrochene Opferfest fortsetzt." „Jener Mord zweier halbwüchsigen Burschen, die nach Amerika gehen wollen, und sich verabredet haben, zuvor eine alte Frau, sei es am Grünen Weg, sei es in der Mathien-Straße, todtzuschlagen." „Ein Vagabond sitzt auf der Polizeiwache, und plötzlich ergreift ihn eine thierische Wuth. Er will in diesem Moment sich an dem Schicksal (!) rächen, das ihn zum Vagabonden machte. Es packt ihn eine besondere gefährliche Krankheit (!); es ergreift ihn ein Anfall von socialer Tobsucht (!!), und er stößt dem Schutzmann sein Messer in den Leib." — — Ist das nicht ein bewunderungswürdiges Stückchen Jüdischer Sophistik? Die Folgen der „liberalen Freiheiten" werden als „sociale Krankheiten" hingestellt; die scheußliche Entartung der Menschenwesen, welche die Lasker'sche Gesetzgebungsära gezeitigt hat, als ein „Anfall von socialer Tobsucht" gedeutet.

Die zuletzt gedachte Unthat sucht allerdings ihres Gleichen. Ein betrunkener Vagabund wird zur Wache des Polizeireviers gebracht, und zu seiner Ernüchterung ein paar Stunden in die Arrestzelle gesperrt. Er beträgt sich hier auf das Brutalste, und verunreinigt in viehischer Weise den ihm angewiesenen Raum. Als der Schutzmann, der gerade sein Abendbrod verzehrt, ihn zur Rede stellt, und ihn die Zelle reinigen heißt, ergreift er ein auf dem Tische liegendes Messer, und stößt es dem Beamten mit solcher Gewalt in's Auge, daß derselbe nach einer Viertelstunde verstirbt. Der Gemordete ist 36 Jahre alt; er hinterläßt eine Frau in andern Umständen, die von unbegreiflicher Angst getrieben, soeben von einer Reise zurückgekehrt war, um dem Begräbnisse des eigenen Vaters beizuwohnen. Des Gatten beraubt, geht sie einem Leben voll Sorgen und Entbehrungen entgegen. Der

Digitized by Google

Mörder zählt 52 Jahre und erklärte dem Untersuchungsrichter, er sei nunmehr „lebenslänglich versorgt". — Wie bei vielen vorausgegangenen Fällen, haben wir es auch hier wieder mit einem Vagabunden zu thun. Das Vagabundenwesen ist der Fluch unseres Vaterlandes. Es legt der Nation jährlich eine directe Steuer auf, drückender, als alle sonstigen Abgaben und Zolltarife. Es erzeugt Zustände, die in ihrer Verwilderung den Glauben erwecken, als läge etwa der Dreißigjährige Krieg hinter uns. Und was trägt die Schuld an diesem Unheil? Nichts Anderes, als die „liberalen Freiheiten"; vor Allem die schrankenlose Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. Es ist in dieser Beziehung ungemein bezeichnend, daß, wie die Zeitungen hervorheben, fast alle Mordthaten der jüngsten Zeit von Personen ausgegangen sind, die dem Tischlergewerbe angehörten. Die Berliner Tischlerei erfreute sich bekanntlich vor der Gründerzeit einer großen Blüthe. Vielleicht bei keinem Gewerbe sind während der Schwindelära größere Preissteigerungen vorgekommen, als hier. Nirgends blüthe auch der Schwindel mehr, wie beim Verkauf von Möbeln. Die Folge war ein bedeutender Rückgang der Berliner Tischlerei; von dem sie sich erst seit Kurzem wieder etwas erholt. Kein Wunder, wenn sich gerade auf diese Beschäftigung alle möglichen Elemente warfen, und in Hoffnung eines leichten Verdienstes in Berlin zusammenströmten; kein Wunder, daß von diesen jetzt Viele brodlos sind und sich dem Vagabundiren ergeben haben. Es ist hart für eine Weltstadt, daß sie den Vorzug, die Intelligenz der Na[illegible] in sich zu sammeln, mit der Last erkaufen soll, als Cloake für allen moralischen Unrath des Landes zu dienen. Hoffentlich kommt bald die Zeit, wo man einsieht, daß hier nur mit „positiven" Maßregeln Besserung zu schaffen ist.

Charakteristisch ist auch die Aeußerung des Mörders, daß er nunmehr „lebenslänglich versorgt" sei. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß doch die Begnadigung einmal ausbleiben könne, erwiderte er: wenn man ihn einen Kopf kürzer mache, so sei das auch noch nichts weiter. Dieser Gleichmuth entspringt indeß offenbar der Ueberzeugung, daß die bezeichnete Eventualität unter keinen Umständen eintritt, und beweist, wenn nicht in den Augen des Volkes, doch in denen der Verbrecher und Mörder, daß die Todesstrafe bereits als aufgehoben angesehen wird. Aber weshalb hat sich denn Fürst Bismarck für ihre Beibehaltung so sehr erhitzt?*) Weshalb steht sie noch in unserem Strafgesetzbuch? Es ist allerdings eine delicate Sache, über diese Angelegenheit zu sprechen, da die Gnade das unveräußerliche Recht des Regenten ist. Allein keine Begnadigung erfolgt, ohne daß der Monarch den Rath des Justizministers anhörte, der bei ihm die Stimme des Volkes zur Geltung zu bringen hat. Das Volk aber wünscht entschieden, der Satz möge wahr bleiben, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt. Allerdings soll nicht geleugnet werden, daß die meisten Berichte über Hinrichtungen, wenn solche einmal vorkommen, nicht den reinigenden Eindruck einer moralischen Sühne, sondern einen widerwärtigen und niederschlagenden machen. Aber dies liegt nicht an der Sache selbst, sondern an der Langsamkeit des modernen Strafverfahrens. Als jüngst Graf Loris-Melikow, der Russische Dictator, den Kaiser veranlaßt hatte, die im Prozeß Weimar verurtheilten Nihilisten theilweise zu begnadigen, lasen wir dies vielfach in den Blättern als eine sehr politische Handlung gerühmt. Die Verurtheilten hätten schon längere Zeit in Untersuchungshaft gesessen, der Zorn gegen sie sei inzwischen zum größten Theil verflogen, und wenn die ganze Strenge des Gesetzes nachträglich gegen sie zur Anwendung gekommen, würde

*) Weil es, wie bei der ganzen modernen Gesetzgebung, wieder ein Compromiß mit den Nationalliberalen galt. Weil die Herren Lasker und Genossen es so verlangten, und noch heute auf ihrem „Schein" bestehen. Anmerkung der Redaction.

Digitized by Google

man sie als Opfer bemitleidet haben. Deshalb habe auch der Dictator, als auf ihn selbst ein Attentat gemacht sei, den Verbrecher schon am dritten Tage hängen lassen, welche Maßregel sowol die öffentliche Meinung befriedigt, als auch bei den Gesinnungsgenossen des hingerichteten Nihilisten einen heilsamen Schrecken verbreitet habe. Diese Betrachtung ist durchaus richtig. Wir wollen zwar die vielen Cautelen, mit denen der moderne Strafprozeß umgeben ist, nicht im Allgemeinen verwerfen, allein vielfach sind dieselben doch nur eine Ausgeburt des Doctrinarismus. Insbesondere gilt dies von so flagranten Fällen, wie dem in Rede stehenden. Unter dem frischen Eindruck der Unthat wird auch das weichste Gemüth einsehen, daß die menschliche Gesellschaft das Recht hat, sich einer solchen Bestie zu entledigen. Tiger und Wölfe sind weit menschlichere Geschöpfe, und doch setzt man auf ihr Leben einen Preis, und bringt sie nicht etwa in eine Besserungsanstalt, um ihnen das Morden abzugewöhnen, und sie zu friedlichen Vegetarianern auszubilden. Entäußert sich die Menschheit jenes Rechtes, so ergeben sich die erschrecklichsten Consequenzen. Wie nun, wenn ein solcher Verbrecher einen seiner Wärter nach dem Andern umbringt? Mehr als lebenslängliches Zuchthaus kann man ihm doch nicht auferlegen. Auch ist der Mensch ein anschaulich denkendes Wesen. Je kräftiger die Anschauungen sind, desto folgerichtiger denkt er. Abgeblaßte Erinnerungen verlieren ihren Werth und ihre Wirkungen. Wenn der Mörder erst nach langen Monaten dem Beile oder dem Stricke anheimfällt, so ist der erste Grimm über seine scheußliche That verraucht, das Opfer vergessen, die Hinterbliebenen, über die er vielleicht namenloses Elend gebracht hat, sind in's Dunkel zurückgetreten. Beeinflußt von einem unklaren Mitleide, glauben wir nicht, einer wohlverdienten Hinrichtung, sondern einer kaltherzigen Abschlachtung beizuwohnen. Wir halten es deshalb für eine Aufgabe der Zeit, dafür zu sorgen, daß in Fällen, wo kein weiterer Beweis nöthig ist und das vergossene Blut, so zu sagen, zum Himmel schreit, die Strafe möglichst unmittelbar dem Verbrechen folge. Nur dann erhält das Gerechtigkeitsgefühl die volle Sühne, nur dann erfüllt die Todesstrafe ihren Zweck.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, Berlin W., Schwerin-Straße 21, richten.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Druck von Ihring & Fahrenholtz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 14.

15. Juli 1880.

Das neue Mai-Gesetz.

„Die Staatsregierung hat sich einfach auf den Boden ihrer Vorlage gestellt, und die Verantwortung für Das, was hier herauskommen wird, dem Hause zugewiesen . . . . . Wir Conservativen haben unter diesen Umständen nur das eine Princip an die Spitze unserer ganzen Handlungsweise gestellt, Dasjenige von der Vorlage zu retten, was überhaupt zu retten ist.“ So sprach Herr von Rauchhaupt am 26. Juni 1880, gelegentlich der dritten Berathung der Vorlage, betreffend Abänderungen der kirchenpolitischen Gesetze. In diesen Worten zeichnete er die Situation klar und genau, und nicht minder scharf beleuchtete er die Entstehung dieser Situation: „Wenn es sich auch nur um ein Gesetz handelt, welches der Regierung ein Maß von Vollmachten ertheilen soll, so hat sie es trotzdem nicht versucht, eine Majorität, weder für die Vorlage selbst, noch auch für Das, was bei dem Stande der Parteien nur erreichbar ist, zu gewinnen . . . . . Wir (Conservativen) sind dadurch allerdings in die peinliche Lage gekommen, unsere eigenen Wünsche zurückstellen zu müssen, aber wir mußten dies thun, wenn wir überhaupt etwas erreichen wollten.“ — Herr von Rauchhaupt konnte sich in dieser Weise äußern, denn wol Niemand im Hause war besser unterrichtet, wie die Dinge standen und wie sie sich gestaltet hatten, als gerade er. Mit einer wahren „activité dévorante“ hatte er die Besprechungen und Verhandlungen nach den verschiedensten Seiten eingeleitet und fortgesetzt, abgebrochen und wieder angeknüpft, um ein Resultat zu erzielen. Wenn dasselbe so ausgefallen ist, daß augenblicklich weder die Regierung noch das Land, weder die Kammern im Ganzen noch die Parteien im Einzelnen damit zufrieden sind, so liegt die Schuld fürwahr nicht an Herrn von Rauchhaupt oder an seinen politischen Freunden. Es wird sich aber im Laufe der Zeit herausstellen, daß die Conservativen einem richtigen Princip folgten, als sie den einen Gesichtspunkt festhielten, zu retten, was zu retten war. Daß sie dies gethan haben, selbst auf die Gefahr hin, gegen ihr eigenes Parteiinteresse zu handeln, muß ihnen Jeder hoch anrechnen, der das Wohl des Landes nicht im Sinne der Phraseologie des Herrn von Bennigsen, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit fördern will. Denn das

Digitized by Google

Gesetz, wie es vom Abgeordnetenhause in dritter Lesung festgestellt und vom Herrenhause unverändert angenommen wurde, bezeichnet den ersten positiven Schritt zur organischen Revision der durchaus verfehlten Bismarck-Falk'schen Maigesetze, und damit zur definitiven Beilegung des langjährigen kirchenpolitischen Streites. Wäre die Vorlage gänzlich gefallen, so hätte ihr leicht auch der Kultusminister von Puttkamer nachstürzen mögen, und die Beendigung des unglückseligen „Kulturkampfes" wäre wiederum in ungewisse Ferne hinausgerückt. Solchem Unheil vorgebeugt, den Staat wie die beiden christlichen Kirchen vor weitern empfindlichen Schäden bewahrt zu haben, ist und bleibt das unbestreitbare Verdienst der conservativen Fraction im Abgeordnetenhause.

In den angeführten Sätzen des Herrn von Rauchhaupt birgt sich eine „Enthüllung", die Viele überraschen könnte. Denn wörtlich genommen, würde sie besagen, daß der Staatsregierung am Zustandekommen des Gesetzes nichts oder herzlich wenig gelegen gewesen sei. Nun hat aber Fürst Bismarck wiederholt und mit aller Bestimmtheit durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" das Gegentheil erklären lassen. Demnach muß man annehmen, daß die Regierung zwar den dringenden Wunsch hegte, aus der Vorlage ein Gesetz werden zu sehen, daß sie es aber den Conservativen überließ, die erforderliche Majorität zusammenzubringen. Etwas seltsam wäre dies immerhin, aber die eigentlichen Absichten und Pläne des Fürsten Bismarck entziehen sich selbstverständlich dem Wissen gewöhnlicher Sterblichen. Stehen doch sogar seine Vertrauten nicht selten rathlos vor der Aufgabe, aus den Mittheilungen des großen Staatsmannes Dasjenige zu entnehmen, was seinen Intentionen genau entsprechen dürfte. Herrn von Rauchhaupt mag es nach wiederholten Conferenzen, die er wegen der „Mai-Vorlage" mit dem Reichskanzler hatte, ähnlich ergangen sein. Vielleicht trifft man annähernd das Richtige, wenn man sich vorstellt, die Unterredungen wären ungefähr nach dem Schema des nachstehenden Dialogs vor sich gegangen. „Durchlaucht, wenn wir den Bischofs-Paragraphen festhalten, gewinnen wir von den Nationalliberalen auch nicht ein Dutzend." — „„Gut, dann läßt man sie fahren."" — „Dann, Durchlaucht, haben wir nur die Wahl, es mit dem Centrum zu versuchen." — „„Gut, versuchen Sie es mit dem Centrum."" — „Wird man aber in der Lage sein, so umfassende Concessionen zu bewilligen, daß das Centrum schließlich für das ganze Gesetz stimmt?" — „„Das dürfte schwerlich der Fall sein."" — „Um des Himmels willen, Durchlaucht, was ist denn da zu machen?" — „„Machen Sie, was Sie wollen. Aber das sage ich Ihnen: die Staatsregierung legt den höchsten Werth auf die Vorlage; sie beharrt nach wie vor auf dem Boden derselben, und muß auf deren Annahme in der einen oder andern Form bestehen."" — „Durchlaucht, ich werde Alles aufbieten, um ein befriedigendes Arrangement zu erreichen." — „„Das bezweifle ich nicht. Apropos, wie viel Nationalliberale haben Sie bereits in der Tasche?"" — „20 bis 30, Durchlaucht; ich hoffe es jedoch auf 40, vielleicht gar auf 50 zu bringen." — „„Reichen Sie damit aus?"" — „Die Sache steht auch dann noch immer so — so, Durchlaucht." — „„Das sind mir schöne Politiker und noch schönere Parteiführer!"" — „Durchlaucht verzeihen; allein, wenn man so im Unklaren gelassen wird, dann weiß man wirklich nicht — — — —"

Digitized by Google

„„Was denn? Ich kann doch nicht Alles selber besorgen!““ — „Durchlaucht dürfen wirklich versichert sein, daß ich den besten Willen habe, nach Möglichkeit — — — aber ich muß doch wenigstens wissen, nach welcher Richtung ich denselben bethätigen soll?“ — „„Ihren guten Willen in allen Ehren, aber darum erwarte ich auch mit Bestimmtheit, daß Sie etwas Gescheites zu Wege bringen werden. Adieu!““ — — Man erzählte sich in Abgeordnetenkreisen, daß derartige Unterredungen, für deren Wortlaut wir natürlich nicht bürgen können, mitunter stundenlang gedauert, und manchmal recht unliebsame Wendungen genommen hätten. Herr von Rauchhaupt soll nicht selten in heller Verzweiflung und höchster Erregung das Reichskanzler-Palais verlassen haben. Und glaubte er endlich den richtigen Faden gefunden zu haben, dann belehrte ihn eine folgende Zusammenkunft sehr bald darüber, daß er der eigenen Findigkeit mehr vertrauen müßte, als der höheren Eingebung, auf die er vergeblich wartete.

Das neue Maigesetz ist in der Gestalt, in welcher es nunmehr vorliegt, weniger ein Vollmachts- als ein Revisionsgesetz, wie Graf Udo zu Stolberg im Herrenhause richtig bemerkte. Und als solches erscheint es von größerm Werthe, als die ursprüngliche Regierungsvorlage. Diese enthielt nur an zwei Stellen positive organische Bestimmungen, nämlich in Artikel 3, welcher die „Absetzung“ von Kirchendienern beseitigte, und statt derselben auf „Unfähigkeit zur Bekleidung des Amtes“ erkannt wissen wollte, und in Artikel 10, Absatz 3, wo der Krankenpflege, im Sinne des Gesetzes vom 31. Mai 1875, die Pflege und Unterweisung von Blinden, Tauben, Stummen, Idioten, sowie von gefallenen Frauenspersonen gleichgestellt wurde. Alles Uebrige war dem Belieben der Minister oder der Oberpräsidenten anheimgegeben, konnte geschehen, und auch unterbleiben. Das gegenwärtige Gesetz enthält diese beiden Punkte ebenfalls, fügt aber als dritten die sehr wichtige Bestimmung hinzu, daß die in den Gesetzen vom 11. Mai 1873 und 21. Mai 1874 angedrohten Strafen auf Amtshandlungen, die von gesetzlich angestellten Geistlichen in erledigten Pfarreien aushilfsweise vorgenommen werden, fernerhin keine Anwendung finden, und daß die zur Stellvertretung oder Hilfeleistung gesetzmäßig beauftragten Geistlichen auch nach Erledigung dieses Amtes als gesetzmäßig angestellte Geistliche gelten. Da zudem der Schlußartikel, welcher die Giltigkeitsdauer bestimmt, diese drei Punkte ausdrücklich von der Fristbestimmung (bis Ende 1881) ausnimmt, so ist damit thatsächlich eine, wenn auch eng begrenzte Revision der Maigesetze bereits vollzogen. Daneben erscheint es als ein Gewinn, daß die Vollmachten, welche die Staatsregierung in der Vorlage für sich erbat, durch die Ablehnung mehrerer Artikel nicht unerheblich eingeschränkt wurden. Auf die „constitutionelle“ Bedeutung dieser Einschränkung soll hier nicht näher eingegangen werden; denn verfassungsmäßig — das wird man wol von keiner Seite in Abrede stellen wollen — ist die in der Vorlage gemachte Forderung von Vollmachten überhaupt eine äußerst bedenkliche und bisher unerhörte. Die Verweigerung von Vollmachten über das gegenwärtig im Gesetz gegebene Maß hinaus hat ihren Werth darin, daß, nachdem gewisse Zugeständnisse an die Revisionsbedürftigkeit der Maigesetze einmal gemacht sind, nachdem in das Festungswerk derselben

Digitized by Google

einmal Bresche geschossen ist, die Staatsregierung durch die „Logik der Thatsachen“ von selbst dazu kommen wird und kommen muß, die Fortsetzung der Revision auf organischem und nicht auf beliebigem Wege zu suchen. Hätte die Regierung die Befugniß erhalten, dem Mangel an Seelsorgern durch Ertheilung von Dispensation an Priester, die den gesetzlichen Erfordernissen nicht entsprechen, thunlichst abzuhelfen; wäre ihr die Möglichkeit geboten worden, eine geordnete Diöcesan-Verwaltung durch Zurückberufung der „abgesetzten“ Bischöfe in relativ kurzer Zeit wieder herzustellen; und hätte sie, was in politischer Beziehung die Hauptsache bildet, diese höchst wichtigen Angelegenheiten regeln können, ohne dabei durch das an und für sich vollkommen unversehrt gebliebene einschlägige Gesetz behindert zu sein — es wäre an eine weitere Revision der Maigesetze so bald nicht zu denken gewesen; während dieselbe unter sothanen Umständen, wie gesagt, nur noch eine Frage der allernächsten Zeit ist.

Ebensowenig ist es zu beklagen, daß die für die Oberpräsidenten verlangten, gleichfalls ziemlich ungeheuerlichen Vollmachten abgelehnt sind, welche diesen Beamten bei Vergehen gegen die Falk'schen Maigesetze das Berufungs- und Anklage-Monopol überweisen wollten, und dadurch dieselben sicher in eine sehr schiefe Stellung gebracht haben würden. Ein weiterer Vorzug des Gesetzes ist zweifellos darin zu erblicken, daß die Anzeigepflicht aus demselben entfernt ist. Die Anstrengungen des freiconservativen Herrn von Zedlitz und seiner Genossen, durch das Hineinschieben derartiger Beschränkungen, die Artikel 1 und 4 des Entwurfs für den praktischen Gebrauch werthlos zu machen, dazu im angeblichen Interesse der staatlichen Oberhoheit, der Regierung für fernere Verhandlungen mit der Römischen Curie eine gebundene Marschroute vorzuschreiben — sind glücklicher Weise vergeblich gewesen. Es muß immer wieder hervorgehoben werden, daß die Meldung der anzustellenden Geistlichen, Seitens ihrer Oberen, bei der zuständigen Regierungsbehörde an und für sich in keiner Weise ein Hinderniß des kirchenpolitischen Friedens bildet. Denn diese Meldung kann und wird von der Curie nachgegeben werden. Derjenigen Anzeigepflicht hingegen, welche das Gesetz vom 11. Mai 1873 fordert, wird sich die katholische Kirche weder in Preußen noch anderswo jemals unterwerfen. Wird dieselbe nach ihrem ganzen Umfange, unter Beibehaltung des Einspruchsrechts des Oberpräsidenten und der endgiltigen Entscheidung des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten, von der Staatsgewalt zur unumgänglichen Bedingung gemacht, dann möge man jeden Gedanken an die Beendigung des „Kulturkampfes“ nur fahren lassen! Aber gerade „die Verpflichtung zur Anzeige in Gemäßheit des Gesetzes“ hatten die Freiconservativen in die genannten Artikel hinein geschmuggelt, und eben deshalb wäre dieselbe gegenüber jedem Versuch, eine Annäherung zwischen Kirche und Staat herbeizuführen, ein unübersteigliches Hemmniß geworden. Nur der Ablehnung der beiden Artikel ist es zu danken, wenn der Regierung nunmehr freie Hand bleibt, über die Art und Weise der Anzeigepflicht mit der Curie sich ins Einvernehmen zu setzen. Auf wessen Betreiben hin Herr von Zedlitz sich in seine „Verbesserungs“-Anträge so verbissen hatte, mag vorläufig auf sich beruhen. Das aber soll rückhaltslos gesagt werden, daß dieselben entweder nur gröblicher Unkenntniß des wahren Sachverhalts oder der Absicht entspringen konnten, das Friedenswerk zu hindern. Keine von beiden Annahmen dient indessen dazu,

Digitized by Google

die politische Achtung vor dieser Partei und ihren Wortführern zu erhöhen. Der wildeste brüllendste „Fortschritt" ist nach unserem Dafürhalten weniger gefährlich für das öffentliche Leben, als jenes Zwittergewächs, welches unter dem Namen „freiconservativ" unsere Parlamente erfüllt, obwol es keine eigentliche Partei, sondern nur eine „Fraction" ist, welche in der Bevölkerung selber glücklicherweise gar keinen Boden hat, sondern nur einer Laune des Reichskanzlers ihr Dasein verdankt. Jammerschade, daß die Conservativen, trotz der tiefgehendsten Abneigung, die sie gegen ihre Stiefgeschwister empfinden, sich noch immer für gebunden erachten, bei ihrem politischen Calcul auf dieselben Rücksicht zu nehmen!

Angesichts der Lichtseiten des neuen Maigesetzes drängt sich die Frage auf, weshalb das Centrum geschlossen gegen dasselbe gestimmt hat. Daß diese Partei von ihrem principiellen Standpunkt aus sich gegen die ursprüngliche Fassung der Vorlage abweisend verhielt, ist begreiflich, und mindestens eben so klar, daß sie keinem Entwurf zustimmen konnte, welcher „die Verpflichtung zur Anzeige in Gemäßheit des Gesetzes" aufstellte. Aber gegenüber der Gestaltung, welche der Vorlage in dritter Lesung zu Theil geworden, erscheint die Opposition des Centrums fast befremdend. Man kann zur Rechtfertigung seiner Schlußbestimmung anführen, daß auch in der jetzigen Fassung des Gesetzes Artikel 1 eine indirecte Anerkennung des kirchlichen Gerichtshofs in sich schließt, daß Artikel 3 den staatlichen Commissar für die bischöfliche Vermögensverwaltung enthält, und daß Artikel 6 die staatliche Aufsicht über religiöse Ordensgenossenschaften in einer der katholischen Auffassung wenig entsprechenden Weise von Neuem hervorkehrt. Aber diese Erwägungen verlieren erheblich an ihrer Bedeutung, wenn man berücksichtigt, daß durch Artikel 1 die Competenz des Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten eine wesentliche und der katholischen Lehre über das Priesteramt in gewissem Sinne sich anschließende Einschränkung erfährt. Mit einer solchen Einschränkung sich einverstanden erklären, heißt keineswegs, das Institut selber billigen, geradesowenig, wie es die Anerkennung eines Uebels in sich schließt, wenn man sich um die Verringerung desselben bemüht. Aehnlich verhält es sich mit dem Klosterparagraphen. Daß derselbe dankenswerthe Erleichterungen im Verhältniß zu dem bisherigen Zustande darbietet, wird auch ein Centrumsmann nicht in Abrede stellen wollen. Die übrigen Artikel enthalten überhaupt kaum etwas Anstößiges gegen katholische Auffassungen. Oder kann ein Katholik, der einem Deutschen Staate angehört, sich durch die Forderung verletzt fühlen, daß ein Bisthumsverweser, der zur Verwaltung einer Preußischen Diöcese berufen wird, wenigstens im Besitze des Deutschen Bürgerrechts sein muß, wenn die Regierung im Uebrigen den betreffenden Würdenträger zum Amte zuläßt, falls er nur den kirchlichen Auftrag darthut, und ihn dann sogar von jeder eidlichen Verpflichtung gegen den Staat, dessen Organe und Gesetze entbindet? Daß der Artikel 3 die Einleitung der commissarischen Vermögensverwaltung in einer verwaisten Diöcese von der Ermächtigung des Staatsministeriums abhängig macht, ist jedenfalls eine Garantie dafür, daß eine solche Vermögensverwaltung nur nach der reiflichsten Erwägung des höchsten Rathes der Krone verfügt werden wird; daß aber diese Verwaltung durch Beschluß des Staatsministeriums wieder aufgehoben werden kann, ist unter allen Umständen

Digitized by Google

eine rein staatliche Angelegenheit. Dasselbe gilt von der Wiederaufnahme eingestellter Staatsleistungen für den Umfang eines Sprengels; wenn man auch einräumen muß, daß die Katholiken das vollste Recht haben, die einfache Beseitigung des ganzen Sperrgesetzes zu verlangen. Ueber Artikel 5, der die Nichtanwendbarkeit maigesetzlicher Strafen auf eine große Zahl geistlicher Amtshandlungen verfügt, und über Artikel 6, der den krankenpflegenden Orden einen größeren Wirkungskreis wieder gestattet, haben wir schon gesprochen. Was endlich den Artikel 7 betrifft, welcher die Giltigkeitsdauer des Gesetzes bis zum 1. Januar 1882 festsetzt, so hat allerdings der Abgeordnete Windthorst bei der zweiten Lesung, in der dieser Artikel unter Nummer 12 figurirte, sich in längerer Rede gegen denselben gewandt, ohne indessen ein anderes Argument vorzubringen, als daß man „wohl thue", solche Fristbestimmungen wegzulassen, weil es sich dabei „um advocatische Clauseln handle, die nie zu etwas Gutem geführt hätten". Großes Gewicht kann man einer solchen Beweisführung nicht beimessen. Eher wird man sich den Ausführungen Miquéls anschließen, der gelegentlich der dritten Berathung darlegte, daß „die gefährliche discretionäre Natur" der im Entwurfe gegebenen Vorschriften durch die Fristbestimmung „im Wesentlichen beseitigt sei".

Wahrscheinlich liegen die Gründe für die Schlußabstimmung des Centrums weniger in dem Gesetze selbst, als in der gesammten Situation, wie sie sich namentlich durch die Veröffentlichung der bekannten diplomatischen Actenstücke und durch die schwankende räthselhafte Haltung der Regierung gestaltet hatte. Sogar Herr von Puttkamer glaubte in der Entgegennahme des Gesetzes aus den Händen des Centrums „eine Werthverminderung des schließlichen Ergebnisses" erblicken zu müssen, und er äußerte den „politischen Wunsch" nach dem „allmählichen Verduften des Centrums"; welche Aeußerung er hinterher freilich selber als eine „Trivialität" zu bezeichnen für gut fand. Nicht ein einziger Antrag des Centrums fand irgendwelche Berücksichtigung, wogegen es den freiconservativen Amendements, die in der ausgesprochenen Absicht gestellt waren, die Zustimmung des Centrums zu dem Gesetze zu hintertreiben, an einer großen Majorität nicht fehlte. Diese Erscheinung ist um so bezeichnender, als das Centrum sich durchweg mit Eifer, Sachkenntniß und politischem Takt an sämmtlichen Verhandlungen bis zum Schlusse betheiligte. Die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht bildete die Rede des Herrn Lieber in der Sitzung vom 26. Juni. Dr. Lieber, ein noch junger Rentier, verbindet mit guten Kenntnissen eine oratorische Begabung. Leider macht er von der letzteren einen etwas selbstgefälligen Gebrauch, und diesem Umstande ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß seine philologisch-kritische Vorlesung über den Katechismus des Jesuitenpaters Perrone auf protestantischer Seite einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Herr Lieber ist ein persönlicher Verehrer des Herrn Miquél, an dessen bösartige Gründungen er nicht glauben mag, oder den er trotzdem für einen musterhaften Ehrenmann hält. Herr Lieber begann mit folgendem Satz: „Ich muß dem Abgeordneten Miquél das Zeugniß geben, daß bei aller sachlichen Opposition nicht ein einziger Mann im Hause ist, dessen persönliches Wohlwollen gegen uns wir höher schätzen." — — Unbedingt sprach Herr Lieber hier nicht im Namen des ganzen Centrums; unbedingt theilt die übergroße Mehrzahl der Centrumsmänner diesen

Digitized by Google

geradezu krankhaften Geschmack des Herrn Lieber nicht, hegt vielmehr eine tief sittliche Abneigung gegen all' die Persönlichkeiten, deren Name mit den Gründungen und Börsen-Operationen der Schwindelperiode verknüpft ist. Nachdem Herr Lieber in solcher Weise dem wandlungsreichen vielseitigen Politiker Miquél seine Huldigung dargebracht hatte, begann er aus dem Katechismus Perrone's mit anmuthigem Nachdruck eine Reihe von Sätzen zu verlesen, welche die Protestanten, und namentlich die von der katholischen zur protestantischen Kirche Uebergetretenen als den „Abschaum der Büberei und Unsittlichkeit eines jeden Landes" charakterisiren. Herr Lieber hatte die Gefälligkeit, diese Herzensergießungen zugleich aus dem Italienischen in's Deutsche zu übersetzen, ohne sich an die steigende Erbitterung und die entrüsteten Ausrufe der protestantischen Abgeordneten zu kehren. Indem Herr Lieber sich in solcher Leistung gefiel, wollte er angeblich nur beweisen, daß sich die Perrone'schen Schmähungen nicht auf den Protestantismus überhaupt beziehen; wollte er, wie Herr Windthorst mit der Meisterschaft des Advocaten hinterher ausführte, nur seine Liebe zu den „protestantischen Brüdern" an den Tag legen! Allerdings liest sich die Rede des Herrn Lieber nicht so schlimm, wie sie sich anhörte, und es mag den Nassauischen Demosthenes durchaus keine böse Absicht geleitet haben; aber diese Rede ist und bleibt — zumal in dem letzten Stadium der Berathung, wo es sich auch für die Katholiken darum handelte, die Vorlage nicht gänzlich scheitern zu lassen, und ihre aufrichtigen Freunde innerhalb der conservativen Partei festzuhalten — eine Taktlosigkeit sonder Gleichen. Ja, noch mehr! Mit allem Respect vor dem Geist und den Talenten des Herrn Lieber muß es gesagt sein: diese Rede war, wie Onkel Bräsig sich gelegentlich einer ähnlichen Leistung des jungen „Oekonomikers" Fritz Triddelfitz vernehmen läßt, „ein ausgesuchtes Stück von Dummheit". Der philologische Ausflug, den Herr Lieber unternahm, sollte sich nämlich hauptsächlich richten gegen den nationalliberalen Kaufmann und Stadtverordneten von (oder van) Eynern aus Barmen, der seit zwei Sessionen in der Kammer sitzt, häufig zu reden liebt, eine phrasenhafte Brochüre gegen die Katholiken vom Stapel gelassen, und zuerst auf den Katechismus Perrone's hingewiesen hat. Indem aber Dr. Lieber dem Herrn von (oder van) Eynern eine so lange Auseinandersetzung widmete, hat er diesem öden seichten halbgebildeten Kulturpauker erst zu einer Bedeutung verholfen, an die sonst keine Menschenseele in ganz Deutschland gedacht haben würde.

Höchst treffend entgegnete der Kultusminister: „Ich halte es für eine unglückliche Stunde für die Centrums-Fraction, als Dr. Lieber die Tribüne bestieg." Mit vollem Recht bemerkte Herr von Puttkamer: „Wenn man sich nicht scheut, das schamloseste Pamphlet, in welchem jemals ein giftiger Haß gegen die berechtigte Nebenreligion seine Orgien gefeiert hat, unter seinen Schutz zu nehmen, dann kann man sich nicht wundern, daß in den Hörern, die nicht zur Confession des Abgeordneten Lieber gehören, Gefühle entstehen, die uns beinahe könnten bereuen lassen, daß diese Vorlage überhaupt gemacht ist." Diese an dem Kultusminister so ungewöhnlich scharfe und gereizte Sprache entsprang sicherlich seinem protestantischen Gefühl. Ueberkluge und zugleich malitiöse Leute wollen sie freilich noch aus anderen Motiven herleiten, und erzählen Folgendes: Ein hohes Ehepaar, das dereinst noch zu einer

Digitized by Google

höheren Stellung in Deutschland berufen ist, sei dem Herrn von Puttkamer nicht gewogen, und habe denselben, so lange er den Ministerposten verwalte, noch nie eines Wortes oder Grußes gewürdigt. Nun interessire sich die hohe Dame ganz außerordentlich für die protestantische Propaganda in Italien, und der Minister habe daher, nachdem ihm Dr. Lieber den Vorwand geboten, mit beiden Händen zugegriffen, um für besagte Propaganda eine Lanze zu brechen, und sich dadurch wo möglich bei jener Dame und deren Gemahl einen Stein ins Brett zu setzen. Man lernt aus dieser kleinen Erzählung weiter nichts, als daß der Klatsch auch die höchstgestellten Kreise nicht verschont.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die Verhandlung der zweiten und dritten Lesung, so müssen wir die Reden der Herren von Hammerstein, von Kröcher, von der Reck und Strosser hervorheben, die da beweisen, welch' „redliche Herzen", wie auch Herr Windthorst rühmte, namentlich unter den Altconservativen schlagen, welche Ritterlichkeit und welch' echt brüderliches Wohlwollen die Conservativen den Katholiken entgegentragen. Herr von Kröcher führte dem Centrum zu Gemüth, was wir in dieser Zeitschrift wiederholt betont haben, daß die Vorlage noch nicht der Frieden sei, aber doch die Bedeutung der Friedens-Präliminarien habe, daß sie entschieden eine Milderung der Maigesetze sei, und daß es daher thöricht wäre, sie kurzer Hand abzuweisen. Der Erbmarschall Freiherr von der Reck nannte die Maigesetze ein „Kind des modernen Liberalismus"; er erklärte sie nicht nur für ein „ungerathenes", sondern für ein „todtgebornes Kind", und meinte die Vorlage der Regierung bekunde die Absicht, „dieses todtgeborne Kind mit einem Leichenhemd zu versehen und anständig zu begraben". Diese drastische Offenheit wurde von den Neuconservativen und namentlich von Herrn von Rauchhaupt mit wachsendem Unmuth aufgenommen, während das Centrum und die Fortschrittspartei den Redner zum Fortfahren ermunterten. Wenn Herr von Minnigerode hinterher äußerte, Herr von der Reck habe nicht im Auftrage der Partei, sondern nur im eigenen Namen gesprochen, so war diese Erklärung einerseits überflüssig, andrerseits keineswegs ganz zutreffend. Von besonderer Bedeutung ist die Rede des Strafanstalts-Director Strosser in Münster, insofern sie einen Standpunkt einnimmt, den beide Schwesterkirchen, die katholische wie die protestantische, mit Dank acceptiren müssen. Herr Strosser sagte u. A.: „Meiner Ansicht nach hat die Kirche zunächst ein göttliches Recht für ihr Bestehen, mindestens ebenso tief, ebenso hoch und ebenso weit begründet, wie der Staat für sich in Anspruch nimmt. — — „Aber ich habe noch kein Wort gehört von den genau ebenso unveräußerlichen Rechten der Kirche; und wir, die wir die Kinder dieser Kirche sind, Glieder dieses Organismus Gottes, wir sind ebenso verpflichtet, auch für die unveräußerlichen Rechte der Kirche mit derselben Freudigkeit und Entschiedenheit einzutreten wie für die Rechte des Staats. — — „Der Staat hat nach seiner souveränen Gewalt die ganze kirchenpolitische Gesetzgebung in's Leben gerufen, die uns jetzt seit acht Jahren regelmäßig so lange Zeit in unsern Landtagsversammlungen in Anspruch nimmt; folglich fällt ihm auch die Pflicht zu, die Dinge zunächst wieder anderweitig zu ordnen." — — Von der

Digitized by Google

Anzeigepflicht, von der die Kulturpauker stets behaupten, daß sie, Seitens der kirchlichen Oberen, ja in andern Staaten bereitwilligst geleistet werde, sagt Stroſſer: „Der Wortlaut der betreffenden Gesetzesbestimmungen ist in der Regel ein sehr viel milderer, entgegenkommender, von gegenseitiger Achtung und Anerkennung getragener, und in einem großen Theil dieser Staaten ist durch Vereinbarung zwischen Kirchen- und Staatsbehörden die Sache zum Austrag gekommen. Hätte man bei uns in den Jahren 1872 und 1873 denselben Weg eingeschlagen, wir hätten den achtjährigen Kulturkampf nicht gehabt." — — Einen so echten Evangelischen, wie Stroſſer, könnte und würde das katholische Centrum mit offenen Armen aufnehmen.

Das neue Maigesetz verlangt ziemlich weitgehende Vollmachten für die Minister. In Artikel 4 forderte der ursprüngliche Entwurf auch eine, wenn man so sagen darf, gesetzliche Vollmacht für die Krone, Behufs unbeschränkter Ausübung des Begnadigungsrechtes zu Gunsten der „abgesetzten" Bischöfe. Legitimistisch und monarchisch denkenden Politikern war jener Artikel von vornherein sehr unsympathisch, weil sie überhaupt nicht die Ansicht theilen, daß es eines solchen erst noch bedürfe. Noch unangenehmer mußten die Debatten selbst berühren, in denen Minister und Abgeordnete sich die erdenklichste Mühe gaben, um zu verhindern, daß der König nicht etwa über das ihm zustehende Recht, auch nur um eines Haares Breite hinausgehe, während die Vollmachten für die Minister mit vollen Händen verlangt und ertheilt wurden. Faßt man erst gar die verschiedenen Anträge ins Auge, welche für den König „das Staatsministerium mit königlicher Genehmigung" substituiren, oder zu dem Gnadenacte die „Verantwortung des Staatsministeriums" erforderlich machen, und zudem die Begnadigung nur solcher Bischöfe gestatten wollten, welche die Verpflichtung zur Anzeige anerkennten, dann kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß der monarchische Gedanke in Kreisen abzublassen beginnt, von wo aus derselbe seine eigentliche Stütze und Stärke hernehmen sollte. Eine ähnliche Empfindung rief der erbitterte Kampf gegen den Bischofsparagraphen hervor, wie er von nationalliberaler und freiconservativer Seite geführt wurde. Ist es doch ein offenes Geheimniß, daß unser Kaiser und König sich persönlich in hohem Maße für die Rückkehr der vertriebenen Bischöfe interessirt! Sind es doch gerade Nationalliberale und Freiconservative gewesen, welche seit Jahren zur Preisgebung jedes verfassungsmäßigen und bürgerlichen Rechtes bereit waren, um die Machtvollkommenheit eines Ministers zur denkbarsten Höhe zu erheben; während sie jetzt über das Gnadenrecht des Monarchen die ärgsten „constitutionellen" Gewissenszweifel äußerten! Wie man behauptet, ist Artikel 4 der ursprünglichen Vorlage, welcher dem König gestattet, einen vertriebenen Bischof als solchen wieder anzuerkennen, die eigenste Erfindung des neuen Preußischen Justizministers, Herrn Friedberg, welcher bekanntlich Jüdischer Abkunft ist, und seine Erfindung soll zunächst das Saatsministerium selber ziemlich überrascht haben. Juristische Autoritäten, wie der Obertribunalsrath Peter Reichensperger theilten durchaus nicht die „constitutionelle" Auffassung des Herrn Friedberg, und auch bei der Verhandlung des Herrenhauses am 3. Juli rief dieser Punkt ein interessantes Duell zwischen Herrn Friedberg und seinem früheren Chef, dem Justizminister a. D. Grafen zur Lippe, hervor, welcher Letztere das Gnadenrecht des Königs in

Digitized by Google

keiner Weise beschränkt wissen wollte, vielmehr der Hoffnung Ausdruck gab, der Monarch werde von diesem schönsten Vorrecht der Krone den schönsten Gebrauch machen. Gegen die Rückkehr der Bischöfe, denen er, „auf Grund des gerichtlichen Erkenntnisses", wiederholten „Eidbruch" vorwarf, ereiferte sich mächtig Herr von Bennigsen, und hauptsächlich an seinem „beredten" Widerspruch scheiterte Artikel 4 der Regierungs-Vorlage. Dies war der Dank dafür, daß Windthorst und von Schorlemer-Alst stets bemüht gewesen sind, das Centrum abzuhalten, gegen die Gründer von Bennigsen und Miquél und gegen den Gründertödter Lasker vorzugehen. Diese Herren müßten geschont werden, denn sie seien Gegner des „Kulturkampfes", und Freunde der Katholiken. Mit aus diesem Grunde wurde auch Herr von Ludwig regelmäßig desavouirt, wenn er den Gründern zu Leibe ging.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Verhalten der unter der bankerotten Firma „Nationalliberale" im Abgeordnetenhause sitzenden Mandatsinhaber. Wie viel „Gruppen" dieselben augenblicklich bilden, läßt sich weder untersuchen noch feststellen; es genügt auch, im vorliegenden Falle zu constatiren, daß sie sich bei der Schlußabstimmung in zwei fast gleiche Heerhaufen theilten, von denen der bejahende in einer Stärke von 48 Mann unter Führung des Herrn von Bennigsen stand, während der verneinende in einer Anzahl von 46 Herrn Rickert gestattete, an seiner Spitze zu marschiren. Welche Machinationen und Coulissenschiebereien diese „Spaltung" bewerkstelligten, würde zu weit führen, im Einzelnen auseinanderzusetzen. Herr von Rauchhaupt und Herr von Bennigsen leiteten die Sache ein, und um ihr einen gewissen diplomatischen Anstrich zu geben, erhielt Herr von Bennigsen eine gelegentliche Einladung in's Reichskanzler-Palais. Als charakteristisch für die Gewinnung der nationalliberalen Hilfsmannschaft zum Durchbringen des Gesetzes mag darauf verwiesen werden, daß in den Tagen der zweiten und dritten Lesung die ganz nach der Börse klingende Frage unter den Abgeordneten der conservativen Seite umlief: „Wie hoch stehen sie heute?" (Nämlich die nationalliberalen Compromißleute.) Der Cours begann mit 30 und schloß endlich mit 48 ab. Man darf übrigens behaupten, daß den meisten Conservativen das Zusammengehen mit den Nationalliberalen fast wie ein Opfer vorkam, welches sich nicht ohne große Ueberwindung bringen ließ. Auch die Regierung scheint die Hilfe der Letzteren mehr als ein unvermeidliches Uebel, denn als einen willkommenen Dienst aufgefaßt zu haben. In dieser Hinsicht sind einzelne Wendungen in den Reden der Herren von Puttkamer und von Rauchhaupt recht lehrreich. Richter und Rickert haben denn auch nicht ermangelt, den compromißlustigen „Liberalen" noch in der Schlußabstimmung am 28. Juni höhnische Vorhaltungen zu machen, sodaß sogar Herr Windhorst sich bemüßigt fand, den unangenehmen Eindruck dieser Sticheleien, der möglicher Weise für das Zustandekommen des Gesetzes hätte verhängnißvoll werden können, thunlichst zu verwischen. Die Windthorst'sche Rede, die letzte in der ganzen Debatte, machte außerdem Jedem, der sich auf parlamentarische Witterung versteht, die Thatsache klar, daß das Centrum, trotz aller zu Gunsten des principiellen Standpunkts eingelegten Verwahrungen, die Ablehnung des Entwurfs nur mit Schrecken bemerkt haben würde. Windthorst erklärte ausdrücklich, daß der Kultusminister das Vertrauen der großen

Digitized by Google

Majorität des Hauses, auch das des Centrums besitze, und er rieth den compromißsüchtigen Nationalliberalen, sich durch Richter und Consorten von dem betretenen Wege „nicht abwendig machen“ zu lassen. Herr Windthorst ist eben ein so feiner Spieler, daß er stets gewinnt, und bei den Debatten um das neue Maigesetz hat seine Kunstfertigkeit im höchsten Glanz geleuchtet, hat er sich gewissermaßen selber übertroffen. Indeß wäre es vielleicht doch im Interesse des Centrums, das mit ihm einen förmlichen Kultus treibt, zu wünschen, daß der kleine Herr nicht immer das Banner voranträgt, nicht so ausschließlich das Commando führt, sondern auch andere altbewährte Mitglieder der Fraction mehr zu ihrem Rechte kommen läßt. Ohne die kleine Excellenz hätte „der Kulturkampf“ wahrscheinlich nicht eine so beklagenswerthe Ausdehnung und Schärfe gewonnen, und ohne sie wäre das Friedenswerk vielleicht schon weiter vorgeschritten.

Die kirchenpolitische Campagne kostet den Nationalliberalen die Existenz. Wie ein Seher rief Herr von Schorlemer-Alst vor Jahresfrist (am 10. Juli 1879) im Reichstag ihnen zu: „Sie sterben am Kulturkampf, das ist Ihr Ende!“ In der That haben die Nationalliberalen seit 8 Jahren nur noch vom „Kulturkampf“ gelebt, und mit demselben gehen sie wie ein Licht aus. Was aus dem Compromiß-Vater und ewigen Minister-Anwärter von Bennigsen werden wird, ist noch nicht abzusehen. Seine politischen Actien scheinen uns mehr als je „Brief“, das heißt ohne Nachfrage zu sein; und vielleicht ist das Compromiß in Sachen der Mai-Vorlage das letzte, wozu er gebraucht wurde, und das er noch zu Stande zu bringen vermochte. Auch die Freiconservativen stehen auf dem Aussterbe-Etat. Sie sind abgenutzt und verbraucht; sie haben, gleich den Alt- und Staats-Katholiken, ihre Schuldigkeit gethan, und sie können nun sehen, wo sie bleiben. Das Erbe der Nationalliberalen und Freiconservativen nehmen vorerst der „Fortschritt“ und die „bürgerliche Demokratie“ à la Sonnemann in Anspruch; aber wenn die socialen und wirthschaftlichen Dinge so halt- und planlos fortgehen, werden nur zu bald die Socialdemokraten an die Reihe kommen. Aus der kirchenpolitischen Campagne ist das Centrum allein als Sieger hervorgegangen. Aber auch das Centrum kann sich in seiner Geschlossenheit und in seinem politischen Einfluß nur erhalten, wenn es nunmehr ernsthaft für wirthschaftliche Reformen eintritt, und in Verbindung mit den Conservativen den „liberalen Freiheiten“ den Garaus machen hilft.

Digitized by Google

Die Preußische Subhastations-Ordnung.

Daß unsere moderne Rechtsentwickelung nur das Interesse des Gläubigers, nicht auch das des Schuldners im Auge hat, ist mit den neuen Justizgesetzen officiell bestätigt worden. Den Verbrecher umgiebt man mit dem möglichsten Rechtsschutz, und ordnet ihm, damit er sich nicht unvorsichtiger Weise um den Hals rede, auch in der Voruntersuchung schon einen rechtskundigen Beistand zu. Vermag er dennoch nicht der Strafe zu entschlüpfen, so behandelt man ihn mit zärtlicher Sorgfalt als moralisch Kranken, in der Hoffnung, ihn geheilt und ohne Gefahr des Rückfalls, aus dem Zuchthause entlassen zu können. Den Schuldner indessen, welcher nur ein wirthschaftlich Kranker ist, sucht man sofort um das Leben zu bringen, und wendet allen Scharfsinn an, dem Gläubiger neue Waffen in die Hand zu geben. Man nennt das „Beförderung des Credits", und hat auf diese Weise den Credit wirklich so befördert, daß er fast ganz verschwunden, und nur noch bei den Wucherern zu finden ist, welche dann zum Zwecke der Hinrichtung des Schuldners einen Wettlauf anstellen. Ein solider Credit ist unmöglich, wenn irgend ein Halsabschneider den Schuldner über Nacht — und das ist nach § 702 der neuen Civilprozeß-Ordnung wörtlich zu nehmen — nackend auf die Straße zu setzen vermag, und ihm dadurch jede Möglichkeit abschneidet, sich über eine vielleicht nur augenblickliche Schwierigkeit fortzuhelfen. Man hat diese Richtung der Gesetzgebung dem Umstande zugeschrieben, daß unsere Juristen einseitig an dem Römischen Recht gebildet werden. Das Römische Recht war ein Stadtrecht, also naturgemäß das Recht des Geld-Capitals und seiner Ausbeutungssucht. Es war aber zugleich auch das Recht einer Stadt, die es sich zur Aufgabe machte, die ganze übrige Welt aufzusaugen, denn dem Römischen Legionär folgte überall der Römische Zollpächter und der Römische Wucherer auf dem Fuße, und ein solches Recht konnte sich nur weltbürgerlich, das heißt, nach abstracten Begriffen entwickeln. Unsere Juristen haben kein Verständniß für ein dem Volksbewußtsein entsprechendes Billigkeits- und Gewohnheitsrecht. In der Praxis lernen sie fast nur das mehr oder minder kranke, nicht das gesunde Leben kennen. Statt des lebendigen Lebens setzen sie die todte Rechtsformel, und um der wesenlosen Formel halber, thun sie der Wesenheit und Wirklichkeit Gewalt an. Daher sagt Macaulay: „Wehe dem Lande, wo die Richter Gesetzgeber werden!" Eine andere Erklärung für die capitalistische Tendenz der neuern Gesetzgebung hat man in dem Einflusse der Juden und in ihrem wucherischen Charakter gefunden; aber wir sind unglücklicherweise in der Lage, die Erörterung, welche von beiden Annahmen die richtige sei, uns ersparen zu können,

Digitized by Google

denn wir erhalten unsere Gesetze aus den Händen Jüdischer Juristen, und diesen wird auch bald die Rechtsprechung ausschließlich anheimgefallen sein.

Zu den absonderlichsten und gemeinschädlichsten Erzeugnissen unserer modernen Gesetzgebung muß man die Preußische Subhastations-Ordnung vom 15. März 1869 rechnen. Diese behandelt das Grundeigenthum nicht anders wie z. B. einen Sack Kaffee. Wenn ein Kaufmann ein Waarenlager verpfändet, und das darauf erhaltene Darlehen nicht pünktlich zurückzahlt, so mag ein schneller Zwangsverkauf in der Ordnung sein. Das Verfahren erstreckt sich nur auf denjenigen Theil des Waarenlagers, welcher zur Deckung der Schuld erforderlich ist, und der Rest bleibt unangetastet. Bei dem Verkauf wird für den Schuldner selten ein unverhältnißmäßiger Schaden entstehen, weil Waaren marktgängige Artikel und dazu bestimmt sind, aus einer Hand in die andere zu gehen. Der Schuldner kann daher auch leicht einen anderen Darleiher finden, und auf diesem Wege, oder durch einen freihändigen Verkauf, den Zwangsverkauf abwenden, so daß er in solchem Falle keinen Anspruch auf besondere Schonung hat. Ganz anders verhält es sich mit dem Grundbesitz. Soll hier eine, verhältnißmäßig auch nur unbedeutende Pfandschuld beigetrieben werden, so wird stets das ganze Object verkauft; und da Grundstücke keine marktgängigen Waaren sind, werden sie um so schlechtere Preise erzielen, je mehr das Verfahren beschleunigt wird. Der Grundbesitz kann seiner Natur nach nur die Rente, nicht aber, wie die zum Verkauf bestimmte Waare, das Capital aus sich zurückgewähren, und der Schuldner ist daher genöthigt, an Stelle des Gläubigers, welcher den Zwangsverkauf beantragt hat, einen neuen Darleiher zu suchen. Capitalien zum Ausleihen auf Grundstücke liegen aber nicht jeden Augenblick bereit; in der Regel müssen sie vielmehr unter zeitraubenden Weiterungen erst flüssig gemacht werden. Die Form der Capitalschuld ist ohnehin für den Grundbesitz eine völlig ungeeignete; soll die Zwangs-Vollstreckung in den meisten Fällen nicht zum vollständigen Ruin des Schuldners führen, so muß das Verfahren billige Fristen gewähren, und dieses that die frühere Subhastations-Ordnung. Nach derselben erhielt der Schuldner zunächst die Androhung, daß die Subhastation verfügt werden würde, wenn er binnen vier Wochen den Gläubiger nicht befriedigt habe. Verstrich diese Frist ohne Erfolg, so wurde eine Taxe aufgenommen, und zwar bei Rittergütern durch die Landschaft nach voraufgegangener Vermessung. Dann entfielen zwischen der ersten Bekanntmachung und dem Verkaufstermin volle sechs Monate, so daß bei städtischen Grundstücken gewöhnlich ein Jahr, bei ländlichen anderthalb Jahre bis zum Austrag des Verfahrens vergingen. Das waren weise Einrichtungen, namentlich für ländliche Grundstücke, welche nicht zu jeder Zeit besichtigt werden können, und für welche Geld aufzutreiben, der Natur der Sache nach, mehr Zeit erforderlich ist. Der Schuldner hatte vier Wochen, um die Einleitung der Subhastation überhaupt abzuwenden. Gelang dies nicht, so blieb ihm ausreichende Zeit, noch während des schwebenden Verfahrens Rath zu schaffen, sofern dieser überhaupt zu beschaffen war. Kam es indessen zum Verkauf, so hatten die Kaufliebhaber in der Taxe eine genaue Auskunft über die Beschaffenheit des Grundstückes, dazu hinreichende Gelegenheit, dasselbe zu verschiedenen Jahreszeiten zu besichtigen, und die nöthigen Capitalien

Digitized by Google

flüssig zu machen. — Der Verkaufstermin erstreckte sich über den ganzen Tag, mit der alleinigen Einschränkung, daß nach sechs Uhr Abends neue Bieter nicht mehr zugelassen wurden. Die Käufer hatten also Zeit, sich mit den eingetragenen Gläubigern zu verständigen, und diese liefen, wenn es sich um ein Rittergut handelte, nicht Gefahr, auszufallen, sofern sich ihre Forderung innerhalb der ersten zwei Drittel der landschaftlichen Taxe befand, denn unter einer geringeren Summe durften Rittergüter nicht zugeschlagen werden. Letztere Bestimmung fand aber schon nach 1848 keine Anwendung mehr; das von der Politik angekränkelte Obertribunal erklärte sie für ungiltig, weil nach der Verfassung „Standesvorrechte" aufgehoben seien. Thatsächlich handelte es sich aber doch nur um eine Vorschrift der landschaftlichen Statuten.

Heute geht das ganze Verfahren mit Dampf. Um die Subhastation beantragen zu können, braucht die Forderung auf dem Grundstücke gar nicht eingetragen zu sein. Die Subhastation wird sofort eingeleitet, der Schuldner erst *nachträglich* davon benachrichtigt, und in sechs Wochen steht der Verkaufstermin an. Uns ist ein geradezu haarsträubender Fall bekannt. Während ein wohlsituirter Gutsbesitzer sich im Bade befand, wurde er von einem Weinhändler, dessen Fabrikate ihm nicht mehr zusagten, wegen einer Rechnung von 100 Mark verklagt. Da er in Folge seiner Abwesenheit, dem Zahlungsbefehl nicht rechtzeitig widersprach, wurde dieser rechtskräftig, und der Weinplantscher beantragte sofort die Subhastation. Als der Gutsbesitzer heimkehrte, fand er das Verfahren in vollem Gange und eine Unsumme von Kosten entstanden, da dieselben nicht nach der Höhe der Forderung, sondern nach dem ganzen Werthe des Grundstücks berechnet werden. Kurz vorher hatte er bei einer Hypothekenbank ein größeres Darlehn aufgenommen, welches diese nun sofort kündigte, weil sie, im Falle eingeleiteter Subhastation, hierzu berechtigt war, so daß der Mann in ernsthafte Verlegenheit gerieth. — Zwar hat der Richter die Befugniß, den Versteigerungstermin bis sechs Monate hinauszuschieben, aber er hält es meistens für seine Aufgabe, die Sache möglichst kurz abzufuchteln, wie man dies aus den öffentlichen Bekanntmachungen täglich ersehen kann. Fällt der Verkauf eines Gutes in die Winterzeit, so fehlt die Möglichkeit, dasselbe näher kennen zu lernen. Eine Taxe wird nicht mehr aufgenommen. Die ganze Information, welche dem Käufer zugänglich ist, muß er aus der Grundsteuer- und Gebäudesteuer-Rolle entnehmen. Die Grundsteuer ist nach einer sehr flüchtigen Schätzung des Bodens aufgelegt und unter Anwendung ganz willkürlicher Vorschriften, so daß sie auch nicht entfernt einen nur einigermaßen brauchbaren Maßstab für den Werth des Gutes abgiebt, welcher je nach Umständen auf den zwanzigfachen bis achtzigfachen Betrag des sogenannten Reinertrages festgesetzt wird. Hinsichtlich des Gebäudesteuer-Nutzungswerths ist es noch schlimmer; dieser beruht auf einer Veranschlagung aus freier Hand, und man weiß, wie elastisch solche Schätzungen sind, und welcher Beeinflussung sie unterliegen. Auch wenn sie auf bestehenden Miethsverträgen fußen, schließen sie die Gefahr betrüglicher Fingerfertigkeit ein. Es fehlt ferner die Zeit, Capitalien, die auf längere Kündigung angelegt sind, zum Ankaufe flüssig zu machen. In dem Verkaufstermin selbst, der nur eine Stunde dauern soll, ist es nicht möglich, sich über die oft sehr verwickelten Verhältnisse zu unterrichten und mit den Gläubigern zu verständigen, obwol sämmtliche

Digitized by Google

eingetragenen Schulden, ganz ohne Rücksicht auf entgegenstehende Verträge, fällig werden. Das Fälligwerden erstreckt sich auch auf die seit 1872 erfundenen „Grundschulden", welche, im Gegensatze zu den Hypothekenschulden, mit der Person des Besitzers nichts zu thun haben, da für sie kein persönlicher Schuldner existirt, und für welche es also ganz gleichgültig ist, ob das Pfandobject die Hand wechselt. Oft sind kurz vorher große Opfer gebracht worden, um das Belassen solcher Grundschulden auf längere Zeit zu erkaufen. Alle diese Mißstände haben denn auch zu der allgemeinen Erfahrung geführt, daß bei den heutigen Subhastationen fremde Käufer nur selten erscheinen, die Grundstücke vielmehr in der Regel von dem ersten oder zweiten eingetragenen Gläubiger, zur Hälfte oder für zwei Drittel ihres wirklichen Werthes erstanden werden. In Berlin ist es sogar vorgekommen, daß Häuser mit über hunderttausend Mark Feuerkasse, weil der erste Gläubiger den Termin um ein paar Minuten versäumt hatte, vor zufällig Anwesenden für hundert Mark oder noch weniger aus dem Portemonnaie gekauft worden sind!

Durch solche, der Natur der Verhältnisse entschieden widersprechende Beschleunigung des Verfahrens glaubte man dem Gläubiger einen Vortheil zu verschaffen, und tröstete den Schuldner damit, daß sich in Folge dessen auch sein Credit verbessern werde. Natürlich ist das gerade Gegentheil eingetroffen. Gekündigte Hypotheken werden selten vom Schuldner direct abbezahlt, sondern meist durch das Eintreten eines neuen Darleihers, welchen zu suchen aber heute kaum Zeit übrig bleibt. Mißlingt die anderweitige Unterbringung der Hypothek, dann wächst die Gefahr, daß sie auch von einem neuen Erwerber des Grundstückes nicht übernommen werde. Es verkleinert sich der Kreis der Bieter, und damit sind auch die Interessen der eingetragenen Gläubiger bedroht. Schuldner wie Gläubiger bluten unter der widersinnigen Eile des Zwangsverkaufs. Die Folgen des neuen Verfahrens treten zunächst in einer gegen früher geradezu erschreckenden Anzahl von Subhastationen auf. Wir haben in Preußen annähernd die Ziffer von 25,000 jährlich erreicht! Die Römisch-Jüdischen Juristen mögen sich über die flotte Arbeit ihres Apparates freuen; la guillotine ne va pas mal frohlockte Fouquier-Tinville. Aber dem Menschenfreunde blutet das Herz, wenn er bedenkt, daß fast bei jeder Subhastation eine Familie zu Grunde geht. Auf der anderen Seite ist die Anlage in Hypotheken dem kleinen Capital, welches sonst sich mit der zweiten, dritten und weiteren Stelle begnügte, fast ganz abgeschnitten, weil kein Besitzer die erste Stelle gern mit einer kleinen Summe belegt. Früher war es leicht, auf ein Gut, das etwa 500,000 Mark preiste, bis 300,000 Mark in beliebigen kleineren Summen geliehen zu erhalten. Der Gläubiger fragte nur nach dem Werth, und hielt sich bis etwa zwei Drittel desselben für sicher. Jetzt fragt er nach der ihm voran stehenden Summe, denn über Nacht kann er durch eine Subhastation in die Lage kommen, diese auszahlen zu müssen. Wenn daher auf dem erwähnten Gute hinter einer ersten Hypothek von 200,000 Mark noch 30,000 Mark zur zweiten Stelle gesucht werden, so sind dieselben nur von solchen Capitalisten zu erlangen, welche es vermögen, schlimmstenfalls in jedem Augenblick auch die vorstehenden 200,000 Mark auszuzahlen und das Gut selber zu übernehmen. Für dieses Risico aber wollen sie sich natürlich

Digitized by Google

durch ein von dem Besitzer zu zahlendes, mehr oder minder hohes Damno entschädigen, und auf solcher Grundlage hat sich ein haarsträubender Wucher in ganz sicheren Hypotheken entwickelt, welche der Sphäre des soliden Credits mehr und mehr entrückt werden. Diese Calamität ist naturgemäß bei ländlichen Grundstücken noch mehr hervorgetreten, als bei städtischen, welche dem Geldverkehr und nöthigenfalls den Wucherern näher liegen; aber auch in Berlin ist eine Menge soliden Vermögens in zweiten Hypotheken zu Grunde gegangen.

Während also das neue Verfahren dem kleinen redlichen Capitalisten eine Geldanlage in Hypotheken gewissermaßen verbietet, und ihn auf den Kauf von faulen Actien und andern schwindelhaften Börsenpapieren anweist, verfährt es mit dem Schuldner in geradezu barbarischer Weise auch in anderer Hinsicht. Es gestattet jedem Dritten, gegen Hinterlegung einer Caution im Betrage des vierfachen Grundsteuer-Reinertrages und des zweiundeinhalbfachen Gebäudesteuer-Nutzungswerthes, was in den meisten Fällen etwa dem zehnten Theile des Grundstücks-Werthes gleichkommen dürfte, in dem Versteigerungstermin mit zu bieten. Der Schuldner aber muß, wenn er auf sein eigenes Grundstück bieten will, sein ganzes Gebot jedesmal baar niederlegen, was darauf hinausläuft, ihn vom Mitbieten überhaupt auszuschließen. Diese harte, ja grausame Bestimmung soll angeblich dazu dienen, um Resubhastationen zu vermeiden, insofern sonst die Vermuthung dagegen spreche, daß der Schuldner die Kaufgelder pünktlich erlegt. Aber die Vermögens-Verhältnisse der anderen Bieter sind in der Regel dem Richter völlig fremd, und die von ihnen zu bestellende geringe Caution gewährt nur eine höchst unzureichende Sicherheit, während der Schuldner, dessen ganze Existenz auf dem Spiel zu stehen pflegt, doch Sympathie, Nachsicht und möglichsten Vorschub verdienen sollte. Glücklicherweise ist, wie bei allen neueren Gesetzen, auch bei der Subhastations-Ordnung die Fassung so mangelhaft, das es nicht schwer fällt, die liebreiche Absicht des Gesetzgebers zu vereiteln. An Stelle des Schuldners tritt einfach als Bieter ein Dritter auf, und sucht so Jenen zu retten.

Ganz unerhört und eines sogenannten Rechtsstaates unwürdig ist aber die Vorschrift des §. 35 der Subhastations-Ordnung, daß dem Schuldner materielle Einreden gegen das Verfahren innerhalb der letzten vier Wochen vor der Versteigerung nur dann zustehen, wenn sie sich auf öffentliche oder solche schriftliche Urkunden stützen, zu deren eidlicher Anerkennung oder Ableugnung der subhastirende Gläubiger verpflichtet ist, und daß sie im Termin selbst nur gehört werden dürfen, wenn sie die Befriedigung des Gläubigers behaupten. Dies bedeutet dem Schuldner gegenüber nichts Geringeres, als eine Rechts-Entziehung, und dem Gläubiger wird Folge gegeben, auch wenn er im Unrecht wäre, blos weil er als Gläubiger auftritt. Anderweite Ansprüche muß der Schuldner vor Beginn jener vier Wochen geltend machen; da aber das ganze Verfahren nur sechs Wochen zu dauern braucht, und ohne Wissen des Schuldners eingeleitet wird, so kann es leicht geschehen, daß dieser erst nach Eintritt der beschränkenden Frist Nachricht von der Subhastation erhält, und keinenfalls erhält er sie früh genug, um seinen Widerspruch gehörig durchführen zu können. Die an und für sich unzureichende Frist kann endlich nur gegen denjenigen Gläubiger

Digitized by Google

benutzt werden, welcher zuerst die Subhastation beantragt hat; es dürfen derselben aber in jedem Stadium des Verfahrens, selbst im Versteigerungstermin noch, andere Gläubiger beitreten, denen gegenüber der Schuldner dann völlig schutz- und hilflos ist. Der Gläubiger kann durch anderweitige Verrechnungen vollständig bezahlt sein: es nützt dem Schuldner nichts, wenn er nicht sofort Quittung aufzuweisen vermag. Der Gläubiger kann ihm Stundung bewilligt haben und trotzdem die Einstellung des Verfahrens verhindern, wenn er hinterlistiger Weise noch im letzten Augenblick, nämlich im Versteigerungs-Termin, der Subhastation beitritt, wo dann dem Schuldner nicht mehr der Einwand der Stundung, sondern nur noch die Einrede der Zahlung zusteht. Uns ist ein Fall bekannt, wo ein sonst wohl situirter Mann, welcher durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen in Verlegenheit gerathen war, zu deren Beseitigung es nur weniger Wochen bedurft hätte, auf diese Weise durch einen betrügerischen Gläubiger um Haus und Hof kam. Ein Entschädigungsanspruch ist nicht zu begründen, da die rechtliche Vermuthung immer dafür spricht, daß der Subhastationspreis der Ausdruck des wirklichen Werthes sei. Man erinnere sich nun der durch §. 702 der neuen Civilprozeß-Ordnung eingeführten, ohne richterlichen Spruch sofort vollstreckbaren Schuldurkunden, um zu begreifen, welche Gefahren hier auftauchen. Man kann aber nicht beten: „Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun“: — sie haben das sehr wohl gewußt, wie aus den §§. 46, 51, ff. der Subhastations-Ordnung hervorgeht. Damit der Schuldner ja nicht wieder aufkomme, steht ihm gegen den Zuschlagbescheid und gegen das ganze Verfahren nicht die Geltendmachung seines Rechtes im ordentlichen Prozesse zu, sondern nur innerhalb vierzehn Tagen eine, auf formelle Gründe gestützte Beschwerde bei dem höheren Gerichte, über welche dieses summarisch und endgültig erkennt. Diese Beschwerde darf sich nur auf den Inhalt des Versteigerungs-Protokolls beziehen, so daß der Schuldner es nicht versäumen darf, den Rechtsstreit, bei welchem es sich für ihn um Leib und Leben handelt, dort sofort und vollständig zu erörtern, wobei er häufig mit dem Widerstreben des Subhastations-Richters zu kämpfen hat, der auf Schließung des Termines drängt, damit ihm die Suppe nicht kalt werde.

Man hat die außerordentlichen Härten der Preußischen Subhastations-Ordnung mit dem Hinweis auf das Französische, gleichfalls sehr abgekürzte Verfahren rechtfertigen wollen; wie wir ja noch immer gewohnt sind, jede ausländische Dummheit als nachahmungswürdige Weisheit zu betrachten. Aber das Französische Verfahren ist doch nicht ganz so schonungslos, und der Versteigerungstermin dauert wenigstens so lange, als das Licht brennt, welches auf den Antrag eines Bieters angesteckt wird. Was übrigens Frankreich vielleicht ertragen mag, kann uns zu Grunde richten. Dort ist ein Ueberfluß von altem Vermögen, während Deutschland, seit dem Dreißigjährigen Kriege der Tummelplatz aller Europäischen Heere und das Versuchsfeld der widersprechendsten politischen und socialen Principien, aus Noth und Armuth noch nicht sich erholt hat, und nun wiederum Jüdischer Ausbeutung unterliegt. In Frankreich ist man mit drittehalb bis drei Procent Rente aus Geldanlagen im Grundbesitz sehr zufrieden, und es ist ein Leichtes, auf irgend zureichende Sicherheit ein Darlehn zu finden, weil dort der Capitalist den Geldbedürftigen sucht, während bei uns der Dar-

Digitized by Google

leider oft mit der Laterne des Diogenes nicht zu finden ist. Die aus dem Pariser Börsen- und Gründungs-Schwindel abgeleiteten Vorstellungen haben gar keinen Maßstab für das allgemein im Lande verbreitete Vermögen und für den soliden Geldverkehr; wie denn namentlich der Franzose der Provinz, aber auch der Pariser Gewerbs- und Geschäftsmann, nichts gemein haben mit den Französischen Börsenrittern. Der Patriotismus des Deutschen wird jetzt auf so harte Proben gestellt, daß man sich hüten möge, demselben noch Unnöthiges zuzumuthen. Was ihn bis jetzt am Leben erhält, ist die angeborene Seßhaftigkeit und Liebe zur Scholle; aber man zerstöre das Gefühl des festen Zusammenhanges mit dem Grund und Boden im Volke, indem man den Grundbesitz zu einem „walzenden" macht, wie der technische Ausdruck lautet — und man wird finden, daß selbst Deutsche Geduld zu Ende gehen kann.

Digitized by Google

Joseph der Zweite als Mitregent.

Man könnte ihn, seinem Ausgange nach, eine tragische Erscheinung nennen, wären nicht Größe und Erhabenheit die ersten Erfordernisse des tragischen Charakters. So reich auch das vorige Jahrhundert an genialen Männern aller Art ist: Joseph II. war nur ein Geist zweiten Ranges, und selbst als solcher nie Original, sondern stets Nachahmer. Er war ein Sohn der „Aufklärung", der Ritter des „gesunden Menschenverstandes", wovon Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit, ja Beschränktheit und Starrsinn unzertrennlich zu sein pflegen. Um ihn her saßen: Friedrich II. von Preußen, Katharina II. von Rußland, Gustav III. von Schweden, Karl III. von Spanien, Papst Clemens XIV., und die Staatsmänner: Struensee, Pitt der Aeltere, Choiseul, Pombal, Aranda und Tanucci; lauter Reformatoren, die Joseph II. bewußt oder unbewußt copirte, die ihn aber alle an Geist und Willensstärke, Menschenkenntniß und Lebenspraxis überragten. Zwar war sein Wollen ein großes, aber vermessenes; sein Thun geschäftig und hastig, aber rücksichtslos und doch schwankend. Er erkannte weder sich selbst, noch seine Völker und die Zeitverhältnisse, die er beide ebenso über- wie unterschätzte; darum sah er sich mit all' seinen Plänen kläglich scheitern, ohnmächtig zerschellen. Zwar starb er auf dem Throne, aber einsam und verlassen, wie ein Schiffbrüchiger, der Alles verloren hat, sogar die Lust am Leben und den Glauben an sich selber.

Bei seiner Geburt — am 13. März 1741 — wankte das Staatengebäude der Oesterreichischen Erblande unter den wuchtigen Schlägen, die ungetreue habgierige Nachbarn dagegen führten; denn das alte Herrscherhaus der Habsburger war im Mannsstamme erloschen, und die zeitige Besitzerin ein junges, schönes, schwergeängstigtes Weib. Wenige Monate später, und Friedrich II. hatte ganz Schlesien besetzt, Sächsische und Französische Heere fielen in Böhmen ein, der Bayerische Kurfürst, Karl Albert, durchzog Oberösterreich, und in der Lombardei erwartete man Savoyische und Spanische Truppen. „Ich weiß nicht, ob mir eine Stadt bleiben wird, wo ich mein Wochenbett halten kann" — so schrieb die unglückliche Maria Theresia, die neuerdings gesegneten Leibes war, an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothringen. Später ging sie nach Preßburg, wohin sie den Ungarischen Reichstag berufen hatte. In der Nationaltracht des Landes, aber in tiefer Trauer, mit dem Schwerte umgürtet und die Krone St. Stephans auf dem schönen Haupt, so erschien sie vor den versammelten Magnaten und Deputirten, schilderte in lateinischer Sprache ihre Noth, und bat um der Stände Beistand. Zum Schlusse ihrer von Thränen und Schluchzen unterbrochenen Rede hob

Digitized by Google

sie ihr Söhnchen Joseph, damals sechs Monate alt, in die Höhe und zeigte ihn der Versammlung. Hundert Säbel fuhren aus der Scheide, umblitzten die flehende Königin, und wie aus Einer Kehle schrieen die begeisterten Magyaren: **Moriamur pro rege nostro Maria Theresia, vitam et sanguinem demus!** — Eine rührende Geschichte, aber leider nicht ganz wahr. Maria Theresia war zu sehr Habsburgerin und von der Heiligkeit der Spanischen Etiquette zu stark durchdrungen, als daß sie solche Scene hätte herbeiführen, auf einem Reichstage mit dem Kinde auf dem Arm erscheinen sollen. Und andrerseits waren die Stände viel zu zurückhaltend und berechnend, als daß sie sich solch' ungestümer opferfreudiger Begeisterung hingaben. Nein, die Sache entwickelte sich weit geschäftsmäßiger, wie eine gewöhnliche Landtagsvorlage. Der Kanzler der Königin schilderte des Reiches Bedrängniß und beantragte das Aufgebot der Ungarischen Insurrection, worauf Maria Theresia, allerdings bewegt, einige Worte sprach und ihren Gemahl, Franz von Lothringen, als Mitregenten vorstellte. Dieser leistete nun den Eid, und er, nicht die Magnaten, schwor, für die Königin und das Königreich Ungarn Blut und Leben einzusetzen. Die Stände nahmen das Alles sehr kühl auf und trachteten nur, die Verlegenheit der Regierung zu ihrem Vortheil auszubeuten, indem sie die verschiedensten Forderungen stellten, welche die Selbstständigkeit Ungarns erweitern sollten. Nach gegenseitigem Bieten und Feilschen wurde dem Adel von Neuem Steuerfreiheit zugestanden, und dieser versprach endlich die Aufstellung eines Hülfscorps. Die Königin war von dieser zögernden Bewilligung keineswegs erbaut, aber in der Freude des Herzens, ihren Wunsch, wenn auch unter Opfern und Demüthigungen, erreicht zu sehen, ließ sie die Amme mit dem kleinen Erzherzog hereinkommen, welche das Kind den Ständen zeigte. Zum erstenmale sahen die Ungarn Denjenigen, den sie später als ihren grimmigsten Gegner haßten, insofern er ihre Verfassung brach und ihre Privilegien mit Füßen trat. Die Insurrection wurde zwar aufgeboten, die Kosten derselben aber nur langsam und widerwillig aufgebracht, wogegen der Ungarische Klerus sich geradezu weigerte, seine Zehnteinkünfte, als ein göttliches Recht, zu weltlichen Zwecken herzugeben.

Ueberhaupt war Maria Theresia dem ständischen Wesen nicht hold, am wenigsten aber den Ungarischen Reichstagen. Sie schmälerte die Tirolischen Landesrechte, stärkte die unmittelbare Regierungsgewalt in Böhmen, und gestattete den neu geschaffenen Galizischen Ständen nicht, über die Gesetzlichkeit der königlichen Befehle zu verhandeln. Zwischen der Regierung und dem Reichstage in Ungarn war dauernder Widerstreit. Die Stände verweigerten eine zeitgemäße Reform der Insurrection, verhinderten den Plan der Regierung, durch Sammlung der königlichen Entschließungen (**Planum regiale**) eine klare und sichere Rechtsquelle zu schaffen, und bewilligten nur mürrisch die geforderten Subsidien. Dafür wurden sie durch Belastung ihres Handels bestraft, durch geringe Beachtung der materiellen Landes-Interessen, und die Reichstage wurden nur selten und nach langen Zwischenräumen einberufen. Außer jenem Reichstage von 1741 hielt Maria Theresia nur noch zwei ab, nämlich 1751 und 1764. Auf beiden zeigte sich die alte Opposition. Die Stände verwarfen sämmtliche Regierungsvorlagen; außer den schon genannten,

Digitized by Google

auch die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse; und die Kaiserin reiste hocherzürnt nach Wien zurück, ohne den Schluß des Landtages abzuwarten. Nur die Achtung vor dem „guten alten Herkommen“ hinderte sie, den Streit mit den Ständen in einen eigentlichen Verfassungskampf zu verwandeln; solcher blieb ihrem Sohne vorbehalten, der in ihm elendiglich unterlag. Von der Mutter hätte Joseph II. lernen können. Auch sie neigte zu Reformen, aber wie es die Staatsklugheit verlangt, ging sie nur schrittweise und vorsichtig zu Werke. Die Widerspenstigen, Lauen, Gleichgültigen suchte sie durch persönliche Mittel zu gewinnen, was ihr fast immer gelang. Dem einheimischen Adel, der ehedem der Regierung ziemlich ferne stand, wußte sie Theilnahme für die Staatsgeschäfte einzuflößen, und der Ungarischen Aristokratie den Hofdienst angenehm zu machen. Die allgemeine Liebe und Ehrfurcht zu ihrer Person weckte unter den Bewohnern Oesterreichs ein Gemeingefühl, welches den mangelnden Patriotismus in vielen Fällen ersetzte.

1736 war die damals neunzehnjährige Kaisertochter dem Manne ihres Herzens vermählt worden, und 1740 folgte sie ihrem Vater, Kaiser Karl VI. in der Regierung der Oesterreichischen Erbländer nach. Franz Stephan mußte sein Herzogthum Lothringen, für das er zeitlebens eine große Vorliebe behielt und nach dem er sich immer zurücksehnte, an Stanislaus Leszczynski abtreten, wofür er 1737 das Großherzogthum Toscana erhielt. Maria Theresia ernannte ihn zum Mitregenten, ließ ihn auch 1745 zum Römischen Kaiser erwählen, gestattete ihm aber, obgleich sie ihn leidenschaftlich liebte, keinen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte, nicht einmal auf die Erziehung der Kinder. Kaiser Franz I., neun Jahre älter als seine Gemahlin, war ein leichtlebiger, wohlwollender Herr, der sich bald die Sympathien der Oesterreicher und sogar die der schwerer zugänglichen Ungarn erwarb. Weder in Kriegs- noch Staatsgeschäften war er unerfahren, denn er hatte 1738 mit seinem Bruder Karl gegen die Türken befehligt, er sparte von seinen Einkünften in Toscana jährlich große Summen, er war ohne alle Ehrsucht und mischte sich fast nie in politische Händel. Selbst das Gewicht seiner Würde war ihm lästig, er suchte sich desselben bei jedem Anlaß zu entledigen. Es ist aufbewahrt worden, daß er einst bei einem Feste sich in den Winkel des Saales zur Gräfin Harrach setzte. „Achten Sie nicht auf mich“, sprach er zu ihr; „ich will hier bleiben, bis der Hof sich zurückzieht und mich am Anblick der Menge ergötzen.“ Als die Gräfin bemerkte: „„Der Hof wird so lange hier bleiben, als Eure Majestät!““ erwiderte der Kaiser: „Sie irren, die Kaiserin und meine Kinder sind der Hof, ich bin blos ein Privatmann.“ Mit dieser übertriebenen Anspruchslosigkeit verband er gesellige Tugenden und edle Neigungen, war voll Unbefangenheit und Duldsamkeit, gegen Jedermann leutselig und außerordentlich wohlthätig. Er zeigte einsichtsvolles Interesse für Wissenschaft und Kunst, wie er denn mehrere Gelehrte heranzog und Wien ihm unter Anderm die berühmte Münz- und Naturaliensammlung verdankt. Daneben trieb er Bauten und Gärtnerei, Landwirthschaft und mancherlei Handelsunternehmungen. Er legte Manufacturen an, lieh auf Pfänder und übernahm die Lieferung der Waffen, Pferde und Monturen für das ganze kaiserliche Heer. Mit einem Grafen Bolza und einem Kaufmann Schimmelmann hatte er die Sächsischen Zölle gepachtet.

Digitized by Google

So erwarb er ein großes Privatvermögen, und schoß während des Krieges seiner Gemahlin bedeutende Summen vor. Friedrich II. beschuldigte in sarkastischer Laune den Kaiser, auch mit solchen Personen in Handelsverbindungen gestanden zu haben, die dem Preußischen Hofe Mittel zur Fortsetzung des Siebenjährigen Krieges vorgeschossen hatten. Franz liebte das Theater und die Jagd, Kartenspiel und Tafelfreuden, dazu schöne Frauen, und er soll der Kaiserin nicht selten Anlaß zur Eifersucht gegeben haben.

Aus dieser mit 16 Kindern gesegneten Ehe war Joseph das vierte. Von den ihm vorangegangenen drei Schwestern waren zwei bald nach der Geburt gestorben: die dritte, Marie Anna, wurde Aebtissin des adeligen Damenstiftes in Prag. Joseph zeigte sich als ein regsames, wißbegieriges Kind, von gutem Fassungsvermögen und glücklichem Gedächtniß; dennoch wußte er selten seine Lectionen, ihm fehlte zum Lernen Geduld und Ausdauer, und schon früh entwickelte sich an ihm bedenklicher Trotz und Eigenwille. Die Auswahl seiner Instructoren und der von der Kaiserin selbst entworfene Erziehungs- und Unterrichtsplan wurden schon von den Zeitgenossen getadelt. Ayo oder Oberhofmeister des Kronprinzen ward Graf Karl Batthyanyi, ein rauher Kriegsmann, der Joseph's Starrsinn und Aufbrausen mit militärischer Härte niederzuhalten suchte, wodurch sich in dem jugendlichen Gemüthe eine Verschlossenheit erzeugte, die an Verstellung grenzte. Auch die Lehrer waren engbrüstige Pedanten, die der Knabe übersah und deren Methode ihm Langweil und Ueberdruß bereitete. In der Geschichte und Politik seines Hauses unterrichtete ihn Freiherr Christoph von Bartenstein, früher Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, der durch Fähigkeiten und Kenntnisse, Geschmeidigkeit und Galanterie eine große Herrschaft auf die Kaiserin ausübte. Bartenstein verfaßte aus archivalischen Nachrichten eine Historie, die aus fünfzehn geschriebenen Folianten bestand, aber nicht einen einzigen großartigen Ueberblick enthielt. Aehnlich war ein Werk über die Geschichte der Magyaren beschaffen, das ein Domherr für Joseph eigends geschrieben, indem es über die Hunnen und Avaren doppelt so viel enthielt, als über die ganze Regierung Ungarns durch das Haus Oesterreich. Sonach bekam Joseph Ekel vor der Wissenschaft, und er hat sich auch in der Folge der Gelehrten niemals angenommen. Schon Alleinherrscher, verglich er in einem Anfall von Unmuth den Buchhandel mit dem Käsehandel; aber diese Nichtachtung geistiger wissenschaftlicher Tendenzen, die der Monarch oft aussprach, hat ihre Quellen in seinem Jugendunterrichte. Die Jesuitenväter Franz und Parhammer unterrichteten den Prinzen in der Religion. Maria Theresia behielt immer eine große Vorliebe für die Jesuiten, auch nach der Aufhebung des Ordens. Sie war eine Frau von inniger Frömmigkeit, und diese wollte sie auch zum Hauptzweck der geistigen Richtung ihres Sohnes machen, daher sie ihn mit Strenge zu Andachtsübungen anhielt. Als sie den Prinzen beim Gebet auf einem Kissen kniend fand, machte sie ihm lebhafte Vorwürfe wegen seiner Weichlichkeit. In Joseph dagegen erwuchs schon früh eine Abneigung gegen die Priester überhaupt und gegen die Jesuiten insbesondere. Die am Hofe herrschende Spanische Etiquette war ihm nicht weniger verhaßt, als seinem Vater, dem er sich innig anschloß, und dessen Liebling er ward. Unter Vertrauten zeigte sich der heranwachsende Jüngling heiter und

Digitized by Google

offenherzig, voll witziger und spaßhafter Einfälle, und in ungezwungener Conversation warf er mit treffenden Gedanken umher. Joseph war einfach und mäßig, dem Kartenspiele durchaus abhold, aber gleich dem Vater für schöne Frauen schon früh empfänglich. Von seinen Jugendstreichen erzählt man sich manch lustige Anekdote; sie wurden aber durch Zuträger meist entdeckt und hart bestraft; denn Maria Theresia, wenngleich sie ihre Kinder zärtlich liebte, war keine schwache Mutter, und Joseph mußte sich in allen Dingen ihrem Willen fügen. Sein nächstälterer Bruder Carl war der Liebling der Mutter, ein Prinz von hervorragenden Fähigkeiten, aber heftig und aufbrausend. Man erzählt sich, daß er gegen Joseph, der mehr eine verschlossene stille Natur war, sich öfters in jugendlichem Uebermuthe benommen habe: Er sei der erste im Purpur Geborene, weil sein Vater damals schon Kaiser gewesen; Joseph sei nur der Sohn des Großherzogs von Toscana. Prinz Carl starb schon im 16. Lebensjahre, und nun übertrug Maria Theresia die dem Lieblingssohne gewidmete Zärtlichkeit auf Joseph, den sie fortan etwas nachsichtiger behandelte, obschon sie sich nach wie vor über seine Widerspenstigkeit beklagte.

Wie Joseph mit seinem Vater in religiösen Anschauungen sympathisirte, so auch in politischen. Franz schätzte Friedrich II. und sprach mit hoher Achtung von ihm, während Maria Theresia den Erbfeind ihres Hauses mit unbezwingbarer Abneigung betrachtete, und in ihm nur einen verschmitzten, treulosen Emporkömmling sah. Die Preußischen Gesandten berichteten dagegen ihrem Herrn, Franz I. habe immer der Kaiserin vorgestellt, daß es in ihrem Interesse läge, Friedrich als Freund Oesterreichs zu erhalten. Der Kaiser suchte seine Toscanische Armee nach Preußischem Fuß zu organisiren, und hatte zu dem Zweck Officiere und Unterofficiere geworben. Auch unter den Hofleuten Maria Theresia's erwarb sich Friedrich der Große durch den Glanz seiner Thaten eine heimliche Partei, welcher auch Batthyanyi, der Oberhofmeister des Prinzen angehörte, wodurch er auf diesen einen gewissen Einfluß gewann. Als vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Maria Theresia, gegen die Meinung ihres Gemahls und der meisten Minister, sich für ein Bündniß mit Frankreich erklärte, fragte Joseph die Kaiserin, wahrscheinlich von Batthyanyi dazu veranlaßt, ob sie sich denn sicher glaube, von Frankreich nicht betrogen zu werden? — Ihre Antwort war ein strenger Verweis. Der Kronprinz faßte für Friedrich eine enthusiastische Bewunderung, die später in Neid und Eifersucht umschlug, aber sein Lebelang blieb er bewußt oder unbewußt ein eifriger Nachahmer des großen Königs. Friedrich's Siege erfüllten ihn mit Jubel, und seine Niederlagen ließen das Herz des Jünglings heimlich erzittern. Er begann Neigung für die Kriegswissenschaften zu zeigen, und schloß sich, außer dem Grafen Batthyanyi, besonders dem General Lascy an, der fortan sein militärischer Mentor blieb, freilich zu seinem Unglücke, was sich eclatant im Türkenkriege von 1788 zeigte. Joseph's militärische Begabung war noch geringer als seine staatsmännische. Für den wirklichen Krieg war schon sein Herz viel zu weich, daher begnügte er sich sein Vorbild äußerlich zu copiren in Paraden, Manövern, Uniformirungen und in einer Bevorzugung des Militärstandes, worin ihn Lascy nach Kräften unterstützte. Maria Theresia sah diese Spielereien mit Unruhe. Friedrich's Lorbeeren ließen den Kronprinzen nicht schlafen. Er drang in die Mutter, ihn zur Armee des Cunctators

Digitized by Google

Daun zu schicken, und schon war Alles zum Feldzuge des jungen Alexander bereit (1759), als die Kaiserin plötzlich die gegebene Erlaubniß zurücknahm, in Furcht, das Kriegsschauspiel könne ihn gar zu blutdürstig und den Geschäften des Friedens abgeneigt machen. Statt dessen, verwies sie ihn an die Musik. „Ich lehre meinen Sohn die Kunst lieben, damit er milder werde, denn er ist störrisch.“ Und Joseph folgte dem mütterlichen Rathe, denn auch Friedrich blies die Flöte.

Der Erzherzog war noch nicht 20 Jahre alt, als er sich am 6. October 1760 zum erstenmal mit der Prinzessin Isabella von Bourbon, Tochter Don Philipp's, Herzogs von Parma, und Infantin von Spanien vermählte. Joseph stand damals in der Blüthe männlicher Kraft und Schönheit. Die Blattern, welche mehreren seiner Lieben so verhängnißvoll werden sollten, hatte er kurz zuvor ohne Nachtheil überstanden. Er war von mittlerer Größe und schlankem Wuchse; die hohe Stirn, die sanft gebogene Nase, die sprechende Physiognomie, nicht durch die Habsburgische Unterlippe entstellt, nahmen allgemein für ihn ein. Seine Augen waren von solch' mildem Glanze, daß man ihnen zu Ehren eine neue Farbe erfand, das noch heute beliebte Kaiseraugenblau. Er tanzte selten, spielte aber artig Violine und Violoncell und sang mit wohlklingender Baßstimme. Schon bei Lebzeiten des Vaters begann er sich von dem Spanischen Hofkleide zu emancipiren, zum Entsetzen der alten Hofleute. Für gewöhnlich trug er einen grünen Rock mit rothen Aufschlägen, eine Goldweste, gelblederne Reithosen und die gepuderten Haare rückwärts in einen Beutel gebunden. So ist er als Erzherzog auf den Bildern in Laxenburg zu sehen. Später, als seine militärische Vorliebe mehr und mehr hervortrat, erschien er abwechselnd in der Deutschen Uniform seines Leibregiments oder in Husarenuniform oder in der grün-rothen Uniform des Dragonerregiments, dessen Chef er schon als Erzherzog war.

Der ganze Hof war entzückt von der anmuthigen Erscheinung der 18jährigen Infantin. Sie hatte einen dunkeln Teint, eine hohe Stirn und braune funkelnde Augen, aber über ihr ganzes Wesen war eine unerklärbare Schwermuth ausgegossen. Vortrefflich erzogen, wetteiferte ihr Geist mit ihren körperlichen Reizen. Sie hatte die Gabe, von tiefernsten Gegenständen zur muntern Plauderei überzugehen, ohne der Anmuth ihres Betragens den geringsten Eintrag zu thun, was bei geistreichen Frauen selten ist. „Es giebt nicht einen Augenblick im Laufe des Tages“, sagte Maria Theresia zu Caraccioli, „in welchem ich sie nicht bewundern müßte.“ Joseph selbst war von dem Zauber ihres Wesens ganz hingerissen. Man war überrascht, den jungen Erzherzog, den man für kalt und starr hielt, so voll Hingebung für seine junge Frau zu finden. Und wie glücklich war er, als sie ihm im nächsten Jahre eine Tochter schenkte. Isabella war vielleicht die einzige Person, welche auf Joseph einen entschiedenen Einfluß ausübte; doch nie mißbrauchte sie diesen, sondern war nur bemüht, seine jugendliche Hitze zu dämpfen. Leider sollte das Glück dieser Ehe, das einzige, das Joseph auf Erden gefunden, nur drei Jahre währen. Isabella hatte etwas von dem Trübsinn ihres Großvaters Philipp V. geerbt, und weder die Freuden des Hoflebens noch die liebevollen Bemühungen des besorgten Gatten konnten die Ahnung ihres nahen Todes verscheuchen. Auch Maria Theresia hatte in banger

Digitized by Google

Vorahnung zu Caraccioli gesagt: „Ich liebe sie zu sehr, um sie nicht zu verlieren; sie wird ein Opfer sein, welches der Himmel von mir verlangt.“ — Isabella starb an den Blattern, noch entkräftet von einer Frühgeburt, die sie fünf Tage vorher todt zur Welt gebracht hatte. Joseph's Schmerz war groß und nachhaltig; die Zeit konnte das Andenken an die einzig Geliebte nicht verwischen; er sprach immer in den zärtlichsten Ausdrücken von ihr und ihren Vorzügen, und trug stets ihr Bildniß bei sich. Die Erzherzogin Christine, später mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt und Statthalterin in Belgien, war die Vertraute der verstorbenen Isabella gewesen, und deswegen gab ihr Joseph unter seinen Schwestern fortan den Vorzug. Um den Bruder zu trösten, soll ihm Christine mitgetheilt haben, Isabella habe sich stets mit dem Wunsche getragen, Nonne zu werden, aber mit Joseph verheirathet, sich dergestalt in ihn hineingedacht und hineingelebt, daß er der Meinung gewesen, die Gattin liebe ihn. Die Entdeckung, daß er nie geliebt gewesen, habe sein stolzes Herz mit anderm Weh erfüllt und fernerer Liebe unzugänglich gemacht. — Die Erzählung ist unverbürgt; wenn sie aber wahr ist, findet sich in ihr ein Schlüssel zu manchen Handlungen Joseph's. Eine gewisse Bitterkeit, eine Art düstrer Weltverachtung blieb in seinem Herzen zurück, und brach oft plötzlich hervor, wie ein verderbender Blitz; die Wolke, aus der er kam, waren die vernichteten Hoffnungen seiner Jugend.

Nur auf Andrängen seiner Mutter, die ihm einen männlichen Erben wünschte, ließ Joseph, der nach dem Hubertsburger Frieden zum Römischen König erwählt war, sich zu einer zweiten Heirath bewegen. Diesmal war es Josepha, Tochter Kaiser Karl's VII. und Schwester des Kurfürsten von Bayern, mit der sich Joseph am 20. Januar 1765 vermählte. Er that es nur, um dem Wunsch der Eltern nachzukommen, aus politischen Rücksichten. Josepha war weder schön noch geistreich, zwei Jahre älter als Joseph, von schlechter Haltung und zaghaftem Betragen. Die Arme soll ihren Gemahl zärtlich geliebt und sich blindlings in seinen Willen gefügt haben; sie zitterte und erblaßte, so oft sie vor ihm erschien. Joseph's Liebe konnte sie nicht gewinnen; er behandelte sie kühl, aber mit äußerer Hochachtung. Sie war von tiefer Frömmigkeit, und auch, nachdem sie Kaiserin geworden, von durchaus anspruchlosem Betragen gegen Jedermann. Auch diese Ehe währte nur zwei Jahre, und auch Josepha starb an den Blattern, ohne ihrem Gemahl ein Kind geboren zu haben. 1770 starb auch die älteste Tochter erster Ehe, die nach der Großmutter Maria Theresia hieß, und erst das siebente Lebensjahr erreicht hatte. Joseph war als Gatte und Vater ebenso unglücklich, wie er es später als Herrscher wurde.

Die Krönung Joseph's zum Römischen König, am 3. April 1764, zeigte noch einmal die Ruine „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation“ vor ihrem völligen Zusammensturze in gespenstiger Beleuchtung. Nur mit Mühe und nach mancherlei Concessionen konnte man die Stimmen der einzelnen Kurfürsten gewinnen. Die von ihnen entworfene Wahlcapitulation war beengender als je, und für den neuen König geradezu demüthigend. „Man war diesmal noch aufmerksamer als sonst, weil man sich vor Joseph dem Zweiten, vor seiner Heftigkeit und seinen vermuthlichen Plänen zu fürchten anfing.“ So erzählt Göthe in „Wahrheit und Dichtung“, wo er, damals fünfzehnjährig, eine launige liebenswürdige Beschreibung der Krönungsfeierlich-

Digitized by Google

keiten entwirft. Kaiser Franz und die Erzherzoge Joseph und Leopold unternahmen die Reise nach Frankfurt mit großem Gefolge. Durch Oesterreich hatte Graf Paar als Oesterreichischer Hof- und Landoberstpostmeister den Kaiser geführt, aber dieser dispensirte ihn von der weiteren Fahrt, um nicht einen Streit mit dem Reichspostamt, wie 1745, herbeizuführen. Erzherzog Leopold mußte wegen des Rangstreites mit den Kurfürsten mehrere Stunden nach seinem Vater und Bruder in Frankfurt einziehen. Der Bayrische Gesandte weigerte sich, in der alten Hoftracht zu erscheinen. Auf Anregung des Brandenburgischen Gesandten v. Plotho weigerten sich alle, dem Römischen Könige die sonst übliche Spanische Reverenz und Kniebeugung zu machen. Selbst bei den Frauen kamen Rangstreitigkeiten vor; die Gemahlin des Französischen Botschafters forderte den Rang vor allen Gesandtenfrauen. Die regierenden Reichsgrafen wollten den Decretalfürsten im Cortège nicht weichen; nur auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers gaben sie nach. Beim Krönungsact selbst entstand wegen der Reichsinsignien eine lächerliche Confusion. Und nun erst der feierliche Aufzug. Göthe erzählt: „Vater und Sohn waren wie Menächmen übereinander gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karl's des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen." — Nicht minder wunderlich war das öffentliche Mahl im großen Römer: „Am andern Ende des Saales, unmittelbar an den Fenstern saßen, auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupte durch Jahrhunderte allmälig entstanden war. Die Gesandten derselben speisten in einem Nebenzimmer, und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Aussehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das Prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden." — Dem guten Kaiser wurde von den vielen Ceremonien, Festivitäten und Rangstreitigkeiten sehr unwohl. Schon damals litt er, weil er bei seiner bequemen Lebensweise sich eine geregelte Bewegung zu machen versäumte, an Blutandrang

Digitized by Google

und Indigestionen, welche im nächsten Jahre seinem heitern Leben ein plötzliches Ende bereiteten. Das Mißtrauen gegen Joseph's unruhige, zu Uebergriffen neigende Natur war schon damals im Reiche allgemein, und konnte durch die beschworene Wahlcapitulation nicht gedämpft werden. Schon in Frankfurt erließ der neue König ein Schreiben an den Kurfürsten von Mainz, als an des Reichs Erzkanzler, worin er wiederholt vollkommene Beobachtung der Reichsgesetze und Wahrung der Privilegien der Reichsmitstände versprach; aber bald zeigten seine Unternehmungen, wie wenig er dieses Versprechen zu halten geneigt sei.

Maria Theresia theilte die Politik ihres Kanzlers Kaunitz, daß Oesterreich mit Frankreich Hand in Hand gehen müsse. Daher auch die zahlreichen Verschwägerungen zwischen dem Kaiserhause und den Bourbonischen Höfen, indem die Kaiserin zwischen beiden nicht weniger als fünf Ehen zu Stande brachte. Joseph's erste Gemahlin war, wie erwähnt, eine Prinzessin von Parma. Als man ihn zu einer zweiten Ehe drängte, entschied er sich zunächst für die Schwester seiner verstorbenen Gemahlin; aber der König von Spanien widersprach, weil er die Infantin für den Prinzen von Asturien bestimmt habe; und so verband sich Joseph mit Josepha von Bayern. Im selben Jahre, nämlich 1765, wurde der Erzherzog Leopold mit der Infantin Maria Louise, zweiter Tochter des Königs von Spanien vermählt. Marie Antoinette, nächst der Erzherzogin Christine, der Kaiserin geliebteste Tochter, heirathete 1770 den Dauphin von Frankreich, nachherigen König Ludwig XVI. Die Erzherzogin Maria Josepha starb als Verlobte des Königs beider Sicilien, worauf sich Ferdinand IV. 1769 mit ihrer Schwester Carolina vermählte, die als Königin von Neapel in den Napoleonischen Kriegen eine denkwürdige Rolle spielte. Maria Amalia endlich verband sich wenige Monate später mit dem Spanischen Infanten Ferdinand von Bourbon, Herzog von Parma und Piacenza.

Erzherzog Leopold war 18 Jahre alt, als ihm der Kaiser sein Erbland Toscana als eine Secundogenitur übertrug. 1771 brachte Maria Theresia Modena als Tertiogenitur an ihr Haus, indem sie ihren Sohn Ferdinand mit Maria, Erbtochter des Herzogs Herkules von Modena, Massa und Carrara vermählte. Die Vermählung Leopolds mit der Infantin Maria Louise, im Sommer 1765 zu Innsbruck war von bösen Anzeichen begleitet. Am Hochzeitstage erkrankte der Erzherzog an einer Diarrhoe, und wurde so schwächlich, daß er die junge Frau verlassen mußte. Wenige Tage darauf fühlte sich der Kaiser unpäßlich. Seine Schwester Charlotte, Aebtissin von Remiremont, rieth ihm einen Aderlaß. Er antwortete: „Ich habe versprochen, heute Abend bei Joseph zu essen; ich mag nicht unhöflich sein, aber morgen will ich Deinen Rath befolgen." Er wurde ein Opfer seiner Höflichkeit. Nach dem Theater ging er mit Joseph in seine Gemächer und sank auf dem Corridor todt in des Sohnes Arme. Franz I. starb am 18. August 1765, 58 Jahre alt. Maria Theresia betrauerte ihn bis zu ihrem Tode. Auch Josephs Schmerz war tief. Die junge Kaiserin hatte an dem verstorbenen Schwiegervater ihre größte Stütze verloren. Im ersten Ausbruch des Schmerzes gedachte die Kaiserin, die Regierung niederzulegen, und sich als Aebtissin in das von ihr begründete Damenstift zurückzuziehen; bald aber ermannte sie sich, und begnügte sich, Joseph zum Mitregenten

Digitized by Google

zu ernennen, ohne ihm deshalb einen größeren Antheil an der Regierung zu verstatten, als sie ihrem verstorbenen Gemahl gewährt hatte. Fortan hieß sie die Kaiserin-Königin, zum Unterschiede von der jungen Kaiserin Josepha, der Gemahlin Joseph II., und bezog den Amalienhoff, wo einst ihre Mutter, die Kaiserin Elisabeth, als Wittwe gewohnt hatte. Da jedoch ihr Leibarzt van Swieten diese Wohnung widerrieth, wurde letztere für ihre Lieblingstochter Christine und deren Gemahl, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen eingerichtet, wenn diese ihren Aufenthalt in Wien nahmen. Nach dem Tode des Grafen Palffy ließ nämlich die Kaiserin für Ungarn keinen Palatin mehr wählen; sie ernannte ihren Schwiegersohn, Herzog Albert von Sachsen-Teschen zum Statthalter, der mit seiner Gemahlin im königlichen Schlosse zu Preßburg Hof hielt. Maria Theresia bezog die Wohnung im zweiten Stock der Hofburg; in den Zimmern des ersten Stocks, welche früher Franz I. inne hatte, wohnte nun der junge Hof.

Es wurde sehr still und einsam an dem bisher so lustigen und glänzenden Kaiserhofe. Maria Theresia legte allen Putz, alles Geschmeide ab, vertheilte ihre Garderobe, und ließ ihr Schlafzimmer mit grauer Seide ausschlagen. Sie war noch eine stattliche Frau für ihre 48 Jahre; aber Leben und Welt hatten den Reiz für sie verloren; ihre Züge wurden strenger, und der Schmerz über den Tod ihres Mannes ließ sie oft hart und abstoßend erscheinen. Wie sie selbst allen Freuden des Lebens entsagte, so sollte Alles die Trauer um den verstorbenen Herrn zeigen, und die Damen mußten vermeiden, bei Hofe geschminkt zu erscheinen. Die Kaiserin speiste sogar immer allein, und die großen Soupers, welche Franz I. so erheitert hatten, hörten gänzlich auf. Noch trüber gestaltete sich das Hofleben, als zwei Jahre später, im Mai 1767, die junge Kaiserin an den Blattern starb, diese ansteckende Krankheit auch Maria Theresia ergriff und sie an den Rand des Grabes führte. Kaum hatte sich die hohe Frau ein wenig erholt, als die Erzherzogin Josepha, die der König von Neapel zu seiner Gemahlin erlesen, mitten unter den Verlobungsfeierlichkeiten gleichfalls an den Blattern erkrankte und ein paar Tage darauf starb.

Jene einfache und zurückgezogene Lebensweise der Mutter harmonirte mit den bürgerlichen Neigungen des jungen Kaisers, der binnen kurzer Zeit das ganze Hofceremoniel umstieß und in dem kaiserlichen Haushalt die größten Ersparnisse einführte. Die sechs ältesten Erzherzoginnen, sowie die beiden Erzherzoge, welche bisher eigenen Hofstaat und Tafel gehalten, mußten von nun an bei dem Kaiser und der Kaiserin speisen. Alle übrigen Tafeln wurden aufgehoben, zugleich mit der Marschallstafel, durch deren Abstellung die dienstthuenden Kammerherrn angewiesen waren, um 1 Uhr sich nach Hause zu begeben, um auf eigene Kosten zu speisen. Die Italienischen und Französischen Schauspieler wurden verabschiedet; ebenso die ausländischen Diener und die Schweizergarde, welche alle man durch Landeskinder ersetzte. Die zahllosen Galatage wurden abgeschafft; bis auf einen, den Neujahrstag; im Hofkalender sämmtliche Geburtstage der kaiserlichen Familie, sogar der des Kaisers gestrichen, und alle Beglückwünschungen und Demonstrationen ausdrücklich verbeten; desgleichen auch die feierlichen Auffahrten der fremden Bot-

Digitized by Google

schafter an jenen Geburtstagen und den großen Kirchenfesten. Die Wasserfahrten, die Besuche des Hofes in den einzelnen Kirchen, welche seit Ferdinand II. zur bestimmten Ordnung geworden, hörten allmählich auf. In der Kirche nahm Joseph nicht mehr unter dem Thronhimmel, sondern gegenüber dem Hochaltar Platz. Bei der Communion sollten Alle, die zum Hof gehörten, ohne Rangordnung vortreten; früher hatte ein Kammerfourier die Namen aufgerufen. Die zur Osterzeit gebräuchliche Fußwaschung der armen Leute stellte Joseph ab, und ließ dafür jedem Mann zwei Ducaten reichen. Als man ihm Vorstellungen dagegen machte, antwortete er: „Man wird 14 Tage darüber sprechen und alsdann vergessen." Bei Todesfällen fremder Souveräne fanden keine Exequien mehr statt. Die Hofleute durften bei der Trauer nicht mehr das Gesicht mit schwarzen Flor verhüllen, und die Hofdamen mußten bei ihren Ausfahrten sich fortan mit 2, statt mit 6 Pferden begnügen. Zu den öffentlichen Tafeln, bei den Apartements und Cercles durfte Jedermann im glatten Kleide erscheinen. Das Spanische Mantelkleid kam immer mehr in Verfall; der Kaiser trug es fast nie, sondern dafür bei allen feierlichen Audienzen Militäruniform. Auch die Gesandten emancipirten sich allmählich von den langen unbequemen Kleidern. Die jungen Männer, welche Joseph als ein mehr bewegliches Element umgaben, waren erfreut über das Wegräumen so mancher beengenden Fessel, aber die alten Hofleute brachte die Leichtigkeit, mit der sich der junge Kaiser über die Etiquette hinwegsetzte, zur Verzweiflung. Joseph gab dem Hofe eine vorwiegend militärische Einrichtung und stellte die Hof- und Staatsbeamten in jeder Weise den Officieren und Generalen nach. Lascy durchlief im Fluge die ganze Staffel der Aemter und Würden. Noch nicht vierzig Jahr alt, war er schon Feldmarschall, und im nächsten Jahre wurde er zum Hofkriegsraths-Präsidenten ernannt, auf welchen hohen Posten viele ältere und verdiente Herren Anspruch hatten, deren Unwille durch anderweite Gnadenbeweise nicht beschwichtigt werden konnte. Lascy war fast immer in der Nähe des Kaisers, der mit ihm Lager abhielt und Pläne zu Festungsbauten entwarf. Schon damals sprach sich die öffentliche Meinung sehr stark gegen den Günstling aus; Lascy gebe sich viel zu viel mit Kleinigkeiten ab, während Eugen und Laudon immer auf's Ganze gesehen; er habe nie einen Feind geschlagen, nie eine Stadt erobert.

Wie man auch über diese militärischen Experimente denken mag: Joseph's erste öffentliche Handlung war eine selten edle, die dem in Folge seiner ökonomischen Reformen entstandenen Gerüchte, er sei persönlich geizig, auf das Schlagendste widersprach. Er ließ nämlich aus dem großen Schatze, den ihm sein Vater hinterlassen, 22 Million Coupons zu Gunsten des Staates verbrennen. In diesem großmüthigen Opfer zeigt sich schon des jungen Fürsten eigentlicher Charakter. Sein Wollen und Thun war immer auf das Große, das Ganze gerichtet. Unzweifelhaft schließt dieser Grundzug des Wesens seine Stärke, aber nicht weniger seine Schwäche ein, an der er schließlich untergehen sollte. Joseph verkannte, wie das Ganze an dem Einzelnen seine wesentlichen Theile habe, und so hatte er bei seinen späteren großen Reformen allein das allgemeine Staatswohl im Auge, zu dessen Gunsten er ständische und Privatrechte in der rücksichtslosesten Weise verletzte.

Digitized by Google

Obschon Mitregent, gestattete ihm Maria Theresia, wie schon erwähnt, an der Regierung der Monarchie keinen Antheil. Nur das Militärwesen überließ sie seiner Leitung, und in den hier zu Tage tretenden Grundsätzen zeigt sich Joseph als ein echter Sohn der „Aufklärung". In dem Schreiben an einen vertrauten General erklärt sich der Kaiser auf das Nachdrücklichste gegen jedes Duell: „Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn zu rechtfertigen suchen, und sich mit kaltem Blute durchbohren. Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhundert der Tamerlan's und Bajazeth's angemessen ist, und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Officiers rauben!" Wie wenig er den Adel zu begünstigen und das Vorrecht der Geburt zu respectiren geneigt sei, erhellt aus einem Briefe, den er später an eine Dame schrieb, die, Wittwe eines Generals, für ihren Sohn um eine Hauptmannsstelle bat. „Madame, ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen solle, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Officier zu haben; ein Cavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sei." Und in einem anderen Briefe: „Ueberhaupt muß ich Ihnen noch sagen, Madame, daß es künftig bei Oesterreich nicht mehr so sein kann, wie es einstens gewesen, daß ich keine Princes Etrangers an meinem Hofe gedulde, und daß jetzt mancher Edler ein Lieutenant wird, dessen Ahnen den Marschallstab und die Anführung großer Heere gehabt." In diesen Grundsätzen zeigt sich ein directer Widerspruch mit den Maximen seines sonstigen Vorbildes Friedrich's II. von Preußen, der den Adel in jeder Weise begünstigte und unterstützte.

Sah sich Joseph in den Erblanden ohne jeden weiteren Einfluß, so richtete er seine ungeduldige Thätigkeit zunächst auf das Wahlreich, als dessen Kaiser er von seiner Mutter unabhängig war. Aber auch hier gestattete ihm die Reichsverfassung wenig Spielraum. Kein Fleck Deutschen Bodens war der unmittelbaren Regierung des Reichsoberhauptes übrig gelassen; keine Einkünfte ihm angewiesen; außer dem Judenzoll und einigen Urbarien, die man zu höchstens 13,000 Gulden berechnete. Der Kaiser mußte die Kosten der Regierung und selbst den Hofstaat aus eigenen Mitteln bestreiten. Seine Rechte bestanden in Standeserhöhungen und anderen unwesentlichen Privilegien. Ueber allgemeine Gesetzgebung und Polizei, Krieg und Frieden konnte er nur gemeinsam mit den Reichsständen Beschluß fassen, deren es damals über 300 gab. Das wichtigste Recht, was dem Kaiser noch geblieben, war die Oberaufsicht über die Justiz im Reiche. Die beiden höchsten Gerichtshöfe waren der Reichshofrath in Wien und das Reichskammergericht in Wetzlar, beide wegen ihres schleppenden und parteiischen Geschäftsganges gleich sehr verrufen. Diesem schreienden Uebelstande wollte Joseph abhelfen, aber schon hier erwies sich seine Ohnmacht den Zeitverhältnissen gegenüber. Der Reichshofrath wurde vom Kaiser allein besetzt und auf seine Kosten erhalten; daher Joseph hier unmittelbar einschreiten konnte, und auch ganz dictatorisch einschritt. Er erließ ein Schreiben an

Digitized by Google

den Präsidenten Grafen Harrach, den Moser recht witzig mit dem Präsidenten des Pekinger Reichstribunals vergleicht, worin er den Reichshofräthen anbefahl, künftig mehr Sitzungen in jeder Woche abzuhalten, jede Streitsache in längstens zwei Jahren zu erledigen, und Geschenke weder zu fordern noch anzunehmen. Jede Saumseligkeit oder Bestechlichkeit sollte mit Cassation geahndet werden, und am Schlusse des merkwürdigen Erlasses hieß es: „Dieses Billet ist öffentlich im Rathe vorzulesen und einem Jeden in die Feder zu dictiren." Die Reichshofräthe ergriff mehr Unwille als Schrecken; einige drohten, ihre Entlassung zu nehmen; die anderen entwarfen eine rechtfertigende Antwort, mit der sie nach drei Monaten glücklich zu Stande kamen; dann begann ein Referiren und Votiren, welches sich durch zwei Jahre hinzog, und endlich versank alles wieder in den alten süßen Schlaf. Noch kläglicher endete die Visitation des Reichskammergerichts, zu welcher, außer den kaiserlichen Commissarien, noch 24 Bevollmächtigte der verschiedenen Reichsstände abgeordnet wurden, die sich sofort unter einander zu zanken begannen, und nach neunjährigem Gezänke mit gegenseitiger Erbitterung auseinandergingen; auch ohne nur Eine der vorliegenden Rechtssachen entschieden, ja ohne sich über die leitenden Grundsätze bei der vorzunehmenden Visitation geeinigt zu haben. Gleichzeitig hatte Joseph an beide Gerichtshöfe Befehl erlassen, die Processe protestantischer Unterthanen nicht denen katholischer hintenanzusetzen. Ob dieses Befehls frohlockten im Anfange die Protestanten, während die Katholiken Zeter schrien, aber schließlich einigten sich beide Theile, den kaiserlichen Reformator bitter und höhnisch zu tadeln. Diese Resultate ließen Joseph von weiteren Reformversuchen im Reiche abstehen, dessen Verfassung er fortan mit Ekel betrachtete, und die er zu Gunsten seiner Erbmonarchie zu verletzen, keinen Anstand nahm.

Sonach von jeder eigentlichen Thätigkeit ausgeschlossen, und doch vor Thatendurst lechzend, oder besser gesagt, in quecksilberner Unruhe sich verzehrend, verbrachte Joseph die langen 15 Jahre seiner Mitregentschaft, von 1765—80, in fast unausgesetzten Reisen auf Kreuz- und Querzügen durch halb Europa. Seine Vorgänger hatten größere Reisen nur selten unternommen, wegen der großen Kosten und Unbequemlichkeit, mit der damals eine Reise noch verbunden war. Die Sitte verlangte, daß die kaiserliche Familie außerhalb der Residenz immer mit dem gesammten Hofstaate erschien. Mit welchem Train haben Leopold I., Joseph I., Karl VI. und auch noch Maria Theresia ihre Reisen unternommen. Nur langsam bewegte man sich fort, und jede Station war ein Hoflager, wo der Adel der Umgegend zur Begrüßung erschien. Ganz anders Joseph II. Immer reiste er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, wie ein bloßer Privatmann, mit seinen nächsten Freunden und wenigen Dienern. Wie im Fluge ging es vorwärts, oft durch die unwirthlichsten Gegenden. Niemand hätte in dem schlicht gekleideten Manne den Kaiser vermuthet. Ein dunkelfarbener Frack, blauer Oberrock, Soldatenhut, Stiefel und Sporen bildeten seinen Reiseanzug. Unterwegs schlief er gewöhnlich auf einer Hirschhaut, die über ein Bündel Stroh gebreitet wurde, und trotzte allen Beschwerden. Er wollte Alles selber sehen und hören, und wurde nicht müde, den ersten Besten zu fragen, und mit Leuten aller Stände eine Unterhaltung anzuknüpfen. Für die Nothleidenden

Digitized by Google

führte er stets große Geldsummen mit sich, und wo es galt, einem Unterdrückten Recht zu verschaffen, ließ er sein Incognito fallen und nahm die Hoheit der Majestät an. Diese etwas coquette Einfachheit zeigte sich übrigens in seiner ganzen Lebensweise. Er mied Luxus und Schlemmerei, trank nur Wasser und stand mit der Sonne auf.

Die erste jener Reisen, welche die unwilligen Hofleute „Promenaden und Zeitvertreib" nannten, ging nach dem Banat, wo er das Elend der leibeigenen Bauern in seiner ganzen Nacktheit sah und es nach Kräften zu mildern suchte. In ähnlicher Weise durchzog er Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren und die übrigen Provinzen der Monarchie, manche zu wiederholten Malen, überall forschend und hülfebringend. 1769 war er zum ersten Mal in Italien, wo er seinen Bruder Leopold in Florenz und die Schwester Karoline in Neapel besuchte. Sobann kam er nach Rom, wo der Papst soeben gestorben war. Das Collegium der Cardinäle schickte dem hohen Gast den Generalpostmeister mit einer großen Anzahl von Pferden entgegen; aber Joseph fuhr unbemerkt in einer einfachen Kalesche in die ewige Stadt. Auf der Gasse traf er den Cardinal Ganganelli, den er als eine interessante Erscheinung sofort anredete. Von seinem Bruder Leopold begleitet, ging er in's Conclave, wo er gegen die Sitte bewaffnet vor den erschreckten Kirchenfürsten erschien. Cardinal Albani erholte sich zuerst und bemerkte mit Feinheit, daß es sich für den Kaiser wohl schicke, mit dem Degen in dieser heiligen Versammlung zu erscheinen, da er ihn ja nur zum Schutz der Religion führe. Und als man von der Schwierigkeit der diesmaligen Wahl sprach, entgegnete Joseph mehr unschicklich als witzig: „Ich wäre es zufrieden, wenn Sie ein ganzes Jahr im Conclave blieben, wenn Sie nur eine gute Wahl träfen. Ich wünschte, Sie wählten einen Papst, der nicht so sehr vom Fett zehrte." Es wurde Ganganelli erwählt, der als Papst Clemens XIV. durch das Breve „dominus ac redemtor noster" den Jesuitenorden aufhob, am 21. Juli 1773.

Schon 1766, als Joseph eine Reise an den Sächsischen Hof machte, ließ er dem Könige von Preußen melden, wie sehr es ihn verlange, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und schlug für eine Zusammenkunft die Stadt Torgau vor. Friedrich II. brach sofort dahin auf, aber Maria Theresia und Kaunitz fanden das Rendezvous aus Rücksicht für das Bündniß mit Frankreich zu folgenschwer, und untersagten es; ein Beweis, wie abhängig der junge Kaiser noch dastand. Er ließ sich dem Könige entschuldigen, mit den charakteristischen Worten: Er würde schon Mittel finden, die Unhöflichkeit, zu der ihn seine „Pädagogen" zwängen, einmal gut zu machen. — Drei Jahre später fand die Zusammkunft wirklich statt, im August 1769 zu Neiße. Diesmal machte die Politik, nämlich die bevorstehende Theilung Polens und die bedrohlichen Fortschritte Rußlands in der Türkei die Begegnung wünschenswerth. Beide Monarchen betrachteten sich mit gegenseitiger Neugier, und wechselten zunächst einige Phrasen. — „Für Oesterreich giebt es kein Schlesien mehr!" sagte Joseph. Und Friedrich meinte: „„Ich denke, wir Deutschen haben lange genug unter einander unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem bessern Verständniß kommen können."" Dann wurden die

Digitized by Google

Wechselreden aufrichtiger und damit pikanter. Friedrich zeigte dem Kaiser die wohlgetroffenen Marmorbilder der Eltern des letzteren. „Nicht wahr", sagte er; „meine Leute wissen gut zu treffen; gleichviel, ob sie Muskete oder Griffel zur Hand nehmen?" — Joseph faßte sich rasch: „„Es fehlt auch in Wien nicht an Künstlern und Talenten, die gut treffen; und was mich angeht, so ist es mein sehnlichster Wunsch, Euer Majestät einmal in ganzer Manneslänge zu treffen."" Der König erwiederte lächelnd, er sei vielleicht schon zu alt, um noch still zu halten, habe schon Falten im Gesicht, und es sei nicht so leicht, ihn zu treffen. „Oder will man mich vielleicht nicht blos treffen, sondern übertreffen?" fragte er. „„Sire"", entgegnete Joseph, „„ich bin zu jung dazu."" — „Nun", lenkte Friedrich ein, „es wäre nicht das erste Mal, daß ein Meister von seinem Schüler übertroffen würde." — „„Ich würde mir Mühe geben, meinem Meister Ehre zu machen!"" sagte Joseph. — Nach dieser Begegnung schrieb Friedrich an Voltaire über Joseph: „Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen, im Prunk erzogen, und hat einfache Sitten angenommen, mit Weihrauch genährt und ist bescheiden." — Im nächsten Jahre (1770) erwiederte der König den Besuch Joseph's im kaiserlichen Lager bei Neustadt in Mähren. Wieder declamirte Friedrich: „Die Häuser Habsburg und Hohenzollern sind darauf angewiesen, Hand in Hand mit einander zu gehen." Aber insgeheim buhlte er um die Gunst der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Und der pfiffige Kaunitz meinte: die Vereinigung Oesterreichs und Preußens sei der einzige Damm gegen den wilden Strom, welcher Europa zu überfluthen drohe. Aber im Herzen sann er darauf, Preußen aus dem Sattel des Russischen Bündnisses zu heben. So suchten sich beide Theile zu beschwatzen, aber keiner täuschte den andern. — Die Monarchen lustwandelten Arm in Arm mit einander, und beim Besteigen des Pferdes hielt der Kaiser dem König sogar den Bügel. Diese Zuvorkommenheit nennt Friedrich in seinen Memoiren absichtlich und gesucht, Joseph's Offenheit eine affectirte. Aber der Kaiser war in der That noch ganz Bewunderung; indeß sollte dieses Gefühl, wie schon erwähnt, nur zu bald in das der Eifersucht umschlagen! Im Uebrigen hatte Friedrich nicht Unrecht. Joseph's Einfachheit und Anspruchslosigkeit war oft eine affectirte und ostensible. Oder glänzt ein Monarch nicht mehr durch Einfachheit, denn durch Prunk?!

Unter den weitern Reisen sind die merkwürdigsten die nach Frankreich im Jahre 1777 und die nach Rußland im Jahre 1780, kurz vor dem Tode Maria Theresias. Auch in Paris trat Joseph mit jener zur Schau getragenen Einfachheit auf, die ihn zu mancher Taktlosigkeit verleitete. So war die Toilette der Königin Marie Antoinette ein Gegenstand der unaufhörlichen Kritik des Kaisers. In Gegenwart ihrer Damen warf er ihr Modethorheiten vor, und bespöttelte das übermäßige Auftragen von Roth. Den guten König setzte er durch unzeitige Besuche in die größte Verlegenheit, oder er wartete in den Vorzimmern unter der Menge der Supplicanten auf eine Audienz. Weil er überall umherlief, und mit Jedermann plauderte, zwang er die Franzosen, zwischen ihm und ihrem Könige Parallelen zu ziehen, die natürlich zu des Letzteren Ungunsten ausfallen mußten. Vor der Statue Heinrich IV. zog er auf offener Straße den Hut und rief laut, er wünsche diesem

Digitized by Google

besten der Französischen Könige gleich zu sein. Schwester und Schwager waren herzlich froh, als er endlich ging. Aber über solcher Eitelkeit vergaß er seine politische Mission, den Französischen Hof für ein Bündniß gegen Rußland zu gewinnen, die natürlich scheiterte. — In Paris hatte er den eitlen charakterlosen Rousseau besucht, aus dessen Schriften er sich seine „Philosophie" bildete. Auf der Rückreise kam er durch Ferney, und fühlte sich von Neugier gedrängt, Voltaire zu sehen. Aber Maria Theresia hatte ihm diesen Besuch verboten, und so begnügte er sich, in den Garten des Dichters zu treten und hier mit dem Gärtner zu plaudern, während ihn Voltaire im Hause erwartete, wodurch er diesem am Schlagendsten seine Nichtachtung auszudrücken wähnte. Wenn er später seine Abneignng gegen Friedrich auch auf Voltaire übertrng, und diesen in intellectueller wie moralischer Hinsicht tief unter Rousseau stellte, so zeigt dies gerade nicht von seinem Verstande. Die Reise nach Rußland, welche das Bündniß zwischen Katharina und Friedrich untergraben sollte, war von mehr Erfolg. Joseph gewann die Kaiserin, die er im Herzen sehr verehrte, durch Galanterie und Schmeichelei; aber ihren allmächtigen Günstling Potemkin behandelte er nicht mit gleicher Politesse, weshalb ihm dieser zeitlebens entgegenarbeitete. Um diese Entrevue vergessen zu machen, sandte Friedrich II. den Prinzen von Preußen nach Petersburg, der aber dort vollständig scheiterte.

Es ist geradezu albern, wenn Oesterreichische und auch andere Geschichtschreiber sich bemühen, Joseph als das edelste, lauterste Herz hinzustellen, nur beseelt von Liebe zur Menschheit und insbesondere zu seinen Völkern, ohne Selbstsucht und persönlichen Ehrgeiz. Was die Moralisten auch sagen mögen: der Egoismus ist noch immer der Hebel aller großen Thaten, die innerste Triebfeder aller großen Männer gewesen. Joseph besaß allerdings nicht den klaren, consequenten, heldenhaften Ehrgeiz des Genius, aber die mit persönlicher Eitelkeit versetzte Ehrsucht des subordinirten Geistes, der schwankend und zaghaft einem nebelhaften Ziele nachirrt, und wo dem allmächtigen Wollen ein impotentes Können nachhinkt. Was man bei Joseph als Herzlichkeit preist, waren oft nur augenblickliche Wallungen, die seinen Mangel an Muth, Geduld und Verstand nicht verdecken konnten. Wie Friedrich II., wollte er die Welt mit seinem Ruhme erfüllen, bald als Eroberer, bald als Reformator; er versuchte es mit beidem und ließ beides fallen. Zu wiederholten Malen unternahm er eine Vergrößerung der Monarchie, theils durch diplomatische Schachzüge, theils mit dem Schwerte in der Hand; doch gab er jenem Wege aus den angeführten Gründen den Vorzug. Beweise für seine Ländersucht sind die Theilung Polens, der Bayerische Erbfolgestreit, die Uebergriffe gegen die Holländische Republik und endlich die Theilnahme an dem höchst ungerechten Türkenkriege.

Was die Theilung Polens (1772) betrifft, so liebt man es, Friedrich II. als einen abgefeimten Intriguanten hinzustellen, der die erste Anregung dazu gegeben und die eigentliche Verantwortlichkeit dafür trägt. Rußland, in seinem ungestümen Eroberungsdrange nach Süden und Westen, dem zu wehren weder Preußen noch Oesterreich sich stark genug fühlten; Rußland wollte Polen mit anderen Mächten nicht theilen, sondern allein in die Tasche stecken. Nur, um gegen die Türken freie Hand zu behalten, trat es dem Theilungsvorschlage bei. Wer dazu die erste Anregung

Digitized by Google

gegeben, ist noch nicht ermittelt, aber auch gleichgültig. Thatsächlich nahmen an der Beute jede der drei Mächte Theil, und auf Oesterreichischer Seite war es gerade Joseph, der durch seine Zustimmung den Ausschlag gab. Kaunitz neigte sich dem neuen Gestirn zu, und Maria Theresia gab endlich nach, aber mit einem Zögern und Widerwillen, die von dem keuschen Rechtsgefühl dieser Fürstin rühmliches Zeugniß ablegen. „Bedenkh der Fürst", schrieb sie vorher an Kaunitz, „was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes Stuck von Pohlen oder von der Moldau und Wallachey unser Ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." — Und als sie den Theilungsentwurf unterzeichnete, that sie's mit folgenden Worten: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird." — In der That, die Theilung Polens war vom ethischen Gesichtspunkt aus ein Raub, und die rächenden Folgen sind nicht ausgeblieben. Seit einem Jahrhundert bildet Polen für jede der drei theilenden Mächte ein eiterndes Geschwür, und so sehr sich auch Preußen durch den ihm überkommenen Antheil „arrondirte": der unheimliche Russische Nachbar war ihm dicht an die Ferse gerückt.

Hinsichts des Bayerischen Erbfolgestreites (1778) war es allerdings curios, Friedrich II. plötzlich als Ritter der Deutschen Reichsverfassung, um die er selber sich nie gekümmert, auftreten zu sehen; und die von ihm zu Stande gebrachte Stiftung des Fürstenbundes ein possirliches Machwerk ohne Zweck und Halt. Aber diese scheinbare Inconsequenz war dennoch eine Consequenz; seine Politik hatte vor Allem die Schwächung Oesterreichs zu allen Zeiten und allen Umständen im Auge, wovon er auch in seinen Schriften kein Hehl macht. Joseph verfolgte jetzt den praktischen Plan, seine Deutschen Erbstaaten in solcher Weise zu vergrößern, daß er nach und nach die Deutschen wieder unter einen Hut, nämlich unter den kaiserlichen, bringe. Sein Verlangen, Bayern zu annectiren oder einzutauschen, war keineswegs ungerechter oder abenteuerlicher als Friedrich's Schlesische Expedition, die er thatsächlich copiren wollte; aber er war eben kein Friedrich, die Erbitterung der Altbayern noch größer als weiland die der Schlesier, und das ganze Unternehmen kein kühnes Wagniß, sondern nur ein schleichender Länder- und Völkerschacher. Josephs Eifersucht und Erbitterung gegen Friedrich brach jetzt in hellen Flammen aus, was zunächst sein, im Juli 1778 an den König gerichteter Brief zeigt, worin er dessen Protectorthum scharf zurückweist: „Mein Herr Bruder! Sie wollen in dem Erbfolgestreit die Rolle eines Beschützers spielen. Sie nehmen den Charakter eines Garanten des Westphälischen Friedens an, um Oesterreich zu kränken, und äußern nach verschiedenen Unterhandlungen hierüber den Machtspruch, Bayern wieder abzutreten. Sie werden mir als Reichsoberhaupt einige Kenntniß unserer Reichsverfassung gütigst zugestehen, hoffe ich. Demgemäß kann jeder Reichsstand sich mit den Agnaten durch eine gütliche Einverständniß der angesprochenen Länder wegen in Tractaten einlassen, und selbe nach ihrer Uebereinstimmung in Besitz nehmen. Am allerwenig-

Digitized by Google

sten glaube ich, daß Euer Majestät die Erwartung hegen werden, Oesterreich unterwerfe sich dem Tribunal des Kurfürsten von Brandenburg in einem Falle, wo derselbe nur als Reichsmitstand auf einer allgemeinen Versammlung zu reden die Befugniß hätte. Mir däucht, es sei Ihnen zu sehr in der Erinnerung, daß Sie ein glücklicher General sind; daß Sie 200,000 Mann geübter Truppen und einen Obersten gehabt, der über die Werke Cäsars de bello gallico einen Commentar geschrieben. Dies hat die Vorsehung außer Preußen noch verschiedenen andern Puissançen auch gegeben. Wenn Euer Majestät ein Vergnügen daran haben, 200,000 Mann auf's Schlachtfeld zu führen, so komme ich mit der nämlichen Anzahl dorthin. Wollen Sie die Versuche wiederholen, ob Sie noch ein glücklicher General sind, so bin ich bereit, Ihrer Begierde, zu kämpfen, ein Genüge zu leisten; und endlich, was die Schriftstellerei im Gebiet der Kriegskunst betrifft, da könnte ich Euer Majestät von mir noch ein paar Generals nennen, die auf Pension stehen und aus Langerweile die Commentairs des Grafen von Sachsen commentiren. Ich hoffe Sie an den Ufern der Elbe zu finden, und wenn wir uns geschlagen und Europa ein Schauspiel von Eigensinn gegeben, so stecken wir den Degen in die Scheide." — In späteren Briefen an seine Vertraute wird er nicht müde, des Königs philosophische und poetische Beschäftigungen zu bespötteln, was aber nur von der eigenen Impotenz und Nüchternheit zeigt. „Ich weiß nicht", schreibt er an den Leibarzt van Swieten, „wie einige Monarchen auf die Kleinigkeiten gerathen sind, sich literarische Vorzüge zu verschaffen, eine Art von Größe darin zu suchen, wenn man Verse macht, einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke eines Pallabio sein sollte. Zwar sehe ich wohl die Obliegenheit ein, daß die Könige im Reich der Wissenschaften nicht ganz unbekannt sein sollen, daß man aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich äußerst unnöthig. Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssecte geworden, die sich damit beschäftigte, Memoires, Gedichte und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserin Rußlands folgte ihm nach, las Voltairen und schrieb Schauspiele und Verse an Vanhal, dann einige Oden an ihre Algiden; Stanislaus Leszczynski aber Friedensbriefe; endlich der König von Schweden welche im Tone der Freundschaft."

Der Krieg brach wirklich aus, aber er bestand nur aus Diversionsmärschen und Vorpostengefechten, so daß er die Truppen beider Heere demoralisiren mußte. Der alternde Friedrich hatte wenig Lust, seinen wohlerworbenen Ruhm gegen einen jungen Querkopf auf's Spiel zu setzen, und Maria Theresia begann hinter dem Rücken ihres Sohnes Unterhandlungen anzuknüpfen, die den Frieden von Teschen (am 13. Mai 1779) zur Folge hatten, worin Oesterreich ein paar Quadratmeilen des jetzigen Innviertels erhielt. Friedrich II. hatte 29 Millionen Thaler und 20,000 Soldaten eingebüßt; letztere nicht auf der Wahlstatt, sondern an Seuchen und durch Desertion. Friedrich selbst schrieb an Le Catt: „Dieser Krieg und dieser Frieden sind nichts als Erbärmlichkeiten, das Werk eines erschöpften Greises." Niemand war über den Gang der Dinge, über Weiber und Diplomaten ärgerlicher als Joseph. Um ihn zu besänftigen sandte Maria Theresia den Großherzog Leopold an den Kaiser; allein diese Zusammen-

Digitized by Google

kunft hatte nicht den gewünschten Erfolg und gab Anlaß, die beiden Brüder, welche bisher im besten Einvernehmen gelebt, auf immer zu entzweien. Ja, Joseph ließ, mit Uebergehung Leopold's, dessen Sohn Franz zum Römischen König erwählen und drohte, nicht mehr nach Wien zurückzukehren, sondern in Frankfurt a. M. seine Residenz aufzuschlagen. „Ich bin wie einer der Venitianischen Generals", schreibt er; „wenn die Feldzüge vorbei sind, erhält er eine Pension." Nur die Vorstellungen Lascy's und die Drohung des Fürsten Kaunitz, seine Entlassung zu nehmen, konnten einen offenen Bruch zwischen Mutter und Sohn verhindern. Im Uebrigen ist die Pietät zu rühmen, mit der sich Joseph stets dem Willen seiner Mutter unterwarf, auch wenn es ihm noch so schwer wurde. Der Bayerische Erbfolgestreit war nicht nur mit den Waffen, sondern auch, und weit schrecklicher, mit der Feder geführt worden. Im 36., 37. und 39. Theile der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" finden sich nicht weniger als 288 Bücher und Brochüren über die Bayerische Erbfolge recensirt; natürlich war die Zahl der überhaupt erschienenen weit größer.

Ein neues Zerwürfniß drohte zwischen den beiden Höfen auszubrechen. Maria Theresia hatte ihren jüngsten Sohn Maximilian zum Coadjutor und somit zum Nachfolger des Kurfürsten von Köln ernennen lassen, während der von Friedrich II. aufgestellte Candidat, Prinz von Hohenlohe, in der Minorität blieb. „Ob man den König zu einem neuen Kriege reizen wolle?" fragte der Preußische Geschäftsträger das wählende Capitel. Als diese Aeußerung der Kaiserin hinterbracht wurde, soll sie gesagt haben: „Dann wird der König sehen, wie die Löwin ihr Junges vertheidigt." Aber Friedrich II. ließ es diesmal darauf nicht ankommen.

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

„Giftbaum" und „Aktien". Im „wunderschönen" Mai dieses Jahres lasen wir in den Berliner Zeitungen und an den Anschlagsäulen der Residenz Tag für Tag folgende Ankündigung: „Variété-Theater. **Der Giftbaum. Original-Lustspiel** in drei Acten von **Julius Königsberg.**" Wirkliche Dichter oder auch nur bessere Theaterschriftsteller pflegen ihr Product nicht „Original-Lustspiel" zu benamsen; dies thun nur die Fabrikanten, und sobald sie es thun, kann man fast sicher sein, daß sie ein älteres Stück oder einen sonst vorhandenen Stoff annectirt haben, daß ein literarischer Diebstahl vorliegt. Diesmal dachten wir jedoch weniger an ein Plagiat als an eine Speculation, die an das geflügelte Wort des Preußischen Ministers Mayhach anknüpfe, der bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Verstaatlichung der Eisenbahnen, bekanntlich im Abgeordnetenhause die Börse mit einem „Giftbaum" verglichen hatte. Nach einigen Tagen fanden wir im „Berliner Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn nachstehenden Artikel:

„Ist kein Mayhach da? — So riefen wir bangen Herzens gestern im Variété-Theater aus. Ist kein Mayhach da? Diese Sehnsucht nach dem so sympathischen Minister erscheint vielleicht erklärlich, wenn man erfährt, daß wir uns im Schatten eines „Giftbaums" befanden, der draußen am Johannistisch seine Aeste ausbreitet, und der Phantasie eines genialen Autors in Gestalt eines dreiactigen „Original-Lustspiels" entsprossen ist. — „Haut ihn, haut ihn!" klang es uns beim Betreten des Theaters von der Bühne aus dem Munde eines alten knorrigen Invaliden entgegen, und ein junger etwas Jüdisch aussehender Mann suchte eiligst das Weite. Es war die effectvolle Schlußscene des ersten Acts. Im Stil dieser Scene ist nun das ganze erbauliche Stück gehalten. Besagter junger Mann macht später bei einem adligen Fräulein eine Antritts-Visite. Er erscheint mit einem riesigen Bouquet und stellt sich mit den Worten vor: Sie verzeihen, mein Name ist Levinsohn." — „„O bitte, das macht nichts!"" erwidert ihm das Fräulein mit graziösem Lächeln. Der Vater dieses jungen Levinsohn ist eine alte „Giftbaumpflanze", der bekannte hartherzige Wucherer. Sein Sohn soll um jeden Preis die Tochter eines pensionirten Obersten heirathen, den er vollständig in seinen Händen hat. Levinsohn junior ist aber garnicht geneigt, auf den Wunsch seines Herrn Papa einzugehen, denn er möchte lieber die Erwählte seines Herzens, Rosa Rosettenstein heirathen. Nebenbei ist dieser junge Mann sehr großmüthig, ein wahres Prachtexemplar von Edelsinn. Ein Prämienloos, auf welches der Gewinn von 100,000 Thalern gefallen ist, sucht er noch schnell dem adligen Fräulein in die Hände zu spielen, natürlich nur um ihren Vater aus seiner schrecklichen Lage zu erretten, und ihre Verheirathung mit einem armen Officier zu ermöglichen. Der noble Officier heirathet das arme aber adlige Fräulein. Herr Levinsohn junior wird von seinem Vater für „meschugge" erklärt, behält sein Prämienloos und wird Rosa Rosettenstein heirathen."

Als wir diese Jüdisch-„geistreiche" Kritik lasen, wußten wir sofort, daß das „Original-

Digitized by Google

Lustspiel" „Der Giftbaum" nichts weiter ist als eine Verstümmelung der „Aktien, Historisches Schauspiel aus der allerjüngsten Vergangenheit in fünf Acten von Otto Glagau." Dieses Stück, welches den Börsen- und Gründungsschwindel vorführt, wurde 1873, nach dem „Großen Krach", geschrieben, erschien 1877 im Buchhandel, und wurde im Laufe des Jahres 1878 zu Berlin und an andern Orten aufgeführt. Aus dem Jüdischen Banquier Tugendhold, der den Gutsbesitzer von Gleinen zum Börsenspiel verführt und so ruinirt, hat Herr Julius Königsberg — der unbedingt selber Jude ist — einen Wucherer gemacht. Der junge Tugendhold, mit Vornamen Jakob geheißen — „Jacques, wollt' ich sagen" — soll nach dem Willen seines Erzeugers Louise von Gleinen heirathen, auch dann noch, als deren Vater bereits ausgeplündert ist, aber Letzterer weist den Antrag des alten Tugendhold mit Geringschätzung zurück. Louise von Gleinen war vor der Katastrophe so gut wie verlobt mit dem Sohne des Majors a. D. von Knorr, welcher in dem „Giftbaum" des Herrn Julius Königsberg eben der „knorrige Invalide" ist. Jakob Tugendhold mag das verarmte Edelfräulein gar nicht; obgleich er nach dem Wunsch des Vaters sich im „Adligen Club" bewegt, nur mit „Baronen und Grafen" verkehrt, die „noblen Passionen" erlernt und sich „zum Cavalier ausbildet", jobbert er doch heimlich an der Börse, ist er so praktisch für die Lea Lilienthal, „Tochter des reichen Lilienthal aus der Victoria-Straße", zu schwärmen, welche der alte Tugendhold verächtlich „eine altbackene Judenmamsell" nennt. In ihrer Noth verkauft Louise von Gleinen an den jungen Tugendhold ein Prämienloos, ohne zu wissen, daß darauf bereits der Hauptgewinn von 200,000 Thaler gefallen ist. Jakob hat die moralische wie die gesetzliche Pflicht das Loos zurückzuliefern, und nach schweren innern Kämpfen thut er also. Diese Handlungsweise erklärt der alte Tugendhold für „meschugge", und wie man sieht, erscheint sie auch dem „Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn so ungeheuerlich, daß er den jungen Jakob „ein wahres Prachtexemplar von Edelsinn" heißt. Der geniale Verfasser des „Original-Lustspiels" aber, Herr Julius Königsberg, hat Alles gestohlen, nicht nur die Handlung und die Charaktere der „Aktien", nicht nur das Prämienloos, sondern sogar den Blumenstrauß, welchen Major von Knorr im Namen seines Sohnes dem Fräulein von Gleinen verehrt, während der Jüdische Ballhorn ihn durch den jungen Jakob überreichen läßt. — Da soll Einer sagen, was 'ne Sache ist!

Die Glagau'schen „Aktien" sind dem „Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn wohlbekannt; er hat seiner Zeit die Buchausgabe wie die Aufführung des Stückes besprochen; selbstverständlich mit dem Ausdruck der Gefühle, welche, gegenüber einem solchen Thema, das Jobberblatt beseelen müssen. Auch die plagiatische Verstümmelung der „Aktien" als „Giftbaum" flößt dem „Börsen-Courier" noch Angst und Sorge ein. Er schreibt: „Da das Stück vor sehr zahlreichen Stühlen, einigen Logenschließern und Billeteuren gespielt wurde, und einzelne hier und da verirrte Zuschauer sich durch Weißbiertrinken und starken Consum von Butterstullen neben dem künstlerischen auch einen materiellen Genuß zu verschaffen wußten, so werden hoffentlich weiter keine schlimme Folgen dieses Lustspiels-Giftbaums zu beklagen sein." So viel wir wissen, war der „Börsen-Courier" das einzige Blatt, welches den „Giftbaum" überhaupt besprach. Die „liberale" Presse ist vorsichtig genug, an dergleichen Dingen, die nur ihre Existenz untergraben können, gar nicht zu rühren; und die conservative Presse, im Großen und Ganzen eigener Gedanken baar und von einer wundersamen Bornirtheit, ist in allen Punkten ihre getreue Nachtreterin. Dessen ungeachtet wurde der „Giftbaum" des Herrn Julius Königsberg am „Variété-Theater" wol ein Dutzend Mal aufgeführt. Selbst in dieser erbärmlichen Jüdischen Verstümmlung behauptete der Stoff noch seine Anziehungskraft.

Digitized by Google

Das Glagau'sche Schauspiel „Aktien" hat eine lange und interessante Geschichte hinter sich, und wir wollen dieselbe später einmal ausführlich erzählen. Für heute nur soviel: Aus Furcht vor der Alles beherrschenden und Alles in Abhängigkeit haltenden Judenschaft, wagte bisher kein größeres Theater das Stück aufzuführen. Verschiedene Theaterleiter erklärten ganz offen: die Aufführung würde ihren Ruin bedeuten. Einem Berliner Theaterdirector wurde von Freunden des Stücks eine bestimmte Einnahme pro Abend garantirt; aber auch er fand nicht den nöthigen Muth. Unter den größten Schwierigkeiten und Hindernissen — auch die Polizei versagte zunächst die Erlaubniß — fand sich endlich eine Schauspieler-Gesellschaft, die das Stück in Berlin aufführte. Obwol die Vorstellungen nacheinander in zwei ganz obscuren Lokalen stattfanden, erschien dennoch die Elite der Gesellschaft; obwol die Schauspieler fast sämmtlich unter der Kanone waren, spendete das Publicum doch rauschenden Beifall, und dieser steigerte sich von Scene zu Scene. Das erste Local war zu entlegen, das zweite war nur an zwei Tagen in der Woche zu haben, und so liefen nach einer Reihe von Vorstellungen die Schauspieler auseinander. Auch außerhalb Berlin, in verschiedenen Mittelstädten brachten Wandertruppen das Schauspiel zur Aufführung, und überall mit durchschlagendem Erfolg. Hätten die „Aktien" ihren Lauf über Deutschlands Bühnen genommen, sie hätten, gegenüber dem Börsenschwindel, der Revolver-Presse und der Judenfrage, eine unendlich größere Wirkung geübt, als alle socialpolitischen Schriften Glagau's zusammen genommen. Indeß kommt auch sicher für dieses Schauspiel noch die Zeit, und vielleicht ist sie schon sehr nahe. Einstweilen will, auf Betreiben des Herrn F. Dasbach, der katholische Gesellen-Verein zu Trier die „Aktien" im dortigen Stadt-Theater zur Aufführung bringen.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, Berlin W. Schwerin-Straße 21, richten.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Elegante Einbanddecken
zum
„Kulturkämpfer"
1. Semester (12 Hefte)
sind zum Preise von **75 Pf.** durch mich zu beziehen.
Gegen Einsendung von 85 Pf. in Briefmarken erfolgt die Zusendung franco.
Berlin W., 20. Juni 1880.
Friedrich Luckhardt.

Druck von Ihring & Fahrenholtz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 15.

1. August 1880.

Zollgrenze und Freihafen.

Unter den inneren politischen Fragen hat in diesem Jahre kaum eine so sehr die Gemüther der Betheiligten erregt und die Zeitungsspalten gefüllt, als das plötzliche Vorgehen des Reichskanzlers gegen Hamburg. Eine unbefangene Würdigung der Ereignisse ist nicht ganz leicht, weil im Allgemeinen, wie in einer Fülle von Einzelheiten, Recht und Unrecht auf beide kriegführende Theile ziemlich gleichmäßig entfallen. Sollen wir unser Gesammturtheil kurz vorausschicken, so geht es dahin, daß wir die Freihafenstellung Hamburgs weder politisch noch wirthschaftlich für berechtigt erachten, mithin die Beseitigung derselben für dringend wünschenswerth halten; daß es uns aber andererseits nicht richtig erscheint, wenn innere Fragen nach Art der diplomatischen Feldzüge gegen auswärtige Mächte behandelt werden. Die Diplomatie bleibt immer eine Abart des Krieges, als dessen letzte Instanz die „ultima ratio regum", die Macht, ihre Geltung behauptet. Innere Fragen sollten niemals auch nur den Charakter derartiger Behandlung streifen. Es kann nicht das Ideal einer wahrhaft erhaltenden Regierungs-Politik sein, nur äußerliche Erfolge zu erzielen, dabei aber bis zu einem gewissen Grade den Krieg Aller gegen Alle zu organisiren, und immer die eine Potenz gegen die andere auszuspielen; als viel wichtiger sollte es vielmehr betrachtet werden, in versöhnender Zusammenarbeit befestigte und möglichst dauernde Zustände zu schaffen.

Hamburg, St. Pauli, Altona liegen bekanntlich unmittelbar nebeneinander am rechten Ufer der Elbe; Hamburg im Osten, Altona im Westen, St. Pauli in der Mitte; politisch ist Altona zu Preußen gehörig, St. Pauli eine Vorstadt von Hamburg. Nach Westen hin schließt sich, ohne indeß die Elbe zu berühren, Ottensen, bis vor Kurzem noch ein Dorf, an Altona. Altona und St. Pauli sind, obschon durch die politische Grenze getrennt, mit ihren Häuserreihen fast ganz zusammengewachsen; nur ein kümmerlicher Pallisadenzaun ist aus den Zeiten einer von Zunft wegen bewachten Zollgrenze übrig geblieben. Zwischen Hamburg und St. Pauli liegen die vormaligen, jetzt in Anlagen umgewandelten Festungswerke, deren tiefe Gräben immer noch eine außerordentlich leicht zu bewachende Zollgrenze abgeben

Digitized by Google

würden, und thatsächlich schon jetzt abgeben, da an den Thoren Hamburgs eine nicht unerhebliche Verbrauchssteuer erhoben wird. Altona und Ottensen sind durch die Zollgrenze getrennt. Die volkswirthschaftliche Lage läßt sich nun bis in die Sechsziger Jahre dahin charakterisiren, daß Hamburg und Altona, jedes für sich, eine selbstständige Handelsstadt bildeten, daß in diesen Handelsstädten Gewerbe und Industrie blühten, die Bewohner in verhältnißmäßigem Wohlstande lebten, Proletarier nur dem Namen nach bekannt waren, und die städtischen Finanzen sich eines Flors erfreuten, der jetzt für immer geschwunden zu sein scheint. Hamburg hat zwar von jeher ein erhebliches Uebergewicht behauptet: immerhin saßen früher auch in Altona eine stattliche Reihe „großer Häuser"; es bestand damals wirklich eine Rivalität, von der heute nicht mehr die Rede sein kann. Gewerbe und Industrie arbeiteten, durch Dänische Privilegien unterstützt, in Altona nicht nur für den Schiffsbedarf und Export, sondern vorzugsweise auch für die reichen Unterelbischen Gebiete Schleswig-Holsteins, die auf dem Wasserwege in billiger und bequemer Weise versorgt werden konnten. Mit dem Jahre 1867, das heißt mit der Gründung des Norddeutschen Bundes, trat ein entscheidender Umschwung ein. Das ganze, Hamburg umgebende Gebiet wurde Preußisch, und als solches in den Zollverein einbezogen; Hamburg aber erhielt, neben Lübeck und Bremen, durch Artikel 34 der Bundesverfassung eine Freihafenstellung. Altona wurde, seiner localen Beziehungen zu Hamburg wegen, befragt, ob es Zollinland oder Zollausland werden wolle. Der Magistrat stimmte für Zoll, die Bürgerschaft mit verschwindender — man behauptet, ganz zufälliger — Majorität für Freihafen. Trotzdem wurde letzteres Votum durchgesetzt und Altona mit ausgeschlossen. Für beide Städte hat der Ausschluß in wirthschaftlicher Hinsicht vorwiegend nachtheilige Folgen gehabt. In Altona handgreiflich, in Hamburg viel bestritten von den Interessenten des Freihafens, aber nichtsdestoweniger ziffermäßig nachweisbar. Altona hat so ziemlich Alles verloren, was früher Leben und Nahrung brachte. Die Industrie zeigte sehr bald eine unüberwindliche Neigung in den Zollverein zu wandern (einige wenige Zweige ausgenommen, die für den Export arbeiten und hoch verzollbare Rohstoffe vom Ausland beziehen), und vor den Thoren von Altona, aber jenseits der Zollgrenze, schoß aus den Kartoffel- und Roggenfeldern des Dorfes Ottensen eine Amerikanische Industriestadt mit dampfenden Essen und stockhohen Arbeiterwohnungen empor; in solch' unheimlicher Geschwindigkeit, daß dieselbe fast nur durch das Wachsthum der städtischen Schuldenlast übertroffen werden konnte. Im überseeischen Großhandel vollzieht sich gerade im letzten Jahrzehnt mehr und mehr der Uebergang vom Segelschiff zum Dampfschiff, und mit ihm die Nothwendigkeit, durch möglichste Ausnutzung von Zeit und Technik eine beschleunigte Ent- und Beladung der Schiffe zu bewirken. Hamburg ging in dieser Richtung energisch vor — es fehlte weder Einsicht und Thatkraft noch Geld — und stellte in Verbindung und Anschluß an die Eisenbahnen die kolossalen Quaianlagen her, welche das gerechte Staunen des Binnenländers erregen. Altona hatte weder passendes Terrain noch Geld, um Dergleichen zu leisten — ein Versuch in bescheidenerem Maße verunglückte gar noch baulich — und so zog denn der Großhandel in Gestalt

Digitized by Google

einer ganzen Reihe von angesehenen Firmen im Laufe der Jahre nach Hamburg. Die Rhederei verschwand fast gänzlich; 1878 hatte Hamburg nahezu 500, Altona nur noch 32 Schiffe. Aber auch der Zwischenhandel nach Schleswig-Holstein war für Altona verloren, da es keinen Zollhafen hatte. Harburg und Stade machten in vielen Branchen auch auf dem rechten Elbufer empfindliche Concurrenz, da der Zollinländer schlechterdings mit den Zollscherereien, die unzertrennlich an jeder Sendung aus dem Freihafen haften, nichts zu thun haben will.

Auf diese Weise ist Altona seinen überseeischen Großhandel, seinen Zwischenhandel nach der Provinz und seine Industrie los geworden; das Einzige, was es behalten, resp. bekommen hat, sind Tausende von Socialdemokraten. Wenn es trotzdem an Einwohnerzahl zeitweise gewachsen ist (in den letzten Jahren hat es abgenommen), so geben die städtischen Verwaltungsberichte auf die Frage, wer denn die Zuzügler sind, unzweideutige Antwort. Die Armenlasten wuchsen in ganz beunruhigender Weise, 1878/79 wieder um 40,000 Mark. Die Zuschüsse der Stadtkasse zu den Armenpflegekosten betragen bei etwa 80,000 Einwohnern an 300,000 Mark; städtischerseits — also abgesehen von Privat-Wohlthätigkeit, Stadtmissionen, reichen Stiftungen und humanitären Instituten aller Art — sind direct unterstützt über 6000 Personen oder 7 Procent der Bevölkerung. Rechnet man dazu nun die indirecte Hilfe, namentlich durch zahlreiche Freischulen, so ergiebt sich natürlich ein weit höherer Procentsatz. Unerbittlich geht mit diesem Pauperismus eine Steigerung der Steuern Hand in Hand, 1878/79 wieder um 10 Procent; endlich und unvermeidlich in einer modernen Wirthschaft, ist auch die Kapitalschuld der Stadt Altona um die Kleinigkeit von 157,000 Mark im letzten Jahre gewachsen. Bekanntlich hat außerdem noch der Preußische Staat das Zollaversum der Stadt, welches nach Analogie von Hamburg 400,000 Mark jährlich betragen müßte, regelmäßig seither zu drei Vierteln erlassen. Andernfalls würde das Deficit 1878 etwa eine halbe Million betragen haben. Mit einem Wort: die Preußische Stadt Altona ist jeder reellen Existenzbasis beraubt, eine völlig verarmte Arbeitervorstadt von Hamburg geworden. Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, giebt es überall, und so finden sich natürlich auch Leute und Geschäfte in Altona, denen eine zollgrenzliche Trennung von Hamburg wehe thun würde. Diese Ausnahmen hat ja der Jüdische Abgeordnete Warburg mit möglichster Wichtigkeit im Landtage vorgeritten; im Ganzen und Großen ist es aber für Altona zweifelloses Lebensinteresse, den Verkehr auf der Elbe und die Verbindung mit dem Hinterlande endlich wieder frei zu bekommen.

Nicht ganz so klar liegt die Interessen-Frage in Hamburg. Und zwar deshalb nicht, weil der Handel Hamburg's bedeutend genug ist, um der Stadt, auch wenn sie aller Industrie und Gewerbe entleert, lediglich internationaler Stapelplatz wäre, die Möglichkeit der Existenz und die Beschäftigung einer großen Anzahl von Händen zu sichern. Aber trotzdem ist auf vielen Gebieten entweder unbedingter oder doch beziehungsweiser Rückschritt zu vermerken, d. h. ein Fortschritt, der nicht mit andern minder begünstigten Städten gleichen Schritt zu halten vermocht hat. Zunächst haben, wie in Altona, das Kleingewerbe, das Detailgeschäft und die kleineren

Digitized by Google

Versandtgeschäfte, das Demi-Gros-Geschäft, ihre Kundschaft nach dem Hinterlande vielfach eingebüßt. — Aus diesen Kreisen recrutirt sich in erster Linie die Zoll-Anschluß-Partei. — Ferner hat Hamburg aufgehört als selbstständiger Industriemarkt irgendwelche Rolle zu spielen; von Berlin ist es weit überflügelt, und selbst die Export-Industrie-Branchen haben es zum großen Theil vorgezogen, in Ottensen und Wandsbeck zu produciren, und nur Agenten in Hamburg zu halten. Endlich aber, und das sollte doch auch für die leidenschaftlichen Freihäfler maßgebend sein, ist irgend ein nennenswerther Vortheil für den internationalen Großhandel nicht darzuthun gewesen. Viel eher das Gegentheil. In einer anscheinend officiösen, von einem Juden verfaßten Brochüre wird folgende Tabelle aufgestellt:

Hamburg's Import in Millionen Mark:

	1871—75	1878	Abnahme:
Manufacturwaren	307	265	14 Procent.
Baumwollengarn und Twist	54	50	8 „
Tabak	51	49	3 „
Wollen- und Halbwollengarn	58	44	25 „
Häute und Felle	63	39	58 „
Maschinen und Instrumente	42	34	18 „
Baumwolle	50	23	53 „
Eisen, Stahl, Blech, Draht	26	19	27 „
Borsten, Haare, Federn	14	10	25 „
Leinengarn und Zwirn	10	7	30 „
Thee	6	4	30 „
Seide	5	3	40 „

Es muß nun zugegeben werden, daß die Periode 1871—1875 und das Jahr 1878 billiger Weise nicht verglichen werden sollten, weil letzteres in die Krise fällt, während jene die Gründerzeit umfaßt; ferner daß die angeführten Artikel nicht durchweg Hamburgische Hauptartikel, einige wirkliche Hauptartikel aber in tendenziöser Weise fortgelassen sind, weil (bei Guano, Düngesalz, Salpeter ꝛc.) die Zahlen zu Gunsten Hamburg's sprechen; endlich daß es richtiger wäre die bewegte Gütermenge, als den wechselnden Marktwerth anzuziehen. Immerhin bleibt jene Tabelle interessant; um so mehr, als in Bremen, dem zweiten Freihafen, die Sachen noch schlimmer stehen. Bremen's Einfuhr betrug im Jahre 1877 um 78 Millionen weniger als 1873; während die Einfuhr Lübeck's, das sich inzwischen dem Zollverband angeschlossen hat, sich 1877 noch 6 Millionen höher stellte als 1873! Das eigentliche Markt bildende Geschäft Hamburg's nimmt ab, und nur die Einfuhr aus concurrirenden Stapelplätzen nimmt zu. Die Spedition hatte folgenden Antheil an der Einfuhr:

1848 — 44 Procent; 1858 — 51 Procent;
1868 — 60 Procent; 1878 — 69 Procent.

Der Freihafen hat hier mindestens nichts genützt. Mit den beiden letztgenannten Thatsachen stehen die Prahlereien vom undefinirbaren, sogenannten „Welthandel" Hamburg's, der ein Lieblings-Argument gegen den Anschluß bildet, nicht ganz im Einklang. Vollends hat G. Tuch in sachverständiger Berechnung nachgewiesen, daß abgesehen von den Leuten, die den Freihafen nur zum „Deckel der Bosheit",

Digitized by Google

d. h. zum Manschen, Panschen, Mischen und Verfälschen der Waaren ausnutzen, höchstens **2**,4% der Gesammteinfuhr zollfreier Transitläger wirklich bedürftig sind. Und was die angebliche Belästigung des freien Verkehrs betrifft, so hat der Oberzollinspector Troje, nach Analogie von Lübeck, berechnet, daß jetzt in Hamburg etwa das Zehnfache an Zollabfertigungen, welche nach Anschluß nöthig sein würden, durch den Zollausschluß bedingt wird. Daß die Klagen über uncoulante Zollabfertigung im Zollande übertrieben und unbegründet sind, bestätigte sogar die sonst freihändlerische „Kieler Zeitung". Das Ideal von Zoll-Praxis, wie es manche Kaufleute von „drüben" her gewohnt sind, dürfte freilich mit Deutschen Beamten schwer zu verwirklichen sein. Schließlich bestreiten nicht ein Mal die Hamburger, daß ihre Finanzen durch das enorme, direct aufzubringende und doch immer noch zu geringe Zoll-Aversum völlig ruinirt werden. Addirt man nun die volkswirthschaftlichen Gründe, die aus der miserablen Lage Altona's zu Gunsten des Anschlusses gezogen werden müssen, die Schwierigkeit, Hamburg und Altona zu trennen, die sehr erheblichen gleichartigen Interessen in Hamburg, das schließlich doch auch nicht ganz wegzuleugnende nationale Interesse Deutschlands, in seinem hervorragendsten Seehandelsplatz einen wohlfeilen und reichen Markt nicht nur für das Ausland, sondern in erster Linie für die Ausfuhr Deutscher Erzeugnisse zu besitzen, endlich die unbedingte Freiheit des Verkehrs, welche dem legitimen Handel durch Entrepots und Privatläger, unter Mitverschluß der Zollbehörde, auch nach dem Anschluß garantirt wird — die größten Seehäfen in England und Frankreich sind deß Zeugen — so ergiebt sich als Resultat, daß die Fortsetzung des bisherigen unnatürlichen Ausnahme-Verhältnisses sich niemals volkswirthschaftlich, sondern nur bundesrechtlich begründen läßt.

Wenn in Hamburg die wirkliche Lage der Dinge vielfach verkannt wird, so hat das zweierlei Ursachen. Erstens die einseitige, zum Theil geradezu unehrliche Haltung der dortigen „liberalen" Presse, die niemals eine unbefangene Würdigung der Interessen hat aufkommen lassen, vielmehr in den ungebildeten Schichten die Vorstellung „eingefilzt" hat, daß Handel und Schifffahrt nach dem Anschluß einfach aufhören, und „Tausende von Familien" brotlos werden würden; während sie die „Anschlüßler" aus dem Kaufmannsstande, zu denen Rheder und große Importeure gehören, mit dem besten Erfolge abgeschreckt und eingeschüchtert hat; denn es gehört eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, in der „Reform" oder im „Fremdenblatt" verarbeitet zu werden. Zweitens aber, und das hängt mit der Charakterlosigkeit der meisten Blätter zusammen, deren Eigenthümer und Redacteure auf die Schwächen ihres Publicums speculiren, und andere als geschäftliche Rücksichten nicht kennen: der letzte Grund der Hamburger Opposition sitzt nicht im Verstande, sondern im Herzen. Das Herz wünscht die Nothwendigkeit des Ausnahmerechts bewiesen zu sehen, und Presse und Volksredner beeilen sich, diesem Wunsch zu entsprechen. Börsenliberalismus, Freimaurer-Unfug und die daraus entspringende lockere Moral bilden, verquickt mit dem Kantönligeist, die Atmosphäre, in welcher der Durchschnitts-Hamburger sich am wohlsten fühlt.

In diese Lage der Dinge fuhr nun plötzlich, als kalter Wasserstrahl, der An-

Digitized by Google

trag Preußens beim Bundesrath: Altona und St. Pauli in das Zollgebiet einzubeziehen; und später folgte der Antrag auf Einbeziehung der Unterelbe von St. Pauli bis Kuxhaven. Die Entrüstung der Hamburger war nicht weniger groß als ihre Ueberraschung. Kaufmannschaft und Bürgerschaft erließen einstimmige Proteste; eine Massenpetition bedeckte sich mit 50,000 Unterschriften. Dem Reichskanzler wurden die wunderbarsten Motive untergeschoben. Allen Ernstes hieß es, er sei nur von den Pommer'schen Branntweinbrennern „aufgehetzt", weil in Hamburg so viel Russischer Sprit rectificirt werde. Ganz besonders übel erging es der Norddeutschen Bank und den geadelten Herren von Ohlendorff. Erstere ist ein ausnehmend vielseitiges Institut, und obschon Landwirthschaft und Zeitungsverlag doch nicht zu den Baukgeschäften gehören, glückliche Besitzerin einiger verkrachten Rittergüter und, was hier in Betracht kommt, auch der officiösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin, welche Gebrüder Ohlendorff im Jahre 1872 von August Braß ankauften und dem Reichskanzler zur Verfügung stellten. Gegen den Erwerb dieses Blattes, dessen Actien seit Jahren in den Schränken der Bank ruhen, hatte bisher kein Mensch etwas einzuwenden gehabt. Jetzt aber, da es gegen Hamburg „feindliche" Artikel aufnahm, triefte plötzlich die ganze Stadt von sittlicher Entrüstung, und unter den Kaufleuten begann eine Agitation, der Bank die Giro-Conten zu entziehen. Die Directoren waren rathlos und ließen in ihrer Angst sogar Herrn Pindter, den Chef-Redacteur des Blattes kommen, aber dieser ist nicht von der Bank abhängig, sondern er hat ganz andere Hintermänner. Schließlich brachte jedoch die Furcht vor einer Schädigung der Dividende die sehr zahlreichen Actionäre der Norddeutschen Bank zur Besinnung. Das Geschäft ging ihnen eben doch noch über den Local-Patriotismus.

Neben diesen lärmenden Vorgängen lief die in den höchsten Wogen gehende Agitation für die am 27. April 1880 stattfindende Reichstags-Nachwahl, und die Springfluth bildete die Rede des großen Volkstribunen Eugen Richter, der von den Hamburgern Fortschrittlern verschrieben war, nun aber spielend dem Socialisten Hartmann eine Majorität von 3000 Stimmen verschaffte. Nichts hatte es geholfen, daß in der von zahllosen Juden bevölkerten Versammlung denselben qualmender Weihrauch gespendet, und Hofprediger Stöcker für den „verächtlichsten" aller Sterblichen erklärt worden war. Wobei zu bemerken ist, daß es sich von fortschrittlicher Seite um die Wahl eines Juden, des Dr. Rée, handelte, der unter den Hamburg-Altonaischen Abgeordneten der dritte Jude gewesen sein würde. Ueberhaupt ist den „Liberalen" die Wahl nicht billig gekommen. Das verpretzelte Geld soll pro Stimme mindestens 5 Mark betragen haben. Ueber den unglücklichen Ausgang wußte man sich indeß zu trösten; schon wenige Tage nach der Wahl reichten in der reinlichsten Gegend von St. Pauli in einer Volksversammlung Patricier und Proletarier sich brüderlich die Hände. Dr. v. Melle, der Sohn eines Senators und früheren Patrons von St. Pauli, und der socialdemokratische Schuster und Bierwirth Hartmann waren einig in der Begeisterung für den „Freihafen". Hartmann, obschon „Sächser" von Geburt, leistete unter Beifallsstürmen eine Hamburgisch-patriotische Rede, in welcher er namentlich auf die Preußischen Junker schimpfte, die sich den Kaffee gut

Digitized by Google

schmecken ließen, ohne an die Gefahren der Seefahrer zu denken. In ähnlicher Weise plaidirte die socialistische „Gerichtszeitung" — zum großen Aerger vieler Parteigenossen, denen es mindestens widersinnig erschien, sich für ein „kapitalistisches Bourgeois-Interesse" mit solcher Leidenschaft an den Laden zu legen.

Ganz anders war die Auffassung der Dinge in Altona. Hier hatte schon längst eine Anschlußpartei bestanden; doch ward ihre Thätigkeit dadurch erschwert, daß nur eine einzige, von einem gewesenen Schulmeister redigirte Zeitung existirte, die es mit Niemand verderben wollte und daher peinlich vermied, die Lebensfrage der Stadt zu erörtern. Trotzdem waren alle Leute, nicht minder der Magistrat und ein großer Theil der Stadtvertretung, darin einig, daß es schlimmer wie jetzt nicht werden könne, und daß jeder Versuch der Preußischen Regierung, Altona aufzuhelfen, mit Freuden begrüßt werden müsse. Aber auch darin war man einig, daß ein Miteinschluß von St. Pauli in das Zollgebiet Altona schaden und viel Industrie von Ottensen nach St. Pauli ziehen würde, und daß endlich die ganze Maßregel, mit oder ohne St. Pauli, wirkungslos bleiben müsse, wenn nicht die Unterelbe mit einbezogen werde. Der bedeutendste unter den städtischen Vereinen, der „Industrie-Verein", resolvirte sofort in diesem Sinne und entsandte zwei angesehene Geschäftsleute, die Herren Semper und Nothnagel nach Berlin, welche denn auch vom Reichskanzler empfangen wurden und die gewünschte Zusage erhielten. Bei der Audienz fehlte nicht der „Reichshund", und mit dem ihm eigenen politischen Verständniß vollzog er bereits den Zoll-Anschluß in effigie, nämlich durch Schnappen nach einem Plan von Altona, den Herr Nothnagel in der Hand hielt. Weniger glücklich war eine zweite Altonaer Deputation, aus dem Bäcker Knüppel und dem Käsehändler Schippmann bestehend, die eine Adresse von 10,000 aus der Arbeiterbevölkerung ziemlich gewaltsam zusammengebrachten Unterschriften zu Gunsten des Freihafens überreichen wollte. Fürst Bismarck ließ die beiden Diplomaten gar nicht vor, sondern ihnen mündlich bestellen, sie schienen eine Vorstadt Hamburgs bleiben zu wollen — das wolle er aber nicht. Nach dieser Abweisung gedachten es die Gesandten mit dem Handelsminister Hofmann zu versuchen, verliefen sich aber und geriethen an den Kultusminister von Puttkamer, der ihnen in liebenswürdiger Form erklärte, er könne in der Sache nicht viel thun. Das Mißgeschick war von den Herren selbst gar nicht bemerkt, und wurde erst mehrere Wochen später durch officiöse „Berichtigungen" klar gestellt. Uebrigens verhehlt man sich in Altona keineswegs die großen Schwierigkeiten einer zollgrenzlichen Trennung von St. Pauli, die sehr wohl ausführbar, aber auf alle Fälle große Kosten verursachen wird.

Was Hamburg betrifft, so könnte es nur dann einer vom Bundesrath im Interesse Altona's verfügten Einbeziehung St. Pauli's sich mit Recht widersetzen, wenn es bewiese, daß die ganze Vorstadt, die erst 1875 unter Aufhebung des Patronatsrechts mit der Stadt vereinigt ist, unabweislich zum Freihafen gehört, daß Hamburg ohne St. Pauli ein „dem Zwecke (des Freihafens) entsprechendes" Gebiet nicht mehr darzustellen vermag. Daß dieser Beweis aber nicht erbracht werden kann, weiß Jeder, der die Verhältnisse kennt. St. Pauli ist als Theil des Freihafens völlig entbehrlich. Ungleich einfacher liegt die Rechtsfrage in Betreff der

Digitized by Google

Unterelbe. Kein Fuß breit derselben kann sich dem Zollgebiet entziehen, wenn der Bundesrath es verfügt, und das von der Berliner „National-Zeitung" erfundene „Hoheitsrecht" Hamburg's über den Fluß ist eine Jüdische Rabulisterei. In der Elbe haben bis 1864 Dänische, 1866 Preußische Kriegsschiffe gelegen, und bis 1848 mußte sogar jeder Hamburger Kauffahrer durch Salutiren der Fregatte die Oberhoheit Dänemark's anerkennen. Hannover und Holstein haben sich später vielfach um die angeschwemmten Inseln gezankt, ohne daß Hamburg jemals hineingeredet hätte. Aus der Baggerung und Betonnung, die von Hamburg im Interesse seiner Schifffahrt besorgt worden ist, kann unmöglich ein politisches Hoheitsrecht hergeleitet werden. Und da die Einbeziehung der Elbe dem Hamburgischen Handel nicht im Geringsten zu schaden braucht — die Schiffe sollen nur von Kuxhaven bis St. Pauli eine Zollflagge aufziehen — so kann es den weiten beiderseitigen Ufergebieten wohl gegönnt werden, daß ihre Wasserstraßen sie zukünftig nicht trennen, sondern verbinden.

Nachdem der Bundesrath unter Wahrung des Rechtes, auch St. Pauli einzubeziehen (die Verlegung der Zolllinie sei nach technischer Rücksicht zu bestimmen), sich für Absteckung der Zollgrenze zwischen Altona und St. Pauli und für Einbeziehung der ganzen Unterelbe entschieden hat, ist ein Stillstand in der ganzen Affaire eingetreten. Wir wissen nicht, ob man nur die technische Ausführung vorbereiten, ob man dieselbe vielleicht bis zur Erbauung der Bahn Salzwedel-Lauenburg-Altona vertagen, oder ob man hauptsächlich versuchen will, in der jetzt erlangten Position auf Hamburg zu drücken. Als richtig und wichtig erscheinen uns auf alle Fälle die folgenden Punkte: 1. Wenn auch der Zollanschluß Hamburgs aus nationalen, politischen und wirthschaftlichen Gründen zu wünschen ist, so liegen doch keineswegs so einschneidende Mißstände vor, daß man aus denselben ein höheres Recht, dem verfassungsmäßig formulirten gegenüber, herleiten und Hamburg zum Anschluß direct oder indirect zwingen dürfte. 2. Altona muß unbedingt in den Zoll; sein Hafen muß Zollhafen und die Unterelbe Zollgebiet werden. 3. Es darf unter keinen Umständen ein neues Provisorium, eine neue Quelle von Verwickelungen, sondern es muß ein Definitivum geschaffen werden. Hamburg muß sich entschließen, und entweder „für ewige Zeiten" Freihafen bleiben — nur Hamburg, nicht Deutschland kann daran zu Grunde gehen — oder es muß sich verpflichten, bei einem etwaigen späteren Antrag auf Eintritt in den Zoll, die ganzen Kosten zu ersetzen, welche jetzt dem Staate Preußen aus der Verlegung der Zollgrenze erwachsen. Denn daß Preußen jetzt mit einem Aufwand von 6 bis 10 Millionen Altona anschließt und dann vielleicht in zwei Jahren — länger wird es kaum dauern — durch den erbetenen Anschluß Hamburgs in die Lage versetzt wird, alles Geld unnütz ausgegeben zu haben — das ist eine Forderung, die doch auch die eingefleischtesten Freihändler und Freihäfler als unbillig anerkennen werden.

Digitized by Google

Joseph der Zweite als Alleinherrscher.

Maria Theresia starb am 29. November 1780, im 64. Jahre ihres Lebens, im 41. Jahre der Regierung. Sie war eine der schönsten Frauen, die je auf dem Throne gesessen, von hoher Gestalt und dem vollsten Ebenmaß. Im Alter wurde sie fett, und die Blattern, von welchen sie im 50. Jahre befallen, trübten ihre Schönheit. Ihren Gemahl liebte sie über das Grab hinaus. Als er gestorben, ließ sie sich die Haare abschneiden und trug Trauer bis zum letzten Lebenstage. Am 18. jedes Monats zog sie sich in ihre Gemächer zurück und verharrte daselbst im Gebet. Jährlich am Sterbetage des Gatten besuchte sie sein Grab bei den Kapuzinern in Wien. Als ihr Körper schwerer wurde, ließ sie sich in einer Maschine hinab- und hinaufwinden, und als beim letzten Besuche während des Hinaufziehens ein Seil riß, nahm sie dies als ein Zeichen naher Wiedervereinigung und rief: „Er will mich nicht mehr von sich lassen!" Sie wußte um manche Untreue ihres Gemahls, schwieg, verzieh, und that Denen wohl, die ihr weh gethan. Sie entschuldigte seine Treulosigkeit durch Mangel an hinreichender Beschäftigung, und sagte zu ihrer vertrauten Vorleserin Greiner: „Laß dich warnen und heirathe nie einen Mann, der nichts zu thun hat." Ihr Temperament war sanguinisch, die Rede hell und rasch; leicht aufgebracht, leicht besänftigt, entschädigte sie im Uebermaß, wenn sie gefehlt zu haben glaubte; ihre Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Sie war die zärtlichste Mutter. Alle drei Wochen gingen Couriere an die entfernten Kinder und mußten eigenhändige Nachrichten zurückbringen. Befand sich eine der vermählten Töchter oder Schwiegertöchter in den Wochen, so mußte alle neun Tage ein Courier abgehen. Maria Theresia war als Gattin und Mutter eine der vortrefflichsten und glücklichsten Frauen. Sie sah ihr Geschlecht in zahlreichen Aesten und Zweigen blühen; nur um ihren ältesten Sohn und Nachfolger trug sie Sorge.

Maria Theresia war aber auch eine der vortrefflichsten Fürstinnen, die je selbstständig regiert haben; und ihre Regierung ist eine der glücklichsten und gesegnetsten, die Oesterreich gesehen hat. Ihren Nachfolger Joseph übertrifft sie an Verstand, Charakter und Herrschertugenden. Beide unterscheiden sich nicht in ihren Zielen, wohl aber in Mitteln und Wegen. Auch Maria Theresia's Regierung bildet eine Kette von Reformen, aber alle geschahen in sanfter, bedächtiger und zeitgemäßer Weise. Obgleich von inniger Frömmigkeit und streng katholisch, hielt sie doch in ihren kirchlichen Verordnungen dem Papst gegenüber das Princip der absolut-monarchischen Gewalt fest. Während des Siebenjährigen Krieges wurde der Römische Hof zum letzten Mal angegangen, einen Indult zur Besteuerung der erbländischen

Digitized by Google

Geistlichkeit zu ertheilen. Sie verbot die Visitation der apostolischen Nuntien, die Kundmachung der päpstlichen Bullen, ohne kaiserliches Placet. Viele Feiertage, als dem Handel und Ackerbau nachtheilig, wurden abgeschafft; Hexenprocesse, Tortur und Mißbrauch der Exorcismen untersagt. Feierliche Ordensgelübde durften nicht vor dem 24. Jahre abgelegt werden. Die Vorsteher der Klöster wurden in Anwendung der Strafen beschränkt; die Asyle aufgehoben den Bischöfen das Recht genommen, Domherren zu ernennen; und aller Verkehr mit dem Römischen Hofe durfte nur durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gepflogen werden. 1773 wurden die Jesuiten aufgehoben; die Aufsicht über das Schul- und Studienwesen war ihnen schon früher genommen; sie auch nach und nach von den öffentlichen Lehrämtern entfernt.. In gleicher Weise wurde das Haus-, Hof-, Staats- und Archivwesen reformirt, der Staatsrath errichtet und für die einzelnen Kronländer Hofstellen in Wien eingesetzt, welche die Brücke zwischen den Provinzial-Regierungen und der Monarchin bildeten. Auch das Finanz- und Militärwesen erfuhr eine durchgreifende Reorganisation. Maria Theresia errichtete das Ingenieurcorps, die Neustädter Kadetten-Akademie und die Ingenieurschule in Wien; die ersten Invalidenhäuser in Wien, Antwerpen und Mecheln. Die Militärgrenze wurde geschaffen, und die Artillerie zur ersten der Welt erhoben. Bei Karl's VI. Tode war die Armee 50,000 Mann stark; Maria Theresia hinterließ ihrem Nachfolger 300,000 Mann. Auch hatte sie die Militärconscription und die systematische Recrutirung eingeführt. Wie sie die ständischen Rechte zu schmälern und einzuschränken suchte, ist bekannt. Für Kunst, Wissenschaft und Unterricht hat Maria Theresia weit mehr gethan, als ihr Sohn. Sie errichtete die Ritter-Akademie zu Kremsmünster, das Theresianum, die Orientalische Akademie, die hohe Schule zu Lemberg, die Akademien zu Brüssel, Roveredo und Mantua; sie erbaute die Universitätsgebäude zu Wien und Pavia; woselbst sie auch Sternwarten und botanische Gärten anlegte; erneuerte die Akademie der bildenden Künste und vermehrte sie durch Graveur- und Poussirschule; und sie rief endlich die Normalschulen ins Leben. Ihre Regierung hat eine große Zahl bedeutender Wissenschafter, Schriftsteller und Künstler aufzuweisen. Die Gesandten der Kaiserin mußten alle halb Jahr umständlich über das Fortschreiten der Wissenschaften in anderen Ländern, über Gelehrte und Entdeckungen, Zeitschriften und Bücher berichten.

„Maria Theresia ist nicht mehr, eine neue Zeit beginnt!" So schrieb Friedrich II. an sein Cabinetsministerium, als er den Tod der Kaiserin erfuhr. Und er hatte nur zu sehr recht. Joseph II., fast 40 Jahr alt, war endlich Alleinherrscher. Das lange Warten hatte seine Ungeduld nicht gesänftigt, sondern noch gesteigert. Er begann seine Thätigkeit nach Innen und Außen mit einer sich selbst überstürzenden Hast, als ob er die kurze Dauer seiner Regierung, den Ausbruch der Französischen Revolution voraussehe, und diesem welterschütternden Ereigniß durch seine Maßregeln vorbeugen wolle.

Im Reiche und gegen das Ausland erlaubte er sich die keckſten Uebergriffe, von denen aber nur zwei gelangen; mit den übrigen sah er sich schnöde zurückgewiesen. Den Niederlanden gegenüber brach er 1782 den sogenannten Barrière-Tractat, wobei er sich ganz offen auf kein anderes Recht, als auf das des Stärkeren berief. Er

Digitized by Google

ließ nämlich eine Reihe Belgischer Festungen, welche zum Schutze der Republik gegen Frankreich errichtet waren, und in denen die Holländer seit 67 Jahren das Mitbesatzungsrecht hatten, ohne weiteres schleifen, und nöthigte so die Holländer, ihre Truppen zurückzuziehen. Wenige Jahre nach Joseph's Tode hatte Oesterreich im ersten Kriege mit der Französischen Republik die Schleifung der Barrière-Plätze sehr zu bedauern. — Nachdem ihm dieser Gewaltstreich gelungen, versuchte er einen neuen, der freilich das Recht der Vernunft für sich hatte, aber doch immer des Kaisers Nichtachtung gegen alle Verträge bekundete. Die Holländer hatten bereits im 17. Jahrhundert von dem ohnmächtigen Spanien die Sperrung der Scheldemündungen und aller zum Meere führenden Kanäle erlangt, wodurch der Belgische Handel thatsächlich unterbunden war. Joseph verlangte nun plötzlich auch für seine Niederländischen Unterthanen freie Schifffahrt auf der Schelde, und als die Holländer diese Forderung verweigerten, ließ er zwei Oesterreichische Schiffe, das eine die Schelde hinauf, das andere den Strom hinuntersegeln, aber die Holländer feuerten auf die Schiffe und brachten sie auf. Alsbald ließ Joseph 30,000 Mann nach den Niederlanden marschiren, aber die Holländer setzten die Grenze unter Wasser und rüsteten eifrig zur Gegenwehr. Der Krieg schien unvermeidlich, als Frankreich sich der Holländer annahm und eine Ausgleichung versuchte. Die Basis der Unterhandlungen war, statt der Scheldefreiheit — Geldentschädigung. Joseph verlangte die Erstattung der Kriegskosten mit 9½ Millionen. Die Holländer boten die Hälfte und waren durch nichts zu bewegen, mehr zu geben, so daß sich Frankreich zur Zahlung der Differenz verstehen mußte, denn dieses berechnete, daß ihm die Kriegsrüstungen mehr kosten würden. Joseph war damit zufrieden (1785); aber die Franzosen beschuldigten ihre Königin, daß sie zu Gunsten ihres händelsüchtigen Bruders Gelder verschleudere, an denen der Schweiß des Volkes klebe. Uebrigens fand Joseph in diesem Streite bei seinem Bruder Maximilian, Kurfürsten von Köln, keineswegs die verhoffte Parteinahme.

Mit größerem Erfolg kränkte er mehrere geistliche Fürsten in ihren seit Jahrhunderten bestehenden Rechten und Gütern. Der Bischof von Lüttich hatte über einige Striche des Oesterreichischen Belgiens Diöcesanrechte: der Kaiser erlaubte nicht, daß er ferner davon Gebrauch mache. Kostnitz und Chur verloren in gleicher Weise ihren Sprengel in Vorderösterreich, der Bischof von Regensburg den Egerschen Kreis in Böhmen. Noch schlimmer wurden das Bisthum Passau und der Erzbischof von Salzburg behandelt. Jenem nahm er nicht nur die Diöcesanrechte im Oesterreichischen, sondern er zwang auch das Domcapitel, diese Rechte förmlich aufzugeben und ihm eine bedeutende Summe zu zahlen; indem er ihre in seinen Landen belegenen Güter sequestriren ließ. Der Erzbischof von Salzburg unterstützte den Kaiser in dessen kirchlichen Reformen; zum Dank dafür erfuhr er die Willkür des Autokraten. Joseph forderte, daß er die Rechte auf die Bisthümer von Kärnthen und Steiermark aufgeben möge, und als der Erzbischof sich weigerte, wurden seine Güter in Beschlag genommen. Ganz in derselben Weise verfuhr der Kaiser mit einer großen Zahl von Mitgliedern des Deutschen Reichs, deren kleine Gebiete von seinen Staaten umschlossen waren; er ließ diese unmittelbaren Herren durch militärische Execution so lange pressen, bis sie seine Landeshoheit anerkannten und eine sogenannte Dominicalsteuer zahlten.

Digitized by Google

Damals (1784 und 1785) versuchte er von neuem, Bayern gegen die Niederlande einzutauschen, indem er diesmal auf den Beistand der Kaiserin Katharina rechnete, mit der er inzwischen ein enges Bündniß eingegangen war. Im Anfang unterstützte ihn auch die Kaiserin, dann aber zog sie sich zurück, und Joseph stand von seinem Unternehmen ab. Aber dieser Versuch hatte bittere Folgen. Einerseits zog er ihm die vollständige Abneigung seiner Niederländischen Unterthanen zu, die wegen seiner auch bei ihnen unternommenen Reformen ohnehin schon unwillig waren. Andererseits wurden Furcht und Mißtrauen gegen ihn im Reiche so groß, daß Friedrich II. mit seinen Mitständen zu dem bekannten Fürstenbunde zusammentrat. Aber auch im Auslande begann man die Eroberungssucht des Kaisers zu fürchten; wovon Goethe in der „Italienischen Reise" zwei Beispiele erzählt. Als der Dichter in Malfesine ein altes Gemäuer zeichnete, hielt ihn der herzugerufene Podesta für einen Spion, für einen Abgesandten des Kaisers Joseph, „der ein unruhiger Herr sei und gegen die Republik Venedig gewiß noch manches Böse im Schilde führe". Ebenso beklagte sich in Neapel der als Publicist bekannte Ritter Filangieri gegen Goethe über die im Königreiche verbreitete Besorgniß vor Josephs Plänen.

Als die Empörung in den Niederlanden schon ausgebrochen war, unternahm Joseph mit Rußland den Türkenkrieg (1788). Jahres zuvor war er mit Katharina II. in Cherson zusammengekommen, und hatte sie gleich einem Vasallen auf der phantastischen Reise durch die neugewonnene Krim begleitet. Dort sollen die Beiden verabredet haben, die Welt unter sich zu theilen. Katharina nahm für sich den Osten in Anspruch, indem sie die Türken aus Europa zu treiben gedachte; und Joseph träumte von der Wiedererrichtung eines abendländischen Kaiserthums mit Rom als Hauptstadt. Am 2. Februar 1788 erließ er die Kriegserklärung, und unmittelbar darauf wurden die Feindseligkeiten von den fünf Oesterreichischen Corps begonnen, die, als handelte es sich um eine Absperrung gegen die Pest, von der Bukowina bis zum Adriatischen Meere, auf einer Strecke von 200 Meilen aufgestellt waren. Den Oberbefehl übernahm der Kaiser selber, und unter ihm commandirte Lascy; während der greise Laudon mürrisch auf seinen Lorbeeren ruhte. Der ganze Feldzugsplan war verfehlt. Anstatt rasch vorzugehen, da der Türkische Großvezier sein Heer in Adrianopel erst sammelte, verharrte man in Unthätigkeit und verfuhr dann nur vertheidigungsweise, weil der Kaiser seine Truppen schonen wollte! Inzwischen brachen verheerende Seuchen aus, die Soldaten begannen ob der schlechten Führung zu murren, und verlangten laut nach Laudon, der denn auch herbeigerufen wurde, sich freie Hand ausbedang, und einige glückliche Schläge vollführte. Auch am äußersten linken Flügel, wo Prinz Coburg befehligte, ging es gut; nur die im Banat stehende Hauptarmee, die Joseph selber anführte, erlitt Verlust über Verlust, davon der empfindlichste die Katastrophe von Karansebes war. In einer finstern stürmischen Nacht stießen die kaiserlichen Truppen auf einander und feuerten. Man schrie, die ganze Türkische Hauptmacht breche herein. Ein Theil des Heeres zog sich geordnet zurück, ein Theil floh in wilder Unordnung. Der Kaiser, der vor der Hauptcolonne in einer Kalesche fuhr, warf sich aufs nächste Pferd, und wollte die Fliehenden aufhalten. Vergebens. Er gerieth ins Kreuzfeuer der eigenen

Digitized by Google

Truppen, und wurde von dem Strom der Fliehenden mit fortgerissen. Sein Neffe, Erzherzog Franz, der nachherige Kaiser, stellte sich in die Mitte eines Infanteriebataillons, das durch seine Gegenwart zusammengehalten, sich geordnet zurückzog. Als der Tag anbrach, war die ganze Armee über die Ereignisse der Nacht ebenso erstaunt als die Türken selbst. Unbegreiflich, daß die Türken nicht angriffen. Die Russen, auf deren Mitwirkung Joseph gerechnet, waren an thätigem Einschreiten durch einen Angriff der Schweden behindert. Im Spätherbst verließen die Türken, ohne irgend welche Ursache den Banat. Trotz der Eroberung von Chocsim und Dubicza mußte der Feldzug als mißlungen betrachtet werden. Die Armee hatte sich mit glänzender Bravour geschlagen; der unglückliche Verlauf des Feldzugs konnte nur der schlechten Führung des Heeres zur Last fallen.

Unmuthig und krank kehrte der Kaiser nach Wien zurück. Hier erwarteten ihn böse Nachrichten. Die Niederlande standen in vollem Aufruhr, und in Ungarn erwartete man einen Aufstand. Seine immer bedenklicher auftretende Krankheit hinderte Joseph zur Armee zurückzukehren, die nun unter Laudon's Führung im nächstjährigen Feldzuge (1789) glänzende Siege erfocht. Die Nachricht hiervon war das Abendroth des sterbenden Kaisers.

Neben diesen äußern Geschichten laufen die großen Reformen Josephs, welche während der zehn Jahre seiner Alleinherrschaft (von 1780—1790) seine Hauptthätigkeit bilden.

„Alle Provinzen der Monarchie sollen nur ein Ganzes ausmachen, in allen die Kräfte des Volks auf ein gemeinsames Ziel — Oesterreichs Macht gerichtet sein." In diesen von Joseph eigenhändig niedergeschriebenen Worten findet sein Regierungsprogramm den einfachsten und schärfsten Ausdruck. Deutsche, Slaven, Magyaren, Italiener und Vlamländer, 20 Millionen Menschen der verschiedensten Nationalität sollten fortan nach einerlei Gesetz leben. Centralisation war die Losung. Auch hierfür hatte ihm die Mutter bereits den Weg gebahnt in der straffern Zusammenziehung der Administration, in dem Wegräumen provinzieller Schranken und Zurückschieben altständischer Rechte. Aber die Mittel der Mutter waren ihm zu klein, zu oberflächlich, in ihrem Erfolge zu langsam. Mit einem Federzuge theilte er die „Oesterreichischen Erbländer" in 13 Regierungsbezirke oder Gubernien, und diese wieder in Kreise. In allen Provinzen und für alle Verwaltungszweige schuf er unmittelbare Willensorgane, und lehrte so Oesterreich die bis dahin nur nothdürftig bekannte Beamtenherrschaft kennen. Auf jeder Stufe der Beamtenleiter wollte er Staatsmänner haben; aber durch Einführung der Conduitenlisten und der sogenannten Comparitionstabellen, welche den Fleiß im Kanzleibesuche bekunden sollten, durch das von ihm begünstigte Denunciationswesen corrumpirte er selber den ganzen Beamtenstand. In allen Staaten sollte nur Eine Amtssprache, die Deutsche gelten; aber gerade dieser Befehl ließ die bereits im Aussterben begriffene Magyarische Sprache noch einmal um ihre Existenz kämpfen. Um die Opposition zu brechen, begann Joseph mit den widerspenstigen Magnaten einen Briefwechsel, denn er wollte nicht nur befehlen, sondern auch schulmeisterlich belehren.

Um seine Völker am Segen der „Aufklärung" theilnehmen zu lassen, beschränkte

Digitized by Google

Joseph die Büchercensur; was aber nicht der Wissenschaft, sondern nur dem Libell- und Pasquill-Wesen zu Gute kam. Letzteres begünstigte der Kaiser, um über seine Beamten eine Controle einzuführen, die er nicht zu bezahlen brauche. Die wohlfeile Controle kam ihm aber theuer zu stehen. Die den Pamphletisten freigegebene Presse kehrte sich nämlich gegen ihn selber, und lieh seinen verschiedenartigsten Gegnern vergiftete Waffen. Ein Wiener Buchhändler speculirte förmlich in dergleichen Brochüren, und über 400 Scribler, vom Volke als Büchelschreiber bezeichnet, strömten in der Hauptstadt zusammen. Aus dieser Flut von Schriften ist kaum mehr übrig geblieben, als die dunkle Erinnerung an zwei Werkchen: „Magister Schlendrian" hechelte die Gesetze des Kaisers mit beißendem Spott durch; und die „Monachologie" des ebenso gelehrten als witzigen Hofrath Born classificirte die verschiedenen geistlichen Orden nach dem Linné'schen System. — Wissenschaftliche Werke blieben nach wie vor einem harten Zwange unterworfen, und der Nachdruck wurde erlaubt, damit das Geld im Lande bliebe.

Für Wissenschaft und Kunst hat Joseph, wie erwähnt, sehr wenig gethan. Zu seiner Zeit glänzten am musikalischen Himmel Haydn und Mozart. Der „kleine Mozart", wie ihn der Kaiser mitleidig nannte, konnte es unter ihm nie zu einem einträglichen Aemtchen bringen. Mehr that der Kaiser für das Theater, das seine einzige Unterhaltung war. Das Hoftheater gedieh zu klassischer Höhe. Zwei neue Bühnen wurden in der Hauptstadt errichtet; die eine auf der Wieden durch Schikaneder, das heutige Theater an der Wien; die andere unter Marinelli in der Leopoldstadt, das jetzige Karlstheater. Im Uebrigen erfuhren wissenschaftliche und Kunstschätze oft eine vandalische Behandlung. Eines Tages faßte der Kaiser den Entschluß, die Hofburg zu Prag in eine Kaserne zu verwandeln. Daselbst befand sich auch das Rudolphinische Kunstcabinet, welches nun von unwissenden Dienern hastig geräumt wurde. In dem darüber aufgenommenen Inventar ist eine Leda von Tizian mit folgenden Worten bezeichnet: „Ein nacktes Weibsbild von einer bösen Gans gebissen." Die alten Münzen wurden nach dem Gewicht verkauft. Der Torso einer Statue ward, weil er keinen Käufer fand, zum Fenster hinaus in den Schloßgarten geworfen, wo er geraume Zeit liegen blieb, bis ihn der Wiener Augenarzt Barth um 6 Siebzehner erstand. Dieser Torso ist der Ilionaus in der Glyptothek zu München, welchen König Ludwig von Bayern gegen 6000 Ducaten ankaufte. — Ein Schrei des Unwillens ging durch ganz Böhmen; der Kaiser nahm den Befehl zurück, aber das Rudolphinische Cabinet war schon vernichtet.

Mit ähnlicher Dummheit, Rohheit, ja Zerstörungswuth verfuhren die Commissäre bei Aufhebung der Klöster, in denen sich eine ungeahnte Masse von Urkunden, Handschriften, seltenen Büchern und Kunstschätzen vorfand. Ganze Bibliotheken sind verkauft worden, der Wagen voll Bücher um ein oder zwei Gulden. Von den Urkunden wurden die Siegel abgerissen, das Pergament zu Packpapier verkauft. Kostbare Manuscripte wanderten zum Käsestecher, goldene und silberne Kunstschätze wurden eingeschmolzen. Bei der Aufhebung der Karthause von Gaming warfen die Commissäre das Gerippe des Stifters, Herzog Albrecht, aus dem Sarge, wo es liegen blieb, bis es unter Franz II. wieder beerdigt wurde.

Digitized by Google

Joseph's Reformation des Justizwesens erwies sich nicht weniger unglücklich und erweckte nicht geringen Unmuth. Es erschien eine neue Gerichtsordnung, die den Uebergriffen der Beamten, dem Unfug der Winkelschreiber steuern, und den Instanzenzug in Beschwerdesachen regeln sollte; ferner Gesetze gegen den Wucher und zum Schutze der Waisen und Unmündigen. Letztere erregten vielen Anstoß, insofern sie das väterliche Ansehen schmälerten. Der Vater sollte nicht die Nutznießung des Vermögens seiner Kinder haben, sondern wie ein Vormund, dasselbe versichern und darüber Rechnung legen. Ebenso unbillig war das Gesetz, wonach uneheliche Kinder ihre ledigen Eltern als rechtmäßig beerben, diese aber, nach Erzeugung unehelicher Kinder, an anderweiter Verheirathung behindert sein sollten; wodurch Joseph die Eheschließung befördern, die Verführung der Bürgerstöchter durch Adlige verhindern wollte. Wenn aber in den Civilgesetzen, wie in den übrigen Reformen, der Geist der Humanität vorwaltete, so blieb der Criminalcodex, die Carolina, in ihrer mittelalterlichen Rohheit und Grausamkeit bestehen; ja, Joseph fand sich gemüßigt, die drakonischen Artikel derselben unter dem Anschein von Menschenliebe noch zu verschärfen. Beispielsweise wurde die Todesstrafe für die meisten Verbrechen abgeschafft, und dafür das Schiffziehen und ewige Anschmiedung eingeführt. Wie unmenschlich die neu verordneten Strafen waren, erhellt aus dem bloßen Namen; die dazu Verurtheilten erschienen dem Volke wie Märtyrer. „Die vorher im Arrest ausgemergelten und vor Hunger ausgezehrten Verbrecher wurden zum Schiffziehen abgegeben, und also angespannt, daß sie durch Wasser und Moräste über den halben Leib und bis an den Hals waten und zugleich ziehen mußten. Stieß Einem oder dem Anderen eine Schwäche oder Mattigkeit zu, daß er davon starb, wurde er ausgeschlossen und eingegraben. Der den ganzen Tag durch und durch naß gewordene Züchtling wurde Abends in den Kleidern, welche ihm auf dem Leibe getrocknet, auf die Erde hingestreckt und angeschmiedet; wenn er dann durch die Nacht trocken geworden, fing das Schiffziehen wieder an.“ Von 46 zum Schiffziehen abgegebenen Züchtlingen starben in kurzer Zeit 26. Die Brandmarkung sollte fortan, statt auf dem Rücken, auf beiden Wangen geschehen; fleischliche Vergehen und Ehebruch nicht mehr mit Geldbußen, sondern mit Fasten, Arrest und Hieben auf den Hintern geahndet werden. — Auch durch diese Justizreform ging das, alle Geburts-, Standes- und Bildungsunterschiede aufhebende Gleichheitsprincip. Alle drei Stände wurden, wenn auch von verschiedenen Behörden, doch nach demselben Gesetze gerichtet; wodurch Joseph sich in dem Adel einen bedeutenden Gegner erzog. Nicht nur, daß die Veräußerung der Majorate und Fideicommisse gestattet, Allodialgüter unter Brüdern und Schwestern gleich vererbt, und die im Auslande lebenden Großen mit der doppelten Steuer belastet werden sollten: Hofräthe wurden zum Gassenfegen, Obersten zum Pranger und Grafen zum Schiffziehen verurtheilt; Schauspiele für den Pöbel, der daran das Gefühl süßer Rache für seine eigne Niedrigkeit fand. Die Gebildeten waren aber hauptsächlich entrüstet, als Joseph sich directe Eingriffe in die Gerechtigkeitspflege erlaubte, indem er Criminalurtel verschärfte, wodurch er das schönste Vorrecht der Krone, das Begnadigungsrecht geradezu verkehrte, und in seiner Leidenschaftlichkeit die ihm vom Gesetz errichteten Dämme durchbrach.

Digitized by Google

Vortrefflich, wenn auch aus dem Geiste der doctrinären „Aufklärung" und einseitigen Humanität heraus, waren die Gründungen von Hospitälern, Waisen-, Gebär-, Findelhäusern und Elementarschulen. Die Consulatsposten im Auslande wurden beträchtlich vermehrt, von den Niederlanden aus der Handel mit Ostindien eröffnet, Etablissements in Kanton und auf Isle de France angelegt; sogar der abenteuerliche Plan angeregt, unbekannte Inseln aufzusuchen, oder noch herrenlose zu besetzen. Der Verkehr mit dem Auslande wurde erschwert, die Einfuhr aller Fabrikate und vieler Rohproducte verboten, aufgefangene Contrebande auf dem Glacis verbrannt. Es ging unendlich weniger Geld ins Ausland, es kam aber auch weniger Geld ins Land.

Die drei bedeutendsten Reformen des Kaisers sind die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Steuer- und die Toleranzgesetze. Schon unter Maria Theresia war die Leibeigenschaft, die besonders schwer in Böhmen, Galizien und Ungarn auf dem Landmann lastete, erheblich gemildert; doch hatte sie noch 1775 in Böhmen einen blutigen Aufstand hervorgerufen. Joseph hob sie im ganzen Reiche auf, erließ auch für die einzelnen Länder Robotpatente, die die Gattung der Frohnden, die Zahl der Arbeitstage, sowie das Unterthänigkeits-Verhältniß der Herrschaft regelten. Aber diese an sich wohlthätigen Neuerungen, die die größern Grundbesitzer in ihren Rechten empfindlich kränkten, trafen die halbverthierten Bauern ganz unvorbereitet, wurden von ihnen mißverstanden und riefen in den verschiedenen Provinzen blutige Aufstände und Gräuelscenen hervor; wie sich denn 1784 in Siebenbürgen ein verschmitzter Bauer, Namens Horjah, an die Spitze seiner Genossen stellte, mit ihnen Hunderte von Edelleuten erschlug und sengend und plündernd von Schloß zu Schloß zog. Auch in den Städten entstanden Volkstumulte; so 1788 in Prag, wo man die Bäcker mißhandelte und ihre Vorräthe plünderte.

Joseph huldigte dem System der Französischen Physiokraten, welches damals für den Inbegriff aller Weisheit galt. Sein Hauptaugenmerk war also die Besteuerung des Grund und Bodens, welche für die ganze Monarchie nach Einem Steuerfuße geschehen sollte. Dem Adel wurde nicht nur die bisherige Steuerfreiheit entzogen, das Herrengut sollte auch noch um etwas höher besteuert werden als der Bauernbesitz; dazu die Frohnden und Naturallieferungen der Bauern in Geldgabe verwandelt werden. Die begüterte Aristokratie, ohne Kapital, sah sich dem Verderben preisgegeben, und auch dem Bauer erschien die Verwandlung des Frohndienstes in eine Geldrente keine Erleichterung, da er über Zeit und Arbeitskraft bequemer verfügen konnte, denn über eine Baarschaft. Einerseits mußte er sich höhnisch sagen lassen, er würde nicht mehr wie früher Frohnden und Naturalleistungen, sondern Geld- und Frohnden und Naturalleistungen zu entrichten haben; andrerseits raunte man ihm in die Ohren, er möge nur warten und keine neuen Verträge abschließen, da ja doch nächstens alle Abgaben an die Grundherrschaft ungeltlich aufhören müßten. Der arme Teufel schenkte bald dieser, bald jener Einflüsterung Glauben, so daß er sich abwechselnd gegen den Edelmann oder die Regierung auflehnte. — Sofort begann die Vermessung der Monarchie, die fünf Jahre währte, ungeheure Summen kostete, und theils durch unverständige, theils durch böswillige Subjecte ausgeführt

Digitized by Google

wurde. Als die Grundsteuer nach dem neuen Fuß in den Deutsch-Oesterreichischen Ländern eingeführt wurde, waren nicht nur alle Gutsbesitzer unzufrieden, die gebirgigen Provinzen voll Klagen, sondern auch die meisten Bauern höher besteuert und aller Orten Streit. In Ungarn war die Vermessung noch nicht vollendet, als der Kaiser starb; sie hatte unter allen Ständen böses Blut erzeugt, sonst aber keinen Erfolg gehabt.

Nirgends zeigt sich Josephs Hast und die damit verbundene Inconsequenz und Halbheit greller als bei den kirchlichen Reformen und dem Toleranzedict. Was er heute durch Eilboten in allen Provinzen ausrufen ließ, mußten morgen andere widerrufen oder ändern. Das Volk wurde aus einer Ueberraschung in die andere gerissen, und durch den ihm völlig unverständlichen Rationalismus oft in seinen heiligsten Gefühlen, in seinen theuersten Gewohnheiten verletzt und beleidigt. Joseph begann damit, die Geistlichkeit noch mehr dem Römischen Einflusse zu entziehen und sie gänzlich unter die Staatsobrigkeit zu stellen. Die Bischöfe durften keine Breve, keine Bulle kundmachen, keine Hirtenbriefe erlassen, ohne zuvor das Exequatur der Landesstelle einzuholen, und sie mußten einen besonderen Eid in die Hände des Landesfürsten leisten. Sodann verordnete der Kaiser die Entfernung aller ausländischen Mönche, und untersagte den Klöstern, innerhalb 12 Jahren Novizen aufzunehmen. Bald darauf erschien der Befehl, welcher diejenigen geistlichen Orden beiderlei Geschlechts aufhob, die nur ein beschauliches Leben führten, ohne der bürgerlichen Gesellschaft durch Unterricht, Gottesdienst, Predigen oder wissenschaftliche Arbeiten zu nützen. Demzufolge wurden in 8 Jahren 700 Klöster mit 36,000 Ordensleuten aufgehoben; doch blieben noch immer 1324 Klöster mit 27,000 Mönchen und Nonnen bestehen. Joseph verfuhr hierbei ohne allen Eigennutz, nicht wie die Fürsten der Reformation. Es waren nicht immer die reichsten Klöster, die er aufhob, und die ausgewiesenen Ordensleute erhielten eine Pension. Das eingezogene Vermögen wurde den Religions-, Studien- und Wohlthätigkeitsfonds überwiesen; doch verletzte es allgemein, als man einige Klöster- und Kirchengebäude sofort in Kasernen und Findelhäuser verwandelte. Den Unterthanen ward verboten, sich in das Deutsche Collegium nach Rom zu begeben, und zur Ausbildung der Priester wurden Generalseminarien errichtet. Bischöfe und Pfarrer, welche zwei Beneficien genossen, mußten auf eines derselben verzichten, und die großen Gehälter der Ungarischen Bischöfe wurden erheblich herabgesetzt.

Alle diese Anordnungen stießen auf keinen besonderen Widerstand weder beim Volke noch bei der einheimischen Geistlichkeit; die Bischöfe verlasen ohne Anstand die kaiserlichen Erlasse, und viele unterstützten den Kaiser sogar in seinem Reformwerk. Aber Joseph ging weiter. Er mischte sich auch in die Gottesdienstordnung und Kultusgebräuche, indem er über die Stunden, die Anzahl und Feierlichkeit der Messen, über Ausstellung der Monstranzen, Kirchenmusik, Litaneien und Predigten, über das ganze Ritual sehr umständliche Vorschriften erließ, die einmal ganz unwesentlich waren, dann aber auch die geistlichen Behörden allein angingen. Das Aergerniß steigerte sich, als unterm 7. Januar 1785 eine Verordnung erschien, welche in den Kirchen die Seitenaltäre, Ablaßtafeln, Bilderchen, Statuen, Lampen und „solches Gezeug" zu entfernen, nur ein „ewiges Licht" in jedem Gotteshause zu lassen befahl. In Innsbruck

Digitized by Google

widersetzten sich mit Messern und Hacken bewaffnete Männer und Frauen der „Bilderstürmerei", und drohten, bei erneuten Versuchen die Sturmglocken zu ziehen. Welch nüchternes poesieloses Gemüth der Kaiser besaß, beweist die Verordnung, worin er das Beisetzen von Leichen in den Kirchengewölben verbot und statt dessen befahl: „Da bei Begrabung kein anderes Absehen sein kann, als die Verwesung so bald als möglich zu befördern, so wird für gegenwärtig geboten, daß alle Leichen in einen leinenen Sack ganz blos ohne Kleidungsstücke eingenäht, sodann ohne Todtentruhe in die Grube gelegt, mit ungelöschtem Kalk überworfen, und gleich mit der Erde zugedeckt werden. Sollten zu gleicher Zeit mehrere Leichen ankommen, so können mehrere in die nämliche Grube gelegt werden." — Dieser Befehl, welcher in brutaler Weise die heiligsten Rechte der Familie und des Herzens mit Füßen trat, erregte einen Sturm von Entrüstung, so daß sich Joseph schon nach wenigen Monaten gezwungen sah, ihn zurückzunehmen. Er erklärte, wie er seine Unterthanen dieserhalb nicht zwingen, sondern sie bei ihrem „Vorurtheil", die Leichen in gewöhnlicher Weise zu bestatten, belassen wolle.

Das Toleranzedict vom 15. October 1781 verkündete, daß die noch unter Maria Theresia hart verfolgten Akatholiken, außer der öffentlichen Ausübung des Gottesdienstes, den Katholischen vollkommen gleichzuhalten, daß ihnen allenthalben das Privatexercitium ihrer Religion gestattet sein solle; sowie ihre Zulassung zum Güter- und Häuserkaufe, zum Bürger- und Meisterrecht, zu akademischen Würden und Civilbedienstungen. Unter den Akatholiken waren jedoch nur die Augsburgischen und Schweizerischen Confessionsverwandten, sowie die nichtunirten Griechen verstanden, wogegen die Sectirer, namentlich die Böhmischen Deisten oder Abrahamiten mit Stockprügeln und Vermögenseinziehung bedroht wurden. Toleranz und Unduldsamkeit gingen also hier Hand in Hand. Auch die Freimaurer erhielten Duldung, jedoch war ihnen Joseph keineswegs hold. „Die sogenannte Freimaurergesellschaft, deren Geheimnisse mir ebenso unbewußt sind, als ich deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals war ꝛc." — Mit derselben Geringschätzung ist das Judengesetz abgefaßt, welches den Israeliten einige größere Freiheiten bewilligt, und später erklärte der Kaiser ausdrücklich, daß er nicht gesonnen sei, die Zahl der Juden zu vermehren oder fremde herbeizuziehen. Sie mußten nach wie vor Schutzgeld bezahlen, blieben vom Meister- und Bürgerrecht ausdrücklich ausgeschlossen, durften zwar christliche Dienstboten halten, mußten diesen aber verstatten, außer dem Hause zu schlafen.

Die Toleranzgesetze erregten bei den Akatholiken zunächst einen Freudentaumel, der sie zu den größten Unbesonnenheiten gegen die Katholiken, zur Beschimpfung der Staatsreligion und ihrer Priester verleitete. Ganze Gemeinden fielen vom katholischen Glauben ab, oder man suchte Unwissende zum Abfall zu bewegen, indem man ihnen vorspiegelte, dadurch des Kaisers Gunst zu gewinnen. Joseph fand sich jetzt zu mehreren Declarationen bewogen, die dem Toleranzedict sehr widersprachen, indem er plötzlich den Accent auf die „alleinseligmachende" Religion legte, und jeden Uebertritt zu einer andern Confession an erschwerende Bedingungen knüpfte. So wurde eine Dame in Siebenbürgen, die Baronin von Wesseleny, die gleich nach

Digitized by Google

Erscheinen des ersten Toleranzedicts das reformirte Glaubensbekenntniß abgelegt, gleichwol von ihrem Gemahl und ihren kranken Kindern getrennt und nach Hermannstadt in ein Nonnenkloster gebracht, um sich dort in der katholischen Glaubenslehre unterrichten zu lassen. Während dieser Zeit war es ihr nicht gestattet, dem Gottesdienst ihrer Kirche beizuwohnen oder sich des Beistandes eines reformirten Predigers zu bedienen. Andere Convertiten, namentlich die Böhmischen Deisten, wurden an die türkische Grenze geschleppt, die zum Kriegsdienst taugliche Mannschaft in die Regimenter gesteckt, Weiber und Greise erhielten zu ihrer Unterhaltung 3 Kreuzer täglich, während die unmündigen Kinder in der katholischen Religion erzogen wurden. Häufig ließ man es geschehen, daß die protestantische Religion verspottet wurde. So stellte man 1783 in Villach eine Fastnachtsfarce dar, indem man das Bild Luthers auf einem Mistkarren durch die Stadt fuhr und von der Donaubrücke in den Fluß stürzte. — Natürlich hatte es Joseph durch solche Inconsequenz und Halbheit mit beiden Parteien verdorben. Der aufgehetzte katholische Pöbel schilderte den Kaiser in Schmähliedern als den Antichrist, während ihn die Protestanten einen Wortbrüchigen schalten. In Böhmen ward der wilde Geist des Hussitenkrieges wieder rege; Protestanten und Katholiken verfolgten sich mit der äußersten Erbitterung, und nicht selten kam es zu blutigen Thätigkeiten, so daß das Militär einschreiten mußte. Aehnliche Auftritte ereigneten sich im treuen Tirol, wo sich im Volke eine gefährliche Strömung kund gab.

Dazu kam die Opposition der höheren Geistlichkeit, an deren Spitze der Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi, und der Erzbischof von Gran, Cardinal Bathyanyi, standen. Auch der Kurfürst von Trier, Clemens Wenzel, und Papst Pius VI. erließen an den Kaiser abmahnende Briefe, die dieser in einem witzig sein sollenden Tone beantwortete, der aber ebenso unschicklich wie seiner unwürdig war. So heißt es in dem Briefe an den Kurfürsten: „Ihre Briefe sind ganz tragisch und meine ganz komisch, und obschon Thalia und Melpomene auf dem Parnasse nicht immer als Schwestern zusammengehen, so erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unsre Schwestern, Abkömmlinge vom Helikon, sich näher verbinden." Dem Papste antwortete er: er bedürfe keines Rathes in Sachen seiner eigenen Staaten und Unterthanen. Ueberhaupt ist die Ausdrucksweise Joseph's seinem Charakter angemessen, eine schwülstige und declamatorische. So schreibt er an den Erzbischof von Salzburg: „Ich habe ein schweres Geschäft vor mir: ich soll das Heer der Mönche reduciren, soll die Fakirs zu Menschen bilden; sie, vor deren geschorenem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Kniee niederfällt." Und an seinen Gesandten beim päpstlichen Stuhl, den Cardinal Hrzan: „Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht. Zu Folge ihrer Logik wird Oesterreich eine andre Gestalt bekommen, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt, und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen."

Und das Unerhörte geschah. Papst Pius VI. kam selber nach Wien (März 1782), um den verlorenen Sohn in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Vergebens hatten die Cardinäle von der Reise abgerathen; Pius VI. vertraute dem

Digitized by Google

Zauber seiner Persönlichkeit, denn er war, wie Pio nono, ein schöner Mann, und glich diesem an kindlich-liebenswürdigem Gemüth. Obschon Joseph laut äußerte, der Besuch des heiligen Vaters solle ihn nicht in seinen kirchlichen Reformen stören, so betrieb er denselben doch mit Eifer, denn er wollte den Wienern ein Schauspiel und sich selber einen Triumph bereiten. Doch es kam anders. Der Papst hielt einen feierlichen Einzug unter dem Zujauchzen einer unglaublichen Menge Volks, das auf 30 Meilen in der Runde herbeigeströmt war, und jetzt rechts und links niederkniete, um den päpstlichen Segen in aller Ehrfurcht zu empfangen. Die eigne Schwester des Kaisers eilte herzu, und stürzte vor dem Papste nieder. Das Gedränge wiederholte sich, so oft Pius öffentlich erschien; der große Marktplatz war zu wiederholten Malen mit verlorenen Hüten und Schuhen übersäet. Joseph war verdrießlich, denn er sah das Volk im Bann der päpstlichen Glorie, und er fand sich selber neben seinem Gaste in den Schatten gestellt. Um den großen Eindruck, den die Gegenwart des Papstes hervorbrachte, einigermaßen abzuschwächen, wurde Pius in seinen Apartements möglichst abgeschlossen gehalten, niemand konnte zu ihm kommen ohne ausdrücklichen Erlaubnißschein; und außerhalb der Hofburg sah er sich stets von zahlreichen kaiserlichen Dienern umgeben. Flugschriften wurden unter das Volk vertheilt, worin der Papst als ein gewöhnlicher Bischof hingestellt war. Ja man entblödete sich nicht, zu unwürdigem Spott zu greifen, um die Erscheinung des Papstes in ein lächerliches Licht zu stellen. So fand sich am Ostermorgen an der Thür der Stephanskirche ein Anschlag, der für heute eine daselbst zu gebende „große Haupt- und Staatsaction des Papstes" ankündigte. Doch diese kleinlichen, das Gastrecht eben so sehr wie den eignen Anstand verletzenden Bemühungen blieben dem großen Publicum gegenüber ohne Wirkung; es zeigten sich sogar einige fanatische Bewegungen gegen die Protestanten, welche die Polizei nur mit Mühe unterdrückte.

Joseph weigerte sich, mit dem Papste persönlich zu verhandeln, und ersuchte ihn, seine Einwürfe gegen die Reformen dem Staatskanzler Kaunitz schriftlich mitzutheilen. Kaunitz zeigte dem Papste gegenüber dieselbe Eitelkeit und Unverschämtheit, die er sich gegen Maria Theresia erlaubt hatte. Er unterließ es, dem Papst seinen Besuch zu machen, so daß dieser zuerst zu ihm kam. Als Seine Heiligkeit ihm die Hand zum Kusse darreichte, begnügte er sich, sie auf gut Englisch derb zu schütteln, indem er ausrief: „de tout mon coeur, de tout mon coeur!" Man erzählt sogar, er habe den Papst in seinen gewöhnlichen Hauskleidern empfangen, anscheinend in Gedanken vertieft und sich mit zurückgeschlagenen Rockschößen am Kamin wärmend; dazu den Hut auf dem Kopfe, den er zwar für einen Augenblick abgenommen, aber mit der Entschuldigung, er habe einen schwachen Kopf, wieder aufgesetzt habe. Als der Papst von Geschäften zu reden begann, unterbrach er ihn und zeigte ihm seine Bilder, wobei er ihn mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten bei der Schulter ergriff, und ihn bald vorwärts, bald zurück, rechts oder links treten ließ, damit er die Schönheit der Gemälde in jedem Lichte genießen könne. Ohne irgend etwas Wesentliches erreicht zu haben, verließ Pius nach vierwöchentlichem Aufenthalt Wien. Der Kaiser begleitete ihn bis zum Kloster Mariabrunn, wo sich beide in herzlicher Weise von einander verabschiedeten. Ein paar Stunden hernach wurde

Digitized by Google

auch dieses Kloster durch kaiserliche Commissare aufgehoben; der ostensiblen Manier Joseph's gemäß, der durch solch auffallende Dinge die Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen kund thun wollte.

Bald darauf brachen neue Differenzen zwischen dem Papst und dem Kaiser aus, die zwischen Beiden einen sehr anzüglichen Briefwechsel hervorriefen. Joseph traf im Dezember 1783 plötzlich in Rom ein, mit dem Entschlusse, mit dem päpstlichen Stuhle völlig zu brechen, und sich in der Leitung aller geistlichen Angelegenheiten seiner Staaten von jenem völlig unabhängig zu machen. Allein eine Unterredung mit dem Spanischen Gesandten, Ritter Azara, und mit dem Französischen Botschafter, Cardinal Bernis, brachte ihn wieder davon ab, und er trat jetzt, was er in Wien verweigert hatte, mit dem Papste in persönliche Unterhandlung, dem er nunmehr manche Concessionen machte. Schon im nächsten Jahre gerieth Joseph mit dem Papste wieder in Streit. Pius VI. hatte nämlich im Deutschen Reiche mehrere Nuntiaturen errichtet, welche angeblich die Rechte und Einkünfte der geistlichen Kurfürsten beeinträchtigten. Joseph entschied, daß die Nuntien nur als weltliche Gesandte zu betrachten seien, aber jene kehrten sich natürlich daran nicht. Nun traten, wie von gewisser Seite behauptet wird, die vier Erzbischöfe von Köln, Trier, Mainz und Salzburg zusammen, und machten dem Kaiser Vorschläge, die nichts weniger als eine Lossagung von der päpstlichen Autorität bezweckten. Aber Joseph zögerte und weigerte sich schließlich. Ueberhaupt zeigte er sich jetzt der päpstlichen Hierarchie geneigter als je, was ihm die völlige Unzufriedenheit der Protestanten eintrug. Seine bisherigen Irrungen mit dem Papste brachten nur seinem großen Rivalen Friedrich II. Vortheil; indem sie diesem die Herzen seiner neuen Unterthanen in Schlesien, die bisher noch immer an Oesterreich gehangen, zuwandten. So sehr der König auch Freigeist war, er war doch noch mehr Staatsmann. Als Joseph die kirchlichen Reformen begann, machte Friedrich, der schon früher aus Oesterreich vertriebenen Jesuiten in seinen Staaten eine Zuflucht gewährt hatte, bekannt, daß er die katholische Geistlichkeit Schlesiens im ungestörten Besitz ihrer Güter und Einkünfte zu belassen, und weder Klöster noch Stifter aufzuheben gedenke. Diese Erklärung wurde mit Jubel aufgenommen, in allen katholischen Kirchen zu Ehren des Königs ein Tedeum gesungen, und Pius VI. war der erste Papst, der die Preußische Königswürde anerkannte, gegen die seine Vorgänger bisher immer förmlich protestirt hatten.

Josephs Reformen erweckten ihm überall Widerstand und Haß, nirgends aber größern als in Belgien und Ungarn; dieses drohte abzufallen, jenes sagte sich wirklich los. Während der Kaiser in den anderen Provinzen die Politik seiner Mutter nur ungestümer und gewaltsamer fortsetzte, konnte er in Ungarn den Raum für seine Neuerungen nur durch einen offenen Verfassungsbruch gewinnen. Und mit diesem begann er, indem er sich als König von Ungarn nicht krönen und die Ungarische Krone nach Wien bringen ließ. Die sophistische Schlußfolgerung, da er sich nicht krönen lassen, so habe er auch keine Verpflichtung gegen die Verfassung eingegangen, war ein zweischneidiges Schwert, das die beleidigten Magnaten gegen den Kaiser wandten, indem sie mit gleichem Rechte behaupteten, sonach habe er die Regierung in Ungarn auch gar nicht angetreten, und sei nicht als ihr Oberherr

Digitized by Google

zu betrachten. — Daß die meisten Maßregeln, obgleich verfassungswidrig, auch hier das Beste des Landes bezweckten und auch theilweise beförderten, kann nicht bezweifelt werden. Die neue Eintheilung (1785) in zehn Bezirke, die Zusammenschweißung der kleinen Comitate, die Aufhebung der Obergespanswürde und ihre Ersetzung durch Commissäre, hatten eine minder kostspielige und doch wirksamere Verwaltung zur Folge. Der Zolltarif vom 2. Januar 1788 brachte einen freien Verkehr zwischen Ungarn und den übrigen Erbländern zu Stande, indem er die Zwischenzollinie aufhob. Aber andererseits zerschnitt die Aufhebung der Comitatscongregationen den Lebensfaden der Ungarischen Verfassung, griff störend in unzählige Lebensgewohnheiten, in alle gesellschaftlichen Verhältnisse, und gönnte dem Bürgerthum keine Entfaltung, sondern legte ihm wie der Aristokratie die Vormundschaft der landesfürstlichen Beamten auf. Die königlichen Freistädte verloren die eigne Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Ueberall (auch in anderen Provinzen) wurden die alten Communalverwaltungen beseitigt, die Zunftprivilegien aufgehoben, und Alles gethan, um das Gemeingefühl der Bürger zu schwächen und die unbedingte Abhängigkeit von der Regierung herbeizuführen. Dazu kam, daß besonders in den letzten Jahren der Türkenkrieg die Lasten des gemeinen Mannes sehr erschwerte. Im Jahre 1789 versammelte sich ein Haufe Land- und Stadtvolk vor den Thoren der kaiserlichen Hofburg und bat um Nachlassung der Kriegssteuern. „Ich kann nicht!" antwortete Joseph. „Friede, Friede!" schrie das Volk und der Kaiser trat verstimmt zurück. — Als die Regierung in Ungarn eine außerordentliche Requisition zum Türkenkriege ausschrieb, stellten die Comitate die entschiedene Forderung auf zuvorige Wiederherstellung der Verfassung. „Ob man nur das und nicht mehr begehre?" entgegnete Joseph höhnisch. Ein Ausbruch schien unvermeidlich, da — starb der Kaiser.

Aber die Ungarn hatten viel Langmuth gezeigt; wogegen sich die Niederländer bedeutend weniger bieten ließen. Belgien hatte seit Karl V. und VI. eine sehr unabhängige Constitution, welche für die Provinzen Brabant und Limburg durch die sogenannte Joyeuse entrée gewährleistet war. Die vorzüglichsten Rechte bestanden in der Steuerbewilligung, in dem Privilegium, nicht außer Landes und nur von eingeborenen Richtern gerichtet zu werden. Auch die innere Verwaltung der Provinzen hatte man den Ständen überlassen; der Fürst hatte nur das politische Regiment im Allgemeinen. Die katholische Religion war Staatsreligion. Die Niederländer waren ein arbeitsames, wohlhabendes, heiteres Volk, stolz auf ihre Privilegien und von tiefer Frömmigkeit, wie sie es noch heute sind. Die kirchlichen Feierlichkeiten, die Wallfahrten waren Volksfeste. Die Joyeuse entrée enthielt die ausdrückliche Bestimmung: „Sollte es geschehen, daß der Fürst die Privilegien nicht beobachtet, sei es im Ganzen oder in einzelnen Theilen, so gesteht er zu, daß in diesem Fall die Unterthanen aufhören ihm Dienste zu leisten, bis die Privilegien wieder gut gemacht sind." — Joseph hatte in den Niederlanden, was er in Ungarn unterließ, die Huldigung entgegengenommen, und die Privilegien der einzelnen Provinzen ausdrücklich bestätigt. Seine Erscheinung hatte einen angenehmen Eindruck hinterlassen, der sich noch steigerte, als er die Holländer zur Aufhebung des Barrière-Tractats zwang, und von ihnen die Freigebung der Schelde forderte. Als er sich aber dafür durch eine Geldsumme abfinden ließ und

Digitized by Google

die Niederlande mit Bayern auszutauschen gedachte, änderte sich die Stimmung der Belgier und wurde ihm feindselig. Trotzdem begann er auch hier mit seinen weltlichen und kirchlichen Reformen, worauf der von Geistlichen geleitete Aufstand losbrach, gerade als der Kaiser mit Katharina II. in Cherson zusammen traf. Seine Schwester, die Erzherzogin Christine, die mit ihrem Gemahl, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, die Generalstatthalterschaft über Belgien führte, war ohne militärische Mittel, und glaubte, den Tumult durch Concessionen beschwichtigen zu können, aber die Opposition wuchs, und die Patrioten schaarten sich in Freiwilligen-Compagnien. Inzwischen war der Türkenkrieg ausgebrochen. Der Kaiser rief die Statthalterin ab, und sandte an ihrer Stelle den Grafen Trautmansdorff, einen zögernden Geschäftsmann, dem er den Grafen d'Alton, einen rauhen Krieger, als Chef des Militärwesens an die Seite stellte. Beide arbeiteten sich entgegen. In allen Städten kam es zu Aufständen, das Militär schritt ein, es floß Bürgerblut. Es bildete sich eine geheime Gesellschaft, die sich bald, 70,000 Köpfe stark, über das ganze Land verbreitete, und dann den Unabhängigkeitskampf begann, der zu ihren Gunsten endigte. Am 23. November 1789 erklärten die zusammengetretenen Stände den Kaiser aller Rechte und Gewalten verlustig, die Provinzen für selbstständig, die Staaten als souverän.

So war Joseph aller Orten gescheitert, überwunden, und er fühlte sich im Geiste und Herzen matt bis zum Tode. Mit sterbender Hand widerrief er alle seine Neuerungeu, das Toleranzedict und die Aufhebung der Leibeigenschaft ausgenommen. Dann legte er sich hin und starb am 20. Februar 1790, noch nicht 50 Jahre alt.

Joseph war, wie seine Zeitgenossen Friedrich II., Katharina II. u. A. Autokrat; seine Regierungsweise ein aufgeklärter Despotismus. „De nobis sine nobis" klagten die Ungarn. Er wollte Alles selbst, Alles allein machen; deshalb umgab er sich nicht mit Räthen, sondern mit Secretären. Die Beamten betrachtete er als bloße Maschinen, und liebte es, sie à la Harun-al-Raschid zu controliren; aber gerade bei den Beamten fand er viel Widerspenstigkeit, worüber er sich in öffentlichen Erlassen bitter beklagte. Indeß abeiteten ihm nicht nur Beamte, Geistlichkeit und Adel entgegen — er hatte schließlich alle Stände, alle Parteien, das ganze Volk gegen sich. Unzweifelhaft hatte er die besten Absichten; er wollte seine Völker glücklich machen, allein er drang ihnen das Glück auf, wider ihren Willen auf, denn sie vermochten dieses Glück weder zu fassen, noch zu verwenden. Er nahm auf gegebene Verhältnisse, historische Zustände gar keine Rücksicht; er wollte in der Leibeigenschaft verdumpfte, noch halbbarbarische Völker aus dem Halbdunkel ihrer Vegetation plötzlich an die grelle Wintersonne der „Aufklärung" emporreißen, über Nacht zu idealen Weltbürgern umbilden. Von den Erfolgen Friedrichs II. geblendet, hoffte Joseph, ähnliche Früchte zu erzielen, aber der Boden war so verschieden, wie die Persönlichkeit beider Fürsten. Dem Kaiser fehlte die strenge, aber heilsame Jugendschule des Königs, und noch mehr dessen sorgfältige wissenschaftliche und staatsmännische Vorbildung. Friedrich war ein Genie, Joseph hielt sich dafür. Jener wußte auch von einem einseitigen tyrannischen Vater zu lernen; für diesen war das glänzende Beispiel einer Mutter, die ihn in geistiger, wie sittlicher Hinsicht überragte, gänzlich

Digitized by Google

verloren. Friedrich trat in einen Staat, in dem alles seit hundert Jahren gleichsam auf ihn wartete, während Joseph ohne Vorarbeit, mit revolutionärer Hast und Ungeduld über ein Reich herfiel, das weit hinter dem Zeitgeist zurückgeblieben war, wo ihm ein mächtiger Grundadel und ein noch mächtigerer Klerus gegenüberstanden. Preußens Politik wies seit drei Regenten auf Vergrößerung, Eroberung; Oesterreichs höchste Aufgabe war, sich in seinen Grenzen zu erhalten. Friedrich war ohne Vorurtheil, gleichgültig gegen jede Glaubensform; Joseph von doctrinärem Eigensinn, parteilich gegen Adel und Priester, und trotz seines Toleranzedicts höchst unduldsam gegen Andersgläubige und Andersdenkende. Friedrich dachte von den Menschen sehr gering, aber er sah in ihnen doch immer mit Herz und Willen begabte Geschöpfe; Joseph declamirte beständig von Menschenwürde und Menschenhoheit, von den angeborenen unveräußerlichen Rechten der Menschheit, und doch behandelte er seine Unterthanen wie Zahlen, wie Nullen, mit denen er auf dem Papier experimentirte. Seine ganze Gesetzgebung, sein ganzes Reformwerk ist nur ein Experimentiren. Er wollte einen Staat nach „philosophischen Ideen" construiren; eine Aufgabe, die nur das Volk durch Selbstbildung und Selbstthätigkeit lösen kann, mittelst Decreten, von oben herab durchführen. Friedrich ist der alte Hexenmeister, dem die Geister nach seinem Bedürfniß dienen, weil er sie vorsorglich unter Schloß und Riegel hält; Joseph ist der vorwitzige Knabe, der die Dämonen entfesselt, ohne das Wort zu kennen, das sie wieder bannt; in ohnmächtiger Angst und Verzweiflung schaut er das Werk ihrer tollen Verheerung, bis sie sich unter höhnischem Gelächter auf ihn selber stürzen.

In der späteren Erinnerung der Nachkommen tauchte freilich des Kaisers Bild in andern Farben, in anderm Lichte empor. Die Fehler und Missethaten der folgenden Regierungen ließen Joseph's großartige Verirrung vergessen, und es blieb nur das Andenken an seine edlen volksfreundlichen Absichten; mit Einem Worte, die Schuld späterer Herrscher hob das Verdienst des Vorfahren. Aber man darf nicht vergessen wie die organischen Gesetze historischer Entwickelung jeder jähen Revolution eine lange Reaction folgen lassen. Und so tragen Joseph's gewaltsame Neuerungen die Hauptschuld, wenn Oesterreich für ein halbes Jahrhundert in Trägheit und Rückschritt versank. Seinem Nachfolger blieb fast keine andre Wahl, als die Trümmer des Babylonischen Bauwerks hinwegzuräumen, und selbst die Erinnerung daran zu vertilgen. Leopold, der als Großherzog von Toscana durch seine weisen Reformen sich um dieses Land die unbezweifeltsten Verdienste erworben, glaubte als Kaiser die entgegengesetzte Politik einschlagen zu müssen, denn er fand das Reich ringsum von Feinden bedroht, und die Provinzen in wilder Gährung; und als er schon nach zwei Jahren starb, trat Franz II. in des Vaters Fußstapfen, indem er, obgleich von seinem Oheim erzogen, dennoch gegen dessen reformatorische Gesinnungen einen unüberwindlichen Widerwillen gefaßt hatte, und Joseph's unglücklicher Ausgang ihn, gleich einem gespenstigen Schreckbilde, in die abschüssige Bahn der Reaction trieb.

Digitized by Google

Mittwoch, d. 29/12 1937

Dienstag, den 18/1 1938

Von den Hypothekenbanken.

Schlesien hatte durch den Siebenjährigen Krieg, in welchem es fortwährend der Kampfplatz wie das Streitobject gewesen war, von allen Preußischen Provinzen wol am meisten gelitten, und namentlich fand sich der größere ländliche Grundbesitz in einer sehr traurigen Lage. Ihm konnte nicht, wie den Bauern und den Bürgern der kleineren Städte allein durch Wiederaufbau der zerstörten Gebäude auf königliche Kosten geholfen werden, denn er hatte alle Mittel zur Wirthschaft, und damit auch allen Credit verloren, und ein Landgut ist gar Nichts werth, wenn es nicht genutzt werden kann. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke Friedrichs des Großen, durch Errichtung der Schlesischen Landschaft den Realcredit des verarmten Adels zu heben; die Institution ist seitdem in den andern Altpreußischen Provinzen nachgeahmt worden und hat lange als Muster gegolten. Ihr Wesen bestand darin, daß alle Rittergüter der Provinz gemeinsam hafteten für den Hypothekencredit, welchen die Landschaft nach einer, durch ihre Mitglieder aufzunehmenden Taxe den einzelnen Gütern zur ersten Stelle in Pfandbriefen gewährte, die Seitens des Gläubigers unkündbar waren. Der Schuldner hatte nur die Zinsen und eine mäßige Amortisation (Tilgungsbeitrag) zu zahlen, so daß seine Verpflichtung eigentlich eine Rente war, und damit die einzig richtige Form der Beschuldung des Grundbesitzes hatte. Der Inhaber der Pfandbriefe war mit seiner Sicherheit nicht auf ein einzelnes Gut beschränkt, sondern sein Pfandrecht umfaßte den ganzen Landschaftsverband, oder sämmtliche Rittergüter der ganzen Provinz, und er ging allen Realgläubigern vor, selbst bei solchen Gütern, welche nicht mit Pfandbriefen belastet waren. Da die Taxen genau und nach sehr soliden Grundsätzen erfolgten, und nur bis zur Hälfte oder Zweidrittel beliehen, die Pfandbriefe selbst aber in kleinen Beträgen ausgefertigt wurden, welche eine Anlage auch nur mäßiger Summen möglich machten, so erfreuten sich diese Landschaftspapiere einer großen Beliebtheit bei verhältnißmäßig niedrigen Zinsen, und waren lange Zeit die bevorzugte Form der Kapitalsanlage. Die Landschaften aber waren zum Besten des Grundbesitzes, und mit dem ausgesprochenen Zweck seiner Erhaltung gestiftet worden. Sie hatten die Befugniß, bei säumigen und schwachen Schuldnern sofort, ohne vorgängiges gerichtliches Verfahren, das Gut in eigene Verwaltung zu nehmen, das nöthige Kapital zur Vervollständigung des Inventars und zum Betriebe der Wirthschaft vorzuschießen, um nach Deckung dieser ihrer Vorschüsse aus den Erträgen, das Grundstück seinem Besitzer wieder zurückzugeben. Die Subhastation durften sie nicht beantragen, und hatten das Recht, einer anderweitig eingeleiteten zu widersprechen, wenn Aussicht vorhanden war, innerhalb absehbarer Zeit auf die eben angedeutete Weise sich oder die andern

Digitized by Google

Gläubiger zu befriedigen. Kam es wirklich zur Subhastation, so durfte ein zum Landschaftsverbande gehöriges Gut nicht unter zwei Drittel der Taxe zugeschlagen werden.

Eine Störung erlitt der Credit und damit die Wirksamkeit der Landschaften zur Zeit der Französischen Invasion, und die Westpreußische Landschaft hat lange in dem Cours ihrer Pfandbriefe daran gelitten, daß sie nach 1806 ihren Schuldnern für die fälligen Zinsen Indult (Nachsicht) ertheilte, und ihrerseits solchen von den Gläubigern in Anspruch nahm. Als dann später die Rückstände eingefordert wurden traf dies mit den beispiellos billigen Getreidepreisen der Zwanziger Jahre zusammen, und führte zu massenhaften Subhastationen, und in Folge dessen zu großer Entwerthung der Güter wie der Pfandbriefe. Diese üblen Erfahrungen begründeten eine Abneigung, mit den landschaftlichen Beleihungsgrundsätzen dem steigenden Werthe der Güter zu folgen; während das Creditbedürfniß durch die höheren Güterpreise bei Verkäufen oder Erbtheilungen sich vergrößerte. Bald kam es dahin, daß die landschaftlichen Beleihungen kaum noch den vierten Theil, und die landschaftlichen Taxen nur die Hälfte des wirklichen Gutswerthes erreichten; während man doch gewohnt war, die Taxe bei der Hingabe von Hypothekendarlehen noch immer als Werths-Maßstab gelten zu lassen. In den Städten hatten die Leiden der Französischen Zeit ein ähnliches Andenken hinterlassen. Man erinnerte sich, daß es selbst in Berlin vorgekommen war, daß früher wohlhabende Bürger die Schlüssel ihrer Häuser auf das Rathhaus trugen, und die Abtretung ihres Eigenthums gegen Befreiung von den unerschwinglichen Lasten vergeblich anboten, und daß in den kleinen Städten Häuser um eine Tonne Bier verkauft oder geradezu verschenkt wurden. Die gefährliche Lage Preußen's mit seinen ungünstigen Grenzen und seiner damals nur künstlichen Großmacht-Stellung ließ ängstliche Leute — und Kapitalisten sind in der Regel ängstlich — die Wiederkehr solcher politischen Nöthe fürchten, und bis gegen 1866 die städtischen Sicherheiten mit ungünstigeren Augen ansehen, als die ländlichen. Erst seitdem die segensreiche Subhastationsordnung vom 15. März 1869 mit ihren 25,000 Subhastationen jährlich dazu gezwungen hat, das Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner nicht von dem Gesichtspunkt der Sicherheit des verpfändeten Werthes, sondern von dem der Subhastation aufzufassen, ist dieser Geschmack gründlich umgeschlagen. Jeder Hypothekengläubiger muß jetzt darauf gefaßt sein, bei einer über Nacht eintretenden Subhastation günstigen Falles das Grundstück selber zu übernehmen, und ein Haus läßt sich bequemer verwalten, als ein Landgut.

Preußen, namentlich in seinem östlichen Theil, ist noch heute ein kapitalarmes Land, und es hat mehr als zwanzig Jahre gebraucht, um nur einigermaßen die Schäden der Französischen Kriege zu verwinden. Mit dem Bau von Eisenbahnen auf Actien trat nun ein neuer Mitwerber um das dürftige Kapital ein, und gelangte in kurzer Zeit zu allgemeiner Beliebtheit. Wenn auch in dem Völkerfrühling von 1848 ein gewaltiger Mehlthau auf diesen Schwindel fiel, so traf er doch alle übrigen Verhältnisse nicht minder, und hinterher hat die ganze Entwickelung unserer Zustände die Richtung genommen, den beweglichen Werthen das Uebergewicht zu verschaffen, was dann naturgemäß zu dem Streben führte, Alles zu mobilisiren. Selbst der Staat ist vom Lande abgelöst worden, und der Grundbesitz verleiht

Digitized by Google

keinen gesetzlichen Einfluß mehr, wie wir denn auch nicht einen Kaiser von Deutschland, sondern einen Deutschen Kaiser haben. Die Mobilisirung des Grundbesitzes vollzog sich durch die neue Subhastationsordnung, welche den Besitzer wie den Sperling auf dem Dache sitzen läßt. Sie machte mit ihrem übereilten und formlosen Verfahren dem kleineren Kapitalisten die Beleihung zweiter und folgender Hypotheken selbst bei anscheinend größter Sicherheit unmöglich, und es mußte daher auf andere Weise Rath geschafft werden. Diesem Bedürfniß verdanken die sogenannten Hypothekenbanken ihr Aufkommen, wie denn ein Uebel immer das andere erzeugt. Einzelne waren zwar schon früher entstanden, aber der traurige Verlauf der Sächsischen Hypothenbank in Leipzig, welche in Folge geradezu verbrecherischer Operationen in Concurs gerieth, hinderte ihre Wirksamkeit, bis der einbrechende Gründungsschwindel das Privatkapital völlig in Anspruch nahm, und die geldbedürftigen Grundbesitzer zwang, sich den härtesten Bedingungen jener Institute zu unterwerfen. Die Hypothekenbanken wollten angeblich das Creditbedürfniß, welches jenseits der zu eng gezogenen Grenzen der landschaftlichen Grundsätze lag, durch höhere unkündbare allmählich zu amortisirende Beleihungen zur ersten Stelle, oder durch solche Eintragungen zur zweiten Stelle, hinter der Landschaft, befriedigen, da auch bei zweiten Hypotheken das Eintreten einer plötzlichen Subhastation für sie nichts Gefährliches habe. Auf dem Lande, wie in den Städten, sollte zugleich eine richtigere Würdigung des Werthes als Grundlage dienen. Den Kapitalisten dagegen wollten sie von allen, mit der Erwerbung und dem Besitz von Hypotheken verknüpften Sorgen und Lasten befreien, indem sie die Forderungen in Papiere auf den Inhaber verwandeln, welche ohne Förmlichkeiten die Hand wechseln können, deren Verzinsung die Hypothekenbanken übernehmen, für deren Sicherheit sie mit den erworbenen Hypotheken und mit ihrem Actienkapital haften, und die daher einen Börsencours haben würden, der jeden Augenblick die Versilberung gestattet. Kurz ausgedrückt, wollten sie Hypotheken im Großen einkaufen, und im Kleinen unter ihrer Bürgschaft veräußern, und dadurch die Anlage in Hypotheken dem kleinen Kapital wieder zugänglich machen.

So lautete das Programm und klang für den Creditsuchenden, wegen der Unkündbarkeit der Schuld und der höheren Beleihung, für den Kapitalisten, wegen der Bequemlichkeit und anscheinenden Sicherheit, sehr verführerisch. Aber der nächste Zweck solcher Gesellschaften war meistens der Gewinn der Gründer bei Ausgabe der Actien; ihre weitere Aufgabe — die möglichste Ausbeutung der Schuldner, Behufs Erzielung einer hohen Dividende für die Actionäre und hoher Tantièmen und Trinkgelder für die Verwaltung. In ersterer Beziehung wurde z. B. das Actienkapital der vielbesprochenen Preußischen Central-Boden-Credit-Actien-Gesellschaft in Berlin auf die enorme Summe von 12 Millionen Thaler bestimmt, indessen nur 40 Procent Einzahlung verlangt, die Actien mit 110 an die Börse gebracht, und in wenigen Tagen bis 127 durch die bekannten Manöver getrieben. Nimmt man den Durchschnittscours von 118½ Procent an, so haben die Gründer Hansemann und Bleichröder in Berlin, Oppenheim in Köln und Rothschild in Frankfurt an der Emission auf den eingezahlten Antheil von 4,800,000 Thaler nicht weniger als 2,220,000 Thaler oder beinahe 50 Procent verdient. Das Institut hat außer-

Digitized by Google

dem so außerordentliche, auch von Juristen geradezu als ungesetzlich bezeichnete Privilegien, daß hinter ihm der besondere Einfluß und das besondere Interesse hochgestellter Persönlichkeiten und hervorragender Parlamentarier gesucht worden ist. Bei der nicht minder bekannten und früher sehr berüchtigten Preußischen Boden-Credit-Actienbank in Berlin, welcher die Herren Landrath z. D. Jachmann und Richard Schweder als Directoren vorstanden, während als Präsident des Curatoriums der Staatsminister a. D. Gustav von Bonin waltete — wurde das Actienkapital während der Schwindeljahre von 1870—1872 von 500,000 Thaler auf 10 Millionen Thaler erhöht, wovon 2½ Millionen Thaler mit 135 Procent und 5 Millionen Thaler mit 120 Procent ausgegeben wurden — Alles unter Aufsicht des „Staatscommissarius", welcher den Geschäftsbetrieb zu überwachen hatte, ja mit ausdrücklich ertheilter Genehmigung der Regierung! Eine ähnliche Agiotage hat die Geburt der meisten andern Hypothekenbanken begleitet.

Die Möglichkeit des Betriebes hing von dem Verkauf ihrer Hypothekenbriefe ab, welche man in der Absicht, das Publicum mit dem Hinweise auf die Landschaften zu täuschen, „Pfandbriefe" benamste. Denn in Wirklichkeit haben diese Papiere keinen rechtlichen Zusammenhang mit den von der Gesellschaft erworbenen Hypothekenforderungen. Zwar sollen sie nur in dem Betrage der letzteren ausgegeben und dies durch einen „Staatscommissarius" überwacht werden, aber das ändert doch Nichts an dem Rechtsverhältniß, daß die Hypothekenforderungen Activa, die ausgegebenen Hypothekenbriefe aber bloße Passiva der Gesellschaft, ohne irgend ein Pfandrecht sind. Man geht damit um, durch gesetzliche Bestimmungen diesem Uebelstande abzuhelfen, und dadurch das Treiben der Hypothekenbanken zu erleichtern. Wenn man aber dem Lande nützen will, sollte man ihnen lieber das Handwerk überhaupt legen. Die Sicherheit solcher Papiere hängt einzig und allein von der Geschäftslage des ganzen Unternehmens ab, und da sich diese nicht leicht übersehen läßt, in vielen Fällen auch bald als eine mißliche zu Tage trat, so schwächte es den Credit der sogenannten Hypothekenbriefe. Am übelsten wirkte der Umstand, daß die meisten Hypothekenbanken ihr Actienkapital nicht, seiner Bestimmung gemäß, als Reserve behandelten und in soliden Papieren bereit hielten, sondern allerhand Schwindelgeschäfte damit trieben, oder in unsicheren Hypotheken festlegten, deren Erwerbung der Direction besondere Vortheile versprach. Die Trinkgelder spielten hier wie überall eine große Rolle. Die Preußische Bodencredit-Actienbank eröffnete zur Ausnutzung des Börsenschwindels ein großes Bankgeschäft, in welchem hundert Buchhalter verwendet wurden, und hatte zu dem Betriebe desselben an ihrem ungeheuren Kapital von 10 Millionen Thaler noch nicht genug, sondern errichtete die Preußische Creditanstalt, welche ein Actienkapital von 5 Millionen Thaler auflegte, und nun als unsichtbarer spiritus familiaris (dienstbarer Geist) bei jener hauste. In denselben Räumen und in denselben Personen lebten beide Institute untrennbar, wie Körper und Seele, und je nach den Statuten trat das eine oder das andere hervor: was die Bodencreditbank nicht machen durfte, machte die Creditanstalt. Gegenstand ihrer gemeinsamen Thätigkeit war hauptsächlich die Ausführung einer Reihe der schändlichsten Gründungen, wie Albertinenhütte, Nedenhütte, Erdmanns-

Digitized by Google

dorfer Spinnerei, Hamburger Nähmaschinenfabrik, Wöhlert'sche Maschinenbauanstalt, Adlerbrauerei, Lindenbauverein, Bauverein Königstadt ꝛc. ꝛc., und der Vertrieb der aus denselben hervorgegangenen oberfaulen Actien, dann aber auch das Geschäft des Bankhalters bei dem damals blühenden Börsenspiel, indem sie einen großen Kundenkreis erwarben, denselben zum Jobbern anreizten und durch Vorschüsse unterstützten — Alles um der Provision und der Gelegenheit zu Nebenvortheilen willen. Als nun 1873 der Krach hereinbrach, hatten die beiden Gründer-Institute für 60 bis 80 Millionen Thaler Actien in Versatz, von denen es zweifelhaft war, ob sie soviel Pfennige werth seien. Sie hatten natürlich diese Vorschüsse nicht aus eigenen Mitteln leisten können, und an Deckung Seitens der Kunden, oder eigentlich Spieler, war nicht zu denken. Um sich selber über Wasser zu halten, schritten sie zum rücksichtslosen Verkauf des fremden Eigenthums, und die später noch wesentlich niedrigeren Course der verschleuderten Papiere schützten sie vor Verantwortung. Die Preußische Creditanstalt, auf deren Conto man die meisten Sünden übertrug, ging in Liquidation, Herr Jachmann besorgte die Leichenwäsche, und die Actionäre bezahlten die Zeche. Die Direction der Bodencreditbank aber erklärte April 1873 in ihrem Quartalbericht ganz unverfroren: „Wir wollen nicht unterlassen, noch zu bemerken, daß die Preußische Boden-Credit-Actienbank, wie es ihr durch Statut vorgeschrieben ist, sich aller Geschäfte für eigene Rechnung enthalten hat." — Worauf sie eine Dividende von 15 Procent vertheilte! — Es wurde dann ein vielerfahrener Gründer, der Geheime Commerzienrath Stephan aus Königsberg, an die Spitze der Bank gestellt, und nur dem Zusammentreffen glücklicher Umstände ist es zu danken, daß sie vor dem Bruche bewahrt blieb. Ihre Beleihungen, namentlich in Berlin, wo die Leute sich am Besten auf Schwindel und Trinkgelder verstanden, waren so unregelmäßig gewesen, daß die Bank den größten Theil der Grundstücke bei den Subhastationen auf den Hals bekam, und sich endlich nur durch billige Ueberlassung derselben an eine neugegründete Tochtergesellschaft freie Hand verschaffen konnte. Wir sind auf diese Einzelnheiten hier etwas näher eingegangen, um klar zu machen, wie berechtigt das Mißtrauen gegen solche Institute erscheint, und wie wenig Sicherheit die von ihnen erworbenen Hypotheken den ausgegebenen Hypothekenbriefen verleihen.

Die Hypothekenbanken sind schlimm daran, wenn sie in größerem Maße von ihnen beliehene Grundstücke erstehen müssen, und doch den Statuten genügen wollen, welche nur auf Grund erworbener Hypotheken die Ausgabe von Hypothekenbriefen gestatten. Sie müssen also für die erworbenen Grundstücke einen der bisherigen Beleihung entsprechenden Betrag von Hypothekenbriefen einziehen, so daß jene dem Actienkapital zur Last fallen. Um solches zu vermeiden, werden die übernommenen Grundstücke meistens von vorgeschobenen Strohmännern erstanden oder diesen überlassen, welchen dann die alte Beleihung bewilligt wird. Wenn sich aber trotz dieser Begünstigung kein anderer Unternehmer findet und die Bank selbst darauf sitzen bleibt, werden auch wol Grundschulden eingetragen, welche die früheren Hypotheken vertreten. Es liegt auf der Hand, daß solche Hypotheken oder Grundschulden nicht die vorschriftsmäßige Sicherheit bieten, welche nach dem Sinne der Statuten nur bis zur Hälfte oder Zweidrittel des wirklichen Werthes gehen soll, denn sie erreichen

Digitized by Google

mindestens den vollen Werth, wie er sich bei der Subhastation ergiebt, wenn sie ihn nicht überschreiten, insofern die ursprüngliche Beleihung denselben überstieg und nur der Form wegen ausgeboten werden mußte. Solche Operationen verdecken den wirklichen Stand der Sache und machen dem Fernstehenden jedes Urtheil unmöglich. Von der Pommerschen Hypothekenbank in Köslin wissen wir, daß sie Grundstücke weit über den Betrag des eingezahlten winzigen Actienkapitals von 1,000,000 Thaler auf eignen Namen hat übernehmen müssen, und die National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft zu Stettin befindet sich in ähnlicher Lage, ohne überhaupt ein nennenswerthes eigenes Kapital zu besitzen, da sie als Genossenschaft nur auf die Solidarhaft ihrer Mitglieder sich stützt. Solche Ankäufe müssen also, wenn die darauf ausgegebenen Hypothekenbriefe vorschriftsmäßig eingezogen sind, aus geborgtem Gelde bezahlt worden sein, und dadurch die Sicherheit der Institute noch mehr schwächen.

Zur Ausgabe von Hypothekenbriefen auf den Inhaber ist ein staatliches Privilegium nöthig. Die Preußische Central-Bodencredit-Actien-Gesellschaft erhielt dasselbe ohne Beschränkung der Beleihungsgrenze, und ist in dieser Beziehung nur von ihrer eigenen Taxe abhängig. Bei den übrigen preußischen Hypothekenbanken darf in der Regel für Gebäude das Zehnfache des eingeschätzten Nutzungswerthes, oder die Hälfte bis Zweidrittel der Feuerkasse, für ländliche Grundstücke der fünfundzwanzigfache Betrag des Grundsteuer-Reinertrages nicht überschritten werden. Die außerpreußischen Hypothekenbanken sind meistens von jenen Einschränkungen mehr oder weniger befreit. Jedem Kundigen ist es klar, welche Gefahr der Unsicherheit in solchen Beleihungen liegt. Der für städtische Grundstücke geltende Gebäudesteuer-Nutzungswerth richtet sich hauptsächlich nach den Miethscontracten und unterliegt allen möglichen Einflüssen und betrügerischen Manipulationen, wie es denn Thatsache ist, daß in Berlin wenige der von den Banken beliehenen Häuser durch ihre wirklichen Miethserträge die Zinsen dieser Bankbeleihungen decken. Mit der Berechnung nach der Feuerkasse ist es noch schlimmer, denn in entlegenen Stadttheilen überschreitet letztere bei Weitem den Werth der Gebäude, welche oft nur eine Vergeudung des Baumaterials darstellen. Bei ländlichen Beleihungen ist der Maßstab der Grundsteuer ganz unzuverlässig, denn diese wurde in der Eile und nach willkürlich aus der Luft gegriffenen, dazu in jedem Kreise verschiedenen Normen für Bonitirung und Ertragsberechnung aufgelegt. Bei manchen Gütern übersteigt das Zwanzigfache des eingeschätzten Reinertrages den möglichen Verkaufspreis, bei anderen erreicht das Achtzigfache noch nicht den wirklichen Werth. Wer aber den Mechanismus einer Actiengesellschaft kennt, wird nicht daran zweifeln, daß vorzugsweise die verhältnißmäßig werthlosen Objecte ihr zufallen, denn bei diesen setzt es die reichlichsten Trinkgelder; wie ja fast alle Grundstücke, welche von den Banken erstanden werden müssen, den Beweis liefern, daß sie weit über ihren wirklichen Werth beliehen worden sind. Dem gegenüber bietet das Actienkapital der Hypothekenbanken keine genügende Sicherheit, da die meisten von ihnen das Privilegium besitzen, den zwanzigfachen Betrag an Pfandbriefen auszugeben, und in einzelnen Fällen noch weitere „Freiheit" genießen. Das Actienkapital, selbst wenn es frei und unverletzt ist, bedeutet also eine Sicherheit von 5 Procent der Beleihungen, was doch nicht der

Digitized by Google

Rede werth ist. Es haben daher einige Institute, unter denen die National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft zu Stettin allein einige Bedeutung erlangte, das Princip der Genossenschaft mit der Solidarhaft sämmtlicher Schuldner — anscheinend ähnlich wie bei den Landschaften — zu Grunde gelegt. Aber man darf sich durch diese scheinbare Aehnlichkeit nicht täuschen lassen. Die Solidarhaft gilt in diesem Falle nicht für alle Güter des Landschaftsverbandes zur ersten Stelle, auch wenn sie nicht beschuldet sind, und sie gilt nicht für Darlehne nach einer von den Landschaftsmitgliedern selbst, nach bestimmten Grundsätzen aufgenommenen Taxe, sondern sie begreift nur das persönliche Vermögen derjenigen Grundbesitzer, sowol städtischer als ländlicher, welche ihren Realcredit erschöpft haben. Denn Jeder nimmt von einer Bank so viel, als er bekommen kann, und die in Rede stehende Gesellschaft giebt jenseits ihrer Beleihungsgrenze für unkündbare Darlehne, noch kündbare im Betrage von 25 Procent der ersteren bei Landgütern, und von 50 Procent bei Häusern. Derjenige Vermögenstheil des Schuldners also, welchen die Bank selbst nicht mehr für sicher gehalten hat, bildet ihre eigene Sicherheit; wenn man nicht etwa die winzigen Einzahlungen der Schuldner auf die nothwendigen Genossenschaftsantheile im Betrage von rund einer Million Mark, gegenüber beinahe 25 Millionen Mark bisher erworbener Hypotheken, als Sicherheit ansehen will. Und dies Verhältniß ändert sich bei jeder neuen Beleihung zum Schlimmern, denn für einen Betrag von 300,000 Mark hat der Schuldner nur nöthig 300 Mark als seinen Antheil an der Genossenschaft einzuzahlen. Die meisten Schuldner aber haben hinter den Bankhypotheken noch andere Eintragungen, so daß, wenn heute sämmtliche, von der Bank beliehenen Grundstücke zur Subhastation kämen — und diesem Schicksal verfällt naturgemäß jedes von einer Bank beliehene Grundstück — sicherlich nicht ein Pfennig übrig bleiben würde, mit welchem die Genossen den Pfandbriefsinhabern Gewähr leisten könnten. Es wäre auch kaum denkbar, daß vermögende Leute in persönliche Schuldgemeinschaft mit ihnen ganz Unbekannten treten sollten, denn so etwas kann nur die äußerste Noth und die verzweifelteste Lage rechtfertigen. Die meisten Genossenschaften haben ein elendes Ende genommen, und sie hatten noch den Vortheil der räumlichen Begrenzung, so daß die Mitglieder einander bekannt waren und sich überwachen konnten. Die Schuldgenossenschaft der Stettiner National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft aber erstreckt sich über viele Provinzen, und die Personen bleiben sich ganz fremd. Die natürliche Folge ist, daß Jeder, der diesem Institut beitritt, sofort und mit Recht allen persönlichen Credit verliert, was nicht zur Sicherheit der Gemeinschaft beiträgt. Die Gesellschaft ist bei ihren Operationen auf geborgtes Geld angewiesen, welches sie sich als verzinsliche Depositen und Spareinlagen zu verschaffen sucht, und mit dem sie dann so umgeht, daß sie z. B. bei dem Bankerott der Ritterschaftlichen Privatbank in Stettin ca. 300,000 Mark verlor, welche sie der Letzteren ohne alle Sicherheit gegeben hatte, als dieselbe sogar schon in England für creditunwürdig gehalten wurde. Ein weiterer Mangel der Hypothekenbanken besteht darin, daß sie ländliche und städtische Grundstücke zugleich beleihen. In den Städten ist in der Regel gegen wirkliche Sicherheit Geld zu niedrigerem Zinsfuß, als diese Banken gewähren können, von Versicherungsinstituten

Digitized by Google

oder Privaten zu haben. Den Banken fallen deshalb nur solche Beleihungen zu, bei denen die Sicherheit überschritten werden soll, oder welche durch ihre Lage oder aus anderen Gründen überhaupt keine angemessene Sicherheit bieten. Es kommt selten vor, daß bei den Subhastationen in Berlin nicht irgend eine Hypothekenbank betheiligt wäre. Diese betreiben das städtische Geschäft mit Vorliebe, wegen der leichteren Abwickelung und der besseren Trinkgelder.

Alle diese Umstände machen es erklärlich, daß die sogenannten Hypothekenbriefe einen hohen Zinsfuß haben müssen, um willig genommen zu werden, und daß es nothwendig geworden ist, bei derartigen fünfprozentigen Papieren noch eine Einlösung bis zu 110 und 120 Procent zu versprechen. Augenblicklich freilich, wo das Publicum unter den Nachwehen des Actienschwindels leidet und bei der neuen Subhastationsordnung üble Erfahrungen an Specialhypotheken gemacht hat, wendet es sich leichtsinniger Weise den Hypothekenbriefen zu, aber dieselben müssen immer noch erheblich mehr Zinsen bieten, um den gleichen Cours mit Staatspapieren zu behaupten, obgleich es eigentlich umgekehrt sein sollte, wenn der angebliche Zweck der Beförderung des Realcredits wirklich erreicht worden wäre. Diese Vertheuerung des Credits durch die unsolide Natur der Hypothekenbanken hat nun der Schuldner zu tragen, und aus seinem Fleisch werden außerdem noch die hohen Dividenden der Actionäre und die Gehälter und Tantièmen der Directoren und Verwaltungsräthe geschnitten, auch die kostbaren Bank-Paläste gebaut, wobei die Preußische Boden-Credit-Actienbank in Berlin so ehrlich ist, dem Unglücklichen sein Sinnbild in einem geschorenen Schafe warnend aus dem Fenster entgegenzuhalten. Ein würdigerer Schmuck des Hauses wäre nicht denkbar.

Um die Kundschaft anzulocken und jene Unsummen beizutreiben, sind möglichst unscheinbare Formen nöthig. Der Köder ist die Unkündbarkeit des Darlehens, das in solcher Höhe die Landschaft nicht gewähren kann. Wäre der Geldbedürftige in der Lage, sich die Sache genau und unbefangen anzusehen, so würde er bald finden, daß die Unkündbarkeit nicht, wie bei den Landschaften, zweifelsohne, sondern ziemlich illusorisch ist. Zunächst tritt dies bei einem Verkauf zu Tage, bei welchem regelmäßig mindestens eine Provision gefordert wird, um den Käufer aus der Verbindlichkeit zu befreien, und dies Darlehn dem Besitznachfolger zu belassen, wenn letzteres überhaupt geschieht. Alle Banken behalten sich aber die Kündigung vor: bei einer Unpünktlichkeit von wenigen Tagen in der Zinszahlung, ferner wenn die Versicherung der Gebäude herabgesetzt wird, wenn der Werth des Unterpfandes sich vermindert, wenn das Grundstück in Sequestration oder Subhastation geräth, wenn der Schuldner in Concurs verfällt, und endlich wenn die Gesellschaft sich auflöst. Der Vorbehalt wegen etwaiger Unpünktlichkeit ist um so härter, als dieselbe außerdem mit der enormen Conventionalstrafe von 10 Procent bedroht wird. Ganz unbillig aber und nur durch böse Absicht zu erklären, ist die Clausel in Bezug auf die Herabsetzung der Feuerversicherung und Verminderung des Grundstück-Werthes. Nach den Statuten verschiedener, unter staatlicher Verwaltung stehender Gesellschaften, wird mit fortschreitendem Alter der Gebäude auch die Versicherungssumme herabgesetzt, ohne daß sich die Sachlage wesentlich geändert hätte. Eine Werthsverminderung

Digitized by Google

mag ganz willkürlich behauptet, und damit dem Schuldner Unbequemlichkeit bereitet werden, bis er sich mit Opfern löst. Subhastation kann jetzt über Nacht eintreten, wenn der Besitzer so unachtsam ist, der gerichtlichen Mahnung wegen einer unrichtigen Schusterrechnung von zwei Mark nicht rechtzeitig zu widersprechen. Befindet er sich aber in ernstlicher Verlegenheit, so hat die Bank das Mittel, seine Noth zu einer unüberwindlichen zu machen, indem sie der Subhastation mit ihrer Kündigung noch beitritt, und ihm damit den Boden unter den Füßen fortzieht. Sie thut dies in allen Fällen, wo ein Ausbieten ihrer Forderung zu hoffen ist, weil sie dann noch Conventionalstrafen, 10 oder 20 Procent Vergütigung für die über Pari einzulösenden Hypothekenbriefe und dergleichen mehr liquidiren, und das freiwerdende Kapital zu einem neuen „Geschäft" mit den üblichen Nebenvortheilen verwenden kann. Die Kündigungsbefugniß endlich bei Auflösung der Gesellschaft allein sollte hinreichen, Jeden abzuschrecken.

Die gewöhnliche Verzinsung dieser unkündbar genannten Darlehne war 5 Procent jährlich, außerdem ½ Procent Amortisation und ½ Procent Verwaltungsgebühr. Erst in neuester Zeit haben einige Banken etwas niedrigere Sätze. Die Deutsche Hypothekenbank in Meiningen aber hatte sogar den Zinsfuß von 6 Procent. Die Amortisation und mit ihr die Verwaltungsgebühr wird, je nach Umständen, durch 56 oder 63 Jahre gefordert. Das Kapital selbst wird nicht voll, sondern nur mit Abzug gezahlt, und in den meisten Fällen mögen 95 Procent wirklich gegeben sein; obgleich wir z. B. von der Pommerschen Hypothekenbank in Köslin wissen, daß sie bei Beleihungen 15 Procent und mehr abgezogen hat. Wir wollen nun diese Zahlen beleuchten. Ein Kapital wird mit ½ Procent Amortisation zu 5 Procent Zinseszinsen in nicht voll 50 Jahr getilgt. In 56 Jahren zahlt der Schuldner rund 144, in 63 Jahren 206 zurück. Die sechs Jahre Länger-Verzinsung betragen 34, die 13 Jahre im zweiten Falle 88. Der Verwaltungsbeitrag rechnet ebenso wie die Amortisation. Im Ganzen hat der Schuldner mithin bei 56 Jahren 322, bei 63 Jahren aber 500 für 100 zurückgezahlt. Wenn er diesen Wucheraufschlag gegen denjenigen Betrag des Darlehens hält, welchen die Hypothekenbank mehr gewährt, so wird er finden, daß der unbarmherzigste Halsabschneider nicht gewagt haben würde, für die Hergabe dieses Mehrbetrages auch nur die Hälfte des gebrachten Opfers zu fordern. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß, wo Grundstücke und namentlich Landgüter, in solcher Weise nur bis zur Hälfte des wirklichen Werthes beliehen sind, für den Besitzer kaum noch etwas von der Rente übrig bleibt. Bei Landgütern würde sich die Zinsenlast vielleicht noch ertragen lassen, wenn sie einer höheren Beleihung entspringt, denn ein Landgut kann leichter 120,000 Mark zu 4 Procent als 80,000 Mark zu 6 Prozent verzinsen, weil der Besitzer durch das größere Kapital in den Stand gesetzt wird, das Gut besser zu nutzen. Mit knappen Betriebsmitteln aber läßt sich nichts schaffen, und deshalb steht auch ein größeres billigeres Kapital sicherer, als ein verhältnißmäßig kleineres theures. Dazu kommt, daß sich nach einer derartigen Bankbeleihung kein regelmäßiger Hypothekencredit mehr finden und auch nicht mehr bezahlen läßt, weil es bekannt ist, daß diese Bankkapitalien die Erträge der Güter verschlingen, daß die Banken bei jeder Gelegenheit die Noth des Schuldners ausbeuten und vermehren, und im Falle der Subhastation den Ankauf durch das Fällig-

Digitized by Google

werden ihrer sogenannten unkündbaren Beleihungen erschweren; andrerseits aber der nachfolgende Gläubiger doch noch viel höhere Zinsen beansprucht, als die voranstehende Bank.

Wir haben noch einer Spielart der Hypothekenbanken zu erwähnen, der sogenannten Hypotheken-Versicherungsbanken, wie die jetzt in Liquidation getretene Norddeutsche Grundcreditbank und die Hypotheken-Versicherungs-Actiengesellschaft des großen „Volkswirths" Dr. Otto Hübner, beide in Berlin. Diese Institute bezeichnen gewissermaßen den Superlativ der Hypothekenbanken. Die weiland Hübner'sche beleiht Hypotheken zu den üblichen höchsten Sätzen unter der Bedingung, daß sie bei ihr mindestens mit einer Jahresprämie von 1/4 Procent versichert werden. Aber wenn Jemand hinter 100,000 Mark landwirthschaftlichen Pfandbriefen weitere 20,000 Mark suchte, so mußte er diese Prämie nicht nur für die letztere Summe, sondern auch für die vorstehenden Pfandbriefe bezahlen, mithin wegen der 20,000 Mark Darlehen, 300 Mark oder 1 1/2 Procent jährliche Versicherungsprämie erlegen — und dann kam erst der eigentliche Aderlaß.

Nach einer Zusammenstellung im „Berliner Börsen-Courier" (Nr. 364 vom 21. Juli 1880) haben die 30 Hyphothekenbanken in Deutschland, bei einem eingezahlten Actienkapital von 256 Mill. Mark und bei 37 Mill. Mark Reserven, bis Ende 1879 die Kleinigkeit von 1382 Mill. Mark in „Pfandbriefen", d. h. in Hypothekenbriefen ausgegeben. Halten die Schuldner die ihnen aufgebürdete Last aus, was freilich unmöglich erscheint, so würden sie nach der angestellten Rechnung, selbst bei einer günstigeren Annahme des Durchschnittszinsfußes, bei Ablauf der Amortisation mindestens 2600 bis 3300 Millionen Mark mehr zurückgezahlt haben, als sie schuldig waren. „Das geht Alles von des Bauern Felle." Die Hypothekenbanken sind eben, im Gegensatze zu den Landschaften — Actiengesellschaften; sie bestehen nicht zum Schutz, sondern zur Ausbeutung und zum Ruin des Grundbesitzes, und sie sollten wenigstens mit der Offenherzigkeit Max Piccolomini's über ihre Prospecte schreiben: „Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben!" — Sie treiben aber nicht nur ihre Opfer, eine unabsehbare Heerde, zur Schlachtbank: sie sind auch selber dem Tode geweiht. Auch die Hypothekenbanken haben in der Schwindelperiode geschwindelt, sie erleiden bei den zahllosen Subhastationen, die sie veranlassen, kolossale Ausfälle, oder sie müssen die übermäßig beliehenen Grundstücke und Bauländerein selber übernehmen, und die Unmasse derselben wird sie allmählich erdrücken. Wer weiß, wie bald die eine oder die andere Hypothekenbank in die Lage geräth, die Zinsen ihrer „Pfandbriefe" nicht mehr bezahlen zu können, und dann ist diese Abart von leider gleichfalls privilegirten Banknoten, dann sind diese Milliarden von Werthpapieren ebenfalls Maculatur! Herr Eugen Heymann in Breslau — und sein Name bürgt dafür, daß dieser Mann ein klassischer Sachverständiger ist — hat in einer 1878 erschienenen Brochüre „Vor dem neuen Krach!" bereits einen allgemeinen Zusammenbruch der Hypothekenbanken, und damit neues namenloses Elend signalisirt. Ueber den Ruinen des Grundbesitzes werden sich die Leichen seiner „Wohlthäter" und die Gebeine der „Pfandbrief-"Inhaber aufthürmen. Welche Perspective für die Socialdemokratie!

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Unsere Militär-Literatur. — Unter diesem Titel schreibt uns ein Sachverständiger:

Man kann den Stand der Deutschen Militär-Literatur nicht gerade einen blühenden nennen. Das Erscheinen eines irgendwie bedeutenden militärwissenschaftlichen Werkes ist ein seltenes Ereigniß, trotzdem unser Zeitalter mit Recht das vielschreibende genannt wird; die militärischen Zeitschriften werden nicht recht warm, trotzdem ihrer so wenig existiren, und das Deutsche (als das intelligenteste gerühmte) Officier-Corps nach vielen Tausenden zählt. Das Gegentheil sehen wir im Auslande; dort blühen die Militär-Journale auf und leisten etwas. Warum nicht bei uns? — In Oesterreich, Frankreich, Italien richtet die militärische Oberleitung ein wachsames und fürsorgliches Auge auf die Journalistik. Das wachsame Auge ist sicher auch bei uns vorhanden, das fürsorgliche ebenso sicher — nicht. Man liebt bei uns die Discussion militärischer Fragen in öffentlichen Blättern nicht. Eine Sache zunächst der Besprechung anheim geben, gewissermaßen Fühler ausstrecken, um sich über Ansichten und Stimmung der technischen Kreise zu informiren, wie das wol in wirthschaftlichen und politischen Dingen geschieht: das kennt man bei uns nicht. Und wird einmal der Truppe aufgegeben, irgend welchen Versuch anzustellen, so gelangt von dem Resultat Nichts in die Presse, sondern die Berichte gehen, vom großen militärischen Publicum ungekannt, direct an die maßgebenden Behörden zurück. Nach alter Preußischer Tradition entscheiden diese in Fragen der Organisation und Taktik einfach, und der Umstand, daß unser oberster Kriegsherr und Kaiser solchen Verordnungen vor der Publication durch Namensunterschrift Kraft verleiht, schneidet jede nachträgliche Discussion ab. In anderen Staaten, wo der Kriegsminister als höchste Instanz die Decrete unterzeichnet, liegt die Sache eben anders.

Wir wollen gern zugeben, daß das Preußische Verfahren den Forderungen strenger Disciplin entspricht und bislang zu guten Erfolgen geführt hat; andererseits darf man sich aber nicht verhehlen, daß es die nicht zu unterschätzende Gefahr der Einseitigkeit in sich birgt. Sehr gute Rathschläge können aus Kreisen kommen, die man nicht darum zu fragen pflegt. Wenn nun bei uns die Militär-Zeitschriften trotzdem hin und wieder brennende Tagesfragen berühren, so wird ihnen begreiflicher Weise von officieller Seite kein Wohlwollen entgegebracht. Man sieht sie, wenn nicht für schädlich, doch mindestens für unnütz an. Die militärische Presse ist keine Macht. — Welche Politik muß daher eine Militär-Zeitung verfolgen, um sich wenigstens nicht das Mißfallen officieller Kreise zuzuziehen, wenn es ihr auch nie gelingen kann, sich das Wohlwollen derselben zu erwerben? Sie muß gerade das, was den activen Officier am meisten interessirt, nämlich Neuerungsvorschläge auf dem Gebiete der Organisation und Taktik ganz und gar vermeiden und sich, was das Deutsche Vaterland anbetrifft, mit Kundgebung und Erläuterung von Thatsachen begnügen, die sie am besten aus dem Armee-Verordnungsblatt entnimmt. Im Uebrigen muß sie das Feld ihres Wirkens in der Kriegsgeschichte — aber um Gotteswillen nicht

Digitized by Google

in der neuesten, suchen; denn wie würde es beispielsweise einer kritischen Beleuchtung der Ereignisse um Amiens ergehen! Auch das Ausland ist ihr freigegeben; hier darf sie urtheilen, verdammen, selbst spötteln. Und je kümmerlicher der Inhalt ist, desto günstiger ist ihre officielle Beurtheilung; was an dem weitestverbreiteten Militärblatte leicht nachzuweisen wäre — man soll indeß nicht in officiöse Wespennester stechen.

Den Mangel an Wohlwollen überträgt man officiellerseits natürlich von den Zeitungen auf ihre Mitarbeiter. Man will — das ist allbekannt — die schriftstellerische Beschäftigung im Heere auf ein Minimum beschränken; vielleicht weil man glaubt, daß der die Feder führende Officier nicht auch ein guter Front-Officier sein könne. Darüber ließe sich streiten. Da nun ein Jeder, der den Drang zu schreiben in sich verspürt, sehr wohl weiß, daß er nicht mit günstigem Auge angesehen wird, selbst wenn er einen hyperloyalen Ton anschlägt, und da er ferner gewiß ist, von der Mehrzahl seiner Kameraden gehänselt und verspottet zu werden, wenn er einmal seine Gedanken durch Druckerschwärze kund giebt, so verkriecht er sich nothgedrungen hinter Anonymität. Sie ist bei uns allgemein geworden, während wir in anderen Ländern das gerade Gegentheil sehen. Ob es aber nicht zu wissenschaftlichem Streben anregt, wenn, wie in Italien, die besten Winterarbeiten mit voller Nennung des Verfassers auf Befehl des Kriegsministers veröffentlicht werden, und so Ehrgeiz wie Geldbeutel des Autors gleichzeitig Befriedigung finden? — Im Großen und Ganzen giebt es in Deutschland nur zwei Klassen von Officieren, welche sich mit Militärschriftstellerei befassen: die Eitlen, denen nur daran liegt, ihre Arbeiten gedruckt zu sehen, und die Armen, die Talent und Muße daran wenden, sich einen Nebenverdienst zu schaffen. Die Eitlen kommen nicht zu ihrem Recht. Aus obengenannten Gründen sind sie gezwungen, sich der Anonymität zu bedienen, und es ist ein mäßiger Genuß, hie und da einem intimen Freunde zu verrathen, daß man der Verfasser dieses oder jenes Artikels sei. Bald erlahmt die Arbeitskraft; der Eitle ist kein dauerhafter Mitarbeiter. Anders steht es mit den Angehörigen der zweiten Klasse. Ihre Mitarbeiterschaft hat Werth für die Zeitschriften, auch hält sie verhältnißmäßig lange an — bis endlich auch sie verloren geht. Unsere Militär-Zeitungen, nicht wie ihre Colleginnen in Frankreich und Italien, vom Staate subventionirt, sondern auf einen geringen Abonnentenkreis und in Folge dessen auch auf eine kärgliche Annoncen-Einnahme angewiesen, verfügen über zu geringe Mittel, als daß sie besondere Honorare zahlen könnten. Gewahrt nun der arme Officier, daß er journalistische Fähigkeiten wirklich besitzt, so wendet er sich besser zahlenden politischen und belletristischen Zeitschriften zu. Die Militär-Zeitung läßt ihn traurig ziehen, da sie nicht über die Mittel verfügt, ihn zu halten. Unbestritten, wer eine Militär-Zeitschrift in Bezug auf den Gehalt heben will, der sorge für Abonnenten, denn in steiger Wechselwirkung stehen: gute Einnahmen und gute Mitarbeiter. Dies als Anwort auf die so oft gehörte Entschuldigung für das Nichtabonniren: „Es steht ja Nichts d'rin!“ — Wenn mehr Leute abonnirten, würde etwas darin stehen.

Gute Mitarbeiter würden nun den guten Gehalt einer Zeitung verbürgen, wenn ihrer Feder nicht ein Hemmschuh angelegt wäre: die Scheu, durch offenherzige Besprechung brennender Fragen ein Stirnrunzeln an hoher Stelle zu erregen. Discretion ist gewiß recht lobenswerth und in Bezug auf manche Materien geboten, aber man kann auch in der Aengstlichkeit zu weit gehen. Es ist eine Thatsache, daß die Geheimhaltung mancher Dinge sich schwer durchführen läßt, und daß unsere großen politischen Zeitungen gar Manches wissen und veröffentlichen, was sie nicht wissen und veröffentlichen sollten. Dann ist es rührend und amüsant zu beobachten, wie sich die Militär-Zeitschriften einem solchen unbequemen Falle gegenüber stellen, wie sie schüchtern abzuleugnen versuchen, oder

Digitized by Google

ängstlich schweigen, wo Alles erregt ist. Natürlich greift, wer sich über solche Sachen orientiren will, zur politischen Zeitung und nicht zur Fachzeitschrift; die Militär-Journalistik wird discreditirt. Da scheint eine emancipirtere, wenn auch durchaus tactvoll geführte Redaction am Platz. Keineswegs wollen wir den Ton einzelner Oesterreichischer Blätter angeschlagen wissen, die sich in ausgesprochener Opposition zu der leitenden Behörde befinden, und die in Folge ihrer tactlosen und illoyalen Ausfälle bisweilen beschlagnahmt werden. Aber wir wollen eine, durch Vermeidung allzugroßer Peinlichkeit geschaffene, anregende Lectüre; es soll nicht schon der Titel den Leser angähnen. Der Werth solcher Lectüre für die wissenschaftliche Weiterbildung im Heere, für das Interesse an militärischen Sachen überhaupt, liegt auf der Hand. Die „Deutsche Heeres-Zeitung" bezeichnete jüngst mehrere Jahrgänge einer Militär-Zeitschrift als eine „chronologisch geordnete Militär-Encyklopädie", und sie hat nicht ganz Unrecht. Wenigstens sollte es so sein. Weiterhin berichtet dasselbe Blatt von der geringen Theilnahme des Deutschen Officierstandes an der Fach-Literatur, und wir fürchten, hier hat es ganz recht. Allerdings sind die Militär-Zeitungen theuer, und erschweren dadurch dem Gros der soldatischen Lesewelt, d. h. den meist nicht in glänzenden Verhältnissen lebenden Lieutenants, die Anschaffung. Aber da könnte sich doch eine Anzahl von Officieren zu Lesezirkeln verbinden, und schließlich: wären die Abonnenten zahlreicher, dann würden die Zeitungen wohlfeiler sein können. Sollte man nun aber nicht erwarten, daß die sieben Militär-Zeitungen Deutschlands — wir sehen von den rein technischen und kriegerbündlerischen ab — in dem Lesezimmer eines jeden Regiments, eines jeden alleinstehenden Truppentheils, wenigstens zum Theil zu finden wären? Sollte man nicht annehmen, daß jede Regiments-, Divisions- und sonstige Truppen-Bibliothek jede Militär-Zeitung wenigstens in Einem Exemplare halte? Das ergäbe allein schon an die 300 Abonnenten; aber es trifft nicht zu. Wir könnten sogar auf die erste Militär-Bibliothek des Deutschen Reiches hinweisen, die von der Existenz einzelner Fachzeitungen keine Notiz nimmt. Kleinliches Cliquenwesen!

Fernerhin sollte man meinen, daß eine große Anzahl hauptstädtischer Kaffeehäuser und Restaurants die beliebteren Militär-Zeitschriften aufzuweisen hätten. Auch das ist nicht der Fall, und auch hierin stehen wir anderen Ländern, namentlich Frankreich und Italien nach. Dort verschmäht es selbst der Civilist nicht, sich über militärische Dinge zu unterrichten, indem er zur Fachzeitung greift. Anders bei uns, wo ein Militär-Blatt wie ein Buch mit sieben Siegeln betrachtet wird. Wir geben zu, daß manche Ausdrücke und Redewendungen technische Vorbildung zum Verständniß erheischen; im Uebrigen dürfen wir behaupten, daß auch in der Militärwissenschaft die letzten Jahrzehnte die Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit bezeichnen. Hand in Hand mit dieser Errungenschaft geht das Bestreben, die Fremdwörter nach Möglichkeit auszumerzen, wovon das Werk des Generalstabs über den Deutsch-Französischen Krieg rühmlichst Zeugniß ablegt. Und so meinen wir, daß heute die Militär-Zeitungen auch für den Laien — darf man bei dem „Volk in Waffen" überhaupt noch von „Laien" auf militärischem Gebiet reden? — verständlich sind und obendrein interessant sein würden, wenn sie allgemeinere Theilnahme fänden, wenn der Zwang von oben weniger streng, und wenn der Ton in diesen Journalen etwas — wir betonen, etwas — freier wäre.

Das Unglück des Herrn Mommsen. Seit drei Wochen beschäftigt sich die gesammte Presse Berlin's und Norddeutschland's Tag für Tag, Morgens und Abends mit dem Brande der Villa Mommsen, welcher sich am 12. Juli, in der Nacht von Sonntag zu Montag ereignete. Theodor Mommsen, der vielgefeierte Verfasser der „Rö-

Digitized by Google

mischen Geschichte", Professor an der Berliner Universität und früher nationalliberales Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, besitzt in Charlottenburg ein Landhaus, das er mit seiner sehr zahlreichen Familie — der „Berliner Börsen-Courier" erzählt von 20 Kindern — bewohnt. Im dritten Stock befindet sich das Arbeitszimmer und die Bibliothek des Gelehrten, welche in jener Nacht vom Feuer ergriffen ward. Gegen drei Uhr Morgens weckte man Mommsen mit der Schreckensnachricht. „Entsetzt sprang der alte Herr auf, der kaum vor einer Stunde seine Studierstube verlassen hatte. Halbangekleidet, der Todesgefahr nicht achtend, stürzte er in die raucherfüllte Bibliothek, um von den Schätzen zu retten, was noch zu retten war. Mit Mühe wurde er noch ergriffen und hinausgetragen, eh' es zu spät war. Schon hatte das Feuer nach den grauen Haaren gegriffen, das in langen Strähnen vom Nacken herunterhängt, schon hatte er sich Gesicht und Hände schwer verletzt. Einen Augenblick noch, und der größte Kenner des Alterthums wäre nicht mehr am Leben." — „Unersetzlich sind die kostbaren Handschriften, welche Mommsen im Laufe seines Lebens in Italien gesammelt hat, und die sämmtlich ein Raub der Flammen geworden sind. Ein Theil derselben war aus fremden Bibliotheken entliehen. Am schwersten ist aber die Wissenschaft dadurch betroffen worden, daß fast druckfertige Manuscripte, eine „Römische Geschichte als Staatswissenschaft" und eine „Römische Kaisergeschichte", ebenfalls verbrannt sind. Der Verlust, welchen der große Historiker erlitten, wird dadurch von der ganzen gebildeten Welt mitempfunden." — Aber auch die „ungebildete" Welt hielt mit ihrer Theilnahme nicht zurück. „Es hat etwas Ergreifendes", schreibt die Berliner „National-Zeitung", „wenn man aus dem Munde gewöhnlicher Arbeiter und Frauen, welche die Brandstätte umstehen, hört, daß der „alte Herr" seine „Schätze", die er so sorgsam sein ganzes Leben gehütet, verloren habe." Dieselbe „National-Zeitung" konnte jedoch allmählich weit tröstlichere Nachrichten melden. Sie berichtete, daß die Brandwunden nur unbedeutend seien, und Professor Mommsen bereits seine Arbeiten wieder aufgenommen habe; daß das Manuscript der Römischen Inschriftensammlung bereits abgesetzt sei, die Afrikanischen Inschriften schon im Druck vollendet wären, und von der angeblich verbrannten „Römischen Kaisergeschichte" überhaupt noch kein Buchstabe geschrieben war. — „Vernichtet sind vier kostbare Codices der Gothischen Geschichte des Jordanes aus den Bibliotheken zu Berlin, Wien, Breslau und Heidelberg." Auch ein der Universität Leyden gehöriger Codex des Victor Tannunensis ist beschädigt; indeß habe der dortige Bibliothekar Herr du Rieu an Mommsen geschrieben: „Was macht ein einziges Unglück im Vergleich mit den 1260 Codices, welche unsere Bibliothek seit 1859 mittheilte, und wieviel Schönes ist durch Sie und andere Gelehrte aus unsern Codices publicirt!" Während die „National-Zeitung" den „großen und edlen Sinn" rühmte, mit welchem Herr du Rieu „die Aufgabe der wissenschaftlichen Sammlungen" auffasse; während nach der „Magdeburger Zeitung" auch das Auswärtige Amt seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben habe, wegen der stattgefundenen Beschädigungen ausländischer Bibliotheken Vermittelungen und Ausgleiche zu übernehmen — erklärte der Vorstand der Wiener Hofbibliothek, daß er die verbrannte Jordanes-Handschrift nicht Herrn Mommsen, sondern der königlichen Bibliothek in Berlin leihweise überlassen habe, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung des Gebrauches für die Monumenta Germaniae, nur in den Räumen der Berliner Bibliothek. Der Vorstand der Wiener Hofbibliothek faßte also „die Aufgabe der wissenschaftlichen Sammlungen" weit weniger groß- und edelsinnig auf, als Herr du Rieu in Leyden, und auch der königliche Oberbibliothekar Professor Lepsius in Berlin scheint jener Auffassung nicht zu huldigen. Auch er erließ eine öffentliche Erklärung, in welcher er die Angabe der Wiener Hofbibliothek voll bestätigte und dazu bemerkte: „Die

Digitized by Google

Jordanes-Handschrift ist nicht mit meiner Erlaubniß aus der königlichen Bibliothek hinausgegeben, vielmehr hat dies nur unter Verletzung der bestehenden strengen Vorschriften geschehen können, von denen ich Ausnahmen niemals gestattet habe." — Der Oberbibliothekar stellte also fest eine gröbliche Pflichtverletzung des betreffenden Bibliothekbeamten, die selbstredend auch eine solche Seitens des Herrn Mommsen in sich schließt, und man hätte glauben sollen, daß diese scharfe Erklärung auch die Rührung und Bewunderung der „liberalen" Presse für Herrn Mommsen etwas dämpfen würde. Aber weit gefehlt. Wahrscheinlich, um den unliebsamen Eindruck zu verwischen, begannen die „liberalen" Blätter jetzt mit Hochdruck zu arbeiten. In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" meinte Professor Mähly aus Basel: wenn Mommsen ein Franzose wäre, würde man in Frankreich für ihn sofort eine Nationalsubscription ins Werk setzen; und er gab „dem Gedanken Ausdruck", durch allgemeines Spenden von Büchern dem Gelehrten die verbrannte Bibliothek zu ersetzen. „Wir sind überzeugt, auch die Länder Romanischer Zunge würden sich nicht spröd finden lassen; Italien schon garnicht, wo der Ruhm des „Gran Teodoro" selbst in abgelegene Dörfer gedrungen ist. (!!!) Die „National-Zeitung" übernahm diesen „Gedanken" mit Begeisterung, und fügte hinzu: „Namentlich regt es sich auch schon in Italien, um dem Geschichtschreiber Rom's die ihm verloren gegangene Localliteratur wieder herbeizuschaffen." Ernst Dohm, der Semitische Barde des „Kladderadatsch" stieg vom „Krankenlager auf den Pegasus, um Mommsen in folgender Weise anzusingen: „Verdienter Lohn rastlosen Forscherstrebens, Ward ihm der Besten Dank, der Jugend hohe Begeisterung zu Theil; des Pöbels rohe Gemeinheit nagt an seinem Ruhm vergebens." Wenn selbst die alten Weiber in Charlottenburg an der Brandstätte trauern, und sogar die Italienischen Bauern den „Gran Teodoro" feiern, wie kann man dann von der Gemeinheit des „Pöbels" sprechen? Nein, die Angriffe auf den großen Historiker sind aus ganz andern Kreisen, aus der „gebildeten" Welt gekommen. Bekanntlich ist die „Römische Geschichte", welcher Mommsen seinen Ruhm verdankt, im Sinne des landläufigem „Liberalismus" geschrieben, und in den späteren Auflagen gewissermaßen eine Verherrlichung der Fortschrittspartei. Von verschiedenen Seiten ist das Werk als unhistorisch, tendenziös und feuilletonistisch hingestellt worden. Aber noch mehr. Karl Peter, Rector der Landesschule Pforta, hat den Beweis geliefert, daß Mommsen's Schilderung der Parteiverhältnisse Rom's bis zum Ausbruch der Bürgerkriege auch philologisch nicht haltbar ist und den Quellen widerspricht. Man sieht aber, wie die „liberale" Presse den Ruhm ihrer Lieblinge zu conserviren versteht, und die conservativen Blätter sind so gedankenlos gefällig, dieselbe Reclame-Posaune zu blasen. Wenn es wahr ist, daß bei dem Brande auch die Vaticanische Bibliothek geschädigt ist, daß auch die Vaticanische Bibliothek für jeden Anderen bisher unzugängliche Documente dem „Gran Teodoro" anvertraut hat, so wäre dies eine Liberalität, die den „Kulturkämpfer" Mommsen doch tief beschämen müßte.

Wir sind weit entfernt, Herrn Mommsen das Mitgefühl zu versagen, welches jedes Unglück, auch das verschuldete, herausfordert. Wir gönnen ihm auch, falls die verbrannte Bibliothek gegen Feuersgefahr nicht ausreichend versichert war, jede Entschädigung, sei es durch Bücherspenden, sei es durch eine „Nationalsubscription". Aber wir meinen, es darf der Staatskasse nicht zugemuthet werden, Handschriften zu bezahlen, die Herr Mommsen unbefugter Weise aus der königlichen Bibliothek in seine Wohnung mitnahm, vielmehr ist hier eine strenge Untersuchung und die Bestrafung der Schuldigen nöthig. In der königlichen Bibliothek darf eben nicht bei Licht, und am wenigsten in tiefer Nacht gearbeitet werden. Wie Herr Mommsen selber angegeben, hat er, sehr ermüdet, ein Licht angezündet, um sich in sein Schlafzimmer zu begeben. Das Streichholz glaubt er auf den Boden ge-

Digitized by Google

worfen zu haben, und wahrscheinlich hat dasselbe den Brand veranlaßt. Solch ein Unfall kann Jedem passiren, aber Herrn Mommsen vielleicht eher, als hundert Anderen, denn er scheint an höchst bedenklichen An- oder Zufällen zu leiden. In der Abendsitzung des Abgeordnetenhauses am 11. Februar 1879 erhob sich Herr Mommsen, um eine Mehrbewilligung von 15,000 Mark zu Anschaffungen für die Museen zu empfehlen. Er sprach mit schwerer Zunge, wiederholte immer wieder denselben Satz mit geringen Variationen, und kam mit seiner Rede nicht vom Fleck. Die Stenographen legten den Bleistift nieder, die Conservativen und Ultramontanen kicherten, die Nationalliberalen waren in großer Verlegenheit und zogen ihren Parteigenossen endlich an den Rockschößen auf seinen Sitz nieder. Das Original-Stenogramm erwies sich als blanker Nonsens, und die in den stenographischen Bericht übergegangene Rede ist nur wenige Zeilen lang. Solche An- oder Zufälle sollen bei Herrn Mommsen wiederkehren, und vielleicht befand er sich unter ihrem Einfluß, als er in jener Nacht das Licht anzündete und das Streichholz auf den Fußboden warf.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, Berlin W., Schwerin-Straße 21, richten.
Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagsbandlung gestattet.

Allgemeiner Anzeiger des „Kulturkämpfer".

Insertions-Gebühr für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 60 Pf. — Inseraten-Annahme in der **Expedition, Magdeburger-Straße 31,** bei **Haasenstein & Vogler** in Berlin, **G. Daube & Co.** in Frankfurt a. M., **Invalidendank,** Berlin und allen Annoncen-Bureaus in Berlin, Breslau, Cöln, Dresden, Frankfurt a. M., Halle, Hamburg, Leipzig, London, München, Nürnberg, Paris, Prag, Straßburg, Stuttgart, Wien, Zürich.

Drei Auflagen — 6000 — in drei Wochen!
Bei **Glaser & Garte** in Leipzig ist in dritter Auflage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Frankfurter Juden
und die
Aufsaugung des Volkswohlstandes.
Eine Anklage wider die Agiotage und wider den Wucher.
Von Germanicus.

Allgemeines. — Die Kipper und Wipper. — Rothschild. — Erlanger. — Sulzbach und die Meininger Bank. — Reinach. — Hahn und die Deutsche Effecten- und Wechselbank. — Die Darmstädter Bank. — B. H. Goldschmidt und Bischofsheim & Goldschmidt. — Die Vereinsbank. — Der Frankfurter Bankverein. — Die Amerikaner. — Die Frankfurter Platzgründungen. — Die kleinen Börsenjuden. Sachs & Co. — Sonnemann und die Frankfurter Zeitung. Die Presse. Judengenossen. — Der Fall Weiller. — Neben der Börse. „Vorsicht" und „Deutscher Rechtsschutzverein". — Die „Fremden". — Anhang: Die Frankfurter Emissionen während der Schwindeljahre. — Die „Warnungen" der „Frankfurter Zeitung". — Hinter den Coulissen. Schottländer.

Preis 1 Mk. 50 Pf.

Als beste Empfehlung diene dieser Schrift die Thatsache, daß von ihr in Frankfurt selbst binnen acht Tagen bereits mehr als 1000 Exemplare verkauft wurden, trotzdem keines der Lokalblätter eine Anzeige von ihr aufzunehmen wagte und trotzdem die Blätter auswärtiger Zeitungen, welche die Anzeige enthielten, in den Kaffeehäusern beseitigt wurden.

Druck von Ihring & Fahrenholz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 16.

15. August 1880.

Das Ministerium Gladstone.

Bekanntlich hat Graf Harry Arnim, der frühere Deutsche Botschafter in Paris, den Fürsten Bismarck den „Generalpächter der öffentlichen Meinung in Europa“ genannt. Es ist auch nicht unrichtig, daß Bismarck sehr bemüht gewesen ist, die sogenannte öffentliche Meinung, d. h. die Presse des In- wie des Auslandes zu gewinnen, zu beeinflussen und zu leiten, daß ihm dies seit dem Jahre 1866 im Großen und Ganzen gelungen ist, und daß er seine Erfolge, seinen Ruhm und seine Popularität wesentlich der Unterstützung, welche ihm die Presse angedeihen ließ, mit verdankt. Indeß arbeitete die Presse stets nicht sowol im Dienste Bismarck's als im Dienste der Judenschaft, in deren Händen sie sich zum überwiegenden Theil befindet, und die seit zwanzig Jahren ihre eigentliche Herrin ist. Die Presse begann für Bismarck zu werben und zu kämpfen, als der Börsen-Liberalismus zur Herrschaft gelangte, und sie vergötterte den Kanzler, so lange unter Michaelis, Delbrück und Camphausen die Manchesterwirthschaft blühte, und daneben, um den allgemeinen Krach und Bankerott zu verdecken, unter Falk der „Kulturkampf“ tobte. Als aber der schwere Nothstand im Lande den Fürsten Bismarck stutzig machte, als er an der allein selig machenden Lehre der manchesterlich-jüdischen „Volkswirthe“ irre wurde, als er Herbst 1875 zum ersten Mal im Reichstag von einer Steuer-Reform sprach und seine wirthschaftlichen Ideen entwickelte, da hieß ihn Eugen Richter einen „Dilettanten“, und die „liberale“ Presse jammerte im Chor, daß die „finstere Reaction“ hereinzubrechen drohe. Mit dem Sturz von Delbrück, Achenbach, Camphausen, Friedenthal, Falk, Michaelis erkaltete mehr und mehr die Freundschaft zwischen Bismarck und der Presse. Wenn die „liberale“ Presse bisher noch nicht mit dem Kanzler offen brach, vielmehr fortfuhr — freilich in sehr viel geringerem Maße — ihm zu schmeicheln, wenn sie ihn noch heute als ihren Verbündeten reclamirt, und ihn als Trumpf gegen die wirthschaftliche und kirchliche „Reaction“ auszuspielen versucht, so hat dies mancherlei Ursachen. Einmal sind auch die neuesten Schritte Bismarck's, die Schutzzöllnerei und die Verstaatlichung der Eisenbahnen, dazu die famose Justizreorganisation, wesentlich der Börse und der Judenschaft zu gute ge-

Digitized by Google

kommen. Andrerseits ist die außerordentliche Macht, welche Bismarck in Händen hält, noch immer zu scheuen und zu fürchten. Seitdem aber die liberalen „Freiheiten", namentlich die Gewerbe-, Börsen-, Actien-, Wucher-, Wechsel- und Standesamts-„Freiheit" mehr und mehr in Gefahr gerathen, wird auch die Sprache der Presse gegen den Fürsten drohender und feindseliger. Die letzte „Kanzler-Krise" fand im „liberalen" Lager Unglauben und Spott; „liberale" Blätter riethen ihrem früheren Abgott, mit seinem Abgang doch einmal Ernst zu machen, oder sich wenigstens in Sachen der Steuer- und Wirthschafts-Politik auf das Altentheil zu setzen, Delbrück zurück zu berufen, und sich selber wieder auf das „Auswärtige" zu beschränken. Kommt es, was aber noch zu bezweifeln steht, entschieden zu einer wirthschaftlichen und kirchlichen „Reaction", so kann sich Fürst Bismarck auf eine zweite Auflage der Conflicts-Periode gefaßt machen, so kann er nochmals ein tägliches Unwetter von Angriffen, Verdächtigungen und Schmähungen, Seitens der „liberalen" Presse, erleben.

Daß die ganze Politik unserer Jüdisch-liberalen Presse nur Vorwand und Mittel ist, welchen Humbug sie mit der Politik treibt, und von welcher Art ihre so stark aufgetragene „Reichsfreundschaft" eigentlich ist, zeigt ihr Verhalten gegen die Judensprößlinge Gambetta und Disraeli. Sie wird nicht müde, den Einen wie den Andern zu feiern und zu verherrlichen, für Beide die unverschämteste Reclame zu machen, und zu Gunsten Beider die öffentliche Meinung zu fälschen, die wichtigsten Thatsachen zu unterschlagen. Sie fördert mit allen Kräften die ehrgeizigen Pläne Gambetta's, obwol, sobald dieser Mann zur Regierung gelangt, ein neuer gewaltiger Krieg zwischen Frankreich und Deutschland unvermeidlich ist, bei welchem das dem Reiche gewonnene Elsaß-Lothringen doch wieder verloren gehen, welcher einen allgemeinen Europäischen Brand anstiften und die Herrschaft der Socialdemokratie in's Werk setzen könnte. Unsere Jüdisch-liberale Presse, welche die conservative Partei in Deutschland als den Erbfeind aller freiheitlichen und nationalen Entwickelung, als den Schädiger der Volkswohlfahrt bekämpft, arbeitet ununterbrochen mit an dem Sturze des liberalen Ministeriums Gladstone in England, weil dort an der Spitze der conservativen Opposition der Jude Benjamin Disraeli steht. Wie unsere Semitischen Blätter vorgeben, herrscht zwischen den Deutschen Conservativen und den Englischen Tories ein himmelweiter Unterschied, sind die Whigs in England nicht entfernt zu vergleichen mit den Liberalen in Deutschland, und doch zählt das Ministerium Gladstone unter seinen Mitgliedern Gesinnungsgenossen des Volksanwalts Eugen Richter, des „guten Revolutionärs" Virchow und des „bürgerlichen Demokraten" Sonnemann! O, Humbug, Dein Name ist in Deutschland — Judenpresse!!

Gladstone war und ist, weil ein Mann von Muth, Ehre und unerbittlicher Logik, der gefährlichste Gegner des Semiten Disraeli. Als er 1874 diesem das Staatsruder abtreten mußte, ging ein Freudenschrei durch unsere Jüdisch-liberale Presse. Gladstone hatte nach Außen eine friedliche Politik befolgt, im Innern weise Reformen unternommen; seine Finanzverwaltung hatte thatsächliche (nicht etwa Camphausen'sche) Ueberschüsse geliefert und wesentliche Steuernachlässe ermöglicht. Gladstone ist ein gläubiger Christ. Darum war er bestrebt, die christlichen Provinzen der Türkei vom Joche des Halbmonds zu befreien. Darum machte er ein Jahr-

Digitized by Google

hunderte langes Unrecht wett, und hob im katholischen Irland die Staatskirche auf. Disraeli war in allen Stücken der Gegensatz seines Vorgängers. Er verwickelte England in ebenso abenteuerliche wie ungerechte und kostspielige Kriege, annectirte die Transvaal-Republik der Holländischen Bauern und übte brutale Gewalt gegen Afghanistan. In Sachen des Suezkanals vollführte er durch heimlichen Aufkauf der Actien ein echtes Börsenstückchen. Die Türkei trieb er zum Widerstande gegen die ihr von den Europäischen Mächten angerathenen Reformen, hetzte sie dadurch in den Krieg, betrieb so wider Willen die Vergrößerung Rußlands, und gewann im betrügerischen Schacher die Insel Cypern. Für die Galvanisirung des „kranken Mannes" am Bosporus hat die Judenschaft das zärtlichste Interesse, denn die zerrütteten Türkischen Finanzen sind für sie eine wahre Goldquelle. Dank der Judenpresse wurde Disraeli als Wiederhersteller des Britischen Ruhmes gefeiert, den Gladstone angeblich so sündhaft vernachlässigt hatte; als der Heros, welcher England die ihm im Europäischen Concert gebührende Stellung wieder verschafft hatte. Die Deutsche Judenpresse wußte auch die Meinung zu verbreiten, die abenteuerliche, beutelüsterne, sich anmaßlich in Alles mischende Regierung Disraeli's sei unserer auswärtigen Politik günstiger und sei uns überhaupt geneigter, als ein liberales Kabinet es sein würde. Thatsächlich traf just das Gegentheil zu. Thatsächlich steuerte Benjamin auf eine Art von Cäsarismus los, den Lord Hartington dem „Bastard-Imperialismus des Französischen zweiten Kaiserreichs" verglich. Indien behandelte er einfach als ein unterworfenes Land, proclamirte die Königin als „Kaiserin von Indien" und ward dafür zum Lord Beaconsfield („B. A. Cohnfeld", witzelte die Semiten-Presse) ernannt, wogegen Gladstone in seiner stolzen Unabhängigkeit jede Standeserhöhung abgelehnt hatte. Während die Gesetzgebung ziemlich stockte und die vulcanischen Zuckungen in Irland kaum beachtet wurden, beging Disraeli nach Außen Dummheiten über Dummheiten und stürzte das Land in die unsinnigste Verschwendung. Nichts ist wunderlicher, als diesen Abenteurer den Hort der conservativen Interessen preisen zu hören; nichts ist lachhafter, als wenn dieser Jude angeblich eine Anleihe bei Julius Cäsar macht, und als das Programm seiner Regierung „Imperium et libertas" (Macht und Freiheit) verkündet! Die Judenpresse wies ihm auf dem Berliner Congreß von 1878 eine Hauptrolle zu, obwol er hier von Bismarck mit offenbarer Geringschätzung behandelt ward; sie wußte unendliche Geschichten von seiner Originalität, Geistreichigkeit und Freigebigkeit zu erzählen, und ließ ihn Cigarren und Markstücke unter das Volk vertheilen.

Wie jeder Abenteurer und Glückspilz war Disraeli übermüthig und sorglos geworden; er unterschätzte Gladstone, der durchglüht von idealer Leidenschaft, mit flammender Begeisterung gegen ihn zu Felde zog, und wie ein Wanderprediger das Volk förmlich gegen ihn aufrief. Disraeli begnügte sich, seinen Nebenbuhler für einen „Verrückten" erklären zu lassen, und war so verblendet, das Parlament aufzulösen. Die kolossale Niederlage, welche er März 1880 bei den Neuwahlen erfuhr, wirkte in Deutschland geradezu verblüffend. Unsere Jüdisch-liberale Presse hatte für die Anstrengungen Gladstone's und seiner Anhänger nur Spott und Hohn gehabt, und sie hatte den Sieg Disraeli's als unzweifelhaft hingestellt. Aber über-

Digitized by Google

aus spaßhaft ist es, daß auch dieser alte Schwindler selber sich über die Stimmung im Lande so gröblich täuschen konnte. Es ist dies ein neuer Beweis, daß die Juden zwar untergeordnete Schlauheit, aber nicht wahre Klugheit, geschweige denn besondere Weisheit besitzen. Disraeli glaubte der Judenpresse, von der er doch am besten wissen mußte, wie sie in seinen Diensten log und trog. Er verwechselte die von ihm beeinflußte Presse mit der öffentlichen Meinung. Er wußte nicht, daß es Zeiten giebt, wo sich, unabhäng von der Presse und durchaus instinctiv, eine wirkliche öffentliche Meinung bildet, die plötzlich die Bevölkerung ergreift, und der die Presse nun Mühe hat, nachzukommen, wobei sie die ergötzlichsten Purzelbäume schießt. Das Englische Volk war der Semitischen Ränke und Kniffe, der Jüdischen Feuerwerkerei, der großen Lasten und Unkosten müde; es sehnte sich nach einer ehrlichen, besonnenen Regierung, und so kehrte es Disraeli den Rücken und hob Gladstone auf den Schild. Bemerkenswerth ist, daß auch etliche Juden den Umschlag in der Witterung ahnten und sich danach einrichteten. In Aylesbury ließ sich Nathan Mayer von Rothschild als Candidat der Liberalen aufstellen. Lady Roseberry, eine geborne Rothschild, steuerte zu Gunsten der Gladstone'schen Wahl-Agitation beträchtliche Summen bei.

Aber welch Gewaimer lief nach dem Durchfall Disraeli's durch die Judenpresse! Die Berliner „Nationalzeitung" der Herren Wolff & Salomon schrieb: „Nicht ohne Bedauern würde Europa (!!) einen Mann wie Lord Beaconsfield aus seinem Amte scheiden sehen." Um sich über ihren Schreck zu trösten, suchten die „liberalen" Blätter ihren Lesern wieder blauen Dunst vorzumachen. Obwol es zweifellos war, daß die Premierschaft im neuen Kabinet nur Gladstone zufallen konnte und ihm zufallen mußte, denn die Volksstimme verlangte es, und daher blieb auch der Königin keine andere Wahl — mühten sich „liberale" Zeitungen, die Sachlage zu verdunkeln und zu Ungunsten Gladstone's zu deuten. Sobald er die Zügel der Regierung ergriff, eröffneten die Semitischen Guerrillas auf der ganzen Linie das Feuer gegen ihn. Dieselbe Judenpresse, welche jedes Unternehmen Disraeli's bis zu den Wolken erhoben hatte, wußte jeden Schritt, den Gladstone that, herabzusetzen und zu verdächtigen. Als Gladstone nothgedrungen gewisse Pfade verfolgte, die sein Vorgänger eingeschlagen hatte, als er in einem Briefe an den Oesterreichischen Botschafter in London voll Edelmuth und Großherzigkeit einen Angriff zurücknahm, den er als Privatmann gegen die Oesterreichische Regierung gerichtet hatte, bezichtigte man ihn des Widerspruchs und der Charakterlosigkeit, sprach der Jüdische Witz von einem „Ministerium der Entschuldigungen". Der Rücktritt eines Unterstaatssekretärs und eines Kammerherrn der Königin gab das Signal, das neue Kabinet, als von einer schleichenden Zersetzung ergriffen, hinzustellen. Die Sünden Disraeli's, namentlich die Niederlage der Engländer in Afghanistan, wurden Gladstone angerechnet. Als das Oberhaus voll Verblendung und auf Betreiben Disraeli's die Entschädigungs-Bill der Irischen Pächter verwarf, und die Regierung dem Hause der Lords dafür die Verantwortlichkeit überwies, meinte die Berliner „National-Zeitung": es sei „schwer ersichtlich, weshalb das Kabinet Gladstone nicht selbst diese Consequenz über sich ergehen lassen will". Also, weil das Oberhaus sein Votum gegen die Regierung abgegeben hat,

Digitized by Google

müßte das Ministerium nach dem Willen des Jüdischen Blattes bereits den Abschied nehmen; während bekanntlich die Kabinetsfrage stets nur dem Unterhause gegenüber gestellt wird. Gladstone ist ein Mann von religiösem Gemüth und kirchlichem Sinn. An dem Sonntage, wo er sich mitten in der Bildung seines Kabinets befand, und die in Aussicht genommenen Mitglieder schnell hinter einander bei ihm vorsprachen, besuchte er dreimal die Kirche. Ein solcher Mann ist selbstverständlich der Judenpresse ein Dorn im Auge, aber andererseits giebt ihm seine Frömmigkeit in dem streng kirchlichen England auch wieder einen großen Halt. Darum dürfte die „National-Zeitung", welche bereits äußerte, „die Tage des Ministeriums Gladstone seien gezählt", sich doch noch etwas in Geduld fügen müssen. Wie man weiß, liebt es die Judenschaft, jeden großen Mann schließlich als einen der Ihrigen zu reclamiren, und diesem Schicksal ist denn auch Gladstone nicht entgangen. Nach Mittheilung Jüdischer Blätter entstammt Gladstone einer Judenfamilie aus dem Posen'schen, und heißt eigentlich Freudenstein. Auch solche „Gewalt"-Sachen finden Glauben, und werden von Deutschen Eseln nachgebetet!

In Folge der außerordentlichen Anstrengungen und Aufregungen wurde Gladstone kurz vor Schluß des Parlaments auf's Krankenlager geworfen. Diese Nachricht erregte im ganzen Lande große Theilnahme. Ein Irisches Blatt schrieb: „Von keinen Lippen ist herzlicher für die rasche Genesung des Premiers gebetet worden, als von denen des dankbaren und ihm zugethanen Volkes Irlands."

Lassen wir nun die Mitglieder des liberalen Kabinets, das sich allerdings aus ziemlich ungleichartigen Elementen zusammensetzt, die Revue passiren.

William Ewart Gladstone ist ein Siebzigjähriger, der sich aber noch volle Frische des Geistes und des Körpers zu erhalten verstanden hat. Wenn die Feder ruht und Gladstone sein Arbeitszimmer verläßt, liebt er's, sich tüchtige Bewegung zu machen und im Freien anstrengende Arbeiten zu verrichten. Die Witzblätter stellen ihn meist mit einer Holzaxt in der Hand dar, und diese Anspielung ist keineswegs übel gewählt. Ist doch mancher stattliche Baum in dem Park von Howarden-Castle gefallen unter den wuchtigen Streichen des alten Staatsmannes, der sich gern im Schweiße seines Angesichtes mühen mag. Sein ganzes Leben ist eine fortlaufende Kette wissenschaftlicher Studien nnd politischer Kämpfe gewesen. Gladstone wurde am 29. December 1809 in Liverpool als der Sohn eines Kaufmanns geboren, der sich von einem kleinen Getreidehändler zum reichen Schiffsrheder emporgeschwungen hatte. Seine Studien begann er in Eton, wo er bereits seinen Hang zur Schriftstellerei in der Herausgabe eines Journals „Eton Miscellany" bethätigte. Von Eton ging Gladstone nach Oxford, um Theologie zu studiren, dann machte er Reisen in Italien, wo er sich mit Alterthums-Forschungen beschäftigte. In die politische Arena trat Gladstone schon 1832, also mit 23 Jahren, indem er durch den Einfluß des Herzogs von Newcastle für die Stadt Newark in das Unterhaus gewählt wurde. Er schloß sich zunächst an die Partei der Tories, und verstand es sehr bald, durch seine Beredsamkeit, seine Freimüthigkeit und seine Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Parlamentes auf sich zu ziehen. Bereits 1834 wurde ihm von Robert Peel das Amt eines jüngeren Lords

Digitized by Google

der Schatzkammer übertragen, das Jahr darauf ward er zum Unterstaats-Secretär der Colonien ernannt. Gladstone stellt bei allen Fragen seine religiöse Ueberzeugung in den Vordergrund; um so merkwürdiger mag es erscheinen, daß dem neuen Kabinet Schwierigkeiten aus der Eidesweigerung des Parlamentsmitgliedes Mr. Bradlaugh erwuchsen. 1835 trat Gladstone aus der Regierung und gelangte erst 1841 wieder in's Amt, das er bis 1846 behielt. Nach dem Tode Peel's machte er im Jahr 1850 eine Erholungsreise nach Neapel, wo er die Gefängnisse untersuchte, und über die grausame Behandlung der politischen Gefangenen einen Bericht an Lorg Aberdeen veröffentlichte, der ihm große Popularität eintrug. Im Laufe der Zeit wandte er sich mehr und mehr von den Tories ab, bei denen er die erhabene Sittlichkeit vermißte, welche er von einer politischen Partei fordern zu dürfen meinte. Die Tories hatten sich unter die Führerschaft von Disraeli gestellt, in dem Gladstone nur den getauften Juden und den Skeptiker sah. Sein Debut in der liberalen Partei war der Angriff auf das von Disraeli vorgelegte Budget, das er erbarmungslos zerpflückte. Gladstone zeigte sich als der bedeutendste Staatsökonom, und seit jener Zeit hat er auch, so oft die Liberalen am Ruder waren, die Englischen Finanzen in musterhafter Weise geleitet, wodurch er die große Volksthümlichkeit erlangte, die ihn immer wieder auf die Regierungsbank zurückkehren ließ. Als die öffentliche Meinung im Jahre 1874 sich gegen seine Politik entschied, war die liberale Partei gespalten und zerrüttet. Gladstone trat auch von der Leitung der liberalen Opposition zurück. Freilich geschah dies nicht ganz freiwillig. Durch mehrere Gesetzesvorschläge hatte er sich das Mißtrauen eines Theils seiner Anhänger zugezogen, und insbesondere arbeitete eine adlige Clique gegen ihn. Der greise Staatsmann nahm aber alsbald den Kampf gegen das Kabinet Disraeli mit erneuter Kraft auf, und gewann endlich den Sieg.

Eine lange Reihe von Candidaten stand dem Premierminister zur Auswahl, und es war sicherlich keine leichte Aufgabe, allen Bewerbungen gerecht zu werden. Der Spruch: „The spoil belongs to the victor" (Dem Sieger gehört die Beute) hat ja auch in England seine Berechtigung, doch für diesmal mußte noch manch' ehrgeiziger Mann sich in Geduld üben. Zum Lordkanzler wurde Lord Selborne, zum Lord-Präsidenten des Geheimen Raths Earl Spencer ernannt. Beide Staatsmänner gehören zu der Partei der alten Whigs, welche gerade unter dem höchsten und reichsten Adel Englands ihre zahlreichsten Vertreter hat. Earl Spencer bekleidete unter dem letzten Ministerium Gladstone den Posten eines Vicekönigs von Irland und füllte denselben mit Umsicht und Tact aus. Earl Granville, der Staatssecretär des Aeußeren, gehört zu den glücklichen Personen, welche mit einem goldenen Löffel im Munde geboren worden. Als er 1815 das Licht der Welt erblickte, wurde sein Vater, damals Botschafter in Paris, zum Peer erhoben. Nach Absolvirung seiner Studien in Eton und Christchurch ward der damalige Lord Leveson als Attaché seinem Vater beigegeben, den Thiers als das beau idéal eines Diplomaten bezeichnete. Schon 1837 trat Granville in das Parlament, schon 1839 machte ihn Lord Melbourne zum Unter-Staatssecretär im Ministerium des Auswärtigen, und seit jener Zeit ist er stets Mitglied des liberalen Kabinets gewesen,

Digitized by Google

indem er nacheinander als Vicepräsident des Handelsamts, Kanzler des Herzogthums Lancaster, Schatzmeister der Marine, Präsident des Rathes, Staatssecretär der Colonien und als Minister des Auswärtigen waltete. Als Colonial-Minister hatte Granville am wenigsten Erfolg, und hier war er heftigen wohlbegründeten Angriffen ausgesetzt, da seine unkluge Politik die Colonien dermaßen erbitterte, daß sie sich vom Mutterlande loszureißen trachteten. 1867 fungirte Granville als Englischer Commissar bei der Pariser Welt-Ausstellung, wobei er sich angelegen sein ließ, sein Vaterland in glänzender Weise zu repräsentiren. Nur der Presse zeigte er dabei wenig Entgegenkommen, und er behandelte dieselbe überhaupt mit Abneigung. Als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in den Jahren 1870—1874 hatte Granville leidliche Erfolge aufzuweisen, die Alabamafrage wurde geschickt zu Ende geführt; freilich überwog stets die Tendenz, den Frieden aufrecht zu erhalten. Beklagte sich doch einst bitter ein Russischer Staatsmann, daß man mit diesem Minister durchaus keinen Streit anfangen könne. Ebenso geschickt wußte Granville dem Ansinnen der Französischen Abgesandten auszuweichen, in dem Kriege mit Deutschland eine eingreifende Rolle zu übernehmen. Thiers suchte Granville mit den Erinnerungen an seinen Vater zu schmeicheln, war aber ungeschickt genug, durchblicken zu lassen, daß England wol durch die Sympathien der Königin für Deutschland gebunden sei. Lord Granville fühlte sich dadurch in seiner Würde als verantwortlicher Minister gekränkt, und Thiers mußte unverrichteter Sache davon gehen. Auch Rouher war nicht glücklicher. Der „Vicekaiser" arbeitete selbstverständlich für die Wiederherstellung des Kaiserthums. Granville war nie ein Bewunderer des letzteren gewesen, und hatte sich dabei in den entschiedensten Widerspruch mit Palmerston gestellt. Als Lord Russell ihm 1866 den Botschafterposten in Paris anbot, der mit 10,000 Pfund Gehalt ausgestattet ist, schlug Granville diese Ehre aus. Russell hoffte vielleicht, durch die Entfernung Granville's sich eines gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen; ebenso wenig liebte aber Granville Russell, da der Letztere ihm die Chance, Premier-Minister zu werden, schon früher verdorben hatte. Als nämlich 1859 das Derby-Disraeli-Ministerium zurücktreten mußte, waren die Ansichten im liberalen Lager noch sehr getheilt, und da man sich nicht einigen konnte, ob Palmerston oder Russell die Premierschaft übernehmen sollte, berief die Königin Earl Granville zur Bildung des Kabinets. Lord Russell lehnte es jedoch ab, unter einem anderen Premier, als unter Palmerston, zu arbeiten; Granville mußte sich auf bessere Zeiten vertrösten, die aber immer noch nicht gekommen sind. Der Staatssecretär des Auswärtigen hat eine sehr hohe Meinung von sich. Als er gefragt wurde, wer der beste Redner im Oberhause sei, soll er geantwortet haben: „Earl Beaconsfield ist der zweitbeste." Wahrscheinlich ist dies aber eine Anekdote, die man erfunden hat, um für den Judensprößling Disraeli Reclame zu machen. Granville liebt es, den Grandseigneur zu spielen, doch ist er nicht frei von Kleinlichkeiten. Als sein Haus in Burtonsstreet abbrannte, tröstete ihn ein Freund damit, daß er doch gut versichert sei. Der Lord gab das zu, beklagte aber, daß die Toiletten seiner Frau nicht in die Versicherungssumme eingeschlossen seien. In der Orientalischen Frage nahm Granville Partei gegen die Pforte, und kam damit in Conflict mit der Königin, welche andere

Digitized by Google

Ansichten hegt. Da ihm aber viel an der Gunst des Hofes gelegen ist, hat er seit seiner Wiederberufung möglichst einzulenken gesucht. Earl Granville zeichnet sich durch eine starke gesunde Figur aus. Sein Aeußeres gewinnt nicht sonderlich durch den großen breitkrämpigen Hut, den er mit einem gewissen Sichsehenlassen tief in dem Nacken trägt.

Der angebliche Führer der Liberalen, Marquis von Hartington, welcher das Staatssecretariat für Indien übernommen hat, ist schnell zu einer Berühmtheit gelangt, die er wol mehr der Gunst der Umstände, wie dem eigenen Verdienst verdankt. Noch vor sieben Jahren galt er für ein ganz unbedeutendes Mitglied des liberalen Kabinets, und er hatte in demselben nur in der Eigenschaft als ältester Sohn des Herzogs von Devonshire, Aufnahme gefunden. Zwei Jahre später war er, da Gladstone auf diese Stellung verzichtete, bereits zum Leiter der Opposition im Unterhause avancirt. Während Pitt seine eigene Mutter ohne jeden Scrupel dahin gegeben hätte, um zur Macht zu gelangen, zeigt Hartington weniger Ehrgeiz. Er gilt geradezu für arbeitsscheu, und man sagt ihm nach, daß Briefe oft Tage lang uneröffnet bei ihm liegen bleiben. Von anderer Seite freilich behauptet man, daß Hartington nur zum Schein solche Nachlässigkeit zur Schau trage, und daß er die Nächte hindurch arbeite. Das Letztere mag in der That das Richtigere sein, da Hartington sonst nicht das Ansehen genießen konnte, das er in der Wirklichkeit bei seiner Partei besitzt. Der Marquis kennt aber die Pünktlichkeit nicht, und das Witzwort macht die Runde: „Der stets zu späte Hartington.“ Er gilt jetzt für einen guten Redner, aber dies Ziel hat er nur auf Kosten der Zuhörer erreichen können. Von Jahr zu Jahr hat er sich vervollkommnet; dabei liebt er es aber nicht, auf Meetings oder bei den großen Staatsdinners zu reden. Nach alledem müßte man sich eigentlich wundern, daß ein solcher Charakter am Spiel der Politik Vergnügen findet. Aber gerade, weil es ein Spiel ist, welches reizt und Witz und Scharfsinn herausfordert, hat Hartington sich ihm gewidmet. Man hält ihn in der Kunst, den Gegner zu überlisten, noch Disraeli überlegen. Als er im Jahre 1868 bei der Wahl in North-Lancashire gegen Oberst Stanley durch fiel, wollten ihn seine Parteifreunde zum Peer ernennen lassen und ihn in's Oberhaus bringen. Hartington dankte für die Ehre, da er allerdings hoffte, „eines Tages in den Himmel zu kommen, dieses Ereigniß aber noch für einige Zeit vertagt zu sehen“ wünschte. In religiöser Beziehung denkt er ziemlich frei. Einst stritt er mit dem Bischof Phillpotts von Exeter über die Glaubwürdigkeit eines Wunders. Der Bischof versuchte ihn zu überzeugen, mußte aber die Waffen strecken, als der Marquis ihn deswegen nach echt Englischem Geschmack zur Wette aufforderte. Hartington ist der Königin tief ergeben, und bemüht, die Vorrechte der Krone zu wahren. Er bot Alles auf, um eine Versöhnung Gladstone's mit dem Hofe herbeizuführen. Als ein hochgestellter Staatsmann zu Hartington über Gladstone sagte, daß sich bei diesem der Spruch bewähre: „Nec sine te nec tecum vivere possum“, erwiderte Hartington kurz: „Er kann aber leicht ohne uns leben.“ Lord Hartington ist 47 Jahre alt und Junggesell.

Zum Lord Großsiegelbewahrer ist der Herzog von Argyll ernannt. Der

Digitized by Google

selbe gehört einem der ältesten Adelsgeschlechter an, trägt aber in seiner äußeren Erscheinung keinen Zug, der ihn als der Nachkomme so vieler berühmten Helden und Staatsmänner erkennen läßt; vielmehr glaubt man auch in der Unterhaltung einen Gelehrten vor sich zu haben. Jurisprudenz und Theologie hat er mit Eifer studirt. Seine literarischen Sporen verdiente er sich, da er noch Marquis of Lorne war durch eine Flugschrift „Ein Brief an die Peers von dem Sohne eines Peers", die viel Stoff zum Reden gab. Bunsen, der Preußische Gesandte am Hofe von Westminster, hatte stets eine hohe Meinung von dem jungen Staatsmann und stellte ihn nächst Gladstone, so daß er einst den Wunsch äußerte, er möchte den Einen als Premierminister, den Andern als Leiter des Unterhauses sehen. Ebenso stand der Herzog in großer Achtung bei Macaulay. Als sein Sohn die Prinzeß Louise ehelichte, machte ihm ein Theil der Presse Vorwürfe, daß er unconstitutionell verfahren sei, indem er der Königin gerathen habe, ihre Tochter seinem Sohne zu geben. Der Herzog war davon sehr unangenehm berührt, wenngleich im Grunde genommen nichts Anderes vorlag, als ob das Kabinet Jemandem eine neue Pairswürde ertheilt hätte. Der Herzog ist aber doch sehr glücklich und stolz über diese Verbindung und unterläßt es bei keiner Gelegenheit, von seiner Tochter, der „Prinzessin", zu sprechen, obwol seine Vorfahren schon groß und berühmt waren, bevor noch von den Welfen über die Grenzen ihres Fürstenthums hinaus gehört wurde. Zwei Argyll fielen auf dem Schaffot, der eine unter der Restauration, der andere als Märtyrer unter Jacob II. Unter den Fresken im Parlamentshause ist die Scene für die Nachwelt aufbewahrt, wo der Marquis of Argyll kurz vor seiner Hinrichtung sich einem ruhigen Schlafe überläßt. Der Herzog ist nicht besonders reich, immerhin aber in guten Verhältnissen. Sein schönes Schloß Inowary-Castle wurde vor wenigen Jahren ein Raub der Flammen, und bei dieser Gelegenheit gingen werthvolle Kunstschätze verloren. Es mag noch erwähnt werden, daß der Herzog Zeit genug hat, sich neben den staatsmännischen Geschäften der Erfindung einer Flugmaschine zu widmen. Er hat zu diesem Zweck die Vogelwelt auf's Eifrigste studirt, und noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, daß es ihm einst gelingen werde, den Adler in den Lüften zu jagen. Solch' romantische Ideen hindern ihn aber keineswegs, ein guter Ehemann und ein vortrefflicher Vater seiner zwölf Kinder zu sein.

Der neue Minister des Innern steht mit dem Herzog von Argyll in naher verwandtschaftlicher Verbindung. Sir William Vernon Harcourt, geboren 1827, hat sich in der kurzen Zeit seiner politischen Thätigkeit schon einen gefürchteten Namen, nicht nur bei seinen Feinden, sondern auch bei seinen Freunden zu machen verstanden. Man erzählt, daß zwölf vornehme Männer sich verabredet hatten, in Greenwich ein Diner zu halten, und daß Jeder von ihnen eine Persönlichkeit mitbringen sollte, welche er am meisten haßte. Als sich die Tischgesellschaft zusammenfand, entdeckte man, daß sämmtliche Zwölf Sir William eingeladen hatten. Wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie doch gut erfunden und charakteristisch für diesen Staatsmann. Sir William, früher Professor des Völkerrechts an der Universität Cambridge, hat die schlimme Gewohnheit, seinen Gegnern stets zu beweisen, daß

Digitized by Google

sie in Betreff des gerade in Rede stehenden Gegenstandes vollständig unwissend sind. Er überschüttet sie in der Debatte mit satirischen und sarkastischen Pfeilen, und geht leicht über die Grenzen der Redefreiheit hinaus. Abbitte zu leisten, würde er in solchem Fall immer nur als Feigheit betrachten. Seine Stärke liegt in der Auslegung des internationalen Rechts, und über diese Materie hat er seiner Zeit vielfach Artikel an die „Times" mit der Unterschrift „Historicus" gesandt. Bei den Wahlen im Jahre 1868 gelangte Harcourt zuerst ins Parlament; Oxford erkor ihn zu seinem Vertreter, und es ist sehr bezeichnend, daß er durchaus keine Lust verspürte, dem souveränen Volke seinen Dank auszusprechen. Nur mit Mühe bewog man ihn, auf den Balkon hinauszutreten, und nun hielt er seinen Wählern eine Vorlesung, aber keineswegs eine Dankrede. Im Privat-Umgang gilt er für einen liebenswürdigen und gefälligen Mann. Gegen Untergebene ist er außerordentlich herablassend, und Jeder, welcher mit ihm geschäftlich zu thun gehabt hat, lobt seine Gerechtigkeit und Milde. Obgleich er ein ziemlich vorgeschrittener Radicaler ist, verdankt er seine Wahl dennoch zumeist seiner vornehmen Abkunft. Die Harcourt waren schon seit Jahrhunderten mächtig, sowohl in England als auch in Frankreich, und beide Linien stehen heute noch in enger Verbindung. Ebenso sind die Vernon, deren Titel ebenfalls auf Harcourt übergegangen ist, berühmt in der Englischen Geschichte. Der Admiral Vernon, welcher Porto Bello einnahm, war ein außerordentlich populärer Held, dessen Andenken noch heute gefeiert wird. Sir William ist jedoch weder ein Vernon noch ein Harcourt in diesem Stil. Er hat keinen der Fehler, die sonst dem hohen Adel inne wohnen, sondern er sucht durch Sittenstrenge und Einfachheit zu glänzen. Durch die Verheirathung des Lord Lorne mit der Prinzeß Louise ist Harcourt eine Art von Vetter der Königin geworden, jedoch hat er bisher noch alle Vortheile, die sich aus dieser Verwandtschaft herleiten könnten, abgelehnt.

Der Staatssecretär der Colonien Earl of Kimberley, welcher jetzt in seinem 54. Jahre steht, hat eine lange Beamtenlaufbahn hinter sich, und bereits manchen einflußreichen Posten im Inlande wie im Auslande bekleidet. Als Unterstaatssecretär ist ihm Mr. Grant Duff beigegeben. Derselbe ist ein abgesagter Feind alles Versteckspielens; er verzichtet auf Intriguen, und liebt es, die Politik der Regierung offen und anschaulich darzulegen. Ein besonderes Studium hat Mr. Duff aus den Verhältnissen in Indien gemacht, wo seine Familie schon seit langer Zeit verschiedene Aemter verwaltete. Seine Briefe über die Indischen Finanzen haben ihm viel Lob, aber auch bittere Feindschaft eingetragen. Einem Kabinet hatte Duff früher noch nicht angehört; erst jetzt hat man sich entschlossen, von seinem umfassenden Wissen Gebrauch zu machen. Als Kriegsminister fungirt Hugh C. E. Childers, und sein Unterstaatssecretär ist der Earl of Morley. Mr. Childers hat sich früher in der Verwaltung der Marine ausgezeichnet, und wird auch der Armee gute Dienste leisten. Der Kriegsminister hat in England bekanntlich durchaus nichts mit technischen und persönlichen Angelegenheiten zu thun, und so ist dem Posten bei Weitem nicht jene Wichtigkeit beizulegen, wie auf dem Festland, wo stets ein hervorragender Fachmann berufen wird. Ebenso hat der Erste Lord der Admiralität, der Earl of Northbrook wenig Proben seiner Befähigung für diesen Dienstzweig

Digitized by Google

abgelegt; er waltete früher als Vicekönig von Indien. Sein seemännischer Beirath, der Civil-Lord der Admiralität, ist Thomas Brassey, der sich durch eine Fahrt um die Welt, die er in Begleitung seiner Frau auf einer eigenen Yacht unternahm, einen Namen erwarb. Mr. Brassey erscheint in der That mehr geeignet, der Admiralität vorzustehen, als sein Vorgänger Mr. Smith, der sich von dem Geschäft eines fliegenden Eisenbahn-Buchhändlers zum Lord der Admiralität emporgeschwungen hatte. 1854 begann Brassey seine Seereisen mit einer Yacht von 8 Tonnen Gehalt; dann bestieg er eine von 23 Tonnen; dann nannte er die Cymba mit 52 Tonnen sein Eigenthum, mit welcher er Norwegen umkreuzte und sich mit der ganzen Britischen Küste bekannt machte; alsdann führte er den Albatros, einen eisernen Schooner von 118 Tonnen, im Mittelmeer herum. Fast alljährlich wurden größere Excursionen mit verschiedenen Schiffen gemacht; die berühmteste von allen war aber die in der Sunbeam unternommene Reise um die Welt, welche eine Gattin so anziehend beschrieben hat. Mr. Brassey wurde zuerst für Birken-Head zum Parlaments-Vertreter vorgeschlagen, fiel jedoch hier durch und ward später von Hastings gewählt. Am meisten betheiligte er sich an den Debatten über die Marine, aber eben sowol verstand er auch über die Arbeiterfrage und über die Lohnsätze zu reden. In dieser Beziehung kamen ihm die Erfahrungen seines Vaters zu gute, des bekannten großen Eisenbahn-Bauunternehmers, der fast in allen Welttheilen Arbeiter unterhielt. Gleich mit seiner Jungfernrede, die er im Jahre 1869 hielt, und in welcher er nachzuweisen versuchte, daß die Englische Industrie niemals vor der ausländischen werde weichen müssen, gewann er Beifall. Bald warf er sich ausschließlich auf das Marinewesen, und es gelang ihm durchzusetzen, daß eine besondere Reserve für die königliche Marine gebildet wurde, welche jetzt etwa 7000 Mann stark ist. Außerdem ließ er sich's angelegen sein, der Handelsmarine einen größeren Schutz zu beschaffen und eine Menge von Mißbräuchen zu beseitigen, welche sich eingeschlichen hatten. Endlich organisirte er ein Freiwilligen-Corps zur Vertheidigung der Küsten und Häfen, dem auch die vornehmsten Namen beitraten. Als Belohnung für so mannigfaltige Thätigkeit ward ihm im liberalen Kabinet das Amt eines Lords der Admiralität übertragen. Mr. Brassey steht früh auf und schläft selten mehr als fünf Stunden. Befindet er sich auf dem Lande, so liebt er es, hinter der Meute zu reiten, wobei ihm ebenfalls seine Gemahlin Gesellschaft leistet.

Die Zustände in Irland sind bekanntlich seit langer Zeit sehr Besorgniß erregend und dem neuen Kabinet gerade in dieser Beziehung die schwierigsten Aufgaben gestellt. Als Staatssecretär für Irland fungirt Mr. W. Forster, der mit außerordentlicher Arbeitskraft eine umfassende Kenntniß der socialen Verhältnisse verbindet, und sonach, wie kaum ein Anderer, befähigt sein dürfte, hier Gutes zu wirken. Viel Aufmerksamkeit hat er von jeher dem Unterricht der unteren Klassen zugewandt, und manche Unterrichtsanstalt verdankt ihm ihr Entstehen. Tact und Aufrichtigkeit finden sich bei Mr. Forster in solchem Maße vereint, daß er unter allen Parteien gute Freunde zählt, und er darf zu den besten und tüchtigsten Männern Englands gerechnet werden. Zum Vicekönig von Irland ward Earl Cowper ernannt,

Digitized by Google

welchem durch seinen Vorgänger in diesem Amt die Stellung ziemlich schwer gemacht worden ist. Der Herzog von Manchester hat einen wahrhaft fürstlichen Haushalt geführt, und Alles gethan, um sich nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch bei den niederen Klassen beliebt zu machen. Eine Zeitlang beabsichtigte man, die Vicekönigschaft einem Prinzen des königlichen Hauses zu übertragen, und war dafür der Herzog von Connaught in Vorschlag gebracht. Aus Rücksicht auf die große Gährung, welche in Irland herrscht, hat man jedoch von diesem Plan vorläufig Abstand genommen, und den Posten wieder mit einem Parteimann besetzt. John Bright, welcher beinahe das 70. Lebensjahr erreicht hat, ist mit dem nichtssagenden Amt eines Verwalters der Einkünfte des Herzogthums Lancaster abgefunden. Doch der alte Vorkämpfer hat Arbeit genug gethan, und so ist ihm wol Erholung zu gönnen. Mr. J. G. Dodson, der sich vielfach als Vorsitzender von gewerblichen Untersuchungs-Ausschüssen hervorgethan, ist Präsident des Local-Regierungs-Amts, und als solcher berufen, den Schiedsrichter bei allerhand Streitigkeiten zu machen. Mit dem in England so wichtigen Posten eines Ministers für Handel ist Mr. Joseph Chamberlain betraut worden. Derselbe sieht noch jugendlich aus, zählt 44 Jahre, und darf mit als die interessanteste Erscheinung des Kabinets gelten. Er ist der Sohn eines Londoner Kaufmanns, welcher, nachdem er in der Hauptstadt viel Geld erworben hatte, sein Geschäftstalent nach Birmingham verpflanzte, und hier großartige Unternehmungen ins Leben rief, welche außerordentlich einschlugen. Der junge Chamberlain trat mit 16 Jahren in das Geschäftshaus seines Vaters ein, ließ es sich aber angelegen sein, an seiner Bildung weiter zu arbeiten. Im Jahre 1868 wurde er Vorsitzender der Education-League; dieselbe war entstanden mit dem ausdrücklichen Zweck, daß von dem öffentlichen Unterricht die Religionslehre ausgeschlossen und der Privatthätigkeit der Geistlichen überlassen werden sollte. Es gelang nicht, diese Ansicht dem Englischen Volke beizubringen, und die League mußte 1876 sich auflösen. 1873 wurde Chamberlain zum Bürgermeister von Birmingham erwählt; eine Ehre, die ihm noch zweimal zu Theil werden sollte. In dieser Stellung begann er mit durchgreifenden Reformen, brachte Wasserwerke und Gasbeleuchtung in eigene städtische Verwaltung, und erzielte dadurch große Ueberschüsse, welche ein Herabmindern der Gemeinde-Steuern ermöglichten. Ein weiteres Verdienst des Bürgermeisters, der sich vom Geschäft völlig zurückgezogen hatte, war die Anlage der Kanalisation, wodurch er Birmingham von seinem bisherigen Schmutz reinigte. Es kann unter solchen Umständen nicht Wunder nehmen, daß die Einwohner dieser Stadt Mr. Chamberlain, obgleich er ein entschiedener Freihändler war und blieb, in's Parlament entsandten, und ihm schon zu Lebzeiten ein Standbild errichten wollen. Im Unterhaus gingen seine Anträge darauf hin, den Verkauf von Spirituosen einzuschränken, und denselben unter Aufsicht des Staates oder der Stadtbehörden zu stellen. Im Privatleben ist Mr. Chamberlain sehr einfach; seine Passion bildet die Zucht schöner Blumen, besonders von Orchideen. Die Königin, welche zunächst wol davor zurückschrecken mochte, einen so radicalen Minister zu empfangen, hat ihre große Befriedigung ausgesprochen über den vollkommenen Gentleman, als welcher sich Mr. Chamberlain der Monarchin vorstellte.

Digitized by Google

Diese vierzehn Mitglieder bilden das eigentliche Kabinet, welchem noch über dreißig Staatssecretäre, jüngere Lords und Hofchargen beigegeben sind. Neben dem Oberkämmerer Earl of Kenmare, dem Oberhofmeister Earl of Sydney und dem Oberjägermeister Earl of Cork, hat es auch der Herzog von Westminster nicht verschmäht, in dem liberalen Kabinet eine Stellung einzunehmen, wenn auch nur eine Hof-Charge, nämlich die des Oberstallmeisters. Der Herzog gehört zu den reichsten Aristokraten Englands; er hat täglich mehr als 40,000 Mark zu verzehren. Seine Herrschaften sind über alle Provinzen zerstreut; den größten Grundbesitz hat er jedoch in der Hauptstadt selbst, und da nach Englischen Gesetzen jeder von einem Fremden erstandene Grundbesitz nur auf 100 Jahre gepachtet werden kann, so wird in nicht allzu ferner Zeit bereits ein großer Theil dieser Grundstücke wieder in die Hände des ursprünglichen Besitzers zurückgelangen, sodaß die Enkel des jetzigen Herzogs unbedingt als die reichsten Männer der Welt dastehen werden. Der Herzog ist sehr einfach in allen seinen Neigungen und verschmäht es, für sich selbst große Ausgaben zu machen. Die Verwaltung seines Vermögens ist die geordnetste; in einem besonders hiefür eingerichteten Hause sind vollständige Ministerien aufgeschlagen. Der Herzog begiebt sich wöchentlich ein- oder zweimal nach diesen Büreaux, um sich über alle eingegangenen Dinge Vortrag halten zu lassen und die Entscheidung zu treffen. Er ist bei solchen Gelegenheiten meist von seinem Sohne begleitet, um denselben in das weite Geschäftsgetriebe einzuführen. Natürlich treten an diesen reichen Magnaten auch unzählige Anforderungen zum Wohlthun heran. Auch hierin wird eine systematische Ordnung beobachtet, und es sind besondere Untersuchungs-Commissionen eingesetzt, welche über jeden einzelnen Fall zu entscheiden und die richtigen Mittel zur Abhülfe zu wählen haben. Das Hauptbestreben des Herzogs bleibt dabei stets, den Bittstellern, die es verdienen, eine selbstständige Existenz zu schaffen. Auch Kunst und Wissenschaft finden in dem Herzog einen Beschützer, und die Galerieen seines Hauses sind weit über England hinaus berühmt. Mit größter Liberalität ist es auch den ärmeren Klassen gestattet, an bestimmten Tagen die Kunstschätze des Herzogs in Augenschein zu nehmen.

Als Erster Commissar des Bauamts waltet William Patrick Adam, dessen Stammbaum bis zu den ältesten Zeiten zurückreicht. Auf dem Landsitz Blair Adam haben sich die dichterischen und wissenschaftlichen Größen Englands häufig ein Rendezvous gegeben; hier haben Sheridan und Walter Scott an ihren phantastischen Gebilden gearbeitet. Mr. Adam wurde zu Rugby erzogen, besuchte die Universität Cambridge und studirte die Rechte, ohne sie jedoch praktisch auszuüben. 1853 ging er mit Lord Elphinstone, dem nachmaligen Gouverneur von Bombay, als Privatsecretär nach Indien und blieb dort bis 1858, wohnte also dem Indischen Aufstande bei, und zeichnete sich bei demselben durch Kaltblütigkeit und Umsicht aus. 1859 in das Parlament gewählt, wurde er 1865 zum Lord des Schatzes ernannt, und eine Zeit lang fungirte er dann als „Einpeitscher" der liberalen Partei. Auch 1868, als Gladstone von Neuem an's Ruder gelangte, wurde ihm das Schatzmeisteramt übertragen. Ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, daß die Liberalen im Frühjahr den Sieg davongetragen haben. Aus seiner

Digitized by Google

Initiative ging die Reise Gladstone's nach Schottland hervor. Er organisirte den Wahl-Feldzug, und so war es nur ein Act der Gerechtigkeit, daß man diese Energie und Umsicht zu belohnen suchte, indem man ihm in dem neuen Kabinet eine Stellung übertrug. Freilich mag er wol auf einen höheren und einflußreicheren Posten gerechnet haben.

Mit den tiefsten Eindruck hat im Auslande die Ernennung von Sir Charles Dilke zum Unterstaatssecretär des Auswärtigen gemacht. Derselbe stammt von einem alten Geschlecht ab, zählt erst 37 Jahr, ist ein großer Sportsman und liebte es, in allen Dingen einen gewissen esprit frondeur zu zeigen. Es mag darin sich ein gewisser Erbfehler wiederspiegeln, da schon einer seiner Vorfahren, Peter Wentworth, wegen aufreizender unehrerbietiger Reden gegen die Königin Elisabeth zu vier verschiedenen Malen in den Tower geworfen wurde, wo er auch schließlich starb. Dilke, der die Rechte studirte und sich auch als Barrister (Anwalt) aufthat, kam 1868 in das Unterhaus und gehört der jungen Schule der Liberalen an, welche dem Republikanismus zuneigen. Als Verfasser mehrer politischen Brochüren brachte er sich in Ruf, und als Besitzer zweier Zeitschriften, des „Athenäum" und des „Notes and Queries", gelangte er zu Einfluß. Sir Charles war von jeher ein Freund Frankreichs. In der Nähe von Toulouse besitzt er eine Villa, La sainte Campagne geheißen, wo er mit seiner Gattin in jedem Jahr mehrere Monate verbrachte, und mit Französischen Politikern in Verbindung trat. Vermuthlich ist er auch hier mit Gambetta bekannt geworden. Dem Jüdischen Dictator, den er seinen intimen Freund nennt, und als dessen Werkzeug er zu betrachten ist, verdankt er auch wol seinen Eintritt in das Kabinet. Man soll für Dilke einen Ministerposten verlangt haben; er mußte sich jedoch mit der Stelle eines Unterstaatssecretärs begnügen; immerhin ist es aber zum ersten Mal, daß diese vorgeschrittene Richtung auf die Regierungsbank gelangte. Und die Radicalen verlangten weitere Zugeständnisse. Neben Chamberlain und Dilke mußte Gladstone auch noch den Arbeiterführer Mundella als Chef des Unterrichtswesens übernehmen. Vor etwa sechszig Jahren kam der Vater Mundella's, welcher den Carbonaris in Italien angehört hatte, nach England, und ließ sich in Leicester nieder. Vier Jahre später heirathete er eine arme Engländerin, und 1825 ward Anthony John Mundella geboren. Vom 10. Jahre an begann er schon tüchtig zu arbeiten, am Tage war er in der Fabrik beschäftigt, Abends suchte er sich wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben. Mit 19 Jahren fand er eine Anstellung bei Mr. Harris in Leicester, mit 23 Jahren wurde er Theilhaber des Geschäfts, und seit jener Zeit hat er es verstanden, sich ein Vermögen zu erwerben. Nachdem es ihm gelungen war, in das Parlament gewählt zu werden, entsagte er dem Geschäft und widmete sich ganz der Politik. In erster Linie studirte er die Arbeiterfrage und die Trades-unions (Gewerkvereine), und sein Bemühen war darauf gerichtet, dem Arbeiter den nothwendigen Schutz gegen den Kapitalisten angedeihen zu lassen. Dabei kamen ihm seine praktischen Erfahrungen vortrefflich zu Hilfe; er kannte die Gedanken und Wünsche der arbeitenden Klassen, suchte sie in die richtigen Wege zu leiten und allen Ausschreitungen vorzubeugen. Insbesondere war er bemüht, dem weitern Umsichgreifen der

Digitized by Google

Strikes durch Einsetzung von sachverständigen Schiedsgerichten zu steuern. Mundella hat in dieser Beziehung viel Segen gestiftet, dem Nationalvermögen große Summen erhalten. Daneben zeigte er inniges Interesse für die Einführung der allgemeinen Schulpflicht. Seine Bestrebungen stießen im Parlament Anfangs auf beträchtlichen Widerstand, später aber begann ihn Gladstone zu unterstützen, da auch dieser nur in der allgemeinen Schulpflicht die Möglichkeit sah, England in seiner Machtstellung zu erhalten. Endlich ließ Mundella es sich angelegen sein, in der Englischen Industrie den Geschmack neu zu beleben; er selber ist ein tüchtiger Kunstkenner, und bevor noch das Sammeln von Antiquitäten in Mode kam, hatte er sein Haus bereits mit geschmackvollen Möbeln, werthvollem Geschirr und allerhand Kunstschätzen angefüllt. Wie Chamberlain besitzt Mundella die besten Umgangsformen, und am Regierungstische haben Beide, und ebenso Dilke, als Dritter im Bunde, bisher nur einen äußerst zahmen Radicalismus bewiesen.

Den gerade jetzt so außerordentlich wichtigen Posten eines Vicekönigs von Indien endlich bekleidet der Marquis of Ripon. Auch diese Ernennung hat ungewöhnliches Aufsehen erregt, da der Marquis zur katholischen Kirche übergetreten ist, und es bisher in England nicht Sitte war, solch' hohe Staatsstellung einem Katholiken zu übertragen. Lord Ripon ist 1827 geboren, war 1859 Unterstaatssekretär im Kriegsamt, übernahm später das Indische Amt, ward 1868 Präsident des Geheimen Raths, und 1871, wegen seiner Verdienste als Vorsitzender der Commission, welche in der Alabama-Frage den Vertrag von Washington vereinbarte, zum Marquis erhoben. Als er 1873 zum Katholicismus überging, legte er sein Amt nieder, und trat auch von dem Posten eines Großmeisters der Freimaurer in England zurück. Sein Sohn und Erbe, Lord de Grey, ist dagegen Mitglied der Englischen Kirche geblieben. Lord Ripon war stets ein Freund der Armen, denen gegenüber er mit seinem Reichthum nicht kargt; er hat ein tadelloses Leben hinter sich und gilt für einen ebenso gediegenen wie wahrhaft freisinnigen und unabhängigen Staatsmann.

Digitized by Google

Ueber Trinkgelder.

Mit dem Grauen des Tages fährt Peter in den Berliner Bahnhof ein. Peter ist ein wohlhabender Mann aus der Provinz, allem Luxus abgeneigt, aber von billiger Denkungsart und deshalb mit schicklichen Ausgaben nicht schmollend. Der Gepäckträger erhält für die Beförderung seiner Siebensachen zur Droschke 50 Pf., der zuvorkommende Junge, welcher die Droschke heranruft, 10 Pf. Nun geht es nach dem Gasthofe. Der Portier schläft noch, und der Droschkenkutscher muß warten, bis nach mehrmaligem Klingeln das Haus geöffnet wird, für welchen Liebesdienst Peter nicht umhin kann, sich mit 30 Pf. erkenntlich zu zeigen. Die Nachtfahrt ist unbequem gewesen, Peter fühlt seine Glieder wie zerschlagen und sich etwas erkältet: das beste Mittel ist ein Bad. Hier erhält der Bademeister „nach Belieben", also 30 Pf. Nun fühlt sich Peter wohler, aber auch hungrig; er tritt in eine Frühstücksstube und läßt sich, da er ein mäßiger Mann ist, ein Glas Wein und eine Portion Kaviar geben, was 1 Mk. 80 Pf. kostet. Er reicht dem Kellner ein Zweimarkstück und läßt ihm den Rest. Mit einem Reisegefährten hat er verabredet, in dessen Gasthof an der Table d'hôte Mittag zu essen. Couvert und Wein kosten 5 Mk., und Peter kann dem Oberkellner daher nicht unter 50 Pf. für die Gefälligkeit des Einkassirens geben. Im „Wiener Café" muß er den nach vielfachem Rufen endlich herantretenden Zahlkellner, wegen seiner weißen Halsbinde und herablassenden Miene doch bitten, sich mit dem Herausgeben des überschüssigen Groschens gefälligst nicht aufzuhalten. Er hat am Vormittag in einer Kleiderhandlung einen Rock und in einem andern Laden ein Paar Stiefel gekauft, die ihm nun in den Gasthof geschickt werden, und er kann nicht umhin, dem Sendling des Schneiders wie dem des Schusters für ihre Mühe je 50 Pf. zu vergüten. Später geht er an einem berühmten Bierhause vorbei, und will sich bei dieser Gelegenheit mit einem Seidel „Echtes" erquicken. Es kostet 3 Groschen, aber der Kellner hat auf das Fünfzigpfennigstück nur einen Groschen herauszugeben und sucht so lange hoffnungslos nach dem zweiten, bis Peter den Wink des Schicksals versteht. Abends ist er zu einem Freunde geladen, wo er größere Gesellschaft findet und beim Weggehen einige Verlegenheit fühlt, daß er wegen Mangel an Münze für die beiden galonirten Diener nur eine Mark zur Hand hat. Am andern Morgen reist Peter weiter. Er findet auf der Rechnung 75 Pf. für „Service" notirt, und um sich nicht lumpen zu lassen, überläßt er dem Oberkellner von dem herauszugebenden Gelde noch 50 Pf. Auf der Treppe findet er der Reihe nach den Zimmerkellner, den Hausknecht, das Stubenmädchen und unten den Portier mit „Glückliche Reise!" und offener Hand seiner

Digitized by Google

wartend. Der Zimmerkellner hat ihm den Kaffee gebracht, frische Tinte besorgt und ihm gestern Abend in sein Zimmer vorgeleuchtet; er fühlt also eine gewisse Verpflichtung gegen ihn. Daß der Hausknecht und der Portier an dem „Service“ nicht betheiligt sind, ist gedruckt auf der Rechnung zu lesen, und Peter hat die Dienste des Einen zur Reinigung der Kleider benutzt, der Andere hat Briefe für ihn in Empfang genommen und die Droschke bestellt. Er kann es aber nicht über das Herz bringen, wenn er diese Drei belohnt, das arme Mädchen leer ausgehen zu lassen, und so beschenkt er Jeden mit einem Fünfzigpfennigstück, als der kleinsten hierzu verwendbaren Münze. Auf dem Bahnhof wird er wieder von dem Gepäckträger mit 50 Pf. besteuert, und nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hat, untersucht er sein Portemonnaie auf Undichtigkeiten; die Kasse will nicht stimmen, weil er die 7 Mk. 10 Pf. nicht rechnet, welche er in den letzten 24 Stunden in Trinkgeldern ausgegeben hat. Und er ist doch eigentlich ein sparsamer Peter.

So geht es uns Allen, und wir sind sehr unachtsam für die große Rolle, welche die Trinkgelder im Privat- wie im Volks-Haushalt spielen, namentlich wenn man auch ihre indirecten Wirkungen in Betracht zieht. Das Unwesen der Trinkgelder stammt aus dem Orient und entspricht dem Charakter des Semiten, welchen weder Pflicht noch Gefälligkeit antreiben, wenn nicht ein persönlicher Nebenvortheil hinzutritt, und der ohne „Bakschisch“ daher nicht einmal die Frage nach dem Wege beantwortet. Vom Orient sind die Trinkgelder nach Italien gekommen, und so in alle Verhältnisse eingedrungen, daß man z. B. hier kein Theater besuchen kann, ohne zwischen Portier und Logenschließer vier bis fünf Mal gebrandschatzt zu werden, wenn auch immer nur um eine Kleinigkeit. Italienischer Einfluß hat die Unsitte dann nach Paris und Wien gebracht, und am letzteren Ort ist sie durch das Jüdische Element befördert und entwickelt worden, bis sie sich nun zu einem öffentlichen Uebel gestaltet. Man muß bei den Trinkgeldern unterscheiden, ob sie eine Vergütung für freiwillige Dienstleistungen sind, oder ein Geschenk, damit der Empfänger seine Schuldigkeit thue. Zu der ersten Art gehören die 50 Pf., welche Peter dem Gepäckträger und die 10 Pf., welche er dem Jungen für das Aufsuchen der Droschke verabreichte. Solche Trinkgelder sind mißlich und schädlich, weil sie nie nach dem richtigen Werth der Leistung abgemessen werden können. Wenn ein Gepäckträger täglich nur 20 Reisende bedient, was ihn zusammen etwa eine Stunde beschäftigt, so stellt sich sein Jahreseinkommen mindestens so hoch wie das eines Richters. Er hat Ueberfluß an freier Zeit, und weiß sie kaum anders auszufüllen als durch Herumlungern, Tabakrauchen, Schnaps- und Biertrinken. Der Droschkenjunge braucht nicht viel Glück, um täglich eine Mark zu erwerben, und dieser Erwerb gilt seinen Eltern mehr, als die Rücksicht auf die Zukunft des Knaben. Er versäumt die Schule, wird nicht an regelmäßige Arbeit gewöhnt, und entwickelt einen Hang zum Herumtreiben und eine Pfiffigkeit, welche ihn später vielleicht in das Zuchthaus führen. Hier müßte die Polizei einschreiten, und alle derartigen freien Künste rücksichtslos unterdrücken. Die heranwachsende Jugend verträgt manchesterliche Principien am wenigsten. Die Trinkgelder an den Bademeister und an die Aufwärter in Gasthäusern und Kneipen hat das Publicum eingeführt, und dadurch den Grund zu großem Unfug gelegt. Ur-

Digitized by Google

sprünglich mögen sie Vergütung für besondere Anforderungen gewesen sein, und soweit ließe sich dagegen auch kaum Etwas sagen, aber sie haben jetzt den Charakter einer förmlichen Ausbeutung angenommen. Der Badediener erhält von dem Besitzer der Badeanstalt keinen Gehalt mehr, sondern ist allein auf die Wohlthätigkeit des Gastes angewiesen, welcher das Bad doch ohnehin bezahlen muß. In einer Berliner Badeanstalt hängt in jeder Zelle ein Anschlag aus, der etwa folgendermaßen lautet: Die Trinkgelder sind ganz in das Belieben des geehrten Publicums gestellt, und darf das Dienstpersonal nicht mehr fordern, als ihm freiwillig gegeben wird. — In der That, eine herzbrechende Naivetät! — Aehnlich verhält es sich mit den Gast-, Speise-, Wein-, Bier- und Kaffeehäusern. Nicht mir, sondern dem Wirth leistet der Kellner einen Dienst. Jeder weiß aber, daß der Wirth den Kellner entweder garnicht oder doch höchst unzureichend lohnt, so daß dieser darauf angewiesen ist, die Gäste in Contribution zu setzen. In den Gasthöfen ist dies zu einem förmlichen Betruge ausgeartet. Unter dem Vorwande, dem Gaste die Büßung der einzelnen Trinkgelder zu ersparen, erfanden die Wirthe vor etwa 25 Jahren das „Service", das sie seitdem gleich mit auf die Rechnung setzen, das der Gast aber nun doppelt, dem Wirth und außerdem noch der ihn pantomimisch anbettelnden Dienerschaft erlegen muß. Das „Service" fließt einfach in die Tasche des Wirthes, und wenn es besonders verwaltet wird, so dient es höchstens zum Ersatz der abgenutzten Geräthschaften und des zerschlagenen Geschirrs. Daß Portier und Hausknecht besondere Ansprüche haben, steht, wie bemerkt, auf der Rechnung ausdrücklich zu lesen, und diese beiden Beamten treten daher nicht als Bittsteller, sondern als Gläubiger auf, und mahnen den vergeßlichen Reisenden an seine Schuld. In den Deutschen Gasthöfen wird der Fremde überhaupt als Feind behandelt. Das Zimmer bezahlt er zum dreifachen Werth, wofür er sich an den Wänden der scheußlichen Bilder erfreuen, und an dem geschmacklosen Kronleuchter den Kopf einstoßen kann, und ebenso wird ihm Kaffee, Heizung und Licht drei- und mehrfach berechnet. Bequemlichkeit aber kauft er sich damit nicht; seine Person verschwindet in dem lärmenden Triebwerk des Hauses. Wer dagegen die saubere Behaglichkeit eines Englischen Gasthauses kennt, wo Heizung und Licht gar nicht, das Zimmer nur zu sehr mäßigem Preise berechnet wird, die Benutzung der Gesellschaftsräume unentgeltlich ist, der „Waiter" in schwarzem Frack und weißer Halsbinde nicht ein lautes Wort zu äußern wagt, und mit den Manieren eines Gentleman bedient, während die Trinkgelder feste, sehr mäßige Sätze haben — wer dies kennt, der muß sich über die Geschmacklosigkeit und Unempfindlichkeit der Deutschen Reisenden wundern, welche die hiesige Gasthauswirthschaft möglich gemacht haben. In großen Hôtels empfangen Portier und Hausknechte nicht nur keinen Lohn, sondern sie zahlen häufig umgekehrt an den Wirth noch eine hohe Pacht von mehren tausend Thalern jährlich, und erwerben trotzdem binnen kurzer Zeit ein Vermögen, worauf sie dann selber einen Gasthof übernehmen und ihre Leute in derselben Weise besolden. In den sogenannten Wiener Cafés pflegt der „Zahlkellner", welcher die Trinkgelder erhebt, die übrigen Kellner zu lohnen, und einen Theil der Beute auch wol noch an den Wirth abzuführen.

Noch übler wirkt das Trinkgeld in den eigentlichen Kneipen. Zunächst macht

Digitized by Google

es den Wirth zum Tagedieb. Wenn er nur Aussicht hat, täglich 50 Seidel Bier zu verkaufen, hält er schon einen Kellner und weist diesen auf die Trinkgelder an. Seine eigene Beschäftigung besteht darin, sich einen Wanst anzumästen, Cigarren zu rauchen und den Gästen mit seinem Geschwätz und mit einer Schnupftabaksdose, die er beständig herumreicht, lästig zu fallen. Ist der Verkehr ein größerer, so wird neben den „servirenden" Kellnern noch ein Zapfkellner angestellt, welcher das Bier faßweise von dem Wirth übernimmt, und in kunstfertiger Anwendung der Spritze seinen Vortheil sucht, denn der Gast freut sich, in seinem Glase recht viel Schaum und darunter recht wenig schales Bier zu haben. Die Behörden zerbrechen sich jetzt den Kopf über die wenigst schädliche Construction der Bierdruckapparate und über die Beschaffung reiner Luft für dieselben; daß aber jedes Seidel Bier beim Einfüllen in das Glas noch besonders aus der stinkenden Atmosphäre der Kneipe schal gespritzt wird, entzieht sich ihrer Wahrnehmung, weil es zu nahe liegt. Das Faß Bier von 100 Litern kostet 20 bis 22 Mark, und der Kneipwirth verzapft daraus mit Hülfe der Spritze und des dicken Glasbodens im Durchschnitt 270 bis 280 Seidel, welche à 15 Pf. verkauft, 40 bis 42 Mark einbringen. Der Profit beträgt also etwa 100 Procent, und in „feinen" Kneipen, wo das Seidel 20 Pf. kostet, oder wo gar mehr oder minder „echtes" Bier, das Glas mit 25 bis 40 Pf. verabreicht wird, steigert sich der Gewinn auf mehre hundert Procent. Ein solcher Profit, sollte man meinen, sei ausreichend, damit der Wirth die Kellner selber lohne, aber mit dem höheren Preise steigt auch die Höhe des Trinkgelds. Wo im gewöhnlichen Bierhause 5 Pfennig ausreichen, müssen in der „feinen" Kneipe mindestens 10 Pfennig springen, und wer zum Bier noch etwas Warmes ißt oder überhaupt als „feiner Mann" gelten will, spendet 20 bis 50 Pfennig. Man muß erstaunen, wenn man nur die Auflage des Bier-Trinkgeldes berechnet. Im Deutschen Reich werden pro Kopf rund 90 Liter Bier jährlich verbraucht, was ungefähr 250 Seidel beträgt, also auf 45 Millionen Einwohner 11,250 Millionen Seidel ausmacht. Wenn man nun im Durchschnitt auf das Seidel nur $^1/_{10}$ Pfennig Trinkgeld rechnen wollte, so würde dies schon 11 Millionen Mark ergeben, und in Wirklichkeit wird man wol das Drei- und Vierfache annehmen müssen. Und trotz dieses ungeheuren Opfers, welches das Publicum bringt, ist es nirgend so schlecht und so ungeschickt bedient als in Deutschland. Die Bedienung gilt hier nicht als Pflicht, in deren Erfüllung man eine Ehre setzt, sondern als Gefälligkeit, welche man dem Publicum, je nach dem Trinkgeld gewähren oder vorenthalten darf. Wer nicht nach gutem Trinkgeld aussieht oder mit demselben kargt, muß gewiß bis zuletzt warten, wird mangelhaft und unhöflich bedient. Dieser Mangel an Handwerksehre ist ansteckend, und verbreitet sich über den Wirth und über das Küchenpersonal; auch der Koch glaubt zuletzt, daß die Gäste fürlieb nehmen müssen mit Dem, was er gütig genug ist, zurecht zu schmoren. Deshalb wird nirgend so nachlässige Küche geführt als in den Deutschen Kneipen. Könnte das Publicum sich entschließen, keine Trinkgelder mehr zu geben, so würde ein ganz anderer Ton sich einführen. Der Wirth wäre genöthigt, nur ordentliche Leute zu halten, und dieselben ausreichend zu lohnen, weil sonst die Wirthschaft zu Grunde gehen würde.

Digitized by Google

Die Trinkgelder sind eine Steuer, welche das Publicum sich selber auflegt, und zwar eine größere, als alle Abgaben zusammen genommen, die Staat und Gemeinde erheben. Der Lehrbursche, der Ausläufer, welcher Kleidungsstücke, Geräthe oder Waaren abliefert, der Handwerker, welcher in unserer Wohnung oder in unserem Geschäftslokal eine Arbeit besorgt, wer Geld überbringt oder eine Rechnung einkassirt, wer eine Einladung oder Bestellung ausrichtet — erhält in der Regel ein Trinkgeld. In allen öffentlichen Lokalen, in der Droschke, im Omnibus und auf der Pferdebahn, im Post- und Eisenbahnwagen erlegen wir Trinkgelder. Jede Denk- und Sehenswürdigkeit, jede Galerie und jedes Kabinet, jedes Schloß und jede Aussicht kosten Trinkgelder. Wir spenden sie in öffentlichen Versammlungen und im Club, auf Bällen und Familienfesten, in der Kirche und auf dem Kirchhof. Der Neujahrstag erfordert außerordentliche Opfer; es melden sich nacheinander: der Portier, der Nachtwächter, der Laternenanzünder, der Schornsteinfeger, der Briefträger, die Zeitungsfrau, der Bäcker- und Fleischerjunge, die Laufburschen aus Druckerei, Buchhandlung und anderen Geschäften. Die Neujahrs-Trinkgelder allein reißen in unsere Börse ein großes Loch.

Die Trinkgelder sind nicht mehr facultativ, sondern obligatorisch, wie die Civilehe. Wem wir das Trinkgeld weigern, das oft geradezu gefordert wird, der blickt uns verächtlich an, behandelt uns wie einen böswilligen Schuldner oder wie einen Betrüger. Ein kleines Trinkgeld trägt nur lauen Dank oder gar anzügliche Redensarten ein. Ein reichliches Trinkgeld dagegen läßt den Empfänger in Devotion und Verehrung ersterben. Wo wir Gastfreundschaft genießen, da müssen wir sie in der Regel mit Trinkgeldern aufwiegen. Ein Freund erzählte uns: „Als ich vor nun fast vierzig Jahren zum ersten Mal nach Paris kam und zu einer Abendgesellschaft in eine angesehene Familie geladen war, warnte mich ein Bekannter, der Dienerschaft ja nicht ein Trinkgeld anzubieten, da es wahrscheinlich zurückgewiesen, und mir von der Herrschaft verübelt werden würde." In solchen Französischen Häusern ging man von dem Gesichtspunkt aus, die Bezahlung der Dienerschaft sei Sache der Herrschaft und nicht der Gäste, und die Diener fühlten sich als Vertreter des Hauses und seiner Ehre. In Hamburg dagegen wurde man in alten Zeiten nicht wieder eingeladen, wenn man bei Aufhebung der Tafel nicht einen Speciesthaler für die Dienerschaft unter den Teller gelegt hatte. Ländlich, sittlich! Den reichen Hamburgern war es sicherlich nicht um das Geld zu thun, sondern es war wol mehr der kaufmännische Stolz, der es nicht für schicklich hielt, etwas umsonst anzunehmen. Von einem ganz andern Standpunkt aus sagt die Jüdische Commerzienräthin zu dem neuen Bedienten: „Wer verkehren mit faine Lait, Se müssen auf de Trinkgelder rechnen, was Se dabei verdienen." Und diese Jüdische Anschauung ist soweit verbreitet, daß auch in vielen christlichen Häusern die Herrschaft sogar die Sache in die Hand nimmt, und für gleichmäßige Vertheilung der Trinkgelder unter ihren Dienstboten sorgt.

Die Trinkgelder sind einerseits eine außerordentliche Belastung und Brandschatzung, andrerseits haben sie eine tiefe Sittenverderbniß zur Folge. Der kleinste Dienst, die unbedeutendste Gefälligkeit werden bezahlt, und weit über Gebühr bezahlt.

Digitized by Google

Die Leistung steht in keinem Verhältniß zur Belohnung, und die übermäßigste Belohnung, das reichlichste Geschenk werden nicht mehr als solche empfunden, sondern als wohlerworbenes Recht in Anspruch genommen. Das Trinkgeld ist in der Regel weiter nichts als ein übel angebrachtes Almosen, und hinter der Jagd nach Trinkgeldern verbirgt sich die unverschämteste Bettelei. Das endlos verzweigte System der Tringelder begünstigt Arbeitsscheu und Liederlichkeit, erzeugt große Heere von Herumlungern, Tagedieben und überflüssigen Bediensteten. Welche Armee von Kellnern giebt es allein! Sie ist so ungeheuerlich, daß auch die stellenlosen Kellner eine Armee bilden, und aus ihr recrutiren sich, wie die Criminaltabellen ergeben, zum großen Theil die Landstreicher, Bauernfänger, Taschendiebe und sonstigen Gauner und Verbrecher.

Das Trinkgelder-Unwesen schoß in der Schwindelperiode zur geilsten Blüthe empor. Gründer und Börsianer warfen mit fürstlichen Trinkgeldern umher, ließen bei ihren Orgien Goldstücke und Fünfundzwanzigthaler-Scheine in die Hände der Aufwärter fallen. Außerdem vertheilten sie aber Trinkgelder, welche in die Tausende, Zehntausende und Hunderttausende gingen. Das waren die Ofenheim'schen Trinkgelder, welche der Oesterreichische Minister ganz in der Ordnung fand, falls sie nicht zu — klein seien. Wir Deutschen zwar müssen weit zurückgehen, um dieser Art von Trinkgeldern und ihrer unbezweifelten Wirkung zu begegnen, nämlich auf die Erzählung in dem Nachlaß des General Marwitz, von seiner Begegnung mit Friedrich dem Großen vor dem Pfarrhause von Dolgelin, Juni 1772. Der König blieb regelmäßig auf der Rückkehr von seiner alljährlichen Reise nach Westpreußen dort zur Nacht, und schenkte dem Pfarrer dafür 100 Thaler, wovon dieser dem Leibkutscher Pfund 10 Thaler abgab. Der neue Pfarrer, in Unkenntniß von solchem Herkommen, hatte im vorigen Jahr diese Abgabe unterlassen, und nun fuhr Pfund, trotz des Protestes des Königs, weiter zum Bürgermeister von Müncheberg, welcher bessere Lebensart besaß. Das ist der einzig festgestellte Fall in Preußen, wo Trinkgelder in höhere Sphären hineingereicht hätten, und auch hier nur bis zum Kutscherbock des königlichen Wagens. Dazu war ihr Einfluß noch ziemlich unschuldig, wenn die ganze Geschichte nicht überhaupt auf „Verleumdung" beruht. Denn „Verleumdung" ist unsere Schwäche, und sie scheut vor Nichts zurück. Welch' giftige „Verleumdungen" sind nicht über das fabelhafte Aufkommen der Borsig'schen Fabrik, über die gemeinnützlichen Unternehmungen des verdienstvollen Doctor Baruch Hirsch Strausberg, über die Anlage des Invalidenfonds, und über den Bau von Hannover-Altenbecken und Herrn von Bennigsen in Umlauf gesetzt worden. Aber nie hat sich bei uns eine durch Trinkgelder veranlaßte Unredlichkeit nachweisen lassen, wie dies in Oesterreich leider öfter vorgekommen ist. Niemals hat Trinkgeld auf die Bestellung oder den Preis einer Locomotive, auf die Concessionirung oder die Absteckung einer Eisenbahn, auf die Gründung eines gewinnbringenden Unternehmens einen greifbaren Einfluß geübt. Zwar nahmen etliche Ministerialräthe, die den Helden der „General-Entreprise" und den Rittern von der Finanz besonders gefällig gewesen, nicht ganz freiwillig ihren Abschied; zwar sind eine lange Reihe von Parlamentsmitgliedern, Staats- und Communalbeamten, auch Barone, Grafen, Fürsten

Digitized by Google

und Herzoge, bei Gründungen, darunter sehr übelberüchtigten, betheiligt, wofür sie mit erklecklichen Trinkgeldern bedacht wurden, deren Empfang sie auch gar nicht ableugnen konnten, aber sie alle haben, wie Herr Miquél im Reichstag von sich betheuerte, durchaus „correct“ gegründet, alle gelten nach wie vor für Ehrenmänner, werden noch immer als die „Edelsten und Besten der Nation“ gefeiert; wogegen ihre Ankläger als „elende Verleumder“ „gebrandmarkt“, und wie die „National-Zeitung“ erklärte, unter der „allgemeinen Verachtung begraben“ sind. Nicht einmal die Presse hat sich durch Trinkgelder an ihre Verleger, Redacteure oder Börsen-Reporter zur Befürwortung betrügerischer Gründungen jemals erweislich bestimmen lassen, und so hoffen wir auch ferner „integer vitae scelerisque purus“ (im Wandel rein und frei von aller Schuld) mit stolzem Scheitel die Sterne zu berühren. Unsere Deutsche Redlichkeit ist so intensiv, daß sie auch die Juden noch anstecken wird, und wir daher nicht zu fürchten brauchen, daß die jetzt zulässige freiwillige Erhöhung des Honorars für den Jüdischen Rechtsanwalt den Gang der heiligen Justiz irgendwie beeinflussen könnte.

Wenn wir es aber doch mit Ofenheim'schen Trinkgeldern versuchen wollten, dann dürfen wir nicht bei Oesterreich in die Schule gehen, wo die Virtuosität in der Anwendung noch nicht hinreicht, einzelne Unannehmlichkeiten auszuschließen, sondern uns Rußland zum Muster nehmen. Dort ist das Trinkgeld zur öffentlichen Moral geworden, und ganz ohne üblen Beigeschmack, weil es in Blut und Leben des Volkes übergegangen ist. Dort hat Jeder nicht nur die Bereitwilligkeit zu geben, sondern auch die bequeme Grazie zu nehmen, welche den Geber nie in Verlegenheit setzt und ihn sicher macht, daß er ohne Trinkgeld seinen Zweck nicht erreichen werde. Alle Beamten sind dort auf Trinkgelder angewiesen, welche gewißermaßen amtliche Sporteln und Gebühren bilden, und wenn man sie ihnen nicht freiwillig giebt, dann fordern sie dieselben, oder nehmen sie auch unter Umständen. Wir lassen wieder einen zuverlässigen Freund sprechen: „Zu Nikolaus Zeit versuchte man, den Schmuggel durch einen dreifachen Grenzcordon zu bekämpfen. Ich wollte die Russische Grenze überschreiten und fand den Schlagbaum geschlossen, aber keinen Menschen dabei. Im Zollhause traf ich den Beamten, der indeß gar keine Notiz von mir nahm, sondern ruhig in seiner Beschäftigung fortfuhr, indem er sich nämlich mit einem Federmesser die Fingernägel putzte. Er hatte weiter Nichts zu thun, als den Schlagbaum zu öffnen und mir einen berittenen Kosacken zur Begleitung nach der eine Meile landeinwärts befindlichen Zollkammer mitzugeben. Als ich endlich ungeduldig wurde, fragte er ganz unbefangen, was die Uhr sei, und äußerte dann: „es wird spät werden“. Das leuchtete mir ein, ich erinnerte mich der Rathschläge erfahrener Reisender, und legte ein Achtgroschenstück auf das Pult des Beamten. Sofort hob sich der Schlagbaum, und der Kosack ritt aus dem Stalle hervor, in welchem er schon, die Entwickelung der Dinge erwartend, aufgesessen war. Zwei Groschen aber waren noch nöthig, um ihn zum Trabreiten zu bewegen. Auf der Zollkammer wollte ich, um Zeit zu ersparen, meine eben gemachte Erfahrung verwerthen, drückte daher gleich dem Vorstande einen Rubel in die Hand, und hatte nun die Genugthuung, sowol für meine Person,

Digitized by Google

wie auch für meinen Koffer, als gänzlich unverdächtig angesehen und ohne weiteren Aufenthalt expedirt zu werden. Eine Meile weiter war die dritte Linie, aus Kosacken bestehend, welche ihr Hauptquartier in einem großen Bauerndorfe hatten, und ich wurde zu dem Commandeur — Oberst nannte ihn der Kosack — geführt. Der Herr Oberst empfing mich im Leinwandrock, in einem großen Zimmer mit hölzernem Tisch und hölzernen Stühlen, nöthigte mich in geläufigem Französisch auf einen Schemel, und führte lebhafte Conversation über Gott weiß was. Mir fing die Sache an Spaß zu machen, und um denselben auszukosten, legte ich stillschweigend ein Viergroschenstück zwischen uns auf den Tisch. Der Herr Oberst stand auf, holte eine Flasche Schnaps mit zwei Gläsern und trank mir zu. Nun kam ein Achtgroschenstück und darauf ein zweites Glas Schnaps, bis endlich die Verdoppelung des Satzes mir die Fortsetzung der Reise gestattete, zu welcher der Commandeur, meine Hand drückend, mir herzlichst Glück wünschte." — —

So erzählte unser Freund, und hiernach wird Deutschland, trotz der Schwindelperiode, der Börsenwirthschaft und der Judenherrschaft, das heilige Rußland, was die Ausbildung der Trinkgelder betrifft, so bald noch nicht erreichen.

Digitized by Google

Aus Weimar's Gegenwart.

„Nun, wie gefallen Ihnen die Pfade, die unsere Dichterheroen gewandelt sind?“ „„Ach, wenn sie nur besser gepflastert wären!““ seufzte der Angeredete, der sich seit acht Tagen in Weimar aufhielt, und die Stadt vorher nicht gekannt hatte. Er fand sie langweilig, bodenlos langweilig mit ihren stillen Straßen, dem leeren Marktplatz, der nur an zwei Tagen in der Woche sich zu beleben pflegt, und mit den paar Sehenswürdigkeiten, die so rasch abgelaufen seien. Kaum bei dem Rauschen der uralten Baumkronen im Stern, der ältesten Partie des Parkes, und an den Särgen der Fürstengruft, wo auch die Reste von Schiller und Göthe zu ruhen gewürdigt sind, hatte er einen Hauch der großen Vergangenheit verspürt. — Also wird es einem jeden flüchtigen Besucher ergehn, der nur die Vergnügungslust der Bewohner, in einem der großen, erst neuerdings erstandenen und mit einem gewissen Glanz ausgestatteten Gartenlocale, des Abends zu beobachten Gelegenheit hat, und die Geheimnisse ihres intimeren gesellschaftlichen Lebens nicht kennen lernt. Wem diese aber erst aufgegangen sind, der wird, sofern er Freude an der Beobachtung menschlicher Eigenheiten hat, das Leben in Ilm-Athen, wie man es gerne nennen hört, nimmermehr langweilig finden. Was der Politiker hier an Anregung entbehren muß, das findet der Novellist in reichlichster Fülle.

Der Volksschlag hat im Allgemeinen den Charakter der Thüringer: er ist von einer wohlmeinenden Grobheit und nicht fleißiger als es eben nöthig ist. Mit Unrecht wird der Weimaraner zuweilen ein Sachse geheißen, sofern hierbei eine Verwandschaft etwa mit dem „Ei, Herr Jäses“ des Königreichs ausgedrückt werden soll. Die klassische Luft, welche der Großherzog mit Eifer aufzufangen und zu conserviren bestrebt ist, fliegt der länger hier wohnt, gleichsam so an. Die Bewohner sind keine Kopfhänger und Jedem haben ein gewisses literarisches Bewußtsein, das — wie wäre es auch anders möglich — die Reliquien der großen Zeit anbetet und sich gern zu eigenem Verdienst anrechnet. Es leben hier Enkel sowol von Wieland und Herder, wie von Schiller und Göthe. Ein Enkel Schiller's ist der Maler von Gleichen-Rußwurm; die beiden Herren von Göthe sind unverheirathet und leben ganz zurückgezogen, gleichsam von der Last des großväterlichen Ruhmes bedrückt. Göthe's Studirzimmer, die genau so erhalten werden, wie sie der Altmeister verließ, sind sehr schwer zugänglich; in den Händen der Enkel befinden sich noch ungedruckte Schätze, die aus mancherlei Rücksichten wol kaum je veröffentlicht werden. — Der Hof und der Beamtenstaat bringen es mit sich, daß die Stände scharf von einander geschieden sind, so scharf,

Digitized by Google

daß das Theater, wenigstens dem Namen nach, einen bürgerlichen und einen adligen Balcon besitzt. Indessen richtet sich die Scheidung nicht mehr so sehr nach der Geburt, als — was gar bezeichnend ist — nach den verschiedenen Gesellschaften, denen die Leute angehören. Da ist der Bürgerverein und die Armbrust-Schützengilde, die schon seit mehreren hundert Jahren besteht, noch die Armbrüste Bernhard's des Großen, Göthe's und Karl August's aufbewahrt, und gern die vornehmeren Kreise zu ihren Gästen zählt. Das Armbrust-Vogelschießen ist ein volksthümliches Fest, bei dem sich die Stände mehr vermischen und das der Jünger der Kunstschule, wegen der anerkannt hübschen Weimarischen Mädchen und wegen der Ungezwungenheit des Umgangs, mit Vorliebe aufsucht. Da ist ferner die Erholungsgesellschaft, welche alljährlich ihre drei steifen Bälle mit einem unendlichen Damenflor und wenig Tänzern abhält, und die Spitzen der Behörden zu ihren Mitgliedern zählt. Der Weimarische Oberbeamte pflegt einen leichten Ansatz von Zopf zu haben, und verkehrt des Abends in der „Erholung" an einem besonderen Tisch, dem Tisch der Mandarinen, der mit einer gewissen patriarchalischen Würde umgeben ist. Lieblicher sind jene Zöpfe anzuschauen, die meist in größeren Reihen auf der Straße angetroffen werden, und in ihrer Vereinigung in sogenannten Fischkästen der Stadt den Namen Pensionopolis zugezogen haben. In einem großen Haus der alten Friedhofstraße sollen, wie die Sage geht, drei männliche Bewohner, einige fünfzig Damen und sechszehn Claviere sich in den Raum theilen.

Die Kreise am großherzoglichen Hofe — wir haben noch eine andere Hofhaltung zu erwähnen — sind strenger wie in den anderen Thüringischen Residenzen in sich abgeschlossen, wozu der Großherzog selbst, ein stattlicher Mann von sehr vornehmer Haltung, der Ceremoniell und Etiquette liebt, Veranlassung ist. Die Correspondenz Alexander's von Humboldt mit Varnhagen von Ense enthält auch mehrere Briefe des Großherzogs, in deren einem er sich einen Schüler des Verfassers des Kosmos nennt. Diese Briefe, deren Veröffentlichung nicht nur überflüssig, sondern auch ungehörig war, haben einen etwas gespreizten Ton, der Humboldt zu nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen, und Varnhagen zur Aufzeichnung mehrerer Anekdoten veranlaßte, in denen Karl Alexander eine lächerliche Mißachtung der bürgerlichen Geburt zur Schau trägt. In der ihnen von Varnhagen gegebenen Form tragen sie das Gepräge der Unechtheit; der Großherzog spielt seinen Unterthanen gegenüber die Rolle eines zwar strengen, aber loyalen Fürsten. Man erzählt, daß Serenissimus gern die Leute anrede: „Wer war Ihr Vater?" — wobei in Folge seiner raschen Sprechweise einmal nachstehendes artige Mißverständniß geschehen sein soll. Auf einem Treibjagen hatte ein Forstläufer, vielleicht aus ungezügelter Jagdlust, einen Kapitalhirsch erlegt, der eigentlich für die Kugel des Großherzogs bestimmt war. Dieser ließ ihn nach beendetem Treiben zu sich bescheiden und fragte: „Wer war Ihr Vater?" — „„Ein Sechszehnender, königliche Hoheit"", antwortete der betretene Bursche, der nur an den geschossenen Bock dachte. —

Karl Alexander hat vom ersten Tage der Regierung an, eingedenk der Gesinnung seines Großvaters Karl August, eine Art Kunstmission in sich verspürt, und war in den nunmehr sieben und zwanzig Jahren seiner Herrschaft

Digitized by Google

unabläſſig beſtrebt, einen regen Kunſtſinn zu bethätigen und ſeiner Reſidenz den Schimmer zu erhalten, der ihr aus den Tagen ihres Glanzes geblieben iſt. Aus dem freundlichen, an den buſchigen Ufern der Ilm gelegenem Weimar ragt noch heute kein geſchäftig dampfender Schlot empor, da die Stadt nach dem Willen des Großherzogs vor jeder Fabrikanlage bewahrt geblieben iſt. Das Schiller-Goethe-Monument von Rietſchel, die Donndorf'ſche Reiterſtatue Karl Auguſt's und das Muſeum ſind unter ſeiner Regierung erſtanden. Er vergiebt die Bauplätze in der ſchönſten Straße, der Belvedere-Allee, wo die Gänſe „nur auf einer Seite gebraten" werden, denn auf der anderen Seite iſt der Park — und genehmigt die Baupläne. Bonaventura Genelli und Friedrich Preller, die beide in Weimar begraben liegen, haben ſich ſeiner Unterſtützung erfreut, und endlich iſt ganz ſein eigenes Werk die Weimariſche Kunſtſchule, die Ramberg, Böcklin und Lenbach einſt anzog, und an der, neben manchem noch in Weimar lebenden tüchtigen Maler, Karl Guſſow groß geworden iſt, durch deſſen Einfluß ſie eine Zeit lang im groben Realismus herumſteuerte. Der Großherzog hat an ihr manche Freude, aber durch allerlei Händel, die bei der Organiſation und zwiſchen den Angehörigen der Schule auszugleichen waren, noch mehr Verdruß erlebt. Selbſt das glänzende Feſt, das ihm die Kunſtſchule zu ſeinem Regierungs-Jubiläum gab, und von dem die Weimaraner noch heute mit Entzücken ſprechen, wurde ihm durch widerwärtige Vorgänge verleidet. Dem Grafen Kalkreuth iſt im Directorium der ausgezeichnete Landſchaftsmaler Theodor Hagen gefolgt; mit ihm ſind als Lehrer der Holländer Linnig, der bekannte Thiermaler Brendel und der Belgier Struys thätig, welch' Letzterer durch die Kraft und Wahrheit ſeiner Farbe ebenſo imponirt, wie er durch unerfreuliche Motive, die mit der Größe der verbrauchten Leinwand ſelten im Einklang ſtehen, abſtoßend wirkt. — Ungetrübtere Erfolge hat der Großherzog genoſſen durch den Ausbau der Wartburg bei Eiſenach, durch den ſie, für die Fremden wenigſtens, wieder der Mittelpunkt der Thüringiſchen Lande geworden iſt, und der als wirkliche That des Fürſten länger beſtehen wird als die anderen Erzeugniſſe ſeiner Kunſtliebhaberei. Sein Eifer mag ihn ebenſo oft irre geleitet haben, als er ihm übel belohnt worden iſt. Er könnte ſich vielleicht noch größeren Verdienſt erwerben, wenn er jüngere Talente aufſuchte und pflegte, als durch das Streben, klangvolle Namen nach Weimar zu ziehen.

Die Großherzogin, eine ſehr begüterte Holländiſche Prinzeſſin, die vor Jahr und Tag noch an der Erbſchaft des reichen Prinzen Heinrich Theil nahm, wird als vortreffliche, im Stillen durch ungemeſſene Wohlthätigkeit wirkende Landesmutter im ganzen Großherzogthum hoch verehrt. Liebenswürdig, aber nicht minder ceremoniell als ihr Gemahl, tritt ſie weniger an die Oeffentlichkeit; das nach ihr benannte Sophienſtift, der ſchönſte nach einem Italieniſchen Palaſt ausgeführte, moderne Bau Weimars, iſt durch ſie das Muſter einer höheren Töchterſchule geworden. Harmloſen, offenen Weſens iſt der Erbgroßherzog; er ſpricht den reinſten Weimariſchen Dialekt, redet wie es ihm ums Herz iſt und beſitzt ſoviel geſunden Menſchenverſtand, daß er zu öfteren Malen die Räthe der Krone durch ſeinen praktiſchen Blick in Erſtaunen geſetzt hat. Kunſtintereſſe beſitzt er wenig und heuchelt auch keines. Seine Gemahlin, eine geborene Prinzeß von Weimar, iſt ebenfalls einer heiteren

Digitized by Google

ungezwungenen Weise zugethan, und theilt sich mit dem Thronerben in die Sympathien des Volkes.

Bei der Betrachtung des Hoflebens sind neben den eingesessenen Cavalieren jene buntwechselnden karrirten Gestalten Albions schlechterdings nicht zu übersehen, die immer in ziemlicher Anzahl, als wie zur Cour, sich in Weimar aufhalten. Die Englische Nationalität an sich scheint ihnen schon in den Augen des Hofmarschalls Hofrechte zu verleihen, die kleinste Empfehlung genügt und sie sind hoffähig. Indessen hat die einige Mal hinterher erlangte Einsicht, daß man sich in keineswegs gewählter Gesellschaft befand, zur Einschränkung jener Gunst geführt, obschon die Engländer noch bis auf diesen Tag zum Aerger vieler Patrioten den Vorzug genießen, gewisse Plätze im Park für ihr Cricketspiel absperren zu dürfen.

Die Weimaraner, zufrieden mit der heimischen Regierung und im Bewußtsein, die schlecht gepflasterten klassischen Pfade zu wandeln, verschmerzen leicht den Mangel fast allen politischen Lebens. Die allgemeine, schon seit den Tagen des verdienstvollen Ministers von Watzdorf von Oben her begünstigte Färbung nähert sich, wenn auch untermischt mit ein paar schwachen rothen Fäden, dem Altliberalismus, der hier von dem Manchesterthum blutwenig weiß, und sich von dem Börsenliberalismus so gut wie nichts träumen läßt. Sein Ideal ist: wenig Abgaben und ein tolerantes Kirchenregiment. Den beiden in Weimar erscheinenden Zeitungen „Deutschland" und der officiösen „Weimarischen Zeitung" ist eine politische Bedeutung kaum beizumessen. Zwar enthält Letztere, welche von dem früheren nationalliberalen Reichstags-Abgeordneten von Bojanowski redigirt wird, gewandt geschriebene Leitartikel, lavirt aber in allen Reichsfragen von dem Gneist'schen Standpunkt aus herüber und hinüber, und ist im Uebrigen so langweiligen Inhalts, daß sie wegen der officiellen Bekanntmachungen fast nur von den Behörden und Bürgermeistern des Landes gehalten wird. „Deutschland", eine stark verbreitete Annoncen-Zeitung, nennt der Volksmund wol das „Wurstblättchen". Von der Anschauung ausgehend, daß es die Leute nicht besser haben wollen, beschäftigt sich „Deutschland", um ja Niemandem wehe zu thun, gern mit der großen Politik, die aber möglichst auswärtig sein und weit dahinten spielen muß. Noch über Jahr und Tag, nachdem der Russisch-Türkische Feldzug beendigt war, hatte „Deutschland" beharrlich seine stehende Rubrik „Vom orientalischen Kriege". Gediegen und von Werth sind die Theaterkritiken des Herrn von Bamberg, die sich mit den — zuweilen weiblichen — Kunstfaseleien der „Weimarischen Zeitung" nicht vergleichen lassen. Die Judenfrage ist in dem humanen Weimar etwas schier Unbegreifliches. Um alles in der Welt, wie kann man noch in einem solchen Vorurtheil befangen sein! Die guten, oft so edeln Juden, mit ihrer Mildthätigkeit, ihrem Familiensinn und ihrem Staatsbürgerthum! Da der Ilm-Athener von Natur keineswegs dumm ist, würde ihm, sofern er nur das wahre Treiben dieser Race mit eignen Augen beobachten könnte, bald ein Licht über ihre politische Bedeutung und über das Elend aufgehen, das durch sie in das Reich gekommen ist. Die paar angesessenen Israeliten, natürlich Banquiers, denen aus der Gründerzeit nichts Schlimmes nachzusagen ist, sind in den letzten Jahren durch mehrere Berliner vermehrt worden, die sämmtlich ihr angebornes

Digitized by Google

Talent der Beredsamkeit am besten in billigen Stoff-, Confections- und Wäschegeschäften anzulegen glaubten. So sickert das Berliner Judenthum schon allmählich in die stillsten Winkel Deutscher Kultur durch. Der „Krach" ging seiner Zeit hart an der Weimarischen Bank vorbei, die, wenn wir nicht irren, soviel Ansehn genoß, daß selbst Mündelgelder in ihren Papieren angelegt werden durften. Sie hatte sich unter den Augen des staatlichen Aufsichtsraths, der fast ebensoviel rührende Unkenntniß, wie das Publicum unerschütterliche Zuversicht entwickelte, in allerlei faule Gründungen eingelassen, die schließlich die Actien auf den dritten Theil ihres Nennwerths zurückwarfen. Zu jener Zeit war denn doch die Gutmüthigkeit der Weimaraner ein wenig außer Fassung gerathen, aber heute ist schon wieder hoffnungsgrünes Gras über die fatale Geschichte gewachsen.

Findet sich also in Weimar kein politisches Feld, so zeigt es uns einen freundlichen Garten, in welchem verwegene Schöngeisterei ihren Kohl baut. Ah, man sitzt nicht vergeblich an der kastalischen Quelle; man bildet sich, man redet mit! Man zehrt nicht blos von der großen Vergangenheit, man weiß auch seine klassischen Traditionen zu würdigen und kennt die Dogmen der landläufigen Literaturgeschichte, an denen bei Leibe Niemand rütteln darf. Die Freude an Kunst und Literatur gedeiht zwar in einzelnen gescheuten Köpfen zu einer harmonischen selbstdenkenden Bildung; in Sonderheit bei den Frauen aber sinkt sie zum dünkelhaften und anmaßenden ästhetischen Klatsch herab, der aus Vorlesungen und Theegesellschaften, aus Theater- und Kunstschul-Angelegenheiten seine Nahrung holt, und den Blaustrümpfen Gelegenheit giebt, jede eigene Meinung mit starrem Entsetzen oder mitleidigem Lächeln zu belohnen. Ab und zu kommen schöngeistige Picknicks in Mode, zu denen jeder Theilnehmer eine Brotrinde mitzubringen hat, damit sie dann unter verzücktem Augenaufschlag zu Göthe und Schiller, zu breiten Bettelsuppen verkocht werden. So hatten z. B. im vorigen Winter die Geladenen einer Gesellschaft als Entrée, je ein Gedicht zu erlegen, das vorgelesen und begutachtet wurde. Der Cirkel machte bald so viel von sich reden, daß sich eines Tages auch Serenissimus anmelden ließ. Dergleichen beschäftigt die weiblichen Gemüther nachhaltiger, als wenn Bismarck im Reichstag eine Rede hält. Das literarische Vorurtheil erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und die zahlreichen „Angejahrten" sind es, denen es zum Aufheben gegeben ist.

Es gehört zum guten Ton, daß der Beamte und der Bürger für Frau und Töchter im Theater einen Platz abonnirt. Dank den zahlreichen Pensionen sitzen die Damen reihenweise im Parterre, und leisten den Beifall, der vornehm, kühl und reservirt, nie aufdringlich ist. Der gegenwärtige Leiter des Hoftheaters, Baron von Loën, ist in erster Linie Kammerherr und Hofmann, und unterscheidet sich insofern nicht von den an anderen Hofbühnen gebräuchlichen Intendanten. Wohl gelitten nach Oben, leutselig nach Unten, ist er von einer dauerhaften Liebenswürdigkeit, die am rechten Ort zu schmeicheln und durch alle Verlegenheiten sich, ohne anzurennen, geschickt hindurchzuschmiegen weiß. Er besitzt ein unbestreitbares Interesse für das Theater und seine Mitglieder; möglich auch, daß er ein besserer Kunstdilettant ist, wie die Mehrzahl seiner Collegen. Das Geheimniß seiner Thätigkeit ist,

Digitized by Google

daß sich Niemand über ihn zu beklagen hat. Ein Gerücht macht ihn zum voraussichtlichen Nachfolger des Herrn von Hülsen in Berlin, und läßt für diesen Fall Rudolf von Gottschall, der Weimarischer Hofrath ist, an seine Stelle treten. Indeß denkt Herr von Hülsen wol noch kaum an seinen Abgang, und 'andererseits sind jetzt im Publicum Zweifel laut geworden, ob nicht doch an maßgebender Stelle der Adel Gottschall's zu jung erscheinen dürfte. Wollten doch endlich einmal unsere Fürsten die Rücksicht auf die Hofstellung des Theater-Intendanten fahren lassen und ihre Entscheidung allein von dem erforderlichen wirklichen Kunstverstande abhängig machen! —

Die Leistungen der Weimarischen Hofbühne sind in der Oper mäßig, in der Tragödie schwach, weil unter dem Beifall des Publicums viel hohle Declamirerei sich breit macht; im Lustspiel dagegen durch ein flottes Ensemble ausgezeichnet. Von Zeit zu Zeit bringt immer wieder der Ruf des Schauspiel-Personals über das Land hinaus; so vor einigen Jahren durch die Aufführungen des „Faust" als Mysterium.

Das andere Institut, an welches sich die ästhetische Wuth der Weimaraner klammert, ist die Kunstschule. Natürlich, daß ihre Leistungen nicht den Geschmack der Gebildeten für sich haben, da die eingeschlagene Richtung die idealistischen Pfade Genelli's und Preller's verlassen hat, und zunächst auf das wirkliche Malen, auf das Malen mit Farbe ausgeht. Da hatte man denn freilich auch manchmal guten Grund zum Naserümpfen. Dagegen empfängt die gefühlvolle Schwärmerei der Damen von den verschiedenen Künstler-Festlichkeiten um so lieber neue Anfrischung, als hier auch der discrete Klatsch seine Rechnung findet.

Doch nichts kommt dem letzteren besser zu Statten, als das Liszt'sche Hoflager, welches alljährlich hier aufgeschlagen wird. Nach Pfingsten pflegt der große Meister mit einem langen Schweife von Rittern und Edelfrauen seinen Einzug zu halten und in der Hofgärtnerei als Gast des Großherzogs abzusteigen. Nun ist die Zeit, da die zurückhaltenden einheimischen Damen durch den Anblick abenteuerlicher Straßen-Toiletten und freierer Sitten an den Lisztianerinnen und längerer Haare an den Herren Lisztianern in Unruhe versetzt werden. Nun ist die Zeit, da einzelne Maler und anderes junges Blut diesen Clavier-Mänaden zur Erzeugung kleiner Histörchen die Hand bieten! — Die Anbetung, welche dem Meister in seinem Kreise gezollt wird, grenzt an's Abgöttische. Vor mehreren Jahren war sogar durch eine ehemals intime Verehrerin von Liszt eine Französisch geschriebene, an Enthüllungen reiche Literatur entstanden, zu deren Unterdrückung der Großherzog selbst thätig sein mußte. Zur Illustration diene die ziemlich verbürgte Sage, daß ein Fräulein von So und So den Rest einer vom Meister gerauchten Cigarre lange Zeit mit sich am Herzen herumgetragen haben soll. Ja, man glaubt es kaum, die Haare aus dem Kamm des Göttlichen sind geschätzt und gesucht. Wenn der Meister dem Flügel seine berauschendsten Töne entlockt, ist das Entzücken überschwänglich; ein Kuß von ihm auf Stirn oder Mund gedrückt, dünkt Vielen der reichlichste Gewinn. Die Damen nennen sich zwar seine Schülerinnen, doch ist ihm jedenfalls der Umgang mit reizenden anbetenden Frauen das Zusagende, Unentbehrliche. Hans von Bülow,

Digitized by Google

der es ernſter mit der Kunſt nimmt, dafür aber nicht ſo gutmüthig und höflich iſt, fuhr bei ſeinem kürzlichen Beſuch des Liszt'ſchen Hofes mit einem unverhohlenen „Quos ego!“ zwiſchen die Stümperinnen. Ein Eckermann hat ſich für Liszt ſchon längſt gefunden, und er iſt nicht wenig ſtolz, ſagen zu können: „Mein Freund Liszt“.

Dieſer muſikaliſche Eckermann iſt wahrhaftig nicht das einzige Original in Weimar. Wo könnten ſich auch eigenartige Keime beſſer entfalten als hier an dieſer ſtillen Kulturſtätte mit den träumeriſchen Parkplätzen, ihrer höfiſchen Sitte, ihrem Kunſtgetriebe, wo der holde Wahnſinn der Dichter ſo viel ſtolze Erinnerungen hinterließ, und neben einem wackeren Spießbürgerthum und mitten in aller äſthetiſchen Philiſterei jene „Luſtigen von Weimar“ ſich noch finden, die da ſingen:

„Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Sie erfriſchen unſer Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater;
Weimar, Jena, da iſt's gut!“

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

In Sachen des neuen Mai-Gesetzes erhalten wir die Zuschrift eines evangelischen Geistlichen, die uns so merkwürdig dünkt, und die für den katholischen wie protestantischen Standpunkt so beachtenswerth sein dürfte, daß wir dieselbe zum Abdruck bringen wollen, selbstverständlich, ohne uns mit den An- und Ausführungen des Verfassers zu identificiren. Sein Schreiben lautet:

„— — In Anlaß Ihres Aufsatzes „Das neue Mai-Gesetz" in Heft 14 des „Kulturkämpfer" gestatten Sie mir, einen Punkt zu berühren, der vielleicht ziemlich exclusiv kirchlich erscheinen mag, aber doch eine Bedeutung hat, die weder in Ihrem Artikel, noch irgendwo in der Tagespresse, noch selbst in den specifisch-theologischen Zeitschriften recht zur Geltung gebracht ist. Die klugen Zeitungsredactionen haben „sich des Centrums Kopf darüber zerbrochen", aus welchem Grunde dasselbe die „weitgehenden" Zugeständnisse der Regierung ablehne. Dem gegenüber bemerkt Ihr Artikel zum Schluß sehr richtig: „Aus der kirchenpolitischen Campagne ist das Centrum allein als Sieger hervorgegangen." Inwiefern? — Insofern, als das Centrum durchgesetzt hat, was es durchsetzen wollte, resp. was es durchgesetzt zu sehen wünschte, ohne bei dieser „Durchsetzung" selbst betheiligt zu sein. Doch gleicht der Sieg des Centrums dem Essen der Kastanien, welche die Conservativen ins Feuer gelegt hatten. Viel Rühmens ist von diesem Siege nicht zu machen; er dient eben hauptsächlich als neuer Beleg für die alte Wahrheit, daß keine Partei es besser versteht, die Situation auszunutzen und den Parteiinteressen dienstbar zu machen, als das Centrum. Doch zurück zu dem oben erwähnten bedeutungsvollen Pünktchen. — Was ich unter diesem Pünktchen verstehe? Daß die kirchenpolitische Vorlage in erster Linie ein Bismarck'scher Köder war, in den das Centrum hätte hineinbeißen und sich darin festbeißen sollen. Sollen! Aber das Centrum war zu schlau; es merkte die Absicht und — kehrte den Rücken. Die Trauben waren sauer, obwol sie dies Mal recht niedrig hingen. — Der Speck, der duftende, lag in einer versteckten Schlinge, die Fürst Bismarck, den wol überhaupt nur das Drängen des vor seinem Lebensende gern Friede schließenden Monarchen zu der Vorlage vermocht hat, mit solchen Harmlosigkeiten umgeben, daß selbst Herr von Puttkamer bona fide zu handeln glaubte, wenn er die Vorlage, als das Ultimum aller erdenkbaren Regierungsconcessionen, den Preußischen Katholiken zur Annahme empfahl. Die scharfe Spürnase aber des Dioskurenpaares Windthorst-Schorlemer bekam Wind von dem hölzernen Pferde des „polytropos dios" — Bismarkos (Vielgewandten, Göttlichen — Bismarck) und sagte: „Nein! Das Centrum geht nicht aufs Glatteis, wird sich jedenfalls nicht bemühen, etwas zu Stande zu bringen, das, genau besehen, mehr, viel mehr fordert, als es

Digitized by Google

giebt. Und der Danaos et dona ferentes timens (die Griechen, auch wenn sie Gaben bringen, fürchtende) Windthorst war auch an diesem Tage früh genug aufgestanden, um nicht düpirt zu werden. Versetzt man sich in die Situation, so muß man sich noch heute des Höchsten über das plötzliche Auftauchen der kirchenpolitischen Novelle verwundern. Wo waren denn die Prämissen zu einer solchen? Wann hätte Fürst Bismarck nur je einmal sauer gesehen, wenn der Kulturmeister, wollte sagen, Kultusminister Falk eine von vielen tausend Unterschriften bedeckte Petition Preußischer Unterthanen katholischen Bekenntnisses, um Milderung der ungeheuren geistigen Nothstände, mit ein paar bissigen Worten abfertigte? Woher nun auf ein Mal das lebhafte Interesse an der Seelsorge in den verwaisten katholischen Pfarreien? Was sollte dabei die Veröffentlichung der Verhandlungen mit Rom? War überhaupt irgend ein Zeichen vorhanden, woraus das Centrum hätte entnehmen mögen, es sei der Regierung nunmehr ein ernstes Anliegen, mit dem System des „Kulturkampfes“ zu brechen, der Kirche endlich ein kirchlich Recht zu geben, und das ihr aufoctroyirte Polizeiregiment zu beseitigen. — Wäre Fürst Bismarck zu der aufrichtigen Ueberzeugung gelangt, daß der „Kulturkampf“ und eo ipso der Grundstock der gesammten Mai-Gesetzgebung vom Uebel ist, hätte er nicht in Anerkenntniß dessen, daß die Maigesetze ihre Schärfe nicht minder gegen die evangelische, als gegen die katholische Kirche richten, den Conservativen, als den Vertretern des Preußischen Volkes evangelischen Bekenntnisses, auch wesentliche Zugeständnisse machen müssen? — Kann eine Revision der Maigesetze angebahnt werden durch scheinbare Zugeständnisse an den einen Theil der Kirche, während die Gesetze sich bekanntermaßen gegen die Kirche als solche richten? Ist denn der Preußische Staat nicht ein vorwiegend protestantischer, evangelischer? Was erhalten denn die gemaßregelten Vertreter der evangelischen Kirche für ihre durchaus loyale, wol über ihr Gewissen hinaus loyale Haltung, wo man sich anschickt, den „staatsfeindlichen“ „oppositionellen“ „Römlingen“ Geschenke einer captatio benevolentiae (Gunsterschleichung) darzubringen? — Ich dächte, es gehöre nicht so gar viel Scharfsinn dazu, und man könne gern ein Bischen später aufgestanden sein als die kleine Excellenz, um zu begreifen, daß die Rose ihre Dornen habe, und zwar recht sehr bedeutende. Hat der „ehrliche Makler“ jemals etwas gegeben mit seiner linken Hand, ohne schon zuvor, zum Empfang eines längst ersehnten Aequivalents, die rechte weit ausgestreckt zu haben? Nein! etwas zu geben, ohne die Waare sich ordentlich bezahlen zu lassen, dafür ist der Universal-Premier eben ein viel zu ehrlicher „Makler“. — Wie liegt denn nun die Sache? Meines bescheidenen Erachtens, so: Fürst Bismarck geht nicht nach Canossa. In der Wahrheit dieses Wortes besteht die vornehmlichste „Ehrlichkeit“ des Maklers. Derselbe würde auch nicht viel dagegen gehabt haben, wenn Herr Falk weiter gewalkt hätte. Aber der greise Landesvater empfindet, je länger je mehr, Unbehagen bei dem „Kulturkampf“, namentlich bei dessen, dem Monarchen verständlicheren Anwendung auf die katholische Kirche sammt Bischöfen, Pfarrern und Orden. Bismarck muß endlich dem Drängen des Monarchen weichen, und den Preußischen Katholiken Zugeständnisse machen. Er thut solches, jedoch mit einem — Aber! Worin dies Aber besteht? In der vorauszusetzenden Zustimmung des Centrums zu den verlockenden Anerbietungen des Reichskanzlers, dargeboten durch den, dem Centrum sympathischen Herrn von Puttkamer. Nämlich so. Der „Kulturkampf“ hat den Zweck, die Autorität der Kirche zu brechen, und die staatliche Allgewalt auch in den rein kirchlichen Angelegenheiten zur Geltung zu bringen. Die Kunst der Vorlage bestand nun darin, sie in formaler Beziehung dem Centrum möglichst mundgerecht machen zu lassen, und hierzu war Herr von Puttkamer eine durchaus geeignete Persönlichkeit. Auf die Materie der Vorlage kam es so sehr garnicht an, nur daß weder zu viel noch zu wenig geboten werden sollte, zur Vermeidung vorzeitiger Bedenken. Mit

Digitized by Google

solcher Polytropie (Vielgewandtheit) ist wol selten eine Regierungsvorlage ausgearbeitet, aber auch wohl selten hat eine Vorlage ein so durchschlagendes — Fiasco gemacht. Aber das nur nebenbei. Bei der Sehnsucht der Katholiken nach geordneten kirchlichen Verhältnissen war die Versuchung zur Annahme für das Centrum nicht gering, und offenbar zeigte sich zu Anfang einiges Schwanken, zumal Herr Windthorst besser noch witterte, was im Reichskanzler-Palais als was im Vatican gebraut wird. Aber bald sagt den Katholiken der Telegraph, anknüpfend an ihren Vaticanischen Instinct und ihr hohes kirchliches Bewußtsein (das den Evangelischen durch falsche Consequenzen des reformatorischen Princips fast ganz abhanden gekommen ist), was sie zu thun haben, und sie stimmen in corpore gegen die Vorlage. Das war für den Reichskanzler ein Schlag aus heiterem Himmel. Wenn der Fürst, wie es den Anschein hatte, durch verschiedene Organe (natürlich unter gehöriger Deckung) die Ansicht verbreiten ließ, als liege ihm (der Regierung) an der Durchbringung der Gesetzesvorlage garnicht so viel, so ist nicht zu beanstanden, daß der Kanzler schon bessere Trümpfe ausgespielt hat. Daß ihm an dem Gesetz nichts mehr lag, nachdem ihm seine Fühlhörner „zugesäuselt", daß das Centrum verneinend votiren werde, braucht nicht erst ausposaunt zu werden. Daß dem Kanzler aber an dem Zustandekommen des Gesetzes unter Zustimmung des Centrums ganz schrecklich viel lag, ist ebenso gewiß, als auch dem Centrum an dem Zustandekommen schrecklich viel gelegen hat, obwol es sich moralisch gebunden fühlte, seine Zustimmung zu versagen. Wie so moralisch gebunden? Das ist nun grade das Pünktchen, worauf sich des Kanzlers ganze Speculation bei seinen Zugeständnissen stützt. Mit einfachen Worten gesagt: Die Zustimmung des Centrums zu der Regierungsvorlage schließt in sich eine Anerkennung des Staates, als competenten Gesetzgeber und Richter, auch für die Interna der Kirche. — Diese Anerkennung aber muß jeder Katholik dem Staate aus kirchlichen Gewissensrücksichten rund weg versagen. Und jeder evangelische Christ muß im Grunde ein Gleiches thun. Es kann nun und nimmermehr, weder auf Seite der katholischen noch auf Seite der evangelischen Christen, zugegeben werden, daß der Staat mit seiner rauhen Polizeihand in die inneren sacramentalen Functionen des kirchlichen Organismus eingreift. Das haben die Katholiken richtig erkannt und befolgt, und ich rufe denselben als evangelischer Christ ein Bravo zu! Die Haltung meiner Gesinnungsgenossen, der Deutsch-Conservativen, galt leider nur dem hochgeschätzten Kultusminister zum Frommen; im Uebrigen diente sie, „ein Loch ins Wasser zu machen". Hätten die Conservativen den Kanzler nicht auch fragen müssen: Was bieten, Durchlaucht? — Gegenüber der Anerkennung des Staates, als Autorität mitten in der Kirche, ist die Rückkehr sämmtlicher Bischöfe ein Nichts. Das wußte Bismarck, aber Windthorst — auch!" — — —

Die Börse kündigt die Sedanfeier. — Bis vor Kurzem waren Gründer und Börsianer die wüthendsten „Reichsfreunde", wahre Mordspatrioten, die aus der Begeisterung über das neu erstandene Deutsche Reich, aus dem Jubiliren und Festiren gar nicht herauskamen, und Jeden, der mit ihnen nicht schmauste und zechte, toastete und weihräucherte, flaggte und böllerte, als „Reichsfeind" und Vaterlandsverräther denuncirten. Gründer und Börsianer stifteten denn auch das Sedanfest, erhoben es zu einer „Nationalfeier", und leisteten dabei in Byzantinischen und chauvinistischen Reden das Menschenmögliche. Weil sie sich in ihren Festreden zugleich als wilde „Kulturpauker" geberdeten, die Gefühle der glaubenstreuen Anhänger der katholischen Kirche in der gröblichsten und absichtlichsten Weise verletzten, so trieben sie die katholische Bevölkerung ge-

Digitized by Google

waltsam in das Lager der Opposition, und nöthigten dieselbe gegen das Sedanfest allmählich Front zu machen. Die Katholiken zogen sich von der Theilnahme an der Feier zurück, und leisteten derselben sogar einen gewissen Widerstand, worauf sie von den „Kulturpaukern“ als „Reichsfeinde“ „gebrandmarkt“ und der Vaterlandslosigkeit angeklagt wurden. So errichtete das Sedanfest, auf dem natürlich wieder die Juden die Ton angebende Rolle spielten, eine neue Scheidewand zwischen Katholiken und Protestanten, und nährte den unseligen Glaubenshader. Wie die Sache sich nach und nach entwickelt hat, schilderte Herr Chr. Jos. Cremer in der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses am 20. Januar 1880 folgendermaßen:

„Das erste Sedanfest habe ich in Münster, in der als sehr ultramontan und schwarz verrufenen Stadt mitgemacht, und ich muß sagen, nirgendwo kann eine ähnliche Begeisterung gewesen sein, und nirgendwo können die patriotischen Gefühle stärker zu Tage getreten sein, wie dort. Zum zweiten Sedanfest, d. h. zum ersten Gedenktage der Schlacht im Jahre 1871, schrieb die Berliner „Germania“ (bekanntlich das leitende Blatt der Centrumspartei): „Sedan! heißt heute die Parole. Dies Wort weckt in der Brust jedes Deutschen hohe Erinnerungen und stolze Gefühle. Die Siegesklänge, welche im vorigen Jahre von Frankreichs Schlachtfeldern zu uns herübertönten, sie fanden allenthalben im großen Deutschen Vaterlande den lebhaftesten jubelndsten Widerhall. Ultramontan oder nicht — Deutsch sind wir Alle; und wir Ultramontanen sind es Denen zum Trotz, die uns die Vaterlandslosen nennen. Gerade, weil wir unser Vaterland lieben, weil wir mit ganzem Herzen an ihm hängen, deswegen empört es uns, daß das edle Volk, welches dieses Land bewohnt, um sein Theuerstes betrogen werden soll, was es besitzt, um die seit Alters her berühmte Deutsche Treue, die im glaubenswarmen Deutschen Herzen wurzelt. Und weil wir mitgekämpft und mitgeblutet für Deutschlands Ruhm und Größe, und weil wir bereit sind, zu jeder Stunde dieselben und größere Opfer zu bringen, deshalb fordern wir den Theil am Preise des Siegers, der uns gebührt.“ — — „Bis zum Jahre 1872“, fährt Herr Cremer fort, „hatte man uns bereits gezeigt, wozu die errungenen Erfolge gewissen Parteien dienen sollten. Da kam man schon mit dem Jesuitengesetz, und das dritte Sedanfest fiel in die wilde Bewegung hinein, die in ganz Deutschland tobte. Daß die Katholiken unter solchen Umständen nicht aufgelegt sein konnten, Freudenfeste zu feiern, werden Sie kaum auffallend finden. Trotzdem, und obwol sie soeben in der Lage war, einen „Scheidegruß an die Jesuitenpatres“ zu richten, schrieb die „Germania“ im Jahre 1873, daß sie sich der Sedanfeier gegenüber durchaus objektiv verhalten wolle.“ Herr Cremer führt nun aus, wie die Katholiken sich erst allmählich von der Sedanfeier zurückschrecken lassen, weil man dieses Fest zu einer Demonstration gegen sie mißbrauchte. Er verweist auf die kulturkämpferischen Angriffe, auf die unablässigen plumpen Herausforderungen der Jüdisch-„liberalen“ Presse. Er erinnert an das Rundschreiben des Bischofs von Mainz, Freiherrn von Ketteler, aus dem Jahre 1874, worin es heißt: „Wenn das Deutsche Volk in der Sedanfeier ein nationales Dankfest begehen würde für die Abwendung großer Gefahren, welche wir diesem Siege verdanken, und wenn es in dieser Gesinnung den Wunsch hegte, mit diesem Fest auch eine kirchliche Feier zu verbinden, um Gott zuerst die Ehre zu geben, so würden wir zu jeder Mitwirkung zur Erhöhung dieses Festes von Seiten der Kirche gern bereit sein. Dies ist jedoch leider nicht der ausschließliche Charakter der Sedanfeier, wie sie vielfach und vorherrschend betrieben wird. — „Wenn erst das Deutsche und christliche Volk aus seinem eigenen Herzen heraus ein großes Volksfest feiert, dann wollen wir mit unsern Glocken und unserm Gottesdienste wahrlich nicht zurück-

Digitized by Google

bleiben. Zur Verherrlichung der Feste einer antichristlichen Richtung aber wirken wir nicht mit.“ In derselben Zeit sprach sich sogar die officiöse „Provinzial-Correspondenz“ dahin aus: die katholische Kirche könne inmitten des in hohen Wogen gehenden „Kulturkampfes“ keine Freudenfeste feiern. Herr Cremer citirt dann die Schrift eines Rectors Strnck, enthaltend patriotische Reden zum Gebrauche bei Schulfeierlichkeiten. In diesen Muster-Reden wird von der „Würgekralle des Jesuitismus“ gesprochen, und unter Anderm gesagt: „Aus dem Krachen der Geschütze, dem Knattern der Gewehre, dem Aechzen der Verwundeten, dem Seufzen der Sterbenden heraus klang das vorahnende Echo des Victoria-Rufs in dem Geisterkriege wider Rom.“ — „Deutschland muß den Kampf wider die Seelenhenker auf geistigem und politischem Gebiet zu Ende führen.“ Herr Cremer betont, wie z. B. in Düren, Dresden, Delitzsch, Hirschberg und anderen Orten das Sedanfest in einer gegen die Katholiken gehässigsten Weise begangen worden, wie aber die Katholiken selbst damals noch, wenn man sie anständig behandelte, an der Feier Theil nahmen. In Neiße stellte sich ein Mitglied des Centrums, der Reichstags-Abgeordnete Horn und der Präses des dortigen Gesellen-Vereins mit an die Spitze des Sedanfest-Comités. Beide ließen sich aber vorsichtiger Weise erst die Versicherung ertheilen, daß in den zu haltenden Reden nichts vorkommen werde, was die Katholiken verletzen würde. In die damalige Zeit fällt auch der große Kampf um die Glocken. Der Landrath von Neuwied erließ die Verfügung, das Läuten eventuell zu erzwingen, und Dr. Heß, der beigeordnete Bürgermeister von Dorsten, wurde vor den Landrath citirt und ihm bei Strafe von 25 Thalern aufgegeben, daß er läuten lasse. In Boppard wurde der Kirchthurm von den „liberalen“ Sedanfeierern durch Ueberrumpelung eingenommen, und dann mit allen Glocken geläutet, an denen die Civilgemeinde absolut nichts zu läuten hatte. „Von einem nochmaligen Läuten nahm man Abstand, weil man den Thurm verschlossen fand, und Gewalt zu brauchen sich denn doch scheute.“

Die Rede des Herrn Cremer giebt von der Entwickelung der Sedanfeier ein farbiges dramatisches Bild. Unter den Händen der „liberalen“ Kulturpauker gestaltete sich das Fest für die Katholiken zum Hohn und zur Kränkung; ein Drittel des Deutschen Volkes wurde bei Seite gedrängt, die patriotische Begeisterung in ihm geradezu erstickt, der nationale Zusammenhang zu zerreißen gesucht. An der Spitze der Kulturpauker stand die Judenschaft, und sie feierte auch das Fest am lautesten und lärmendsten. Ihre Schwärmerei war so groß, daß sie am Sedantag die Börse schloß, und vom Morgen bis zum Abend nur in vaterländischer Gesinnung hausirte. Ueberall traten Levi und Cohn, Heymann und Meyer, Itzig und Schmul in schwarzem Frack und weißer Halsbinde als Festredner und Toast-Spender auf, und rissen Kinder und Erwachsene, Männlein und Weiblein zu rauschendem Beifall hin. Im Laufe der Jahre haben sich aber die Gefühle der Judenschaft merklich abgekühlt, und sie fängt an zu berechnen, wie über dem Vergnügen das „Geschäft“ doch gar sehr zu leiden habe. Unterm 20. Juli schrieb der „Berliner Börsen-Courier“ der Gebrüder Davidsohn:

„So glorreich auch die Erinnerungen sind, welche sich an den Tag von Sedan knüpfen, und so Vieles auch geschehen ist, diesen Tag so weihevoll wie möglich zu begehen, so hat sich der 2. September doch niemals zur eigentlichen Nationalfeier zu entwickeln vermocht.“ (Aha! Merkst Du was?) „Was aber in den Jahren unmittelbar nach dem Kriege, als die Erinnerungen an unsere Siege noch frisch waren, und die nationale Begeisterung sich noch an der historischen Actualität (!) entzünden konnte, zur Feier des Sedantages nicht gethan wurde, wird später, wenn diese Erinnerungen weniger frisch, die historischen Ereignisse ihre Actualität (!) verloren haben, noch um so weniger gethan werden. Zum

Digitized by Google

Theil hat die Feier des Sedantages dadurch gelitten, daß von vielen Seiten und insbesondere auch von unsern tapferen Soldaten der 1. und nicht der 2. September als der eigentliche Sedantag angesehen wird, da schon am Nachmittag des 1. September die große That geschehen war, und Sedan capitulirt hatte. Am frühen Morgen des 2. September fand dann allerdings die denkwürdige Begegnung des gefangenen Kaisers der Franzosen mit König Wilhelm und dem Fürsten Bismarck statt. Wenn nun auch das Datum des eigentlichen Sedantages für die große Menge weniger in's Gewicht fiel, so ist doch derselbe, wie schon oben gesagt, im eigentlichen Sinne niemals zu einer vollständigen Feier geworden. Die Geschäfte nahmen ihren regelmäßigen Verlauf, und *nur ein Bruchtheil der Bevölkerung nahm den Anlaß wahr, den Tag festlich zu begehen.* Die Berliner Börse ihrerseits hat aus Pietät (!) bis jetzt den 2. Septemuber als einen Ruhetag gefeiert, *ungeachtet der beträchtlichen Verluste*, die sich für sie an einem Tage, an dem alle andern Börsen Europa's ihre Thätigkeit und oft gerade ostentativ (?) zum Nachtheil des hiesigen Platzes fortsetzen, ergaben. Wir haben auf die Unzuträglichkeiten, die hieraus für die Berliner Börse entstanden, schon in früheren Jahren hingewiesen, wir haben dargethan, daß zu einer Ausnahmefeier der Börse, gegenüber der übrigen Geschäftswelt, eine besondere Veranlassung nicht vorliegen könne, und für die Aufnahme der Börsengeschäfte am 2. September plaidirt. Diese unsere Gesichtspunkte haben auch die Beachtung der Aeltesten der Kaufmannschaft gefunden, und es ist demgemäß beschlossen worden, in diesem Jahre die Börse am 2. September noch zu schließen; aber vom Jahre 1881 an keinerlei Ausnahme mehr für diesen Tag zu statuiren. Der diesjährige 2. September wird somit zum letzten Male von der Berliner Börse in officieller Form (!) gefeie.t werden. — —

Nichts ist charakteristischer und zugleich amüsanter als dieses Kauderwälsch des Jobberblatts. Mit echt Jüdischer Unverfrorenheit wird plötzlich zugegeben, daß die kulturkämpferische Sedanfeier ein ziemlich künstliches Product ist, das in der großen Bevölkerung keinen Boden gefunden hat. Das Vergnügen war ein gewaltsames und dazu noch ein kostspieliges; also fort damit, und wieder 'rin in's „Geschäft"! Die Börse hat um des Sedanfestes willen *„beträchtliche Verluste"* gehabt. Wie so denn? Die wirklichen Käufe und Verkäufe können ja am nächsten Tage leicht nachgeholt werden? Ach ja, aber das effective Geschäft an der Börse ist überhaupt nicht der Rede werth! Es handelt sich um die Zeit- und Prämiengeschäfte; es handelt sich um die Jobber-Wetten, um das Börsenspiel. Neun und neunzig Hundertstel aller Abschlüsse drehen sich um das Börsen-Hazard, und um seinetwillen ist jede Minute Gold und unersetzlich. In jeder Minute können Tausende und Zehntausende gewonnen und verloren werden. Diese großen Opfer kann die Börse dem Sedantag nicht länger bringen: darum kündigt sie die Sedanfeier. Nach dem „Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn brachte die Kündigung auch die National-Zeitung der Herren Wolff & Salomon; wogegen die „Post" des Herrn Exministers Friedenthal behauptete, ein solcher Beschluß sei von den Börsen-Aeltesten noch nicht gefaßt worden; indeß haben „Börsen-Courier" und „National-Zeitung" von dem Widerspruch keine Notiz genommen, und diese Blätter sind in Allem, was die Börse angeht, unbedingt als koschere Quellen zu bezeichnen.

Herr Mommsen lehnt die „Nationalsubscription" ab. Wir haben in Heft 15 des „Kulturkämpfer" das Brandunglück besprochen, das den Berliner Professor Mommsen betroffen, und die auffällige, geradezu widerliche Reclame beleuchtet, welche die Presse in Folge dessen für Herrn Mommsen wochenlang schlug. Die Verluste, welche Herr Mommsen erlitten, wurden in der übertriebensten Weise geschildert, und um ihm die verbrannte Bibliothek zu ersetzen, von verschiedenen Seiten allgemeine Bücherspenden oder

Digitized by Google

eine Art von „Nationalsubscription“ angeregt. Mit dem Augenblick aber, wo unser Artikel erschien, verstummte der unaufhörlich für den „Gran Teodoro“ gerührte Tamtam plötzlich, und die Zeitungen veröffentlichten einen Brief, den Mommsen unterm 5. August an Professor Nettleship in Oxford gerichtet hat, und der sich nicht anders ausnimmt, als wäre er erst in Folge unseres Artikels geschrieben. Herr Mommsen spricht darin zunächst von „unwiederbringlichen“ Verlusten, was sich auf die Codices der Gothischen Geschichte des Jordanes bezieht, die fremden Bibliotheken gehören, und die er unbefugter Weise in seine Privatwohnung mitgenommen hat. Sodann kommt er auf die ersetzlichen Verluste zu sprechen, seine „eigenen Sammlungen, das Werk von dreißig Jahren“. „Dennoch danke ich dem Geschick, daß mir zum mindesten das Hauptmaterial für unser großes Inschriftenwerk erhalten geblieben ist.“ Der dritte Verlust betrifft seine Bibliothek, von der er jetzt selber sagt: „Aber es will mir scheinen, als werde der Werth meiner Bibliothek beträchtlich überschätzt. Ich bin weder ein reicher Mann noch ein Sammler; meine Bücher wurden für die einzelnen Arbeiten gesammelt, und die fehlen mir jetzt, wie dem Soldaten seine Waffe. Ich war jedoch, wenn auch nicht zu dem vollen Werthe des Verlorenen, so doch mit einem nennenswerthen Betrage versichert, und materieller Ersatz für den Verlust steht somit bevor.“ Man beachte die geschraubte widerspruchsvolle Ausdrucksweise des großen Geschichtsforschers und glänzenden Stilisten! Herr Mommsen hatte, wie wir gleich voraussetzten, seine Bibliothek versichert. War sie nicht hinreichend versichert? Herr Mommsen scheint das andeuten zu wollen, fügt aber dann hinzu: „der materielle Ersatz steht somit bevor“. Sehr begreiflich, daß die verbrannte, aber versicherte Bibliothek außer dem materiellen Werth für ihren Besitzer noch einen ideellen hatte: allein dieser kann ebensowenig wie Mommsen's „eigene Sammlungen“ — soll wol heißen, Collectaneen — durch eine „Nationalsubscription“ ersetzt werden. Wozu denn aber die darauf hinzielenden Posaunenstöße in den Zeitungen? Herr Mommsen fährt fort „Diese Antwort habe ich meinen Deutschen Freunden unmittelbar nach dem Brande vertraulich gegeben.“ Also nur „vertraulich“? Warum hat Herr Mommsen darüber nicht schon früher ein paar Worte in die Oeffentlichkeit fließen lassen? Wer speiste denn die Zeitungen, die wochenlang, Morgens und Abends, schier unerschöpflich auch über seine materiellen Verluste berichteten, und für einen materiellen Ersatz agitirten? Hätten Herr Mommsen oder seine „Freunde“ diesem Treiben, dieser aufdringlichen Bettelei nicht mit Einem Wort ein Ende machen können? Erst nachdem die „Freunde“ in England einen Aufruf zu einer Sammlung für den Abgebrannten erlassen haben, und unser Artikel die Sachlage klar gestellt hat, lehnt Herr Mommsen „tief gerührt“ und „dankbarsten Herzens“ ab.

In diesem ablehnenden Schreiben versichert Mommsen zugleich, daß keine, den fremden Bibliotheken gehörigen Handschriften „durch einen Vertrauensbruch“ in seine Behausung gelangte: „ich benützte sie in der Meinung, daß sie mir persönlich zur Verfügung gestellt worden seien“. — Wieder eine wunderbare Unklarheit und Begriffsverwirrung des berühmten Mannes! Der Vorstand der Wiener Hofbibliothek erklärt öffentlich, daß die verbrannte Jordanes-Handschrift nicht Herrn Mommsen, sondern der königlichen Bibliothek in Berlin leihweise überlassen worden, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, des Gebrauches nur in den Räumen der Bibliothek. Der königliche Oberbibliothekar Professor Lepsius bestätigt diese Erklärung amtlich, und fügt hinzu: „Die Jordanes-Handschrift ist nicht mit meiner Erlaubniß aus der königlichen Bibliothek hinausgegeben, vielmehr hat dies nur unter Verletzung der bestehenden strengen Vorschriften geschehen können, von denen ich Ausnahmen niemals gestattet habe.“ Trotz alledem will Herr Mommsen keinen

Digitized by Google

„Vertrauensbruch“ begangen, beziehungsweise veranlaßt haben. Nun, das muß die Untersuchung aufklären, die hoffentlich nicht umgangen wird. Wir aber glauben, gestützt auf den Vorgang im Preußischen Abgeordnetenhause am 11. Februar 1879, daß Herr Mommsen zuweilen an Unzurechnungsfähigkeit leidet, deren eigentliche Ursache wir aus Schonung nicht deutlicher bezeichnet haben.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, Berlin W., Schwerin-Straße 21, richten.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.

Verlag von Friedrich Luchardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagsbandlung gestattet.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 17.

1. September 1880.

Die Epidemie der Selbstmorde.

„Eine wahre Selbstmordmanie scheint seit einiger Zeit wieder unter der Berliner Bevölkerung ausgebrochen zu sein. Der amtliche Bericht meldet drei Fälle von versuchtem und ausgeführtem Selbstmord an Einem Tage, und von zwei weiteren Fällen wird außerdem berichtet." — So schrieb ein Berliner Blatt im Februar 1880, Angesichts zahlreicher Vorkommnisse, welche in erschreckender Weise das Vorhandensein höchst ungesunder Zustände selbst einem begeisterten Nationalliberalen und jubelnden „Reichsfreund" klar machen müssen. Mag man den Selbstmord als Resultat einer gewissen Naturnothwendigkeit, als Ausfluß einer krankhaften Gemüthsbeschaffenheit, als Verbrechen, als heroische That oder als einen Act moralischer Feigheit ansehen: Niemand wird noch länger leugnen können, daß im neuen Deutschen Reich der Selbstmord wie eine Epidemie auftritt, die unter allen Schichten der Gesellschaft wüthet. Nur darüber gehen die Ansichten auseinander, wie groß die Schuld sei, die persönlich den Selbstmörder trifft, und welche Beurtheilung daher der Selbstmord vom sittlichen und gesetzgeberischen Standpunkt zu finden habe.

Eine Reihe von Schriftstellern hat sich dazu verstanden, den Selbstmord für die, außerhalb des menschlichen Willens liegende, unvermeidliche Anwendung eines Naturgesetzes zu erklären. Am unumwundensten ist dies von dem 1862 verstorbenen „Moralstatistiker" Henry Thomas Buckle in dessen Hauptwerk „History of civilisation in England" geschehen, wo es an der bezüglichen Stelle heißt: „Der Selbstmord ist lediglich das Erzeugniß des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft, und der einzelne Frevler verwirklicht nur das, was eine nothwendige Folge vorhergehender Umstände ist. In einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muß eine gewisse Anzahl ihrem Leben selbst ein Ende machen. Dies ist das allgemeine Gesetz. Die besondere Frage, wer nun das Verbrechen begehen soll, wird natürlich von besonderen Gesetzen bedingt, welche jedoch in ihrem Gesammtwirken dem allgemeinen Gesetz sich unterordnen müssen, von dem sie alle abhängen. Die Macht dieses höhern Gesetzes ist so unwiderstehlich, daß weder die Liebe zum Leben, noch die Furcht vor dem Jenseits den geringsten Einfluß auf die Hemmung seiner Wirksamkeit auszuüben

Digitized by Google

vermag." — Dieser ebenso trostlose wie verrückte Ausspruch Buckle's stützt sich wesentlich auf die Arbeiten des Belgischen Naturforschers und Statistikers Quetelet, der in seiner 1835 zu Paris erschienenen Schrift „Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou essai de physique sociale" sich folgendermaßen äußert: „Es giebt ein Budget, das mit einer schauerlichen Regelmäßigkeit entrichtet wird, das der Gefängnisse, der Galeeren und des Schaffots. Wir können im Voraus bestimmen, wie Viele sich die Hände mit dem Blute ihrer Nebenmenschen beflecken, wie Viele Fälschungen, wie Viele Giftmorde begehen werden, und wir können das fast ebenso genau, wie wir die Zahl der Geburten und Todesfälle zum Voraus zu berechnen vermögen. Die Gesellschaft birgt die Keime aller Verbrechen, die begangen werden sollen, in sich, und mit diesen die zu deren Verübung nothwendige Gelegenheit. Sie ist es gewissermaßen, welche die Verbrechen vorbereitet, und der Schuldige ist nur das Werkzeug, welches sie ausführt." — Doch auch Quetelet hatte bereits einen Vorgänger in du Rondeau; derselbe legte der Akademie zu Brüssel im Jahre 1787 eine Abhandlung vor unter dem Titel: „Essai physique sur la peine de mort", in der unter Anderm nachstehender Satz sich findet: „Das Gefühl, welches uns glauben läßt, daß wir Herren unseres Thuns und Lassens seien, ist die reine Täuschung. Der Mensch ist in jedem Augenblicke seines Lebens ein passives Werkzeug in den Händen der Nothwendigkeit." In Consequenz dieser Anschauung verlangte du Rondeau, daß jeder Verbrecher als Kranker behandelt, daß die Gefängnisse in Hospitäler umgeschaffen, und die Richter durch Aerzte ersetzt werden sollen. — Der damalige Stand der medicinischen Wissenschaft erlaubte es jenem Gelehrten noch nicht zu bestimmen, wie viel Gramm Opium, Chinin Rhabarber oder Digitalin an die Stelle von so und so viel Tagen Gefängniß zu treten hätten, und wie oft die kalte Douche anzuwenden sei, um das Gehirn eines Mörders mit sanften Schäfergedanken zu erfüllen. Vielleicht ist diese Ausbildung des du Rondeau'schen Systems späteren Zeiten vorbehalten.

Glücklicher Weise haben die vorstehenden Theorien noch nicht allseitige Anerkennung gefunden. Läßt sich auch nicht leugnen, daß sie unter den radicalen Socialisten warme Vertheidiger aufzuweisen haben, so ist doch mit dem Schatze positiv gläubiger Ueberzeugung, die richtige Auffassung von Verbrechen und Selbstmord in weiten Kreisen noch lebendig und wirksam geblieben. Der Englische Richter und Rechtslehrer James Stephen stellt im 4. Bande seiner „New Commentaries on the laws of England" (7. Auflage von 1874, Seite 59 ff.) den Selbstmord einfach als „felonious homicide", als Mord hin, ohne einen Unterschied zuzulassen, ob Jemand sich selbst oder einen Andern vorbedachter und überlegter Weise des Lebens beraubt. Er nennt den Selbstmord „the pretended heroism, but real cowardice" — angeblich Heldenmuth, aber thatsächlich Feigheit — und äußert sich dann weiter: „Das Englische Gesetz geht von der ebenso weisen wie religiösen Betrachtung aus, daß Niemand die Befugniß habe, Leben zu vernichten, außer im göttlichen Auftrage. Da nun der Selbstmord als in doppelter Beziehung sündhaft zu betrachten ist, einmal in moralischer, in sofern er in die Alleinrechte des Allmächtigen eingreift, dann in weltlicher gegen das Staatsoberhaupt, welches ein

Digitized by Google

Interesse an der Erhaltung seiner sämmtlichen Unterthanen hat, so haben unsere Gesetze ihn unter die schwersten Verbrechen gezählt, indem sie ihn zu einer besondern Art von „felony“ machten, zur „felony“, begangen gegen sich selbst.“ (Felony bedeutet im Englischen jedes schwere Verbrechen, welches mit Todesstrafe oder Deportation bedroht ist.) Diese strenge Auffassung hindert Stephen nicht, die zulässigen Milderungsgründe zu entwickeln. Bezüglich derselben führt er an: „Ein verbrecherischer Selbstmord ist nur dann vorhanden, wenn der Thäter die Jahre der Unterscheidung und den Gebrauch seiner Geisteskräfte besitzt. Doch darf dieser Entschuldigungsgrund nicht so weit ausgedehnt werden, wie unsere Todtenschanjuries es zu thun geneigt sind, wenn sie erklären, daß der wirkliche Act des Selbstmordes den offenbaren Wahnsinn darthue. Als wenn Jeder, der gegen die Vernunft handelt, überhaupt keine Vernunft besäße! Mittelst desselben Arguments würde man hinsichtlich jedes andern Verbrechers das „Nicht schuldig“ erweisen können. Das wahrhaft vernünftige Gesetz fußt auf der Anschauung, daß nicht jede Melancholie oder Hypochondrie den Menschen der Fähigkeit beraubt, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, oder, um es bestimmter auszudrücken, ihn daran verhindert, mit ausreichender Klarheit zu erkennen, daß seine Handlungsweise eine verkehrte ist. Erst wenn Letzteres zutrifft, hat man es mit einem gesetzlich zulässigen Entschuldigungsgrund zu thun. In Uebereinstimmung hiermit liegt bereits die Entscheidung vor, daß, wenn ein Geistesgestörter in einem lichten Augenblick sich das Leben nimmt, er eben so als Selbstmörder zu gelten hat, wie ein Vernünftiger im gleichen Falle.“ — Diese Auffassung stimmt im Ganzen und Großen mit derjenigen überein, die das kanonische Recht von Anfang an vertheidigt und bis zur Stunde festgehalten hat. Wo nicht Geisteszerrüttung die Freiheit des Wollens und Handelns aufhebt, verurtheilt es die Selbstentleibung auf das Entschiedenste. Die Begründung ist keine andere als die, welche sich aus der Lehre der christlichen Kirche ergiebt. Die Kirche lehrt, daß Gott Niemanden über seine Kräfte versuchen läßt, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten gereichen, und daß der Mensch, der niemals im Stande ist, Gottes Wege zu ergründen, auch nicht zu bestimmen vermag, wann die Zeit des irdischen Lebens, die als Vorbereitung auf ein besseres Dasein aufzufassen ist, ihr Ende erreicht hat. Uebrigens findet sich der Grundgedanke dieser Lehre bei Allen wieder, die es sich zur Aufgabe machen, die Selbstmordmanie zu bekämpfen, mag auch die Form ihrer Darlegungen in keiner Weise der Vermuthung Raum gewähren, daß sie auf ursprünglich dogmatischer Grundlage beruhen. So sagt beispielsweise Dr. Emil Rotter in einem Aufsatz „Der Selbstmord in der Armee“ (abgedruckt in den „Neuen Militärischen Blättern“, XIII. Band, 2. Semester 1878): „Daß es mehr als natürlicher Trieb, daß es sittliche Pflicht des Einzelnen sei, sein körperliches Leben als die Bedingung seines höhern geistigen Lebens sich und der Mitwelt zu erhalten und der letztern dadurch nach Kräften mit seinem Pfunde zu nützen, erkennen unsere ältesten Schriften schon unumwunden an. Ja, selbst die mildeste Gesinnung kann nicht umhin, den, der seinen Posten auf dieser Welt, mag er ein noch so exponirter gewesen sein, verläßt, wenigstens einer moralischen Feigheit zu zeihen.“ — Also Mangel an Religiosität und Mangel an moralischer Kraft ist unbestreitbar eine

Digitized by Google

Hauptquelle, aus welcher zu allen Zeiten die Neigung zum Selbstmorde entspringt. Daß aber Umstände eintreten, welche diese Neigung außerordentlich verstärken und ihr zeitweise einen, so zu sagen, epidemischen Charakter aufdrücken, kann eben so wenig geleugnet werden. Dr. Eduard Reich hat diese Erfahrung in das Axiom zusammengefaßt: „Je mehr die Religion den Menschen fesselt, desto seltener; je mehr die Nationalökonomie den Menschen tyrannisirt, desto häufiger der Selbstmord". Und fürwahr, Jeder, der sich einigermaßen mit dem Studium der Frage befaßt hat, muß diesem Satze zustimmen.

Unsere sämmtlichen Verhältnisse sind längst in einer Entwickelung begriffen, die sich immer weiter von den durch Religion und Sittlichkeit vorgezeichneten Wegen zu entfernen strebt. Professor Adolf Wagner sagt: „Die allgemeine Zunahme der Selbstmorde in einer die Bevölkerungs-Vermehrung übersteigenden Verhältnißzahl kann für Europa im 19. Jahrhundert als feststehende Thatsache gelten." Man vergleiche nur die Zahlen, die für den Preußischen Staat und speciell für die Stadt Berlin seit dem Jahre 1816 vorliegen, um sich klar zu werden, daß schon im Allgemeinen eine erschreckende Steigerung der Selbstmorde stattgefunden hat und noch immer stattfindet. Die Gesammtheit der 1816 auf Preußischem Gebiet festgestellten Selbstmorde belief sich bei 10,350,000 Einwohnern auf 688, und es kam 1 Selbstmörder auf 15,042 Seelen. Das folgende Jahr wies 778 Selbstmörder auf, 1819 bereits 903; und 1 Selbstmörder entfiel auf 12,162 Seelen. 1823 zählte man bei etwa 11,900,000 Einwohnern 1009 Selbstmörder oder 1 auf 11,736 Seelen. 1830 betrug die Zahl der Selbstmörder 1227 oder 1 auf 10,776 Seelen, 1837 bei 14,100,000 Einwohnern 1502 oder 1 auf 9386, 1841 — 1630, 1847 bei 16,200,000 Einwohnern 1852, 1856 bei 17,400,000 Einwohnern 2377, 1867 bei 24,000,000 Einwohnern 3625 oder 1 Selbstmörder auf nur 5432 Seelen. Dazwischen liegen hin und wieder Zahlen von minderer Höhe, allein als Gesammt-Ergebniß bleibt eine fortschreitende Steigerung. Das 50. Heft der „Preußischen Statistik" giebt die Zahl der Selbstmorde im Jahre 1877 bei ca. 26,000,000 Einwohner auf 4330 an. Für die Stadt Berlin lassen sich ähnliche Zustände nachweisen. 1816 kamen daselbst unter 182,000 Einwohnern 38, 1817 — 27, 1818 nur 13 Selbstmorde vor. Das Jahr 1831 hat bei 230,000 Einwohnern 129 Selbstmorde, das darauf folgende nur 46 aufzuweisen. Dagegen bringt 1833 wieder 62, 1835 — 96, 1853 bei 416,000 Einwohnern 101, 1868 bei ca. 725,000 Einwohnern 189, 1872 bei ca. 850,000 Einwohnern 165 Selbstmorde; und nach dem großen „Krach" erscheint 1874 mit 204, 1875 bei 966,000 Einwohnern mit 212, 1876 mit 248, und 1877 mit 304 Selbstmördern. Für das Jahr 1878 wurden bei ca. 1,050,000 Einwohnern über 400 Selbstmorde angegeben.

Diese Zahlen beruhen angeblich auf polizeilicher Meldung, bleiben aber aus mehrfachen Gründen weit hinter der Wirklichkeit zurück. Viele Fälle von Selbstmord, namentlich aus den besseren Schichten der Gesellschaft, gelangen eben nicht zur Meldung. Der Selbstmörder hat die unselige That nicht selten zu verhüllen gewußt oder doch zweifelhaft zu lassen verstanden; noch häufiger bieten die Hinterbliebenen Alles auf, um den Sachverhalt zu verdunkeln; sie finden einen gefälligen

Digitized by Google

Arzt, und täuschen mit Hilfe einflußreicher Verbindungen auch die Behörden. Viele Fälle schließen eine genaue Feststellung überhaupt aus; viele Selbstmörder werden unter den Verunglückten und Vermißten aufgeführt. Im Jahre 1873 ließ sich ein Französisches Blatt von seinem Berliner Correspondenten schreiben, daß in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches täglich 1 bis 2 Selbstmorde resp. Selbstmord-Versuche zu verzeichnen seien. Diese Behauptung wurde von der Deutschen Presse als eine geflissentliche Uebertreibung und schändliche „Verleumdung" hingestellt. Sie entsprach indeß nur der Wahrheit. Inzwischen ist die schreckliche Epidemie Jahr für Jahr gewachsen. Seit 1879 meldet der amtliche Polizeibericht fast täglich 2 bis 3 Selbstmorde resp. Selbstmord-Versuche in Berlin. An manchen Tagen sind 4, 5, 6 und mehr solcher unheimlichen Fälle vermerkt, und heißt es z. B. ganz summarisch und sehr lakonisch: „Am 20. machten ein Mann, eine Frau und ein junges Mädchen ihrem Leben durch Erhängen ein Ende. — In einer Droschke erschoß sich ein gut gekleideter Herr. — Ein Kellner vergiftete sich mittelst Blausäure. — Am Unterbaum fand sich die Leiche einer unbekannten, etwa 45jährigen Frauensperson angeschwemmt. — Ein Mann und seine Braut versuchten in der Wohnung des Ersteren sich das Leben zu nehmen. Beim Oeffnen des von innen verschlossenen Zimmers wurde der Mann auf dem Fußboden, das Mädchen im Bett liegend, Beide bewußtlos aufgefunden. — Um 1 Uhr Morgens versuchte ein Mann im trunkenen Zustande vor dem Hause Neue Grünstraße Nr. 11 sich mittelst eines Taschentuches an einem Gaskandelaber zu erhängen. Er wurde jedoch von vorübergehenden Personen noch rechtzeitig losgeschnitten und zur Wache des 40. Polizei-Reviers gebracht. — In einem Gewächshause des Universitätsgartens schoß sich ein Student mit einem Pistol in die Stirn. Derselbe wurde noch lebend zur Charité gebracht. — An der Köpnicker Brücke sprang ein Mädchen in's Wasser und ertrank; am Tempelhofer Ufer stürzte sich ein Dienstmann in den Kanal, wurde jedoch von einem Schiffer wieder herausgezogen." — Nach Aufzählung dieser Unthaten schließt der Berliner Polizeibericht dann stets mit der Notiz: „Wasserstand an den Dammmühlen: Oberwasser 2,46; Unterwasser 1,58." Im I. Quartal 1880 wurden nach der „Berliner Gerichtszeitung" amtlich gegen 200 Fälle von Selbstmord resp. Selbstmord-Versuch gemeldet. Dies würde für das laufende Jahr gegen 800 Fälle ergeben. Rechnet man dazu die nicht gemeldeten und zweifelhaften Fälle, so könnte die Zahl von 1000 leicht erreicht werden. Das aber würde bedeuten: In Berlin kommt gegenwärtig schon auf 1000 Seelen ein Selbstmörder! Und die Zahl der Selbstmörder hat sich hier seit dem Jahre 1816 verhältnißmäßig um das Vier- bis Fünffache vermehrt!!

In wiefern unsere neueste Zeit ihrem ganzen Charakter nach geeignet ist, den Selbstmord zu fördern, beleuchtet Rotter in dem bereits erwähnten Aufsatz in folgender Weise: „Die in der modernen Gesellschaft von dem Individuum verlangte möglichste Anspannung sämmtlicher, vor Allem seiner geistigen Kräfte, deren Erfolg wol in den seltensten Fällen befriedigt, häufig bitter enttäuscht; der in Handel und Wandel üppiger wuchernde Schwindel, dem meist der Halb- und Ungebildete zum Opfer fällt, welcher dann wiederum am Wenigsten im Stande ist, der folgenden Bestürzung Herr zu werden; die zunehmende Genußsucht aller Stände, mit den noth-

Digitized by Google

wendig daraus erwachsenden Leidenschaften einerseits, andererseits pecuniären Verlegenheiten; die bis ins Ungesunde gehenden Concessionen an die Einzelnen, staatliche und obrigkeitliche Einrichtungen, politische Fragen, sociale Zustände in tendenziöser Weise, mitunter verdreht, der Masse gegenüber zu kritisiren, und derselben in dieser ihr meist unverdaulichen Kost hauptsächlich große Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung zu imprägniren; ferner die Demoralisation unserer größeren Städte, denen Alles zustrebt, was bequemer sein Brod verdienen will, als dies draußen bei den Feldarbeiten geschehen kann; die dann allerwärts nothwendig werdenden Unterkünfte der arbeitenden Klassen in schmutz- und haderreichen Miethskasernen; vor Allem aber das frevle Zerbrechen der besten Stützen des schwachen Menschenherzens, des beruhigenden und im Gleichgewicht erhaltenden Glaubens an eine höhere sittliche Macht, welchen der Harangueur wol mit cynischem Hohne seinem Publicum entwendet — das sind Factoren, welche zweifellos der Statistik des Selbstmordes in die Hand arbeiten."

Das epidemische Umsichgreifen des Selbstmords hält gleichen Schritt mit dem Anwachsen der andern Verbrechen, und beide Erscheinungen haben dieselben Ursachen. Die großen Verirrungen der modernen Naturwissenschaft, und die fabelhafte Ueberschätzung ihrer Resultate haben Sittlichkeit, Religion und Glauben tief geschädigt, und dafür einen crassen Materialismus emporwuchern lassen, die roheste Erwerbs- und Genußsucht gezeitigt, den Menschen geradezu entgeistigt und verthiert. Die herrschende After-Philosophie, welche den Pessimismus auf den Thron erhoben hat, und die da lehrt, daß Gottes Welt die denkbar schlechteste, und das Höchste, was der Mensch anstreben kann, die Vernichtung ist — mußte den Werth des Lebens tief herabmindern und führt schließlich dazu, ihn gleich Null zu setzen. Die After-Lehren der modernen Naturforschung und Philosophie sind in populärer und belletristischer Form durch eine Unzahl von Machwerken unter das Volk gebracht worden. Aeltere und neuere Philosophen haben die Selbstentleibung als den „freiwilligen Tod" gefeiert, weil dieser, „um die sittliche Würde zu behaupten", hohen Muth und festen Willen erfordere. Welch' unendlicher Abschwung aber selbst von dieser Lehre bis zu einer Schrift, wie sie ein angeblicher „Doctor" Roderich Hellmann, unter dem Titel „Ueber Geschlechtsfreiheit. Ein philosophischer Versuch zur Erhöhung des menschlichen Glückes" veröffentlicht hat! Dieser „Doctor" will den Selbstmord gewissermaßen von Regierungswegen in ein System gebracht wissen, denn er schreibt: „Wenn es aber erwiesen ist, daß der Selbstmord unter manchen Umständen weder dem Staatswohl nachtheilig, noch auch sonst irgendwie schimpflich ist, so muß auch dafür gesorgt werden, daß der Selbstmord dem ihn Wünschenden (!) auf eine anständige, weder schmerzhafte, noch den Körper verunstaltende Art zugänglich gemacht werde." — Neben dieser elenden, unendlich verbreiteten Literatur ziehen sich die gewaltigen Kriege der letzten dreißig Jahre, die entsetzlichen Menschenschlächtereien, zeigt sich das in Waffen starrende Europa, wo die Völker wie Löwen und Tiger gegeneinander beständig auf dem Sprunge stehen. Der kolossale Börsen- und Gründungsschwindel von 1870 bis 1873 hat eine ungeheure Vermögensverschiebung herbeigeführt, hat so ziemlich das ganze Deutsche Volk ausgeplündert und zugleich demoralisirt. Schon als der Schwindel noch in Blüthe stand, begann der

Digitized by Google

Selbstmord unter Börsianern und Speculanten aufzuräumen. Börsenjobber, Börsenmakler, Bankdirectoren, Cassirer, Commis und allerhand Actien-Verwandte nahmen sich, um den Folgen ihrer Verluste und Veruntreuungen zu entgehen, das Leben. In Berlin hatte Jemand ein Haus mit 50,000 Thaler Profit verkauft; als er aber erfuhr, daß dasselbe wenige Wochen später mit einem neuen Aufgeld von 100,000 Thaler in dritte Hände übergegangen war, ärgerte er sich dermaßen, daß er einen Strick nahm und sich aufhing. Nach dem „Krach" wüthete der Selbstmord förmlich unter Börsenleuten und Privat-Speculanten. Namentlich auch die Kinder Israel verkehrten plötzlich ihre Natur und griffen zu Messer, Revolver, Strick und Gift. Noch immer fordert der „Krach" Jahraus, Jahrein zahlreiche Opfer. Hunderttausende von Actionären sind betrogen, Zehntausende an den Bettelstab gebracht, während die Gründer und ihre Helfershelfer in Reichthum und Ehren sitzen. Erzgauner und General-Spitzbuben, die dem Gesetz ein Schnippchen schlugen oder die kein Staatsanwalt zu packen wagte, geben in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben den Ton an, werden noch immer mit Titeln, Orden und Würden bedacht. Dem „Krach" folgte ein schwerer siebenjähriger Nothstand. Handel und Gewerbe stockten, unzählige Hände feierten wider Willen. Die Concurrenz wird täglich größer, der Kampf um die Existenz schwerer. Noth und Sorge, Hunger und Elend, Verbrechen und Schande treiben Hunderte und Tausende in den Tod, den Schuldige und Unschuldige wie einen Erlöser, als die letzte Zuflucht betrachten. Nicht nur Einzelne greifen zum Selbstmord; ganze Familien, Vater, Mutter und Kinder, traten die Reise in's Jenseits gemeinschaftlich an.

Aus alter und neuer Zeit wird über Selbstmord-Epidemien berichtet, die wie eine Art ansteckenden Wahnsinns ganze Bevölkerungen heimsuchten. Plutarch, der von 50 bis 120 lebte, erzählt von einer solchen, die in der Kleinasiatischen Küstenstadt Miletos, welche ihrer Ueppigkeit wegen im Alterthum berüchtigt war, zum Ausbruch kam. Ohne bekannte Ursache riß unter den dortigen jungen Mädchen die Wuth ein, sich durch Erhängen ums Leben zu bringen, obwol diese Todesart, namentlich für das weibliche Geschlecht, als schimpflich und unsittlich galt. Da befahl endlich die Obrigkeit, die Leichen der Selbstmörderinnen an dem Strick, dessen sie sich zur Ausführung ihrer That bedient hatten, nackt über den Marktplatz und aus der Stadt zu schleifen. Dies half alsbald. Aehnliche Vorgänge jüngeren Datums sind zu Mansfield im Jahre 1697, zu London 1736 und zu Wien 1803 verzeichnet. Der Französische Arzt Cristau macht in seiner 1875 erschienenen Schrift „Du suicide dans l'armée" u. A. folgende Mittheilung: Zur Zeit, als General Serrurier Gouverneur des Pariser Invalidenhauses war, hing sich einer der Insassen unter einem Thore des Hotels auf. In vierzehn Tagen hatte man ein Dutzend Leichen von Invaliden an derselben Stelle abzuschneiden. Man gab dem Gouverneur den Rath, das Thor vermauern zu lassen; er that es, und mit dem Aufhängen hatte es plötzlich ein Ende. —

Im neuen Deutschen Reich — es ist schaurig zu sagen — scheint der Selbstmord nachgerade eine Modesache geworden zu sein. Nicht nur in Berlin, in allen größeren Städten grassirt der Selbstmord, und auch an kleinen Orten und auf dem

Digitized by Google

Lande gehört er zu den gewöhnlichen Vorkommnissen. Fremdes und eignes Blut wird wie Wasser vergossen, das Leben aus ganz unbedeutenden und nichtigen Anlässen weggeworfen. Immer wieder liest man von Liebespärchen, die nach Art der Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe" von Gottfried Keller, sich zunächst dem Sinnenrausch hingeben, und sich dann gemeinsam in's Jenseits spediren. Eine Köchin, der ihr Grenadier untreu geworden ist, oder die von ihrer Herrschaft ausgescholten wird, oder die sich bei einer kleinen Unterschlagung ertappt sieht, versucht sofort ihrem Leben ein Ende zu machen. Professionelle Bettler und Vagabunden erhängen sich im Arrestlocal; ein wegen Unfug dem Untersuchungsrichter vorgeführtes Freudenmädchen versuchte in einem unbewachten Augenblick sich zu vergiften. Aber noch mehr. Knaben, Schüler, die nicht, wie sie hofften, in eine höhere Klasse versetzt werden, die eine geringe Censur nach Hause bringen, oder von den Eltern gestraft werden, greifen aus Mißmuth oder krankhaftem Ehrgefühl zum Selbstmord. Der Tertianer, der heute vom Lehrer per Sie angeredet wird, einen Kneifer trägt, Cigarren raucht und im Kaffeehaus die Zeitung liest, fühlt und geberdet sich wie ein Student oder wie ein Lieutenant.

Wenn das Thier sein Ende herannahen fühlt, verbirgt es sich im Dickicht oder in der Höhle. Unsere modernen Selbstmörder lieben es, mit Eclat und wie Theaterhelden aus der Welt zu fahren. Sie erschießen sich im Eisenbahnwagen oder in der Droschke, in der Badeanstalt oder in der Kneipe, mitten unter den Gästen. Sie hängen sich an den Laternen oder an den Bäumen der Promenade auf. Es ist geradezu ihre Absicht, Grauen und Entsetzen, Staunen und Bewunderung zu erregen, und noch im Tode ihre Nebenmenschen zu schädigen.

Unser Strafgesetzbuch bestraft nur die „Selbstverstümmelung" (§ 142), und auch nur dann, wenn sie geschieht, um sich der Wehrpflicht zu entziehen. Wer sich dagegen das Leben zu nehmen versucht, hat keine Strafe zu befürchten. Die „humane" Beurtheilung, wenn nicht gar Beschönigung und Verherrlichung, die der Selbstmord gegenwärtig nicht selten, und auch vor der Oeffentlichkeit erfährt, kann die Epidemie nur fördern. Der sogenannte Zeitgeist ist bemüht, die Leiche des Selbstmörders vor jeder entehrenden Behandlung zu schützen, und die „liberalen" Kulturpanker erheben ein Wuthgeheul, wenn die Diener der christlichen Kirche den Selbstmörder nicht mit allen Ehren zu Grabe geleiten wollen. Die Englische Gesetzgebung dagegen verweigert dem Selbstmörder noch heute das kirchliche Begräbniß. Die Leiche darf nur zwischen 9 und 12 Uhr Nachts auf den Friedhof geschafft, und sie muß ohne jede Feierlichkeit bestattet werden.

Nichts zeigt mehr, daß die Zeit krank und aus den Fugen gerathen ist, als die Epidemie der Selbstmorde. Um ihr zu steuern, müssen Gesetz und Sitte angerufen werden, Staat und Gesellschaft sich auf sich selber besinnen und ihre Schuldigkeit thun.

Digitized by Google

Zum Lotteriewesen.

Die Deutschen sind von jeher wegen ihres Durstes und wegen ihrer Leidenschaft für das Spiel berufen gewesen. Tacitus erzählt bekanntlich, daß es bei ihnen keine Schande war, Tag und Nacht durchzutrinken, daß sie bei ihren Gelagen gefährliche Schwerttänze liebten, und dem Spiel so ergeben waren, daß sie oft selbst ihre Person auf den Wurf setzten, und im Fall des Verlustes sich willig in die Sklaverei begaben. Wenn Tacitus aber dabei im Allgemeinen sagt: „In Deutschland gelten gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze" — während doch im alten Rom Glücksspiele bei hohen Strafen verboten waren — so muß man schließen, daß er den Unterschied zwischen dem Römischen und dem Deutschen Spieler nicht übersehen hat. Dieser Unterschied ist auch heute noch bemerklich. Der Romane ist dem Trunk abgeneigt und nüchternen Sinnes; wenn er spielt, geschieht es nur des Gewinnes halber und nicht, weil die Wechselfälle und Gefahren des Spiels ihn reizen. In Venedig war es ein gesetzliches Vorrecht der Nobili, öffentlich Bank zu halten. Italiener und Franzosen von vornehmen Namen machten aus dem Spiel ein Gewerbe, und überschwemmten im vorigen Jahrhundert das übrige Europa, soviel als möglich bemüht, das Glück durch Geschicklichkeit einzufangen. Ihren Figuren begegnet man deshalb sehr häufig in Novellen und Lustspielen aus jener Zeit. Hätten die Deutschen das Spiel aus dem gleichen Gesichtspunkte betrachtet, so würden die Wälschen wenig Raum für ihre Industrie und keine lohnende Ausbeute gefunden haben. Der Deutsche aber liebt das Spiel aus demselben Grunde, aus welchem er das Trinken liebt — weil nämlich beides seine Phantasie anregt. Wir können uns kaum etwas Vergnüglicheres denken, als einen guten Tropfen in einer guten Gesellschaft, deren Gehalt erst durch den Wein zu Tage gefördert wird und des Weines werth ist. Unsere Voreltern verhandelten über wichtige Angelegenheiten, über Krieg und Frieden meistens beim Gelage, „weil zu keiner Zeit der Geist besserer und größerer Gedanken fähig sei"; aber sie entschieden sich am nächsten Tage, in der Laune des sauren Härings. „Sie beriethen", sagt Tacitus, „während sie das Herz auf der Zunge hatten, aber sie beschlossen, während sie nicht irren konnten." Der Genuß, welchen das Trinken durch Anregung der Phantasie gewährt, steht im Verhältniß zu dem geistigen Inhalt, welchen der Trinkende in sich hineingelebt hat. Wie wenig dem Deutschen beim Spiel der Gewinn die Hauptsache ist, ergiebt sich daraus, daß man den Bankhalter, welcher der Natur der Sache nach einen Vortheil hat, nicht für voll ansieht, und den gewerbsmäßigen Spieler verachtet. In

Digitized by Google

den Deutschen Bädern waren die Pächter der öffentlichen Spielbanken meist Italiener und Franzosen, und dazu gewöhnlich Juden.

In Holland wurde die Klassenlotterie erfunden, in Genua entstand das Lotto. Das letztere entwickelte sich aus dem Umstande, daß zur Ergänzung des Großen Rathes je fünf Namen aus neunzig ausgelooſt und diese allmählich Gegenstand von Wetten wurden. Das Lotto gestattet nun, unter 90 Zahlen eine, zwei, drei, vier oder fünf zu besetzen, um je nach dem Herauskommen derselben, einen „Auszug", eine Ambe, Terne oder Quaterne zu gewinnen. Der Vortheil des Lotto-Veranstalters, zu welchem sich alsbald der Staat aufwarf, beruht auf der Wahrscheinlichkeits-Berechnung, insofern nämlich bei einem „einfachen Auszug" der 15fache Betrag des Einsatzes, statt des 18fachen, gezahlt wird; bei einem „bestimmten Auszug" 75, statt 90; bei der Ambe 240, statt 400; bei der Terne 4800, statt 11,748; und bei der Quaterne 60,000, statt 511,038 entfallen. Die Quinterne wurde sonst mit 1,000,000, statt mit 43,949,268 vergütet, ist aber jetzt allgemein abgeschafft. Der Staat erhebt daher nicht eine durchschnittliche Steuer von der Spielsucht, sondern er beschneidet in fortschreitendem Verhältniß den Gewinn, und nimmt dem glücklichen Inhaber einer Quaterne mehr als $^7/_8$ des zukömmlichen Betrages, garnicht von der fast unmöglichen Quine zu reden. Die Einsätze können klein sein, und dürfen bei den meisten Lotto's jetzt nur noch bis auf Ternen gerichtet werden. Bei der großen Unwahrscheinlichkeit, eine Terne zu gewinnen und bei dem bedeutenden Abzug aber beschränken sich die meisten Spieler auf den „einfachen" oder den „bestimmten Auszug" und auf die Ambe, so daß es sich bestenfalls nur um einen mäßigen Geldgewinn handelt, und der poetische Reiz des „Großen Looses" der Klassenlotterie hier ausgeschlossen ist.

Selbstverständlich fällt es uns nicht ein, für die verbotenen Glücksspiele eintreten zu wollen, obwol wir die Neigung zu denselben nicht unbedingt auf einen verwerflichen Ursprung zurückführen können. Auch wir bekämpfen den Spieleufel allen Ernstes, denn er höhlt noch mehr, als die Leidenschaft des Trinkens den Charakter aus, und er läßt den Menschen noch schneller und tiefer sinken. Aber wir verstehen das strenge Verbot des Hazardsspiels nicht; die Jagd auf jedes Pharao, das irgendwo und irgendwie versucht wird, die Hatz auf jedes Vingt-un, mag es sich auch nur um ein paar Pfennig drehen, dünkt uns fast unbegreiflich — wenn daneben die Börsentempel weit offen stehen, und hier, wie zum Hohn, das wildeste wahnsinnigste Spiel frei und frech betrieben, und über dasselbe täglich in allen Zeitungen berichtet wird. Der Hazardspieler setzt eine bestimmte Summe, und er weiß genau, wieviel er verliert oder verlieren kann. Das Wagniß des Börsenspielers aber ist in jedem Fall schlechthin unberechenbar. Er kauft oder verkauft von einem Papier oder einer Waare „auf Zeit", d. h. er speculirt, er wettet. Er schließt über 30,000 Mark ab, und schätzt sein Risico auf höchstens 2 Procent oder 600 Mark. Aber es treten plötzlich Schwankungen von 3, 4, 5, 6 Procent ein, es finden „Schiebungen" statt, der Cours wird durch die abgefeimtesten Liste und Ränke, ja durch offenbaren Betrug hinaufgetrieben oder heruntergerissen. Der Spieler zögert und zögert, indem er auf einen Umschlag wartet, aber dieser vollzieht sich erst,

Digitized by Google

nachdem er gezwungen gewesen ist, im letzten Augenblick zu „realisiren", wie es in der Jobber-(Gauner-)Sprache heißt, und eine Wettbuße von 6000 Mark zu erlegen. An der Börse betragen die Einsätze Tausende, Zehntausende und Hunderttausende. In jeder Minute werden Unsummen verloren und gewonnen. Den Hazardspieler kann die Leidenschaft und das Unglück ruiniren, den Börsenspieler ruinirt die Noth und der Betrug. Jener kann nur verlieren, was er einsetzt; dieser verliert weit mehr als er überhaupt besitzt.

Als 1866 die Nationalliberalen an's Ruder kamen, und Dank ihnen der Börsenschwindel in Scene ging, begannen sie damit, das Spiel in den Bädern aufzuheben, welches hauptsächlich von reichen Leuten, ja vorwiegend von reichen Fremden getrieben wurde, den Landeskassen aber und den betreffenden Gemeindewesen enorme Einkünfte und außerordentliche Vortheile brachte. Die Spielbäder sollten der Börse nicht Concurrenz machen, die Spieler ihr Geld an die Börse tragen. Aber noch mehr. Die „Liberalen" eiferten auch mit sittlicher Entrüstung gegen die Staats-Lotterien, und verlangten deren Aufhebung, konnten jedoch mit dieser Forderung bisher nicht durchdringen. Das Verhalten der „Liberalen" in dieser Frage wäre ganz unverständlich, wenn sie nicht schon in der Wolle so „moralisch" gefärbt, oder, wie Herr Lasker zu sagen liebt, so „ethisch" wären. Aber man schlage nur einmal vor, die Lotterie freizugeben, wie man die Ausgabe von Papiergeld durch die Zettelbanken freigegeben hat, und man wird erleben, wie sich die Ansichten sofort klären, und wir die schönsten Phrasen zu hören bekommen über wirthschaftliche „Freiheit", und über die Nothwendigkeit, daß das Glück auch dem Armen die Hand reiche. Sollten sich dann etwa Proteste gegen die Ausbeutung des Publicums durch Privat-Lotterien geltend machen, so wird es wahrscheinlich, wie bei dem verbrecherischen Actien-Schwindel, wieder mit Delbrück heißen: Die Dummen kann man nicht schützen! und: Es ist nützlich, daß das Geld aus den Händen der Dummen in die der Klugen wandere! Auf welche Weise diese Wanderung befördert wird, dafür führt Kolb ein hübsches Muster in der von der Oesterreichischen Regierung genehmigten, in Frankfurt aufgelegten Ausspielung der Oesterreichischen Herrschaft Samokleski an:

Einnahme:	166,500 bezahlte Loose (ohne die Freiloose) à 7 Fl. Rheinisch	1,165,000 Fl.
Ausgabe:	25,914 Treffer (einschließlich der Freiloose) zu 600,000 Fl. Wiener Währung, was Rheinisch ausmacht	280,000 Fl.
	Sonach Verlust des Publicums	885,000 Fl.

Bringt man dabei in Anschlag, daß die zu 250,000 Fl. Wiener Währung geschätzte Herrschaft höchst wahrscheinlich um das Doppelte überschätzt war, so stellt sich etwa folgendes Verhältniß heraus:

Die Spieler setzen ein. . .	1,165,500 Fl. Rheinisch.
Sie gewannen davon zurück	217,500 „ „ „
Gewinn für die Unternehmer	948,000 Fl. oder etwa 80 Procent!

An der Börse werden über 70 verschiedene Loospapiere aller Länder gehandelt, bei welchen allen das Publicum ähnliche Verluste erleidet. Selbstverständlich haben die

Digitized by Google

hochsittlichen „Liberalen" dagegen nicht das Geringste einzuwenden. Miquel und Consorten versuchten sogar für die Hansemann'sche Discontogesellschaft eine Prämien-Anleihe von 100 Millionen Thaler im Parlament durchzubringen, was ihnen leider nicht gelang. Man hat auch nicht gehört, daß die „Liberalen" sich gegen die zahlreichen Privat-Ausspielungen erklären, zu welchen die Regierungen unbegreiflicher Weise noch immer die Erlaubniß ertheilen, obwol auch hier in der Regel offenbarer Betrug getrieben wird: die als Gewinne entfallenden Gegenstände erreichen gewöhnlich kaum ein Drittel der ausgeworfenen Taxe oder sind überhaupt garnichts werth. Abgesehen von den jetzt so sehr im Schwunge befindlichen Pferde-Verloosungen, wollen wir nur an die scandalöse Lotterie erinnern, welche die berüchtigte Flora in Charlottenburg, eine der blutigsten Gründungen, 1876 im Betrage von 250,000 Thalern veranstaltete, und bei der so ziemlich der ganze Erlös wieder in spitzbübische Hände fiel. Auch die Lotterie der Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1879 endigte mit allgemeiner Empörung der glücklichen Gewinner, und etliche von ihnen strengten aus Ursache ihres Gewinnstes die gerichtliche Klage an.

Im Gegensatz zu den tugendsamen „Liberalen", treten wir nun für die Erhaltung der staatlichen Klassenlotterien ein, halten wir dieselbe nicht nur für ganz unschädlich, sondern sogar für nützlich und weise. Der Spieler steht einer Anstalt gegenüber, welche gar kein Interesse daran hat, wie das Loos falle, und zu keinem Mitspieler hat er ein persönliches Verhältniß. Der Einsatz ist mit Rücksicht auf den möglichen Gewinn nur klein zu nennen, während bei den Hazard-Spielen Gewinn und Verlust sich so ziemlich die Wage halten, und der Letztere daher in der Hitze der Leidenschaft leicht größer wird, als eine kühlere Ueberlegung gutheißen kann. Der Ankauf eines Lotterieloses aber geschieht nüchternen Sinnes, und es mag wol kaum vorkommen, daß das Spielen in der Lotterie Jemanden zu Grunde richtet, oder daß man sich, um ein Loos anzukaufen, in Schulden stürzt. Auch der Aermste spielt nur, wenn er das Geld gerade entbehren kann, und betheiligt sich nach dem Zustande seiner Kasse mit einem kleinen Loos-Antheil. Vielleicht hätte er zwar seine paar Groschen besser verwenden können, aber daß er es wirklich gethan haben würde, ist kaum wahrscheinlich. Während er sich jetzt an den rosigen Bildern ergötzt, welche die Hoffnung ihm vorzaubert, würde er sich, ohne das Loos, einige Seidel Bier weniger versagt und einige Abende mehr in der Kneipe zugebracht haben, oder die Frau würde einen neuen Hut brauchen, denn zu der unbedingten Zweckmäßigkeit einer bloßen Arbeitsmaschine läßt sich kein lebendiger Mensch herunterbringen. Man kann deshalb dem Lotteriespiel gewiß nicht den Vorwurf machen, daß es wirthschaftlich schade, und wenn man viel Kapital aus dem Umstande geschlagen hat, daß in Frankreich 1836, nach Aufhebung der Lotterie, die Sparkasseneinlagen 525,000 Francs mehr betragen haben, als im Jahre vorher, so beweist dies nur, daß man mit Zahlen Alles beweisen kann. Die angeführte Summe ist verhältnißmäßig so unbedeutend und liegt so sehr innerhalb der gewöhnlichen Schwankungen, daß sie nur das Lächeln des Eingeweihten erregt. In allen Ländern, wo Lotterien bestehen, ist es die gemeinsame Erfahrung, daß die Loose zum weitaus größten Theil von Unbemittelten gekauft werden. Und das ist natürlich, denn der Arme bedarf

Digitized by Google

der Hoffnung, um sein Leben zu ertragen, während der Reiche kühl rechnet, und die Rechnung der Lotterie unvortheilhaft findet. Will man dem Armen die Hoffnung abschneiden, so muß man ihm auch das Vaterunser verbieten, denn in der Bitte: Gieb uns unser täglich Brod!" liegt die Hoffnung, daß eine höhere Macht da eintreten werde, wo die eigenen Kräfte nicht ausreichen. Glück nennen wir den günstigen Zufall, der außerhalb der berechenbaren Folgen unserer Handlungen liegt, der aber doch, als in die göttliche Weltordnung eingereiht, gedacht werden muß, und genau genommen, enthält deshalb fast jedes Gebet eine Bitte um Glück. Man kann an der Menschheit nichts Höheres bewundern, als die Geduld, mit welcher der Arme sein Elend, und der Arbeiter den Druck des „ehernen" Lohngesetzes erträgt; ein Gesetz, nicht ehern für ihn als Schutz gegen den Hungertod, wie ihm das Manchesterthum weis zu machen sucht, sondern eine eherne Fessel an die Noth. „Der Abeitslohn kann nie soweit sinken, daß der Arbeiter nicht davon leben könne", so lautet die Manchesterlehre, „denn in diesem Fall würde der Arbeiter fehlen." Aber warum würde er fehlen? Doch nur, weil er verhungern oder auswandern müßte, und das letztere ist nicht ohne Mittel möglich. Aber gesetzt auch, der Arbeitslohn hielte sich wirklich so, daß der Arbeiter vor dem Hungertode geschützt wäre, wovon soll er leben, wenn seine Kräfte nachlassen und er nicht mehr arbeiten kann? Seine Einnahme ist nicht größer gewesen als sein tägliches Bedürfniß, und zur Erzwingung eines höheren Lohnes hat ihm der tägliche Hunger nicht Zeit gelassen. Und wie soll der verheirathete Arbeiter mit seiner Familie leben von einem Verdienste, welcher durch die Concurrenz des Unverheiratheten mit bestimmt wird? — Die auf ihre Arbeit angewiesene Bevölkerung befindet sich in einem fortwährenden Kampfe mit der Noth, und sieht dem Hunger täglich in's Gesicht. Die christliche Religion, welche die Armen und Elenden auf göttliche Hilfe, auf innere Befriedigung, statt der äußeren, verweist, und ihnen die Hoffnung auf ein besseres Jenseits eröffnet, ist man nach Kräften bemüht gewesen, auszurotten und rühmt sich eines siegreichen Kampfes mit der tröstenden Kirche. Den Jüdischen Tanz um das goldene Kalb aber hat das Volk täglich vor Augen. Sollte es nun nicht zweckmäßig sein, ihm einige irdische Hoffnung zu lassen, nachdem man ihm die Hoffnung auf den Himmel genommen hat, oder glaubt man, daß in das Leben der großen Masse überhaupt kein Hoffnungsstrahl fallen dürfe, und daß schon über ihrer Wiege die Ueberschrift der Dante'schen Hölle stehen müsse?! — Wir sind natürlich weit entfernt, Religion und Kirche durch ein Lotterieloos ersetzen zu wollen, aber wir halten es für grausam, dem Armen irgend etwas zu verkümmern, welches geeignet wäre, seinen Blick von der Noth des Tages abzulenken und ihm die Last des Lebens zu erleichtern. Für grausam und für dumm, so lange man nicht ein probates Mittel gefunden hat, das Elend zu beseitigen; eine Erfindung, welche wol noch lange auf sich warten lassen dürfte, und die keinenfalls auf dem Wege liegt, den man mit dem Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokratie betreten hat. Die gegenwärtige Vertheilung des Eigenthums beruht auf dem Herkommen, während das natürliche Recht, welches jeder Mensch mit auf die Welt bringt, das jus occupationis ist, als die Vorbedingung des obersten Rechtes zu leben. Entwickelt sich das Herkommen zu einem

Digitized by Google

Widerspruch mit dem obersten Rechte, so wird es von Letzterem gebrochen werden, und das ist das nothwendige Ende der Manchesterwirthschaft. Nichts ist borniter, unnatürlicher und widersinniger als die Manchesterweisheit.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, schrecken wir nicht vor der „Unmoralität" zurück, statt der Abschaffung der staatlichen Klassenlotterie, eine Ausdehnung derselben und eine bessere Anpassung an die Verhältnisse des Armen zu empfehlen. Eine Ausdehnung ist in Preußen schon im Interesse der öffentlichen Ordnung nöthig, wenn die Anstalt fortbestehen soll. Es werden hier für jede Lotterie, deren bekanntlich im Jahr zwei stattfinden, 80,000 Loose ausgegeben zum Preise von 160 Mark, einschließlich der Schreibgebühr. Aber bei den Einnehmern fragt man vergeblich nach Loosen, während sie in den Zeitungen fortwährend ausgeboten werden, freilich zu Preisen mit 20, 50 bis 100 Procent Aufschlag. Die Kinder Israel haben auch hier einen einträglichen Zwischenhandel eingerichtet, den sie mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln betreiben. Trotz aller Maßregeln, welche die Lotterie-Verwaltung zum Schutze des Publicums trifft, wissen die Händler nach wie vor, den größten Theil der Loose in ihre Hände zu bekommen. Ob dies unter Mithilfe oder gegen den Willen der bestallten Lotterie-Einnehmer geschieht, wagen wir nicht zu entscheiden. Während die Verwaltung nur ganze, halbe und Viertel-Loose verkauft, giebt der Jüdische Händler Loos-Antheile aus, theilt er das Loos in 8, 16, 32, 64 oder auch in 100 Theile, und je kleiner der Antheil ist, desto größer ist der Aufschlag, den er sich bezahlen läßt. Daneben läuft noch der grenzenloseste Schwindel und Betrug. Von Einem Loose werden, anstatt acht Achtel oder sechszehn Sechszehntel, deren nicht selten drei-, vier- oder fünfmal mehr ausgegeben. Es werden unzählige Antheile von Loosen verkauft, die der Händler garnicht besitzt. Gewinnt ein solches Loos, so ist er verschwunden, oder er fällt auch dem Staatsanwalt anheim, aber seinen Raub hat er bereits verthan oder doch in Sicherheit gebracht. Allerhand Gauner gehen von Haus zu Haus, suchen namentlich die Keller-, Hof- und Dach-Wohnungen ab, und wissen, besonders den leichtgläubigen Frauen, angebliche Loos-Antheile aufzuschwatzen, indem sie ihnen irgend eine Loos-Nummer auf einen Fetzen Papier schreiben, dafür eine oder mehre Mark erheben, und dann sich nicht mehr blicken lassen. Es ist unbegreiflich, weshalb die Regierung nicht den Zwischenhandel mit Loosen, namentlich aber den Handel mit Loos-Antheilen verbietet. Verschiedentlich haben übrigens die Gerichte bereits auf Grund der bestehenden Gesetze gegen Händler Strafen ausgesprochen wegen Veranstaltung einer unerlaubten Lotterie. — Geradezu untersagt ist in Preußen und in den meisten Deutschen Staaten nur das Spielen in auswärtigen Lotterien. Da aber die Preußische Lotterie dem Bedürfnisse nicht entfernt mehr genügt, so wird das Verbot allgemein übertreten. Hamburger und Frankfurter Juden, die sich Bankhäuser tituliren, überschwemmen ganz Deutschland mit Interimslooseu und Promessenscheinen. Sie speculiren auf den Aberglauben des gemeinen Mannes, welcher sein Glück von der Hand zu weisen fürchtet, wenn er ein Loos zurücksendet, das ihm ohne sein Zuthun in's Haus kommt. Wer das Interimsloos einfach wegwirft, wird nicht weiter behelligt, und fährt jedenfalls am Besten; der leichtsinnige Spieler hört ent-

Digitized by Google

weder nie etwas von einem Gewinnst, oder er erhält denselben nur dann, wenn es sich um eine Kleinigkeit handelt. Das „Geschäft" in Interimsloosen und Promessenscheinen gehört zu den gefährlichsten Formen der modernen Beutelschneiderei. In Wien ist es durch die vielen, staatlich genehmigten Lotterie- und Prämien-Anleihen der Oesterreichisch-Ungarischen Magnaten so in Flor gekommen, daß es börsenmäßig betrieben wird, und kaum auszurotten sein dürfte.

Der Preußische Staat erhebt von jedem Gewinn 13⅓ Procent, und zieht aus dem Lotteriespiel eine jährliche Einnahme von 4 Millionen Mark. Die Händler erheben von dem Gros der Lotteriespieler, wie schon gesagt, 20, 50 bis 100 Procent, und betrügen das Publicum daneben noch entsetzlich. Der Löwenantheil auch an der Lotterie fällt also wieder in den Judensack. Die Regierung könnte dem vorbeugen, die Einnahme aus der Lotterie mindestens verdoppeln, wenn sie die Zahl der Loose, entsprechend dem Bedürfniß, vermehrte, und sie würde dies sicher auch längst gethan haben, wenn sie sich nicht vor den tugendstrengen börsenliberalen Manchesterleuten fürchtete. Nur durch eine Vermehrung der Loose derart, daß sie der Nachfrage des Publicums genügen, kann der gemeingefährliche Zwischenhandel und sein Gefolge von Schwindel und Betrug beseitigt werden. Die Grenze würde getroffen sein, wenn regelmäßig Loose übrig bleiben, denn damit fiele der Zwischenhandel von selber fort. Wir plaidiren also für eine Vergrößerung der Lotterie, und befürworten zugleich eine Einrichtung, welche mehr der Lage der unbemittelten Klassen entspricht. Es empfiehlt sich ein geringerer Preis der Loose oder die weitere Zerlegung derselben in kleinere selbstständige Theile, wie die Achtel der Sächsischen Lotterie, so daß der Einsatz für jede Ziehung nicht über zwei bis drei Mark beträgt. Soviel kann auch der Arme dann und wann aufwenden, um sich Hoffnung zu kaufen. Die jetzige Einrichtung der vier Klassen müßte freilich aufgegeben werden. Sie macht die ersten Klassen sehr unvortheilhaft, und legt die zahlreichsten und größten Gewinne in die vierte Klasse, wodurch der Spieler gezwungen wird, alle vier durchzuspielen, während er vielleicht das Geld für die späteren Einsätze nicht wol entbehren kann. Eine solche Verlockung zum Weiterspielen ist des Staates unwürdig, und es ist deshalb vorzuziehen, daß jede Klasse eine abgeschlossene Lotterie für sich bilde. Ein oder zwei „Große Loose" müßten, wie bisher, bleiben, denn die Möglichkeit eines fabelhaften Glückes darf der Phantasie nicht genommen werden. Die übrigen größeren Gewinne würden besser in eine Reihe kleinerer Treffer von je 3000 Mark aufgelöst. Die Hoffnung, 60,000 Mark zu gewinnen, ist jetzt ebenso schwach, als die des Großen Looses, übt aber neben letzterem keine besondere Wirkung auf die Phantasie mehr. Wenn jedoch das siebenzigste oder achtzigste Loos sicher ist, 3000 Mark zu gewinnen, so vermehren sich die glücklichen Erfahrungen, und die auf das Achtel-Loos entfallenden 300 Mark sind dem kleinen Manne eine wirkliche Hilfe. Wir würden ferner vorschlagen, daß der Staat seinen Gewinnantheil verkleinere, und den Werth der Lotterie mehr in dem Trost und der Hoffnung sähe, die sie verbreitet, als in dem Gelderträgniß; wobei wir freilich auf taube Ohren gefaßt sein müssen in einer Zeit, wo selbst die königlichen Theater, um der Kasse willen, die seichtesten und fragwürdigsten Stücke Jüdischer Autoren,

Digitized by Google

die das Knoblauch duftende Publicum in hellen Haufen heranziehen, so lange als nur irgend möglich geben, und den auf Recht und Ehre gestellten Deutschen Adel mit der „Gräfin Lea" — einer albernen Verherrlichung des Jüdischen Wucherblutes — regaliren.

Endlich wäre noch, anlangend den Vertrieb der Loose, eine Reform wünschenswerth. Die Lotterie-Einnehmer waren und sind noch heute, der Mehrzahl nach, Juden. Sie erhalten in Preußen von den Gewinnen 2 Procent, was bei jeder Lotterie rund 270,000 Mark, jährlich mindestens 540,000 Mark beträgt. Ihr Amt ist ein sehr einfaches und müheloses, geradezu eine Sinecure. Wäre es nun nicht angemessen, diese Stellen mit Personen zu besetzen, die sich um den Staat verdient gemacht haben? Herr Otto de Grahl, jetzt Redacteur der „Hannover'schen Post", hat den sehr beachtenswerthen Vorschlag gemacht, die Lotterie-Collecten an verabschiedete Officiere zu vergeben, wobei der Staat die Zahlung der Pension ersparen würde. Will man dieses nicht, so lasse man die Loose einfach durch die Post vertreiben, welche überall vertreten ist, und durch deren Hände in den meisten Fällen das Geld ohnehin geht. Die Postsparkassen haben sich in England ausgezeichnet bewährt, die Verwaltung der Lotterie würde nicht entfernt soviel Arbeit machen, die vortrefflich geschulten Postbeamten aber eine ganz andere Sicherheit bieten, als die Jüdischen Lotterieeinnehmer. Auch dem Publicum würde der Verkehr mit den Postanstalten bequemer, eine Vermehrung der Postbeamten aber kaum erforderlich sein. Der Staat ersparte jährlich eine halbe Million Mark, sei es zum Vortheil der Lotteriespieler oder zum Besten der Steuerzahler.

Digitized by Google

Eine Stimme aus dem Bauernstande.

Schon seit längerer Zeit liegt auf unserm Redactionstisch ein Schriftchen, das uns der Verfasser selber zugesandt hat. Der vollständige Titel lautet: „Aus dem Leben für das Leben. Ein Wort an den Deutschen Landmann, vornehmlich an den Deutschen Bauernstand von Christoph Krüger, Bauer in Wallmow. Wallmow, 1880. Im Selbstverlag des Verfassers." In dem kurzen Vorwort heißt es: „Nimmst Du, lieber Leser, diese Arbeit in die Hand, so wird Dir ganz naturgemäß der Gedanke kommen: „Na, sieh mal, ein Bauer will auch schon Schriftsteller werden! Dieser Unsinn! Du Bauer, treibe lieber Deine Wirthschaft ordentlich, gehe lieber dreschen oder pflügen, wenn Du nichts Besseres zu thun wissen solltest. Es giebt doch schon übergenug Leute, welche uns mit ihrer Weisheit beglücken wollen!" — Du hast ganz Recht, lieber Freund! Doch glaube mir, ich bin zu diesem Schritt wider meinen Willen veranlaßt worden, und diese mir ungewohnte Arbeit fällt mir viel schwerer, als die von Dir erwähnten, mir aber von Jugend auf gewohnten und von mir getriebenen Arbeiten." — Wie Christoph Krüger erzählt, hat er nur den Unterricht einer Dorfschule genossen und in Berlin als Soldat gestanden. Seiner politischen Anschauung und Denkweise nach war er und ist er noch heute — was von vornherein hervorgehoben werden muß — ein Liberaler; er ist ein Leser der „Gartenlaube" und sogar des „Berliner Tageblatt" der Herren Moses & Cohn. Christoph Krüger hat sogar noch immer ein großes Mißtrauen gegen die Conservativen und namentlich gegen den Edelmann, den er fast als den natürlichen Feind des Bauern betrachtet. Er bekundet tiefe Abneigung gegen denjenigen Theil des Adels, welcher sich mit der Judenschaft verquickt, und mit dieser das Volk so schmachvoll ausgeplündert hat Indeß hat Christoph Krüger denn doch auch im „Liberalismus" nicht blos Ein Haar, sondern eine ganze Hand voll Haare gefunden, und gleich in den ersten Zeilen seiner Brochüre sagt er von der „liberalen Aera", die er ebenfalls mit Gänsefüßchen schreibt, daß sie dem großstädtischen Wesen so förderlich gewesen, den „sogenannten internationalen Verkehr" so sehr ausgebildet, und durch Aufstellung von Handelsbilanzen und statistischen Nachweisungen sowol den Nationalreichthum wie die große Erwerbsfähigkeit des Deutschen Volks hat darthun wollen. Diesen Nachweis scheint Christoph Krüger für puren Schwindel zu halten, denn er ist tief vom Gegentheil überzeugt.

Christoph Krüger ist in der Uckermark, im Kreise Prenzlau angesessen, und er schätzt seine Heimat nach Gebühr. Er erzählt, wie er in seinen Soldaten-Jahren von Berlin aus mit der Stettiner Bahn auf Urlaub gefahren ist: „Jedesmal

Digitized by Google

wurde mir leichter und froher, wenn bei Angermünde und weiter nördlich der Boden besser wurde und der Ackerbau in den Vordergrund trat." „Die Uckermark, vornehmlich der Kreis Prenzlau, hat bekanntlich fast durchweg guten Weizenboden. Uckermärkischer Weizen gilt in Berlin für guten Brauweizen und wird in Folge dessen sehr gut bezahlt. Ein nicht zu starrer, mit Kalk gemischter Lehmboden ist vorherrschend. Wir leiden hier nicht an Grundwasser, unser Boden hält auch bei Dürre aus, unser Klima ist ebenfalls gut. Wir können alle Getreidearten und auch Futtergewächse, Klee, Luzerne, Rüben, Kartoffeln u. s. w. fast überall mit Nutzen bauen. Wir Uckermärkischen Landwirthe haben in Bezug auf lohnenden Ackerbau Alles, was wir uns nur wünschen können. Fürwahr, doch wol eine gute Gegend! — Trotzalledem sind die ländlichen Verhältnisse in hiesiger Gegend seit 25 bis 30 Jahren so sehr zurückgegangen, daß man staunen muß. Früher waren die Landleute hier sehr gut situirt. Außerdem sind die bäuerlichen Wirthe nicht, was man ausschweifend nennen kann, sondern in ihrer Mehrzahl einfach, fleißig und sparsam. Und doch sind die Verhältnisse derart, daß man eine bedeutende Krisis des Grundbesitzes hier fast befürchten möchte. Und zwar bei Groß- wie Kleinbesitzern in gleichem Maße. Und vielleicht in ungeahnten Dimensionen." — Christoph Krüger schildert die unheilvolle Entwickelung der Dinge folgendermaßen:

„Wenn Du, o älterer Landwirth, mit mir zurückblickst in unsere Jugendzeit, so Mitte vierziger und funfziger Jahre; nicht wahr, da war's anders, da war's besser für uns Landleute? Es gab viel mehr Korn, das Korn war theurer, der Arbeitslohn billiger, die Abgaben mäßiger. Ja, da war's eine gute Zeit für uns. Da wurde noch etwas bei dem Landbau verdient. Das Leben auf dem Lande pulsirte noch freier. Man hatte noch Lust und Liebe zu seinem Beruf, denn man wußte, daß man auch Lohn hatte von seinen schweren Arbeiten. Es wurde Geld gespart. Nicht wahr, eine gute Zeit für uns? Ach, müssen wir seufzen, wie ist es doch heute anders geworden! — Und doch, lieber Freund, datiren nach meinem Dafürhalten unsere jetzigen Nothstände aus damaliger Zeit. Denn es wurde Geld gespart; dies konnte doch nicht so nutzlos liegen bleiben, es wurde dem schwächeren Nachbar für mäßige Zinsen geborgt. Aber da kam die Steuerbehörde, und man wurde höher zu den Staatsabgaben eingeschätzt, da sagte man sich — weil man „schlauer" war — gut, ich kaufe Papiere, dann kann mir Niemand etwas beweisen. Erst Staatspapiere, dann auch so sachte Industriepapiere, dann endlich auch Ausländische, wie Russische, Oesterreichische, Amerikaner, Rumänier u. s. w., Alles durcheinander. Die Zeit wurde hierdurch noch besser, die Zinserträge stiegen immer höher — bis — ja bis der Ausländer, welcher klüglicher Weise unser gutes sauer erworbenes Geld Millionenweise an sich gezogen, uns aber „Papiere", d. h. unwerthige Gegenstände dafür gegeben hatte, sich dafür Eisenbahnen, Schiffe und Kanäle baute, seine wüsten Ländereien cultivirte, und nach und nach mit einer solchen Unmasse von Getreide, Wolle, Vieh u. s. w. auf unseren heimischen Märkten erschien, umsomehr, da wir ja ihm die Einfuhr freigegeben hatten, daß wir nun dahin gelangt sind, schreien zu müssen: Wir können die ausländische Concurrenz nicht aushalten, sie richtet uns zu Grunde, sie macht uns todt! — Ich frage Dich, lieber

Digitized by Google

Landmann, ist's nicht so? Noch kaufen wir mit aller Vorliebe die ausländischen Papiere (d. h. wer Geld dazu hat), denn sie stehen ja unter Paricours, in Folge dessen bringen sie höhere Zinsen. Dein Nachbar, welcher in Geldverlegenheit ist (sollte er auch noch so gut situirt sein), kann heute noch kein Geld von Dir haben, lieber giebst Du's dem ersten besten Juden, sogar ohne jegliche Sicherheit, und Dein Nachbar muß oft zu demselben Juden gehen und borgen sich Dein Geld von ihm. Natürlich nur gegen möglichst hohen Verdienst von Seiten des Juden. Ist's nicht so? — Ja, ich kenne solche Fälle massenhaft. Wer ist also der Uebelthäter? Wer ist Schuld an unseren Nothständen? Ich glaube, die Antwort kann nicht schwer fallen."

„Das Staatssteuer-Veranlagungs-Gesetz bestimmt, daß jeder Gemeindeverband sich alljährlich selbst die Männer wählt, welche alle Gemeindeverhältnisse nach vorgeschriebenen Sätzen einzuschätzen haben. Die Einschätzung geschieht nach den allgemeinen Wahrnehmungen. Es darf hierbei Niemand gezwungen werden, seine Verhältnisse klar zu legen. Alle Diejenigen nun, welche unterschätzt sind, die sind zufrieden und still. Wer aber überschätzt ist, der kann reclamiren, muß aber nun seine Verhältnisse klarlegen, hauptsächlich seine etwaigen Hypothekenschulden nachweisen. Wird er nun auch seinen Verhältnissen entsprechend ermäßigt, so wird unbedingt eben so sicher der Gläubiger dem entsprechend, und zwar gerechter Weise, erhöht. Und was geschieht nun? — Der Gläubiger kündigt sofort seinem Schuldner das Geld, trägt es, wie schon erwähnt, zum Geldmanne oder Geldinstitut und läßt sich „Papierchens" kaufen, denn diese sind steuerfrei und lassen sich nie nachweisen. — Kommt nun noch dazu, daß die Behörde etwas scharf dahinter her ist, etwaige Privat-Hypotheken-Gläubiger ausfindig zu machen und dieselben, wie es ja das Gesetz vorschreibt, höher zur Steuer heranzuziehen, und berücksichtigt man ferner die Agitationen der überall bestehenden Bankinstitute und Banquiers, welche sich überall öffentlich zur Vermittelung des Papierkaufs und Verkaufs anbieten, so liegt es wol für Jedermann klar auf der Hand, daß meine Behauptung richtig und daß dies mit Ursache des Verfalls der niederen Stände, Landwirthschaft, Handwerker- und Arbeiterstand, ist. Denn auf diese Weise wird das Geld allen niederen Ständen entzogen, sammelt sich in den großen Bankinstituten der großen Städte an und beginnt von da aus seine Machinationen, richtet den Deutschen Landbau zu Grunde, indem ihm auf diese Weise das nöthige Betriebskapital entzogen wird, macht ihn unrentabel, weil der Landmann mit Hülfe des Freihandels dadurch gezwungen wird, seine Erzeugnisse unterm Selbstkostenpreise zu verkaufen, überbürdet die niederen Stände, vorzüglich den Bauernstand, dazu noch mit ganz unverhältnißmäßigen Steuerlasten, indem sich auf diese Weise ganz immense Kapitalien ihrer Steuerpflicht entziehen."

„Allerdings könnte hier zur Entschuldigung des gemeinen Mannes angeführt werden, daß er von den höheren Ständen dazu gedrängt, verlockt und verführt worden sei. Denn wenn er in Folge des sogenannten Aufschwungs zu einer ganz abnormen unverhältnißmäßigen Steuerlast herangezogen, und damit überbürdet wurde im Verhältniß der übrigen Staatsbürger, vornehmlich des Geldmannes, so kam hier noch zu, daß die höheren Stände sich oftmals in vielerlei Gestaltungen mit „Creaturen"

Digitized by Google

verbanden und Anstalten schufen, welche lediglich die Aufgabe hatten, auf alle mögliche Weise diesen Vorgängen Vorschub zu leisten. Und dieselben Kräfte bemächtigten sich auch der Gesetzgebung und richteten auch die Landesgesetze für sich und ihr Treiben möglichst günstig ein. Und diese Gesetzgeber sind von uns „gewählte" Leute. Also immer wieder, lieber Landmann, richten sich die Wirkungen Deiner Thaten gegen Dich. Nur durch diese Vorgänge bist Du auf Deinem jetzigen Standpunkte angelangt. Nur durch diese Vorgänge ist das Deutsche Geld im Auslande beschäftigt, uns so gefährliche Concurrenten zu erziehen. Nur durch diese Vorgänge blüht die Cultur in fremden Ländern auf, und der Deutschen Landwirthschaft wird auf diese Weise ihr „Lebensnerv", ihr Betriebs-Kapital entzogen, wodurch dieselbe natürlich lahm gelegt wird."

„Das Geld dürfte in seiner Eigenschaft und in seinen Wirkungen wol am passendsten vergleichbar mit dem Blute sein. Bei übermäßiger Zuströmung erzeugt es auch Fieberhitze. (Ich erinnere an die Gründergeschichten.) Und je größer dieselbe sich zeigt, desto ernster wird nachher naturgemäß die Erschlaffung, das Siechthum. Heutige Zustände! Auch unsere einheimische Industrie benutzte die günstige Gelegenheit der Gründerjahre, zog dadurch auch so viel als möglich unser Geld an sich und gab uns „Papierchens" dafür, daß sie auch wirklich uns unsre Arbeiter entziehen und sie auch besser bezahlen konnte als wir, zwar durch unser eigenes Geld, welches wir aber ihr so massenhaft gaben, daß es zum Erstaunen war. Also, „Handel und Industrie blühten in einem ungeahnten Maße auf". — — —

Die Hauptursache für den Niedergang der Landwirthschaft findet also Christoph Krüger in dem papiernen Aufschwung an der Börse und in der Industrie, welche jener das Geld, den Credit und die Arbeitskräfte entzogen, beziehungsweise die Arbeitskräfte vertheuerten, und dazu noch ihr die Concurrenz des Auslandes auf den Hals luden. Von der großen Steuerüberbürdung sagt er: „Wir Deutschen Bauern haben in vielen Fällen bis zu 50 Procent unseres Einkommens an Staats- und anderen Abgaben, ohne Zinsen, zu leisten." Um den fortschreitenden Rückgang des Landmanns zu veranschaulichen, hat Christoph Krüger eine Reihe von Tabellen aufgestellt. Er nimmt einen Bauerhof in der besseren Gegend der Uckermark, der 236 Magdeburger Morgen umfaßt, etwa 20,000 Thaler preist, und giebt nun folgende Berechnung von Einnahmen und Ausgaben, wie sie zum Zwecke einer Klassensteuer-Reclamation entworfen wurde:

Im Jahre 1876 wurden eingenommen für:

160 Centner (8 Wispel) Weizen	1596	Mark.
20 Centner (1 Wispel) Gerste	120	„
1½ Centner Wolle	210	„
2 Kühe à 150 Mark	300	„
8 Schafe	90	„
2 Schweine	120	„
Gänse	210	„
2 Pferde	498	„
Butter und Eier	130	„
Zusammen	3274	Mark.

Digitized by Google

Im Jahre 1876 wurden ausgegeben für:

Gesinde-Lohn	675	Mark.
Torf und Holz	111	„
Altentheil	450	„
Zinsen	426	„
Wirthschaftsunkosten, laut Rechnungen im dreijähren Jahresdurchschnitt:		
Stellmacher	90	Mark.
Sattler	75	„
Schmied	87	„
Bau-Reparaturen	350	„
Mahlgeld incl. Schrot	30	„
Arzt, Thierarzt, Apotheke	120	„
Kaufmannswaare incl. Sämereien	720	„
Staats- und Communal-Abgaben	726	„
Natural-Abgaben an Pfarre, Schule, Schmiede	160	„
Zusammen	4020	Mark.
Eingenommen	3274	„
Mithin mehr ausgegeben	746	Mark.

Für 1877 betrug die Einahme 3538 Mark, die Ausgabe 4121 Mark, so daß sich ein Ausfall von 583 Mark ergab. Im Jahre 1878 erreichte die Einnahme nur 2839 Mark, wogegen die Ausgabe auf 4467 Mark stieg, da die Wirthschaft an Getreide für 400 Mark kaufen mußte; mithin betrug die Fehlsumme 1628 Mark! Für Kleidung der Familie und für sonstige Ausgaben ist in allen drei Jahren Nichts angesetzt worden. — „Ist der Landbau in einer guten Gegend so heruntergebracht, wie mag es dann in einer schlechten aussehen?" fragt Christoph Krüger. Und dann fährt er fort: „Sollten sich aber kluge Leute finden, welche an der Richtigkeit dieser Aufstellung zweifeln, oder die da meinen: die Zustände der Landleute können unmöglich von der geschilderten Art sein — denen erwidere ich: Dutzendweise derartige Verhältnisse will ich mit Leichtigkeit in hiesiger Gegend nachweisen. Und daß es anderwärts nicht besser aussehen kann, das beweisen wol die überall zu Tage tretenden Nothschreie und Klagen. Auch verweise ich auf die offenkundige Thatsache, daß die Regierung seit Jahren bei der Verpachtung von Staats-Domänen, trotz mehrfacher Bekanntmachungen in allen Zeitungen, in vielen Fällen nicht mehr die Minimal-Pachtsätze erlangen kann. Und doch herrscht in allen Ständen außer der Landwirthschaft Ueberfüllung, wie die Presse behauptet. Warum will denn Niemand Landwirth werden?"

Christoph Krüger giebt zu bedenken, daß unter solchen Umständen bei den weitaus meisten Bauerhöfen und Landgütern auch der Kaufwerth eigentlich bereits geschwunden ist. Nach seiner Ansicht „haben wir unsern Acker zu sehr ausgebaut". Vor 30 Jahren habe man bei gleicher Wirthschaftsweise fast dreimal soviel Korn verkauft. Durch fortgesetzten Körnerbau und schlechte Viehfütterung sei der Acker ausgesogen. Christoph Krüger erzählt, wie es ihm persönlich ergangen ist: „Im Jahre 1863 kaufte ich meine jetzige Besitzung. Es war dies leider die Zeit, wo

Digitized by Google

die Landwirthschaft in ihrer höchsten Blüthe, und die Grundstücke in Folge dessen sehr hoch im Preise standen. Daß ich aber nach damaligen Begriffen nicht zu theuer gekauft hatte, beweist der Umstand, daß andere Personen mir mehrmals ganz bedeutenden Abstand boten. Aus Familien-Rücksichten verkaufte ich aber nicht. Meine Besitzung war circa 270 Morgen groß, mein Zahlungsverhältniß ungefähr $^2/_3$ Schulden und $^1/_3$ Anzahlung. Allerdings hatte ich im Verhältniß meiner Mittel eine zu große Wirthschaft gekauft. Weil dieser Fehler aber heute und auch noch ferner vorkommen mag, möchte ich auf Grund meiner bitteren Erfahrungen gerade ihn eines der größten Uebel unserer Zustände nennen. Gleich im zweiten Jahre meines Wirthschaftsbetriebes, 1864, kam der Schleswigsche Krieg, wo wir in Folge der Hafensperre unser Korn noch weit billiger wie Frühjahr 1879 verkaufen mußten. 1865 war in Folge der Dürre fast gänzlicher Mißwachs. 1866 war der Oesterreichische Krieg, und zugleich erfror auch in diesem Jahre der Roggen in der Blüthezeit. Der härteste Schlag traf mich aber 1870. Ich wurde im December zum Militär eingezogen und mußte bis März 1871 dienen, zugleich waren meine Leute bis auf Einen weg. Dazu meine Frau rheumatisch krank, so daß sie nicht im Stande war, die Korn- und Futtervorräthe controliren zu können. Sie mußte meistentheils die Leute schalten und walten lassen. Nach meiner Heimkehr war ich wegen Arbeitermangels gezwungen, den Sommer 1871 meine Wirthschaft mit auf der Straße aufgegriffenen Stromern zu betreiben, konnte damit aber meine Arbeiten, vornehmlich die Ackerbestellungen, unmöglich ordnungsmäßig ausführen. Hatte deshalb 1872 eine Mißernte, so daß ich durch diese beiden Rückschläge fast vollständig zahlungsunfähig geworden war. Hierdurch gezwungen, verschaffte ich mir von einem Bekannten Geld und trieb in den beiden Wintern 1872/73 und 1873/74 Holzhandel. Fuhr dasselbe mit meinen Pferden zur Mühle, von da zur Bahn, verdiente dabei so viel, daß ich wenigstens die allernothwendigsten Zahlungen so einigermaßen decken konnte. Ich hätte damals gern meine Wirthschaft verkauft, es wollte sich aber nicht machen lassen. Endlich, Oktober 1874, gelang es mir, einen Theil meines Landes zu annehmbarem Preise zu verkaufen, wodurch meine Wirthschaft meinen Vermögensverhältnissen entsprechend besser wurde. Nach und nach mit den Lehren von dem Ersatz der Pflanzennährstoffe bekannt geworden, beschloß ich meinen Wirthschaftsbetrieb abzuändern, und einen besseren Futterbau und bessere Rindviehfütterung einzuführen. Ich grübelte viel darüber nach, wie ich's einrichten sollte, las auch landwirthschaftliche Bücher und Fachzeitungen, entschloß mich endlich dazu, die Schafe gänzlich abzuschaffen und beim Feldbau, so zu sagen, eine freie Wirthschaft einzurichten, d. h. nicht gewisse Regeln dabei aufzustellen und zu befolgen, sondern der Futterbau sollte hauptsächlich berücksichtigt werden und beim Getreidebau möglichst Halm- und Blattfrucht wechseln. In Folge meiner beschränkten Mittel mußte ich sehr vorsichtig zu Werke gehen, konnte auch nicht künstlichen Dünger anwenden, weshalb auch mein Fortschritt nur sehr langsam und unbemerkbar statthaben konnte."

Christoph Krüger warf sich auf die Milchwirthschaft und erzielte dabei im Jahre 1878 — 29,500 Liter Milch, verkaufte

Digitized by Google

an Butter 1226 Pfund für	1258 Mark
und nahm für verkaufte Ferkel ein	968 „
Seine übrigen Einnahmen betrugen:	
für Roggen und Gerste	2115 „
für Hühner und Eier	106 „
für Raps	550 „
Summa	4997 Mark.

Christoph Krüger erzielte also auf seinem Grundstück, das, wie er bemerkt, jetzt 40 Morgen kleiner ist, als der zuerst genannte Bauerhof, im Jahre 1878 eine Mehr-Einnahme von 2158 Mark, d. h. er nahm fast das Doppelte ein. — „Meine Wirthschafts-Ausgaben sind im Großen und Ganzen wol dieselben, wie in dem anderen Wirthschaftssystem, außer, daß ich nicht Altentheil zu geben, dagegen habe ich aber mehr Zinsen und jährlich 672 Mk. Pacht, habe auch circa 600 Mk. ausgegeben für Kleie und Rapskuchen, so daß ich, wie ich schon vorher bemerkte, allermeist mit Geldmangel zu kämpfen habe. Ich hege aber die feste Zuversicht, daß, wenn ich erst durch bessere Düngung, welche ich jetzt ausführen kann, dem Acker wieder die durch meine frühere, scharfe Körnerwirthschaft entzogenen Pflanzen-Nährstoffe ersetzt haben werde (ebenso der Dung-Ausfall von meinem Holzfahren Winter 1872 und 1873), daß ich dann bedeutend bessere Erträge und Einnahmen zu erzielen hoffe. Immerhin dürften aber noch bis dahin einige Jahre vergehen. Es soll hiermit aber durchaus nicht gesagt sein, daß die Milchwirthschaft in allen Fällen die rentabelste Methode ist, vornehmlich in einer Bauerwirthschaft; im Gegentheil, da ist der Betrieb so klein, daß es oft zu viele Arbeit machen kann, ohne zu rentiren. Hier wäre Genossenschaftsbetrieb richtig und zweckmäßig. Auch kann in manchen Verhältnissen die Mästung oder auch die Aufzucht rentabler sein. Also überlege sich Jeder gründlich und genau, wie er es machen will. Immer aber wird die Viehwirthschaft besser sein wie der Kornbau; ich meine, sie bringt mehr Geld und der Acker kommt wieder besser in den Stand durch den vielen und bessern Dung." — — Hier können wir Christoph Krüger'n nicht ganz beipflichten. Düngung ist gut und nöthig, aber sie muß hauptsächlich um des Körnerbaues willen geschehen. Mit dem Körnerbau steht und fällt der Deutsche Bauer. Der Rückgang unserer Landwirthschaft und unseres Bauernstandes beginnt, seitdem wir nicht mehr so viel Getreide bauen, als wir selber verbrauchen, und mit der steigenden Getreide-Einfuhr steigert sich auch der landwirthschaftliche Nothstand.

Christoph Krüger preist ferner den „einzig dastehenden Scharfblick" des Reichskanzlers, welcher um die Macht des mit dem Freihandel verbundenen Großkapitals zu brechen, den Schutzzoll eingeführt hat. Christoph Krüger ist ein lebendiger Beweis dafür, welch' gewaltigen Trumpf Fürst Bismarck mit dem neuen Zolltarif ausgespielt, welch' unendlichen Abbruch er dadurch dem „Liberalismus", namentlich unter dem Landvolk, gethan hat. Obwol nun Christoph Krüger zu den Legionen gehört, die des Kanzlers Zollpolitik gewonnen hat, so schreibt er doch: „Daß wir Landwirthe uns unmittelbar sehr große Hilfe von den Zöllen versprechen können, der Meinung bin ich nicht. Denn einerseits werden wir auch unsere Bedürfnisse der Industrie theurer bezahlen müssen, um so mehr, da ihre Erzeugnisse noch höher

Digitized by Google

durch Zölle geschützt sind; andererseits werden die Kornpreise noch nicht einmal in dem Maße steigen, wie Zoll darauf liegt. Denn Deutschland macht nicht den Weltpreis, dazu braucht es zu wenig fremdes Getreide, sondern England und Frankreich, und diese Länder werden ihr Bedürfniß nicht theurer bezahlen, wenngleich Deutschland Eingangszölle haben wird." Er berechnet, daß die neuen Zölle, Alles in Allem, für den zuerst erwähnten Bauerhof eine Mehr-Einnahme von höchstens 250 Mark jährlich bedeuten, also die Unterbilanz, selbst im günstigsten Jahre, nur unwesentlich verringern würden, und er kommt zu dem Endergebniß, daß der Deutsche Landwirth, trotz der Zollreform, rettungslos verloren sei, wenn man ihm nicht in anderer Weise gründliche Hilfe bringe. Nichtsdestoweniger ist Christoph Krüger sehr schlecht zu sprechen auf die „liberale" Presse, welche da declamirt: „Kann der Landmann sich nicht halten, so mag er gehen, und seine Besitzung einem Anderen überlassen. Die jetzigen Wirthe haben nur zu theuer gekauft; dies ist lediglich die Ursache, daß sie nicht bestehen können. Wir müssen freie Concurrenz haben, und wer sich dabei nicht halten kann, mag untergehen." Er meint, die Zeitungen, die so schreiben, befinden sich in den Händen der Juden, und ihre Mitarbeiter sind „Judendiener". — „Ich bemerke hierbei, daß es auch unter den Juden ehrenwerthe Leute giebt, aber sie mögen im Ganzen dünn gesäet sein. „Ich möchte am liebsten mit dem Eingeweide anderer Leute handeln, wenn ich nur die Concession dazu kriegen könnte!" sagte ein richtiger Wucherjude, und dieser Ausspruch kennzeichnet nach meiner Meinung die Gattung."

Dem Kern nach ist das Schriftchen eine förmliche Absage an den landläufigen „Liberalismus" und an das damit untrennbar verbundene Manchesterthum. Christoph Krüger ruft dem Bauern zu: „Folge um Deiner selbst willen nicht ferner den Freiheitspredigern. Ihre Lehren, ihre Lockungen bezwecken nichts Anderes als die zügellose Entfesselung des Geldes." — „Denn ist vielfach der Mittelstand, der Landmann, der Handwerker heutzutage nicht im Stande, für sich und seine Familie sein Auskommen, selbst im Schweiße seines Angesichts verdienen zu können: wie viel weniger der Arbeiter? Dagegen häufen sich kolossale Reichthümer in den Händen Einzelner, der Blutsauger, der Halsabschneider und Wucherer. Es geht kein Geschäft, außer Wuchergeschäft und Halsabschneiderei, ja dies um so besser, je größer die Nothstände sind. Fast scheint das Sprichwort Recht zu haben, welches man heutzutage so häufig hört: „Es sind nur die Dummen, welche noch arbeiten." — „Gerade die Vorgänge in der Gründerperiode, wo alle Kunst und alle Weisheit darin bestand, durch Anwendung der größten Liste den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken, haben die Umsturzpartei erzeugt." — „Ist nichts mehr Sünde, nichts mehr Unrecht, dann darf jede Schwindelei, jeder Betrug, jedes Laster auch offen begangen werden. Dann sind ja auch die schuftigsten Schwindeleien der Gründerperiode gerechtfertigt. Aber wenn man Dich nun fragen würde: Wozu hast Du denn die bekannten Ausnahme-Gesetze mitgeschaffen? — Wenn Du nach Deiner Anschauung das Recht hast, dem geringen Mann durch alle mögliche List und Ueberlistung seinen letzten Groschen, ja, so zu sagen, sein Blut abzuzapfen, so hat doch wol der arme, von Dir betrogene Mann dasselbe Recht, Dir das zusammengegaunerte

Digitized by Google

Gut wieder abzunehmen. Und glaube mir: Heute wird die Mehrzahl der Leute sich nicht mehr von Dir aufhetzen lassen, sondern sich gegen Dich und Deinen Geldsack, der Du sein tyrannischer Herr, sein Blutsauger bist, richten. Die Folgen Deiner Lehren werden auf Dein Haupt zurückfallen." — „O, wie sehr ist der Volkscharakter gesunken! Treue, Glauben, Wahrheit, das sind Begriffe, welche man nur noch aus der Erinnerung kennt; heutzutage scheinen sie ausgestorben zu sein, wenigstens findet man sie selbst unter den früher so biederen Landleuten seltener. Mag sich die Neuzeit noch so sehr brüsten mit ihren Erfindungen und Errungenschaften, in Bezug auf unsere Volkszustände hat sie Schreckliches zu Tage gefördert. Es kann nicht mehr so weiter gehen, es muß hierin eine Umkehr stattfinden." — „Denke Niemand, daß es mir daran gelegen sei, die finstere Reaction heraufzubeschwören. Aber ganz natürlich muß nach meiner Ansicht die Reaction stattfinden, denn dazu treiben die heutigen Zustände."

Christoph Krüger weiß sehr wohl, was er und seine Berufsgenossen verabsäumt haben, was dem Bauernstand und überhaupt den arbeitenden Klassen zunächst mangelt: „Wir sind unserer Pflicht als Staatsbürger nicht nachgekommen, wir haben bei den Wahlen unsere Rechte aus den Händen gegeben." — „Unsere Vertretung bei der Gesetzgebung ist mangelhaft und unfähig. Die Herren, welche an Ausschlag gebender Stelle unsere Angelegenheiten zu berathen und zu reguliren haben, kennen dieselben nicht gründlich genug, denn sie sind in städtischen Verhältnissen erzogen, auf städtischen Schulen ausgebildet." — „Nie und nimmer dürfen städtische und ländliche Verhältnisse gleich behandelt werden, denn grundverschieden ist die Natur beider Klassen." — „Hieraus erklärt sich auch, wie es gekommen ist, daß die Landwirthschaft überall so zurückgedrängt, der Handel dagegen so bevorzugt worden ist. Am meisten und am besten ist dies den Stadtleuten und der Handelswelt gelungen seit der Einführung des constitutionellen Staatssystems, durch die sogenannte Volksvertretung, durch die Parlamente. Sie haben es leider hierbei so weit gebracht, die Vertreter ländlicher Interessen in ihr Schlepptau zu nehmen, und dieselben zu veranlassen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, wie es ja auch die Vorgänge der Gründerzeit deutlich gezeigt haben."

Obwol Christoph Krüger seine Standesgenossen aufrütteln und ermannen will, so sieht er selber doch ziemlich trübe in die Zukunft. In seinem Schriftchen heißt es: „Was haben wir noch zu verlieren?" „Was kann unser Vaterland noch für einen Werth für uns haben, wenn wir uns trotz aller Anstrengung nicht mehr darin ernähren können?" — Dies sind Aeußerungen, welche man heutzutage häufig in den Reihen der Bauern zu hören bekommt. Dies mag auch Aufschluß geben über die Erscheinung, daß der Bauernstand und auch andere Stände sich so wenig bei den letzten Wahlen betheiligt haben. Und dies möchte ernste Befürchtungen veranlassen." — Dazu schreibt er in einem Briefe an den Herausgeber dieser Zeitschrift: „Ich sage es offen: Die Noth des Bauernstandes treibt denselben unabweisbar zum Kampfe. Sei es auf ordnungsmäßigem Wege, oder sei es in Verbindung mit der Socialdemokratie. Ich für mein Theil bin entschieden für das Erstere, werde auch nur in diesem Sinne wirken, jedoch treiben die Mißstände den Bauern-

Digitized by Google

stand mit großer Gewalt dazu an, mit den Socialdemokraten gemeinsame Sache zu machen."

Von Seiten des „Neuen Landwirthschaftlichen Vereins" zu Preuzlau ist das Schriftchen öffentlich zur möglichsten Verbreitung empfohlen worden, und eine Anzahl von bäuerlichen Besitzern hat dem Verfasser öffentlich ihre Anerkennung ausgesprochen. Ein Hauptübel, an welchem die Landwirthschaft krankt, die Römische Verschuldungsform des Grundbesitzes, unser unnatürliches Hypotheken- und Subhastationswesen, berührt die Brochüre garnicht. Selbstverständlich hat hier die Gesetzgebung zunächst einzusetzen, und daneben ist die Errichtung einer Staatsbank nöthig, welche ausschließlich den Interessen der Landwirthschaft und der Gewerbe dient, beiden den nöthigen Credit schafft. Der Bauern- wie der Handwerker-Stand bedürfen einer Aufhilfe und Reorganisation von Staatswegen, und nur der Staatsmann, der diese Aufgabe zu erfüllen versteht, vermag der stetig vorrückenden und sich immer weiter ausbreitenden Socialdemokratie einen festen Damm entgegenzusetzen. Welche Elemente aber noch unter den Bauern zu finden sind und aufgerufen werden können, beweist — Christoph Krüger.

Digitized by Google

In einem Holländischen Töchter-Pensionat.

Die Glocke des Eisenbahnzuges ertönte, ein hartes Auffahren der gebremsten Wagenräder, und die Schaffner öffneten die Thüren der Coupé's und riefen: „Dames uitstappen!“ Ich sah mich um, denn nun stand ich auf Holländischem Boden. Ein kleiner Aufenthalt bei der Empfangnahme unseres Gepäcks ließ mich zuerst mit der Art und Weise des Holländischen Sprechens bekannt werden. Die Worte schienen alle in der hinteren Gaumenregion, oder gar im Halse vollendet zu werden, und wurden dann schnell herausgestoßen. Wer Plattdeutsch versteht, wird sich bald mit dem Niederländischen Idiom bekannt machen. Das Holländische lautet weniger wie verschlechtertes, als wie in seiner Entwickelung zurückgebliebenes Deutsch. Meine Reisebegleiterinnen waren mit ihren Verhandlungen fertig geworden; wir traten unseren Weg an. Das Pensionat, in dem ich wirken sollte, liegt wenige Schritte vom Bahnhof entfernt. Es war ein sonniger Sonntagmorgen, und noch Alles still. Der Garten, durch den wir gingen, hatte vielen Raum, war hauptsächlich mit Obstbäumen und Gemüsen bepflanzt und gab angenehmen Schatten. Alles fing eben an zu blühen; in Deutschland hatte die Natur ihren Frühlingsschmuck bereits abgelegt. Im Hintergrunde sah man das zwischen schwarzen Tannen und grünen Buchen hervorblickende weiße Schulgebäude. Links lag das Häuschen des tuinbaas (Gärtners), vor uns das Wohnhaus. Da wir von hinten kamen, hatten wir gerade den Einblick in die Küchenräume. Vor der Thür stand die dickarmige, rothwangige Köchin an der Spitze einer Garde von sechs anderen dienstbaren Geistern. Alle sahen wie aus dem Ei geschält aus, und begrüßten unter Lachen ihre alte Gebieterin, die mit uns aus Deutschland gekommen war. Bald erschien auch die Haushälterin, eine wohlgenährte Holländerin, sodann einige Lehrerinnen, welche schon vor uns eingetroffen waren. Wir tranken zum Frühstück Thee und aßen Butterbrod (boterham) mit Käse dazu. Kaffee giebt es erst zum zweiten Frühstück, um ein Uhr. Das Mittagessen findet um fünf oder sechs Uhr statt — eine schlechte Einrichtung für ein Pensionat. Den ganzen Tag muß man mit leerem Magen unterrichten, und bekommmt erst, wenn man zu arbeiten aufhört, etwas Nahrhaftes zu essen. Nachdem wir gefrühstückt hatten, verabschiedete ich mich und suchte mein Zimmer auf. Der Vormittag ging mit Auspacken hin, am Nachmittag stellte sich das Heimweh ein. Müde von der Reise, legte ich mich auf mein Bett. Ein bar-

Digitized by Google

barisches Klaviergeklimper drang durch das offene Fenster. Wie war dieser Lärm mit der Sabbathruhe zu vereinigen, die im Uebrigen hier so streng festgehalten wird? Wie munter war es noch vor acht Tagen gewesen! Aber freilich, das war in dem fröhlichen, sonnigen Dresden; das war ein Deutscher Sonntag!

„Morgen kommen de kinderen" — hatte es geheißen. „De kinderen" erwiesen sich meistens als junge Damen von siebzehn bis neunzehn Jahren. Ich bewunderte die Zahmheit, mit der sie sich die Kindschaft noch gefallen ließen. Freilich, die ungelenken Bewegungen der Arme, denen die Welt zu eng war, so daß sie überall anstießen, das Stolpern über die eigenen, gar nicht kleinen Füße bezeugten, daß ihre Eigenthümerinnen zwar die Kinderschuhe schief getreten, sie aber noch nicht ausgezogen hatten. Sie kamen aus allen Himmelsgegenden; Nord- und Südholland, Seeland, Gelderland, Friesland u. s. w. waren vertreten. — „Rubens!" war mein erster Gedanke, als ich sie erblickte. Das waren die kräftigen, fleischigen Gestalten, die breiten Formen, über die wir uns vor den Bildern dieses Meisters verwundern. Die Gesichter hatten regelmäßige, aber materielle Züge, die Haare waren blond, die Augen blau. Einige zeigten den Malayisch-Indischen Typus — eine Mischung, welche weder zur Verschönerung der Nation, noch zu ihrer feineren Bildung beiträgt. Ich mußte namentlich von Deutschen viel Lobeserhebungen über die charaktervollen Gesichter der jungen Holländerinnen, der „echt Germanisch gebliebenen" Race hören. Mir gefiel der frische, rosig angehauchte Teint, aber ich vermißte die zarten, gerade dem jugendlichen Alter zugehörenden Gestalten, die selbst bei geringer Schönheit durch anmuthige Weiblichkeit in Deutschland Auge und Herz erfreuen. Eine Holländerin machte sich geradezu lustig über diese Eigenschaft Deutscher Frauen. Sie nannte sie „Püppchen".

Unsere Schule ist groß und luftig, hat aber für die vielen Klassen zu wenig Räume. Wie war mir, als ich in einem Zimmer drei verschiedene Abtheilungen von Schülerinnen fand, die gleichzeitig von drei Lehrerinnen unterrichtet werden! So kommt es, daß sich oft die ganze Gesellschaft im Eifer des Lehrens und Lernens vergißt, und ein Babylonischer Lärm entsteht. Bald setzte ich es durch, für meine Klasse ein Zimmer allein zu haben. Ich muß aber alle Thüren zuschließen, sonst werde ich mitten in der Stunde gestört. Vergebens suchte ich die in Deutschland an den Wänden der Schulzimmer hängende Landkarte. Wie fest hatte sie sich durch das stete Anblicken meinem Gedächtnisse eingeprägt! Die Holländer fürchten aber, die Karten könnten schmutzig werden. Ja freilich, Holländische Reinlichkeit! Die Kinder müssen sich mit ihrem eigenen kleinen Atlas behelfen. Was man hier Ordnung nennt, war mir früher ungewohnt. Die Stunden werden nicht mit dem vollen Schlage, sondern von halb zu halb gegeben. In den Zwischenpausen ist ein entsetzlicher Lärm. Stühle werden umgeworfen, ohne daß man sie wieder aufhebt. Jeder stolpert lieber zehnmal darüber, als daß er Hand anlegte. Die Thüren werden beständig hin- und hergeworfen, trotzdem es im ganzen Hause erschrecklich schallt. Um halb neun Uhr beginnt der Unterricht. Vorher wird gebetet und gesungen. Das ist ein feierlicher Moment. Die frischen, jugendlichen Stimmen, die ernsten, klangvollen Töne des Harmoniums, und der freie Blick in das Grün des Gartens! Wie naiv klingt es „De benaud-

Digitized by Google

heit mynes hartens is wyt uitgestreeckt!" (Die Angst meines Herzens ist groß!) Die Mädchen scheinen sehr ungenirt auftreten zu dürfen. Ueberhaupt hat der Holländer große Achtung vor persönlicher „Freiheit", die jedoch in engbegrenztem Gebiet sich bewegt. Wenn man ihn nicht nöthigt, auf ideale Höhen sich zu versteigen, kann man recht freundschaftlich mit ihm verkehren. Diese „Freiheit" macht er auch bei der Erziehung seiner Kinder zum Grundsatz. Die Knaben geberden sich sehr früh als selbstständig; bei den Mädchen scheint die Methode in mancher Hinsicht einen guten Einfluß zu üben. Meine Schülerinnen haben ein offenes, unbefangenes Benehmen, ohne jede Affectation, die in Deutschland leider so häufig gefunden wird. Sie sind gutmüthig und harmlos. Ich habe nie, selbst gegen unbeliebte Lehrerinnen, sie einen heimtückischen Streich ausführen sehen. Weil man ihnen selbst offen begegnet, auch wo man zu tadeln Anlaß hat, verfallen sie nicht darauf, sich in einen Hinterhalt zu legen. Man stößt bei ihnen selten auf eine Lüge. Die Erlaubniß, von Jugend auf an den Unterhaltungen der Erwachsenen Theil zu nehmen (während in Deutschland die Kinder aus Pietät vor den älteren Personen schweigen), weckt ihren gesunden Menschenverstand, dessen sie von Natur gar nicht wenig empfangen haben. Für gewöhnlich sind sie freilich zu phlegmatisch, um ihn recht zu gebrauchen, oder auch nur zu zeigen. Ueber Träumereien und dergleichen brauche ich bei meinen Schülerinnen nicht zu klagen. Ich habe dem guten Monde weder ein freundliches, noch ein sentimentales Gesicht machen sehen. Um, das Buch der Frau Elise Polko „Von der Kinderstube bis zum eigenen Herd" in der Hand, über die Pflichten einer Tochter und Jungfrau zu philosophiren, dazu sind die jungen Mädchen zu gesund angelegt und zu praktisch erzogen.

Zu den Mahlzeiten wird geläutet. Das Essen ist sehr gut, weniger die Manieren der Essenden. Das Aufstützen der Arme, überlautes Sprechen, und daß Eine sich an die Andere anlehnt, sind ganz gewöhnliche Vorkommnisse. Ich glaube nicht, daß dieses Benehmen von allen Holländern gebilligt wird; doch höre ich nie eine Holländische Lehrerin die Mädchen deshalb zur Rede stellen. Die Französinnen thuen es auch nicht, und ebensowenig die Engländerinnen; diese Aufgabe scheint den Deutschen Erzieherinnen überlassen zu werden. Wundern muß ich mich über die Leichtigkeit, mit der die Mädchen hier Englisch danken, dort eine Französische Anekdote anhören, und gleich darauf einer Deutschen Dame, deren mehrere hier sind, Rede stehen. Der Sprachunterricht ist in Holland besser, als in Deutschland. So sehr der Niederländer auf seine Sitten und Gewohnheiten stolz ist, nimmt er doch keinen Anstand, geistige Nahrung bei fremden Nationen zu holen. Sein Land ist zu klein, um eine umfassende Literatur hervorzubringen, und seine Sprache zu ungelenk, um gut zu übersetzen. So kommt es, daß man viel fremde Sprachen treibt. Die poetische Literatur des Auslandes wird beim Unterricht ziemlich eingehend behandelt. Wenig erfreuliche Resultate erzielt die Musiklehrerin, eine gebildete Deutsche Dame. Die Schülerinnen sind im Ganzen unmusikalisch und haben zu wenig Gefühl für eine so ideale Kunst. Wie sie überhaupt ihr Lernen mechanisch betreiben, so auch hier: „Fräulein, Sie verlangen, daß wir bei der Musik denken sollen?!" bemerkte höchst erstaunt ein siebzehnjähriges Mädchen.

Digitized by Google

Dagegen scheint sich die Kunst der Vorfahren, die Malerei, in einem recht talentvollen Dilettantismus erhalten zu haben. — Einen Tag in der Woche kommt der Tanzlehrer. O, ihr himmlischen Grazien, habt ihr denn gar keine Anmuth mehr für dieses nebelvolle Küstenland übrig! Der Boden erzittert, die Beine, der ganze Körper springen, aber tanzen nicht. Doch wer kann Geist in Händen und Füßen suchen, wo man erstaunt ist, daß man ihn bei der Musik gebrauchen soll? Ein Hauptvergnügen der jungen Damen ist, an beiden Enden des Saales in mehren Reihen sich aufzustellen. Immer vier oder fünf halten die Hände über den Rücken weg verschlungen, und rücken so auf einander los, um sich mit den Schultern zu stoßen. Dabei wird auf dem Klavier gespielt, beim Zusammenprallen entsteht eine allgemeine Purzelei, und die Belustigung geht von Neuem los. Drei oder vier Mädchen schlafen in einem Zimmer beisammen. Die meisten sind von Haus aus sehr reinlich und ordentlich. Für ihren Reichthum sind sie einfach gekleidet, doch behängen sie sich mit ungehörig vielen Schmucksachen, was unwillkürlich an ihre Malayischen Unterthanen erinnert. Im Uebrigen sind sie viel weniger putzsüchtig und eitel als ihre Deutschen Schwestern. Beinahe sind sie es zu wenig, denn Keine versteht es, sich geschmackvoll zu kleiden. In ihren Anzügen hängen sie nur so, daß man in Versuchung kommt zu glauben, jene seien ursprünglich für Andere gemacht. Die Hüte werden mit beharrlichem Trotz so aufgesetzt, daß sie am aller unvortheilhaftesten stehen. Coquet sind die Holländerinnen selten, aber sie spotten auch über das Bestreben, aus Freude am Schönen oder um Anderen angenehm zu sein, möglichste Sorgfalt auf sich zu verwenden.

Ich bringe den dicken Wintermantel im geheizten Zimmer nicht herunter, während sich die Einheimischen in meiner Stube über Hitze beklagen. Aber unausgesetzt herrschen unter ihnen Husten und Schnupfen, eine Folge der Holländischen Abhärtungsmethode. Die große Feuchtigkeit des Landes hat viele erfrorenen Hände und Füße zur Folge. Erstere sind bei den jungen Damen so schlimm, daß mir bei Tisch der Appetit vergeht, wenn ich die blutigen Sprünge in der Haut sehe. In Deutschland würde Eitelkeit bald eine Abhilfe finden. Die Deutsche Musiklehrerin wies auf das Glycerin hin. Aber erst als sie erklärte, daß, wer dieses Mittel nicht gebrauche, auch von ihr keinen Unterricht mehr erhalte, wurde es besser. Nach dem zweiten Frühstück geht man spazieren. Der gewöhnliche Pensionsmarsch zu Zweien ist hier nicht gebräuchlich. Die Gegend ist anmuthig, aber die jungen Damen finden es langweilig, auf Naturreize aufmerksam gemacht zu werden. Eine Holländerin erzählte mir, wie lächerlich sie es gefunden, daß Deutsche Touristen auf dem Brocken laut ausgerufen: „O, wie schön! Wie wunderschön!" Mit dieser Nüchternheit ist Engherzigkeit verbunden. Ich habe nie so geizige Mädchen gefunden, wie selbst unter unseren reichen Schülerinnen. Den Holländerinnen fehlt die angeborene Herzensbildung, die geistige Seele, die sich im Ausdruck wiederspiegelt, und das Erbtheil einer im Schweiße der Arbeit nach den höchsten Gütern ringenden Nation ist. Der Holländische Handelsgeist hat mehr den Verstand als das Herz ausgebildet. Unsere Vorsteherin hat diesen Uebelstand wohl erkannt. Auf das Gemüth zu wirken, ist ihr Bestreben. Sie sagt: „Um gute Menschen zu erziehen, muß man sie

Digitized by Google

glücklich machen, und den Kindern vor Allem Liebe bezeigen." Ich selbst erinnere mich, wie solch' humane Behandlung während meiner Schulzeit verklärend auf mein späteres Leben wirkte. Aber meine jungen Holländerinnen, weil eben in voller „Freiheit" aufgewachsen, empfinden die ihnen entgegengetragene Liebe kaum, am wenigsten mit Dankgefühl, halten sie vielmehr für Pflicht und Schuldigkeit ihrer Erzieherinnen, und denken nicht daran, sie zu erwiedern. Es ist ihnen auch ziemlich gleichgültig, wenn sie gescholten werden. Eine unserer Holländischen Lehrerinnen ist nicht sehr wählerisch in ihren Ausdrücken. Sie nennt die jungen achtzehnjährigen Damen nicht selten „Büffel", und diese nehmen das als etwas Selbstverständliches hin. Sie leben in den Tag hinein, und sind doch immer mit sich höchst zufrieden. Das „Muß" steht nicht im Holländischen Wörterbuch. Meine Schülerinnen lernen nur mechanisch, und weil nichts Eindruck auf sie macht, vergessen sie Alles wieder. Selten bekommt man eine selbstständige Arbeit, selten sieht man eine Spur von Energie. Als vor Kurzem ein trauriger Anlaß von Seiten der Schule einen Beileid ausdrückenden Brief forderte, sträubten sich sämmtliche jungen Damen zu schreiben. Eine blos mechanische Auffassung scheint auch sonst vorzuwalten. Bei einer Lehrerinnen-Prüfung fragte der Examinator eine Dame: „Welches ist die Hauptidee in Lessing's „Nathan"?" Sie antwortete: „„Die, daß der Tempelherr der Neffe des Sultans ist."" Mehr hatte sie nicht herausfinden können. Ihre Grammatik wußte sie ganz gut.

Als ich hierher kam, wunderte ich mich, daß man so wenig auf Formen giebt. Früher hatte der Holländer dieselben streng beobachtet, und er galt im gesellschaftlichen Verkehr für sehr steif. Schon seine Schwerfälligkeit nöthigt ihn zu einem reservirten Wesen. Allein in neuerer Zeit macht sich eine Richtung geltend, welche sich auf kirchlichem Gebiete von der „orthodoxen" als die „moderne" unterscheidet, im gewöhnlichen Leben aber den Grundsatz befolgt, alle Ceremonien beiseite zu schieben. Wahrscheinlich lehnt sich das Holländische „Freiheits"-Gefühl auch gegen diese auf! Kürzlich ging eine Holländische Lehrerin von der Anstalt ab. Sie sprach darüber weder mit ihren Genossinnen vorher, noch nahm sie Abschied von ihnen, obwol sie in ganz freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen gestanden hatte. — Heute ist gute Eisbahn. Da lassen die im Dorfe wohnenden Eltern ihre Kinder Schlittschuh laufen, aber ohne in der Schule um Erlaubniß anzufragen. Die Lehrerinnen mögen sehen, wie sie vor halbleeren Klassen fertig werden. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." Unsere jungen Damen schreien auf der Straße, laufen herüber und hinüber, und werfen sich in den Schnee. Bei einem theuren Werke, das in der Klasse herumgezeigt wird, fällt es einem großen Mädchen ein, einem weiblichen Kopfe in dem Buche einen Tintenstrich über die Wange zu malen. Sie konnte nicht einmal begreifen, wie roh das sei. Gestern sollte sich eine Schülerin bei Tisch neben eine Lehrerin setzen. Sie ruft ganz laut: „Pfui, wie abscheulich!" Am Sonntag werden Briefe geschrieben, Abends vereinigen sich Alle zu gemeinsamer Unterhaltung. Die Mädchen wälzen sich auf dem Sopha. Trotz dem Bewußtsein, Alles thun zu dürfen, langweilen sie sich schrecklich; Keine versteht es, ein Spiel in Anregung zu bringen, immer müssen sie von den Lehrerinnen dazu ermuntert

Digitized by Google

werden. Und meistens sind es Deutsche Lehrerinnen, die Gesang, Tanz und Spiele ins Werk setzen. Aber sie mögen sich in Acht nehmen! Die Holländer legen es ihnen anders aus. „Sie thun es um des Geldes willen!“ heißt es. Weil sie es mit ihrer Pflicht ernst nehmen, lassen sie sich „Alles aufbürden“. Weil sie Jedem mit Höflichkeit und Freundlichkeit begegnen, sind sie „schmeichlerisch“ und „kriechend“. Solche Dinge muß ich immer wieder aussprechen hören. Freilich haben schon Deutsche dabeigestanden und sich durch solche Beschuldigungen von diesen Geldmenschen herabwürdigen lassen, ohne dagegen den Mund aufzuthun. Es scheint, wir Deutschen haben noch immer kein rechtes Ehrgefühl!

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Zur Deutschen Militär-Journalistik. Von einem ehemaligen Reiter-Officier erhalten wir nachstehende Zuschrift:

„Ihr trefflicher und tapferer „Kulturkämpfer" bespricht in Heft 15 ein Thema, das in der That ihm ein „Buch mit sieben Siegeln" zu sein scheint. Nicht daß er dasselbe bespricht, aber daß er zu dem Schluße gelangt, der Ton in unsern Militär-Zeitschriften dürfte „etwas freier" sein, erweckt die Vorstellung, er habe die Materie nicht hinreichend erforscht. — Also sieben militärische Zeitschriften giebt es in Deutschland? Das ist weit mehr als ausreichend! Bald nach der Katastrophe von 1848 gab es deren zwei, und der verstorbene Hofrath Schneider, dem man militärisches Verständniß nicht absprechen kann, redigirte die eine derselben — die „Wehrzeitung" — und äußerte damals zu einem jungen Officier: „Glauben Sie mir, die Zeitung leistet weit mehr durch die Zusendungen, welche sie unterdrückt, als durch diejenigen, welche sie druckt." Das gefiel uns gar nicht, und wir haben über diesen Ausspruch jener publicistischen Autorität gar sehr gespött't und über solch überwundenes Gamaschenthum mitleidig die Achseln gezuckt. Nach weiteren dreißig Jahren scheuen wir uns nicht, jetzt zu bekennen, daß Schneider vollkommen Recht hatte. Der Hofrath klassificirte seine Mitarbeiter etwa ebenso wie Ihr Artikel, nur etwas drastischer, indem er sie eintheilte in „Streber" und in „Raisonneure". Wenn Ihr Artikel anführt, Frankreich und Italien — von Oesterreich gar zu schweigen — hätten eine bessere Militär-Literatur als Deutschland, so lag es doch nahe, einen Schritt weiter zu gehen und die Frage zu erörtern: Warum ist dieses der Fall? — Weil jene Staaten das nicht besitzen, was auf längere Zeit hinaus unsere Armee unnachahmlich macht — nämlich ein einheitliches Officier-Corps — können sie eine, auch für Laien unterhaltende Militär-Literatur haben. Es werden wol alle Patrioten darüber einverstanden sein, daß, um diese zu erlangen, jenes zu opfern, ein weitaus zu hoher Preis ist. Es ist unmöglich, aus einer geschlossenen Gesellschaft heraus, die ein Ferment für's Leben besitzt, das nur Denen bekannt ist, welche derselben angehören, über Fachgegenstände und Berufsverhältnisse auch für die Allgemeinheit interessant zu schreiben. Vollends unmöglich erscheint dies, wo der oberste Kriegsherre der 1ste Soldat, aber auch — Kamerad ist. Ihr Artikel giebt überdem an, wo befähigte und tintenflüssige Mitglieder der Armee ihre Elaborate verwerthen können. Der Weg in die anderen öffentlichen Blätter und Zeitschriften ist ihnen unbenommen, nur müssen sie hübsch incognito bleiben, und dürfen die zugeknöpfte Uniform dabei ausziehen. Ein wirkliches Talent wird auch auf diesem Wege sich Bahn zu brechen verstehen, und kann nach erlangter Anerkennung sein fachmännisches Wissen um so gewichtiger zur Geltung bringen. — „Nichts vor ungut, Herr General!" pflegte der alte Wrangel zu sagen, wenn er als Subaltern-Officier eine abweichende Ansicht seinem Vorgesetzten erläutert hatte."

Digitized by Google

Obwol der „Kulturkämpfer“ nicht etwa ein bloßer Sprechsaal sein soll, wo sich bald diese, bald jene Meinung vernehmen läßt: unsere Zeitschrift vielmehr nach dem festen Programm des Herausgebers und im einheitlichen Geiste geleitet wird — so giebt es doch auch für uns mancherlei neutrales Gebiet, auf dem sich die Vertreter verschiedener und entgegengesetzter Ansichten tummeln und bekämpfen mögen. Ein solch neutrales Gebiet dünkt uns das der Deutschen Militär-Journalistik, und daher haben wir der obigen Entgegnung auf die Einsendung in Heft 15 des „Kulturkämpfer“ gern Raum gegeben. In der Sache selber scheinen uns beide Theile gleich sehr Recht zu haben. Im Uebrigen erfüllt es uns mit Genugthuung, daß auch in der Armee der „Kulturkämpfer“ Beachtung und Zuspruch findet, wie er denn auch unter seinen Mitarbeitern bereits eine Reihe von ehemaligen und activen Officieren zählt.

„Ueber Verrottung und Errettung der Deutschen Sprache.“ — So benennt sich eine Schrift, welche Hans Freiherr von Wolzogen, der bekannte Adlatus Richard Wagner's in Bayreuth, veröffentlicht. Wir haben weit in dieselbe hineingelesen, ehe wir uns überzeugen konnten, daß der Titel gerechtfertigt sei, und wirklich von einer Verrottung der Deutschen Sprache geredet werden dürfe. Denn der Mißbrauch, der gegenwärtig mit ihr getrieben wird, nöthigt noch nicht, an einen Verfall oder gar an ihren Untergang zu denken. Es hat in der Geschichte der Entwickelung unserer Sprache schon öfter Perioden gegeben, in welchen es um ihre Reinerhaltung und Weiterbildung recht schlimm bestellt zu sein schien; doch hat sie noch jedesmal sich wieder erholt und gezeigt, daß auch unter der Wucherung fremden Unkrauts ihre Wurzel unversehrt geblieben und weiter getrieben hatte. Wenn neben der langen Reihe schlechter Scribenten, die der Verfasser seiner Kritik unterzieht, auch im Augenblick kein Einziger sich fände, der noch im Stande wäre, ein gutes oder nur richtiges Deutsch zu schreiben, so wäre doch noch kein allgemeines Urtheil zu fällen, wie es in den Voraussetzungen des vorliegenden Buches geschehen ist. Die Sprache gehört dem ganzen Volke, nicht einzelnen Gliedern desselben, die sich unberechtigt als Vertreter heranbrängen. Ueber die Sprache wacht der Genius der Nation, sie bildet der Gang des Zeitalters, aber kein Ministerialbeschluß, kein Congreß von Schulmeistern, keine Petition eines Stiftes, keine Literatencoterie, keine Zeitungsclique. Selbst die großen Repräsentanten unserer klassischen Literaturperiode waren, so sehr sie die Ausbildung unserer Sprache im Ganzen befördert haben, ihren Ansprüchen im Einzelnen nicht immer gewachsen. Selbst ein Lessing, Göthe und Schiller haben arge Verstöße gegen die volle Richtigkeit der Rede gemacht. Was verschlägt es, wenn ein Gutzkow, Paul Heyse, oder gar ein Paul Lindau in ihrer vorübergehenden Thätigkeit Sprachschnitzer machen; wenn Hermann Grimm, dem in der Wolzogen'schen Schrift ein eigenes Kapitel gewidmet ist, sich grobe Nachlässigkeiten zu Schulden kommen läßt?! — Das Gros der Schriftsteller gebraucht die Sprache nur, wie etwa jener Römische Schuster den antiken Marmortorso des Herkules, auf welchem er sein Leder klopfte, bis Michel Angelo das Meisterwerk der Kunst entdeckte und den profanen Händen entriß. Man wird diesen ehrsamen Handwerker, der zufällig in den Besitz eines so großen Schatzes gelangt war, doch nicht zu den Trägern des ästhetischen Geschmackes seiner Zeit zählen und demgemäß Anforderungen an ihn stellen! Seine Aufgabe war, die Römischen Füße mit Schuhen zu versehen; die Griechische Statue war ihm ein bloßer Stein, und als Verdienst muß es ihm angerechnet werden, wenn er sein Leder recht tüchtig darauf klopfte. — So ist es die Aufgabe der modernen Literatur vom Dutzend, ebenfalls ihres Gewerbes zu warten und Weib und Kind damit zu ernähren. Sie haben Spalten und Bände, allenfalls noch das Theater

Digitized by Google

zu füllen, weiter nichts. Die große Heerde des Lesepöbels — wie Bogumil Goltz sie nennt — mit ausreichendem Lesefutter zu versehen, ist auch ein nützliches Geschäft. Der Soldat in der Wachtstube will seine Langeweile vertreiben, die Ladenmamsell, die von Morgens acht bis Abends zehn Uhr zwischen Cigarrenkisten hockt, möchte doch auch dann und wann erinnert werden, daß sie der menschlichen Gesellschaft eingeboren ist. Zu diesem Zwecke reichen schwache Grammatik und schlechte Sprache vollkommen aus. Man muß nur nicht glauben, daß Jeder, der schreibt, auch sogleich die Aufgabe habe, zur Förderung der Menschheit und zur Veredelung ihres geistigen Besitzes beizutragen. Als wenn dazu etwas Tinte und Druckerschwärze genügten! Früher waren zu solcher Mission Kreuz und Scheiterhaufen erforderlich; sind diese heute auch außer Gebrauch gekommen, so giebt es doch noch andere, ebenfalls drastische Mittel, dem Menschen Herz und Zunge zu lösen. Achten wir auf Solche, die aus wahrem innerem Bedürfniß reden und schreiben, wenn wir uns über den Stand der Entwickelung unserer Sprache unterrichten wollen.

Es ist etwas Anderes, ob die Forderungen einer edlen Sprache nicht erfüllt werden, oder ob sie selbst aufhört, solche zu stellen. Von einer Verrottung der Sprache kann erst die Rede sein, wenn auch die letzte Stimme schweigt, die für ihre Rechte eintreten sollte. Daß dieses aber noch nicht der Fall ist, würde allein schon das Erscheinen des vorliegenden Buches bezeugen. Bedenklich freilich wird die Sache, wenn nachgewiesen wird, daß die Sprache gegenwärtig bezüglich ihrer Ansprüche und Rechte auf unzuverlässige Anwalte angewiesen ist. Wie bei den Krankheiten des Leibes, sind auch im geistigen Leben, sowol der Individuen wie der Völker, Symptome beachtenswerth, die ein schleichendes Leiden verrathen, und wenn sie nicht gehoben werden, den Zustand hoffnungslos zu machen im Stande sind. Der Verfasser findet den Hauptgrund für die Erkrankung unserer Sprache, für welche allerdings Anzeichen genug vorhanden sind, in dem Umstande, daß ein fremdes Element in unser Volk eingedrungen ist, das weder die geistigen Organe besitzt, um das Wesen und den Gehalt der Deutschen Rede voll zu erfassen, noch auch nur so geartete Sprachwerkzeuge mitgebracht hat, um unsere Töne richtig zu articuliren — daß, mit Einem Wort, eine fremde Race sich die Weiterführung der Deutschen Sprache angemaßt hat; ein Stamm, der um so weniger zu solcher Arbeit sich berufen fühlen sollte, als er, mit dem Aufgeben seiner eigenen Sprache, zu lange außer Uebung gekommen ist, um sprachbildend zu verfahren. Ja, mehr noch! Das bei uns hoffentlich nur vorübergehend zur Herrschaft gelangte Judenthum — denn von diesem ist auch im vorliegenden Falle die Rede — ist nicht nur nicht im Stande, die Deutsche Sprache auf Grund ihrer eigenen Natur weiter zu bilden, sondern es steht auch gar nicht in seinem Vortheil, noch in seiner Absicht, sie in ihrer Eigenart zu erhalten. Denn mit der Sprache tödtet es am sichersten auch unsere Nationalität überhaupt und erhält so seine Herrschaft. Wolzogen weist nach, wie über der bisherigen Entwickelung des Deutschen aus dem herrschenden Jargon der Zeitungen, der durch das Feuilleton auch in die neuere belletristische Literatur übergegangen ist, vorzüglich unter Jüdischer Einwirkung eine neue Sprache entsteht, welche, indem sie das Deutsche als bloßes Rohmaterial behandelt und die Formen von dem für den Fremden leichter zu bewältigen Französenthum entlehnt, mit frivol internationalem Geist ein uns durchaus unzusagendes Idiom darstellt, das trotzdem bereits in die Sphären unserer Schriftstellerwelt eindringt, wo nicht blos für den Tagesbedarf gearbeitet wird, und welches vom Publicum, dessen Stumpfsinn unser ganzes Elend verschuldet, ruhig hingenommen wird.

Leider sind Thatsachen, wie die hier berührten, nicht in Abrede zu stellen, und es ist höchste Zeit, wenn wir neben den materiellen Schäden nicht auch in unserm geistigen Leben die größten Einbußen erleiden wollen, daß auf die drohende Gefahr hingewiesen, das Be-

Digitized by Google

wußtsein des Volkes wachgerufen, und die besseren Geister ermuntert werden, sich zur Rettung zu vereinen. Unter diesem Gesichtspunkt erhält die Wolzogen'sche Schrift eine hohe Bedeutung, umsomehr, als sie an sich selbst zeigt, wie weit die Verwirrung eingerissen ist. Denn der Verfasser wirft sogar, indem er für die Deutsche Sprache eintritt, die Deutsche Schrift über Bord. Wir wollen an dieser Stelle nicht darüber streiten, ob es berechtigt, bedeutsam oder vortheilhaft sei, die bisher gebräuchlichen Deutschen Lettern mit den Lateinischen zu vertauschen. Aber unrathsam ist es jedenfalls, da es sich darum handelt, gegen einen eindringenden Feind, dessen Hauptwaffe gerade die Neuerung ist, jede nur irgend haltbare Position zu vertheidigen. Gewöhnen wir das große Publicum, dessen eigentliche Stütze ja die Gewöhnung ist, an diese Aenderung, wird es urtheilslos auch jede andere hinnehmen, und damit untergraben wir das mächtigste Bollwerk, hinter welchem wir unsere, auf geläutertem Urtheil beruhende Ueberzeugung zu vertheidigen gedenken. Noch übler ist, daß der Verfasser in mannigfacher Weise der neuen, von obenher decretirten Rechtschreibung sich anschließt. Oder war es nicht dies Decret, sondern das vor demselben berufene Schiedsgericht von Fachmännern, dem er zustimmt? — Ein Schiedsgericht von Deutschen Sprachkennern, die unter Anderm thatsächlich nicht zu wissen schienen, daß im th das h keineswegs blos ein Dehnungszeichen ist, daß vielmehr th im Deutschen ein eigener und zwar einer der feinsten Laute ist, der seiner Anlage nach schon in den frühesten Entwickelungsphasen, wie im Sanskrit nachzuweisen ist und, wenn auch in verschiedenen Umbildungen, in den meisten Indogermanischen Sprachen wiederkehrt. Wolzogen schreibt z. B. „Konstruktion", „Klassizität" u. dgl. So schreiben auch die Oesterreicher. Diese schreiben aber auch schon „Kittung", statt Quittung, weil sie, indem sie das Französische besser verstehen als das Deutsche, sich an die Aussprache des ersteren halten. Auf diesem Wege gelangen wir dahin, indem wir die Faulheit des Mundes allein noch als wortbildende Kraft anerkennen, daß wir mit den Holländern Kantoor statt Comptoir schreiben. Wollen wir dieses Wort verdeutschen, so brauchen wir das sehr zu empfehlende „Rechnungsstube"; sonst ist anzurathen, daß wir Comptoir schreiben und damit zu erkennen geben, daß wir wissen, wie wir im Augenblicke zu einem ausländischen Wort unsere Zuflucht nehmen, und wissen, woher dieses Wort stammt. Schreiben wir anders, so ist dieses nicht Deutsch, sondern einfach falsch. Die stetige Anwendung des K statt des C, und des Z statt des C vor e und i ist nur gut für Diejenigen, deren Schulbildung nicht ausreicht, um die Griechischen Wörter von den Lateinischen zu scheiden. In Oesterreich hat man jene Ausstoßung des C durchgeführt, aber es kann kein Zweifel sein, daß die anders geschriebenen Wörter in kurzer Zeit auch anders ausgesprochen werden. Dem Auge folgt unwillkürlich das Ohr, und diesem endlich der Mund. Man wird in Oesterreich vielleicht in hundert Jahren oder später ein Deutsch reden — wenn dann überhaupt dort noch Deutsch gesprochen wird — das von unserer Muttersprache — wenn diese bis dahin nicht auch sehr umgewandelt ist — sich ebenso unterscheidet, wie gegenwärtig etwa das Holländische, Dänische u. s. w. Einverstanden sind wir mit dem Verfasser, daß eine Errettung unserer schwer gefährdeten und zum Theil schon sehr geschädigten Sprache nur von einem berufenen Genius zu erwarten ist, wenn wir auch den neuen Messias nicht in solcher Nähe erblicken können, wie Wolzogen ihn anzunehmen scheint.

„Die Race ist Alles!" sagt Benjamin Disraeli in einem seiner unendlich langweiligen Romane, die aber trotzdem von Juden und Judengenossen als „glänzend geschriebene" Meisterwerke gepriesen werden. Obwol im Alter von 12 Jahren getauft, ist Benjamin immer Jude geblieben, ein so ausgeprägter Racenjude, daß ganz Israel mit maßlosem Stolz und inbrünstigem Dank auf ihn blickt. Er erlernte zumächst die Hand-

Digitized by Google

lung, ging dann zur Literatur über, und widmete sich schließlich der Politik — ganz, wie es in Deutschland so viele Jüdische Commis thaten. In seinen belletristischen wie politischen Schriften verherrlichte er stets die Jüdische Nation, kämpfte er ununterbrochen für die Emancipation der Juden. Die Politik betrachtete er g'eichfalls als „Geschäft". In einer Brochüre legte er zunächst ein demokratisches Glaubensbekenntniß ab, und trat als Candidat der liberalen Partei auf. Da er aber durchfiel, ging er alsbald zu den Conservativen über, und gelangte mit ihrer Hilfe ins Parlament. Mit echt Jüdischer Dreistigkeit ließ er hier sofort eine Rede vom Stapel, ward aber mit lautem Hohn überschüttet. Aus einem Freihändler wurde er ein wüthender Schutzzöllner, und machte dann noch eine lange Reihe von ähnlichen Wandlungen durch, je nachdem es ihm nöthig und nützlich erschien. Da er arm war, unterstützte ihn die Judenschaft, vornehmlich der reiche Levi. Als der alte reiche Levi starb, heirathete Benjamin die alte reiche Wittwe Levi, kaufte mit ihrem Gelde die Herrschaft Beaconsfield, und erbte nach ihrem Tode ein Vermögen von mehreren hunderttausend Pfund.

„Die Race ist Alles!" sagt, wenn auch heimlich, der dicke einäugige Kammerpräsident Léon Gambetta. Mit Hilfe der Judenschaft hat sich dieser Semit zum Dictator von Frankreich aufgeschwungen. Seine Agenten und Verbündeten sind die Handlungsreisenden, denen er von Zeit zu Zeit chauvinistische Standreden hält und „Revanche!" predigt. Seine beste Freundin ist eine alte reiche Semitische Wittib, Frau Julie Adam geborene Lambert, die ihm ihre Kasse zur Verfügung stellte — inzwischen hat sich, wie man sagt, Léon an der Börse selber ein großes Vermögen gemacht — die Feste und Gesellschaften für ihn ausrichtet, und seine Interessen in der von ihr herausgegebenen „Nouvelle Revue" verfolgt. Während Disraeli sich mit Vorliebe in der Hausse bewegte, das Cyprische Eiland annectirte, die Transvaal-Republik in Süd-Afrika einsteckte und in Afghanistan räuberte, den Prinzen von Wales nach Indien reisen ließ und der Königin Victoria die Kaiserkrone aufsetzte — sucht Gambetta seinen Vortheil in der Baisse. Er ist Republikaner und „Kulturpauker", kokettirt einerseits mit der Armee und andererseits mit der Commune, und trachtet darnach, der christlichen Kirche den Garaus zu machen.

„Die Race ist Alles!" dachte Jules Gabriel Janin, der „berühmte" Jüdische Kritiker. Da „entdeckte" er die Rahel, Tochter eines Jüdischen Hausirers aus dem Elsaß, die mit ihrer Schwester Sarah in den Pariser Kaffeehäusern sang, und machte sie zur „größten Tragödin Frankreichs". Eine Nachlese von Rahel's Briefen gab später der Semit Paul Lindau, gegenwärtig der erste Dramatiker des neuen Deutschen Reichs, heraus, und legte dadurch das Fundament zum Tempel seines eigenen Ruhms. In ähnlicher Weise, wie Rahel Felix, ward von der Jüdischen Kritik vor etlichen Jahren die Jüdin Sarah Bernhardt entdeckt, an das Théâtre Français gebracht, und als die genialste Tragödin Europas gefeiert. Auch die Jüdische Presse in Deutschland posaunte täglich ihren Ruhm, vor Allem der „Berliner Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn, der ein besonders naher Verwandter von ihr zu sein scheint. Im August gab Sarah ein Gastspiel in Kopenhagen und wußte auch hier eine außerordentliche Reclame in's Werk zu setzen. Unter Anderm fand ihr zu Ehren ein Abendtisch im Hôtel Royal statt. Da erhob sich der Deutsche Gesandte, Freiherr Anton von Magnus, der Mitglied des Preußischen Herrenhauses, aber gleichfalls Semitischer Abstammung und mit dem Bankhause F. Mart. Magnus verwandt ist, das u. A. mit „unserm Braun" (Dr. Carl Braun-Wiesbaden) die „Cuxhavener Eisenbahn-, Dampfschiff- und Hafen-Actien-Gesellschaft", eine todtgeborne Gründung, erzeugt hat. „Die Race ist Alles!" dachte Baron Magnus, und er toastete auf das schöne

Digitized by Google

Frankreich, das seine schönste Tochter hergesandt habe. — Um diesen Toast voll würdigen zu können, muß man Folgendes wissen:

Sarah Bernhardt ist eine Person, die um jeden Preis von sich reden machen will, und sich deshalb beständig in den gewagtesten Einfällen und Versuchen bewegt. Sie ist nicht nur Schauspielerin, sondern auch Dichterin, Schriftstellerin, Malerin, Bildhauerin, Luftschifferin und Modenmacherin. Sie liebt die unmöglichsten Costüme, wechselt ihre Toilette täglich wol ein Dutzend Mal und steht wahrscheinlich, was unter Pariser Schauspielerinnen nichts Seltenes ist, im Solde von Modehandlungen. Sie hat in ihrem Hause mehre Ateliers, in denen sie abwechselnd arbeitet. Im vorjährigen „Salon" hatte sie ein Bild ausgestellt, selbstverständlich eine bloße Dilettanten-Arbeit. Sie geberdet sich als eine wüthende Deutschenfresserin, und modellirte den Sergeant Hoff, jenen gewaltigen Aufschneider, der sich rühmt, im letzten Kriege eine Unzahl von Preußen verspeist zu haben, und deshalb von den Franzosen in der lächerlichsten Weise gefeiert wurde. Als echte Tochter Israels ist Sarah ebenso eitel, anmaßend und unverschämt, wie schäbig, geldgierig und schlau berechnend. Als die Comédie Française zu Anfang dieses Jahres in London gastirte, gefiel sich Sarah in allerhand Uebertreibungen und Abgeschmacktheiten, suchte sie auf der Bühne stets aus dem Rahmen des Stücks und ihrer Rolle zu treten, wodurch sie mit den andern Mitgliedern der Truppe in Mißstimmung und Streit gerieth. Nach Paris zurückgekehrt, weigerte sie sich eines Abends, ohne jeden vernünftigen Grund, aufzutreten; der Director des Theaters wußte sie jedoch zu bestimmen, ihrer Verpflichtung nachzukommen. Sie spielte, ward aber vom Publicum kühl aufgenommen und von der Kritik sogar abfällig beurtheilt. In Folge dessen verließ sie plötzlich Paris und ward contractbrüchig. Wie man annimmt, begriff sie, daß ihre Zeit vorüber sei, und überdies hoffte sie, durch Gastspiele im Auslande und namentlich in Amerika mehr Geld herauszuschlagen. Gegen einen Journalisten äußerte sie, daß ihre Gage von 30,000 Francs unzureichend sei, daß sie mehr und rascher verdienen müsse. Sie riß also unter denselben Umständen und aus denselben Beweggründen aus, wie die Jüdische Sängerin Pauline Lucca vor acht Jahren in Berlin durchbrannte. Das Théâtre Français machte gegen Sarah eine Entschädigung von 350,000 Francs geltend, und ein Brüsseler Spitzenhändler klagte sie wegen 2000 Francs ein. Gegenwärtig reist sie nun auf Gastspiele, und in Kopenhagen soll sie, außer werthvollen Geschenken eine erkleckliche Summe eingeheimst haben.

In ihrem Privatleben war Sarah so liederlich als möglich, eine Buhlerin nach Noten. Ein Feuilleton der Wiener „Neuen freien Presse" wußte Folgendes zu erzählen: „Als Emil Zola, der bekannte Verfasser jener scheußlichen Romane, einmal bei der Künstlerin speiste, tischte sie ihm zum Dessert die Geschichte aller ihrer Liebschaften auf; tausend und drei, wie Leporello singt. Das Pikanteste dabei war, daß der Maler Clairin, ihr Ritter Toggenburg, von Anfang bis zu Ende anwesend war und jedenfalls noch mehr auf Dornen saß, als der verblüffte Zola, den am Ende die Sache ganz kalt ließ. Bei alledem empfängt sie den ganzen Tag ein Heer von Besuchen, ist in allen Concerten, auf jeder Rennbahn und immer, wo etwas los ist, zu treffen. Sie führt eine regelrechte Buchhaltung — einfache und doppelte." — — Der „Börsen-Courier" schrieb: „Einer ihrer ersten Verehrer ist der Deutsche Banquier H. (natürlich Jude); was ihr fehlen sollte, um ihre kleinen und großen Capricen zu erfüllen, das giebt Herr H. von seinen Millionen." Die kesche Sarah hat bereits ein Söhnchen von 15 Jahren neben sich herlaufen, in dessen Adern „hochfürstliches Blut" rollt, wie die Jüdische Reclame versichert. Die schöne Sarah, die „schönste Tochter Frankreichs", wie Baron Magnus sie nannte, trägt mindestens ihre 40 Jahre auf dem

Digitized by Google

Rücken, ist so mager, so schmal und so fahl wie ein Span, und speit, wenn sie spielt, nach jedem Acte Blut.

Ueber die Art, wie Sarah die Galanterie des Deutschen Gesandten aufgenommen, lauten die Berichte der Blätter verschieden. Nach dem „Figaro" hat sie das Glas des Baron Magnus, der mit ihr anstoßen wollte, zurückgewiesen, sich dann erhoben und auf das Wohl Frankreichs getrunken, mit den Worten: „Aber des ganzen Frankreichs; nicht wahr Herr Baron?" — Wie ein anderes Blatt meldet, soll der Gesandte sich stumm verbeugt haben, die Dänen aber in lauten demonstrativen Jubel ausgebrochen sein. Es war eine etwas gemischte Gesellschaft von Schauspielern, Journalisten und Theater-Enthusiasten. Selbst die Jüdische Berliner „National-Zeitung" kann nicht umhin zu fragen: Wie kam der Gesandte in diese Gesellschaft, zumal er doch wissen mußte, daß Sarah Bernhardt ihren Deutschenhaß wie einen Sport betreibt? — Sarah wurde von den Dänen, die den Verlust von Schleswig-Holstein noch nicht verwunden haben, weniger als Schauspielerin als wegen ihrer zur Schau getragenen Preußen-Feindschaft gefeiert; und der Vorgang in Kopenhagen dient jedenfalls dazu, um für sie in Frankreich, wo sie schon ziemlich unten durch war, wieder Stimmung zu machen. Rochefort freilich, der witzige Laternenmann, nennt sie „die Emissärin" Gambetta's, die gleichfalls die „Fahne der Revanche" entfalte, und überschüttet sie mit einem Hagel von spöttischen Pfeilen.

Herr von Magnus, wenn schon einmal in dieser sonderbaren Gesellschaft, hatte nicht die geringste Veranlassung, auch noch einen Toast auszubringen. Einer der Französischen Schauspieler dankte dem gastfreien Dänemark für die freundliche Aufnahme, die es den fremden Künstlern habe angedeihen lassen; und man erwartete nun, daß einer von den Dänen antworten werde. Statt dessen erhob sich, zum allgemeinen Erstaunen, Baron Magnus und bat um's Wort. Die Sucht, sich vorzudrängen, sich um jeden Preis bemerkbar zu machen, liegt eben tief im Wesen des Semiten. Wahrscheinlich sprach auch bei Herrn von Magnus das Blut; stolz auf seine Stammesgenossin, konnte er nicht umhin, ihr den Zoll der Bewunderung darbringen. „Gott, wie talentvoll sind unsre Lait!" Und „die Race ist Alles!" — Aber einer so großen Tactlosigkeit dürfte sich wol kaum je ein anderer Diplomat schuldig gemacht haben. Man spricht von der Abberufung, wonicht gar von dem Rücktritt des Herrn von Magnus. Und da Graf Harry Arnim seine Unbotmäßigkeit gegen den Fürsten Bismarck so schwer hat büßen müssen, darf man erwarten, daß auch der Reichskanzler in diesem weit eclatanteren Falle ein abschreckendes Beispiel statuiren wird. Der Vorgang beweist schlagend, wie hochbedenklich und wie wenig es schon an der Zeit ist, Semiten zu Gesandten zu ernennen oder mit andern hohen Staatsämtern zu bekleiden. Wie wir bereits in dem Vorläufer dieser Zeitschrift, in der Ende 1879 erschienenen gleichnamigen Brochüre ausgeführt haben, dürften sich Judensprossen im Staats- und Communal-Dienst erst in der vierten, fünften Generation, ohne Gefahr und Schaden für das allgemeine Wohl, verwenden lassen. Mögen darum unsere leitenden Staatsmänner sich mehr und mehr durchdringen mit dem Bewußtsein ihrer schweren Verantwortlichkeit, mögen sie wohl bedenken, was sie den Eingebornen schuldig sind, und nie außer Acht lassen: „Die Race ist Alles!"

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Otto Glagau in Berlin.
Verlag von Friedrich Luchhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Digitized by Google

Insertions-Gebühr für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 60 Pf. — Inseraten-Annahme in der Expedition, Magdeburger-Straße 31, bei Haasenstein & Vogler in Berlin, H. Daube & Co. in Frankfurt a. M., Invalidendank, Berlin und allen Annoncen-Bureaus in Berlin, Breslau, Cöln, Dresden, Frankfurt a. M., Halle, Hamburg, Leipzig, London, München, Nürnberg, Paris, Prag, Straßburg, Stuttgart, Wien, Zürich.

N. H. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
in Marburg a. L.
Soeben erschien in unserem Verlage:

Die Judenfrage.

Eine Frage an das deutsche Volk
und die deutschen Juden
von
Gottlieb August Schüler.
Zweite Auflage.
87 S. gr. 8. Brosch. Preis 1 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Fangeisen für Raubzeug
wie Füchse, Fischotter, Marder, Katzen, Dachse, Iltis, Ratten, Raubvögel etc. liefert in lang bekannter Güte
Adolph Pieper, Moers a. Rh.
Preislisten gratis gegen 1 Marke.

Für Offizier-Kasinos!

Moabiter Klosterbräu

liefert
20 Fl. mit Patentverschluss, helles Lagerbier 25 Fl. für 3 Mk. frei in's Haus und versendet nach ausserhalb 50 Fl. Klosterbräu für 10 Mk., 50 Fl. helles Lagerbier für 7,50 Mk.
Haltbarkeit auf Monate garantirt!
Ferner:
Klosterbräu, pro Hectol. . . . 25 Mk.
Helles Lagerbier, pro Hectol. 18 Mk.
frei Bahnhof Berlin.
(Bei fortlaufenden Bestellungen billiger.)
Brauerei Moabit.

Das Versandt-Geschäft
von
MEY & EDLICH

9 Neumarkt LEIPZIG Neumarkt 9

versendet nachstehende Waarengattungen **direkt** an Consumenten selbst vom kleinsten Quantum an in **bester** Qualität zu den **billigsten** Preisen **nach allen Ländern Europa's.**
Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf an dem einen oder dem anderen angedeuteten Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versandt-Geschäft **Mey & Edlich, Leipzig, kommen zu lassen,** welcher auf frankirtes Verlangen **gratis** und **franko an Jedermann gesandt wird.**

Specialitäten des Versandt-Geschäftes MEY & EDLICH, Leipzig.
Mey's Stofffragen, Manchetten und Vorhemdchen,
Manchettenknöpfe mit Eindrehfuß und Feder. Shirtings, Cbiffons und Hemdentuche. Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder. Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben. Weiße Batist-Cravatten für Herren. Bunte Satin-Cravatten für Herren. Rüschen von Tüll, Mull, Gaze ꝛc. für Damen. Chocolade. Mey's Cacao pulverisirt. Schwarzer Chinesischer Thee. Biscuits und Waffeln. Toilette-Seifen und Parfüms.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert
und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.
Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.
Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt.

Das Versandt-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig
garantirt und verschickt nur beste Waare selbst vom kleinsten Quantum an zu den billigsten Preisen.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Neumarkt 9, Leipzig.

Druck von Ihring & Fahrenholz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 18.

15. September 1880.

Die „Bismarck'sche Aera".

Im Jahre 1835 ließ David Strauß, der damals erst 27 Jahre zählte, „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet" erscheinen, in welchem er den gesammten Inhalt der evangelischen Geschichte in das Gebiet des Mythos verwies, sie als einen Inbegriff von Mythen hinstellte, die in den christlichen Gemeinden des 1. und 2. Jahrhunderts großen Theils nach Maßgabe des alttestamentlich-Jüdischen Messiasbildes und Jüdischer Erwartungen entstanden seien. Dieses Buch, das wegen seiner trockenen Gelehrsamkeit und schwerfälligen Darstellung, nie, auch in den späteren Bearbeitungen nicht, in die eigentlichen Volkskreise gedrungen ist, entfachte unter den Schülern Hegel's, zu denen sich auch Strauß rechnete, einen heftigen langwierigen Streit und wurde Veranlassung, daß dieselben sich in drei Fractionen theilten, in die supernaturalistische, rationalistische, und rationell-mystische, welche Strauß, nach dem Vorbild der Französischen Deputirtenkammer, die Rechte, die Linke und das Centrum der Hegel'schen Schule benamste. In den noch von Hegel, in Gemeinschaft mit mehreren seiner Anhänger, 1827 begründeten „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" erschien eine abfällige Recension des Strauß'schen Buches von Bruno Bauer. Dieser Gelehrte, noch um ein Jahr jünger als Strauß und gleichfalls Theologe, war damals noch Alt-Hegelianer und gehörte der herrschenden speculativ-orthodoxen Richtung an. Man behauptet sogar, er sei ein Schüler oder doch ein Anhänger von Hengstenberg, des Begründers der Neupreußischen Orthodoxie, gewesen. In seiner Recension des Strauß'schen Buches wirft er dem Verfasser vor, daß dieser die Vernünftigkeit der evangelischen Geschichte leugne, sich am Object des Glaubens vergriffen habe, und er selber tritt für die übernatürliche Zeugung Christi ein, die er im Hegel'schen Jargon zu „erklären" versucht. In den „Streitschriften" (1837) wandte sich Strauß gegen seine Recensenten; wobei er Bauer der rechten Seite der Hegel'schen Schule zutheilt. „Eine zermalmendere Polemik als die ist, welche Strauß hier gegen Bauer übt, findet sich nun wol so leicht nicht wieder", sagt Michelet in seiner 1838 erschienenen „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland". Hegel's Religionsphilosophie ward in erster Auflage von Marheinecke, in

Digitized by Google

zweiter von Bauer herausgegeben, welcher Letztere hier aber nicht mehr auf dem orthodoxen Standpunkt steht, sondern schon eine ziemliche Schwenkung nach links gemacht hat.

Wie es scheint, ward Bruno Bauer zu solcher Wandlung durch David Strauß veranlaßt, gegen den er in seinen Schriften mancherlei Gehässigkeit zeigt, und den er, vielleicht aus Eifersucht, alsbald zu übertrumpfen suchte. 1839 ließ er „Herr Dr. Hengstenberg" erscheinen. Durch diese Brochüre brach er mit der Orthodoxie und wandte sich den Jung-Hegelianern zu, deren Organ die seit 1838 von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen „Halle'sche Jahrbücher" (später „Deutsche Jahrbücher") waren. Noch 1839 ging Bauer als Privat-Docent nach Bonn, und ließ 1840 die „Kritik des Evangeliums Johannis" erscheinen, welches Evangelium er als ein freies schriftstellerisches Erzeugniß hinstellte. Noch größeres Aufsehen erregte die „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" (1841—42). Nach diesem Werk ist Marcus der Urevangelist, welcher sein Evangelium auf Grund des damaligen Gemeindebewußtseins frei geschaffen habe; Lucas und zuletzt Matthäus hätten dann den bei Marcus vorgefundenen Stoff künstlerisch erweitert. „Was Strauß mehr für ein objectives allgemeines Geschehen ansieht, stellt Bauer als absichtliches Thun des Subjects hin. Die Form der evangelischen Darstellung lasse auch den Inhalt nicht unberührt; dieser sowol als jene seien das freie Erzeugniß des schöpferischen Selbstbewußtseins." Die Resultate dieser Kritik erschienen dem Preußischen Kultusminister Eichhorn so bedenklich, daß er bei den evangelisch-theologischen Facultäten des Landes anfragte, welchen Standpunkt Bauer zum Christenthum einnehme, und ob ihm die Lehrbefugniß ferner zu gestatten sei. Von den sechs Gutachten sprachen ihm mehrere die Christlichkeit nicht ab, aber die Majorität war darin einig, daß er nicht mehr auf dem Boden der evangelischen Kirche stehe. Demzufolge ward er 1842 entlassen. Graf Cieszkowski, obwol gleichfalls zur Linken der Hegel'schen Schule gehörig, sagt von der Bauer'schen Kritik: „Sie ist eine wissenschaftliche Krisis, welche wir durchzumachen haben. Bauer ist es schon genug, ein Theolog zu heißen, um verdächtig zu werden. Er hat die Denk-Guillotine aufgerichtet; die Schreckenszeit der Wissenschaft ist also schon vollbracht." — Michelet constatirt in seiner 1843 erschienenen „Entwickelungsgeschichte der neuesten Deutschen Philosophie", daß Bauer nicht mehr zur Rechten der Hegel'schen Schule gehöre, sondern bereits auf der äußersten Linken sitze, und zwar noch hinter Feuerbach!

Bruno Bauer zeigt die Frühreife, Betriebsamkeit und schriftstellerische Fruchtbarkeit des Hegelianers. 1809 im Altenburgischen geboren, war er mit 25 Jahren Privat-Docent, gab er mit 27 Jahren bereits eine „Zeitschrift für speculative Theologie" heraus, begründete er später in der „Allgemeinen Literaturzeitung" „ein eigenes Organ für seine Ansichten". Nachdem ihm 1842 die Erlaubniß zu lehren entzogen worden, kehrte er nach Berlin zurück und beschäftigte sich nur noch literarisch. Die Reihe seiner theologischen, historischen und politischen Schriften ist fast unabsehbar. Das „Verzeichniß der Berliner Schriftsteller von 1845" führt von dem damals 36 jährigen Bruno Bauer, außer zahlreichen Journal-Artikeln, noch einige zwanzig Bücher und Brochüren auf. In dieser Hinsicht wird er aber noch über-

Digitized by Google

troffen von seinem jüngeren Bruder Edgar, geboren 1820. Dieser, gleichfalls Theologe, arbeitete schon mit 22 Jahren an der „Rheinischen Zeitung" und an den „Deutschen Jahrbüchern", und mit 25 Jahren figurirt er in dem Verzeichniß Berliner Schriftsteller bereits mit einer ebenso langen Liste von literarischen Producten. Wahrscheinlich, um diese Fruchtbarkeit zu bewältigen, gründete ein dritter Bruder, Egbert Bauer, eine eigene Buchhandlung zu Charlottenburg, und hier erschienen nun durch etliche Jahre die Schriften von Bruno und Edgar; indeß scheinen alle Drei hierbei keine Seide gesponnen zu haben, vielmehr in bedrängte Verhältnisse gerathen zu sein.

1866 legte sich der damalige „Eisenbahnkönig" und „Kultur-Heros" Baruch Hirsch Strausberg eine eigene Zeitung, die „Post" zu. Unter den bunt zusammengewürfelten Mitarbeitern befanden sich der „Volkswirth" Julius Faucher, der „Kladderadatsch"-Sänger Ernst Dohm und der „kühnste biblische Kritiker der Neuzeit" — Bruno Bauer. Angemessen dem „Kladderadatsch" lautete das Programm der „Post": „Der Kampf gegen den absoluten, den unverantwortlichen Nachtwächter auf allen Gebieten des politischen und socialen Lebens." Das Blatt sollte angeblich conservativ sein — denn Strausberg, der mit Grafen und Herzogen gründete, hielt sich persönlich zur conservativen Partei — war aber thatsächlich farblos, nur daß es im Bismarck'schen Fahrwasser segelte, erforderte große Zuschüsse und leistete trotzdem nur das Mittelmäßigste. 1872 wurde die Zeitung von der Berliner Disconto-gesellschaft erworben, 1874 aber von Dr. Friedenthal, gleich darauf landwirthschaftlicher Minister, angekauft und zum Organ der Freiconservativen erhoben. Bruno Bauer schrieb also für die Strausberg'sche „Post", und dies scheint seine financielle Lage wesentlich verbessert zu haben, denn er sitzt heute — es ist geradezu eine Ironie des Schicksals — in Rixdorf bei Berlin als — Hausbesitzer! Auch David Strauß war in der Politik überraschend conservativ geworden; er bekannte sich als unbedingten Bismarckianer nnd als Anhänger der Todesstrafe. Bruno Bauer dagegen, der sich vom Jung-Hegelschen Liberalismus zum Neu-Preußischen Conservatismus bekehrte, wenigstens als Publicist desselben wirkte, hat inzwischen wieder die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Sein allerneuestes Buch: „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" (Chemnitz 1880, bei Ernst Schmeitzner) ist aus Aufsätzen entstanden, die er zunächst in einer „demokratischen" Zeitschrift veröffentlicht hat, in der von Guido Weiß, einem Schüler Johann Jacoby's, redigirten „Wage", die es nie über 200 Abonnenten brachte, allmählich aber auch diese verlor. Bruno Bauer's letzte Schrift zeigt ihn als ausgesprochenen Anti-Bismarckianer und als philosophirenden „Reichsfeind".

Dieselbe unregelmäßige Bahn zeigt Edgar Bauer. Er begann mit einer Vertheidigung seines Bruders in der Schrift „Bruno Bauer und seine Gegner" (1842). 1843 folgte „Der Streit der Kritik mit der Kirche und dem Staat"; das Buch wurde jedoch confiscirt und zog seinem Verfasser einen Prozeß und vierjährige Festungsstrafe zu. Während der „Bismarck'schen Aera" redigirte Edgar Bauer die „Deutsche Volkszeitung" in Hannover, das Organ der Welfen-Partei. 1874 veröffentlichte er bei Dr. M. Huttler in München: „Die Orientalische Frage und

Digitized by Google

der Europäische Friede"; auch eine merkwürdige Schrift, die gewissermaßen ein Seitenstück zu dem neuesten Buche seines Bruders bildet, und auf die wir noch zurückkommen.

Bruno Bauer, vor 40 Jahren ein vielgenannter und geradezu berühmter Mann, ist heute so gut wie vergessen, ist der „Einsiedler von Rixdorf", wie ein Jüdisches Blatt ihn nannte. Seine letzten Schriften: „Einfluß des Englischen Quäkerthums auf die Deutsche Kultur und auf das Englisch-Russische Project einer Weltmacht" (1878), sowie „Christus und die Cäsaren. Der Ursprung des Christenthums aus dem Römischen Griechenthum" scheinen nur noch eine kleine Gemeinde gefunden zu haben. Auch Bauer's neuestes Buch „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" — „geschlossen den 8. Mai 1880" — hat bisher wenig von sich reden gemacht. Daß die „liberale" Presse es todtschweigt, kann nicht Wunder nehmen, denn es ist eine vernichtende Kritik des Nationalliberalismus, und auch der „Fortschritt" kommt nicht gut darin weg. Befremdlicher ist dagegen, daß auch die conservative, und namentlich die katholische Presse von dem Buche so wenig Notiz nehmen; zumal es die „Kulturpauker" gründlich zaust und der katholischen Kirche große Concessionen macht. Der „Kulturkämpfer" hat die Schrift bereits in Heft 13 (Seite 17, bei Gelegenheit des Artikels „Nihilismus und Panslavismus") herangezogen. Die Darstellung ist nicht frei von Schwulst, Phrasen, schiefen Bildern, Nebensächlichkeiten, irrlichtelirendem Abschweifen und Hin- und Herspringen, gesuchter Geistreichigkeit und prunkenvollender Gelehrsamkeit; sie läßt den Zusammenhang und logischen Aufbau vermissen; die ursprünglichen Journal-Artikel scheinen nicht gehörig überarbeitet, sondern lose eingeschoben zu sein; die ganze Darstellung ist überladen und erschwert oft das Verständniß, verkümmert den Effect. Andererseits enthält das Buch aber auch wieder brillante Partien, blendende Gedanken und tiefe Wahrheiten; es ist ein Zeichen der Zeit und eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, weshalb wir ihm eine eingehende Besprechung widmen wollen. Ein Hinderniß der Verbreitung ist der unverhältnißmäßig hohe Preis: für 21 Bogen groß Octav 8 Mark! Die Herren Verleger wetteifern heute in solchen Preis-Festsetzungen, indem sie wahrscheinlich nur kleine Auflagen veranstalten, oder doch nur auf geringen Absatz rechnen.

* * *

Bruno Bauer zeichnet in seinem neuesten Buche den Mann, von dem er meint, daß er dem letzten Jahrzehnt den Stempel aufgedrückt habe, und gegenwärtig die Welt beherrsche; indem er aus allbekannten, Jedem zugänglichen Quellen schöpft. Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck", an dem der Held selber Mitarbeiter gewesen; Ludwig Bamberger's Essay „Herr von Bismarck" mit seinen merkwürdigen Bekenntnissen; die „Tagebuchblätter" von Moritz Busch, die Berichte Vilbort's, des Correspondenten vom „Siècle" und anderer „Interviewer" — werden herangezogen, um das Charakterbild des Schöpfers des neuen Deutschen Reichs mosaikartig zusammenzusetzen. Bauer selbst sagt u. A. von Bismarck: „Eine Enttäuschung treibt ihn sogleich an das Ende aller Dinge, und verleidet ihm den ganzen Boden, den er

Digitized by Google

soeben erst mit großen Vorsätzen betreten hatte". „Gerade in solchen Augenblicken aber, wo er am Ende der Welt und im Leeren steht, auch nichts mehr von der laufenden Welt haben und Allem den Abschied geben will, ist er am beschäftigtsten und sucht er den Punkt, wo er das Eigentliche leisten will. Indem er stille hält und dem Lauf der Welt uninteressirt zusieht, läßt er es vielmehr darauf ankommen, welches Band sie ihm in die Hand gleiten lassen will, an dem er sie fester als vorher fassen kann." — „Nonchalance und Courage, Zwecklosigkeit und Berechnung, die Welt laufen lassen, und Kritik, Glück und Verstand, Ruhe des Abwartens und Bereitschaft zum Eingreifen, Uebermuth und Absicht, Gleichmuth und durchdachte Intrigue — sind bei ihm nur wechselnde Metamorphosen eines und desselben Gemüthszustandes. Das Schlimmste für ihn ist nur, daß er sich nicht ganz ausruhen und die Pfeile seines Geistes sammeln und bereit legen kann. Als er mit dem Erfolg des Friedens aus Frankreich gekommen war, und ihm am 19. April 1871 eine Deputation das Ehrenbürgerrecht der Stadt Görlitz brachte, klagte er, nach einem Bericht des „Görlitzer Anzeigers", wie angegriffen seine Nerven seien, wie übersatt er sei, und wie es auch schwer halte, Allen es recht zu machen; er würde sich gern pensioniren lassen und nach Görlitz ziehen, denn er wisse, daß es sich da gut lebe. — Für die guten Görlitzer kam die Nutzanwendung dieser Rede in der Mahnung, es werde sich Alles noch ausgleichen und organisiren, es gehöre nur Zeit dazu, man müsse nicht zuviel auf einmal verlangen. Sein Gedanke war: Ruhe — Ruhe; dann läßt sich noch Alles machen."

Der Verfasser handelt ausführlich von den Vorläufern Bismarck's, welche ihm den Weg bereitet, und von den Gehilfen, welche ihm das neue Deutsche Reich aufrichten halfen. Seine hauptsächlichsten Gehilfen sind natürlich die Nationalliberalen, die sich zum Dank dafür die schlechteste Behandlung gefallen ließen: „Jetzt hielt es Bismarck für an der Zeit, geradezu hervorzutreten und sich mit seinen alten Gegnern zu verständigen. So entstand in der Unterredung, zu der er im Anfang des Juni 1866 die einflußreichsten Mitglieder der Opposition einlud, der Keim der nationalliberalen Partei und der doppelte zweifelige Bismarck, der seitdem ihr Herr und ihre Plage ward. Er gewann, ehe die Schlachten in Böhmen seinen Worten Nachdruck gegeben hatten, die Zusicherung ihrer Unterstützung — selbst für den Fall, daß das Kriegsglück sich nicht sofort für ihn entscheiden würde. Er schüttete ihnen, wie Bamberger in seiner genannten Schrift sich ausdrückt, sein Herz aus. Mit einnehmender Offenheit setzte er ihnen auseinander, daß er sein Ziel, den Bruch mit Oesterreich, neben einem, den modernen Ideen widerstrebenden Herrn und Meister, nur durch unversöhnliche Behauptung der Armee-Reorganisation erreichen konnte. Fragen Sie nicht, sagte er, warum ich diesen von mir acht Jahre hindurch verfolgten Zweck nicht habe erreichen können, ohne die Presse und die Kammer gegen mich aufzubringen, und Alles demselben zu opfern. Mein größter Triumph, rief er mehrmals aus, ist, vom König von Preußen die Kriegserklärung gegen Oesterreich und die Berufung des Deutschen Parlaments erlangt zu haben. Mit gleichem Triumph erklärte er am 2. April 1866 dem Französischen Botschafter, Grafen Benedetti, wie dieser später veröffentlichte:

Digitized by Google

Es ist mir geglückt, einen König von Preußen zu bestimmen, daß er die engen Beziehungen seines Hauses zum Oesterreichischen Kaiserthron brach, daß er ein Bündniß mit dem revolutionären Italien schloß, einwilligte, auf ein eventuelles Abkommen mit dem kaiserlichen Frankreich einzugehen, und in Frankfurt die Umänderung der Bundesversammlung unter Mitwirkung einer Volksvertretung beantragte. Ich bin stolz auf ein solches Ereigniß. — Die gleiche Stimmung des Triumphs, dasselbe Selbstgefühl geht durch seine Eröffnungen an den Franzosen Vilbort. Als ihn dieser fragte, wie es nur möglich war, den König, den Repräsentanten des Rechts von Gottes Gnaden, zur Annahme des allgemeinen Stimmrechts, dieses vorzugsweise demokratischen Princips zu bewegen, triumphirte er: Das ist ein Sieg, den ich nach vier Jahren des Kampfes errungen habe. In demselben Gespräch nennt er es wiederholt seinen Gedanken, Deutschland dem Oesterreichischen Druck zu entreißen, und den Krieg einen Plan, den er in stündlichem Kampf gegen die Einflüsse, die auf den König einwirkten, endlich durchgesetzt habe." — In dieser Weise illustrirt der Verfasser das Buch Hesekiel's, welches Bismarck als bloßen Junker und „Lehnsmann des Königs" hinstellt; illustrirt er die Vorgänge, wenn Bismarck sich in Uebereinstimmung mit Hesekiel's Buch vor den Conflicts-Kammern und späteren Parlamenten stets als den „Mann des Königs" aufführt, und jeden Versuch der Abgeordneten, sich in die hohe Politik einzumischen, mit dem Satze zurückweist, daß die Könige von Preußen ihre eigenen Minister des Auswärtigen sind. — „Als Hesekiel sein Buch abschloß", sagt Bauer, „waren ihm bereits einige Zweifel an der Preußischen Correctheit seines Helden aufgestiegen. Er nennt das Mißtrauen der alten conservativen Partei gegen die Ungethüme des Liberalismus und Parlamentarismus, welche der Kanzler in seine Mitstreiter verwandelt hatte, ein gerechtfertigtes, und tröstete sich nur noch damit, daß seine Partei die großen Opfer, die sie dargebracht hat, und täglich bringt, doch dem glorreichen Königthum von Preußen widme. Allmählich aber gingen ihm die Augen darüber auf, daß auch diese Partei wie jene verhaßten Ungethüme nur im Dienst des Kanzlers und als Gespann an seinem Triumphwagen ein dürftiges Dasein fristen könne, und schon dem Untergang bestimmt sei. Die Verkündigung des Deutschen Kaiserthums endlich stimmte ihn völlig um, und er sah in demselben, wie der ihm gewidmete Nachruf der „Kreuzzeitung" berichtete, den Untergang Preußens und dessen Königthums."

Auch die Nationalliberalen wurden alsbald von Zweifel und Mißtrauen ergriffen, aber es fehlte ihnen an Muth und Geschick, ihrem Percy gebührend entgegenzutreten. „Bamberger scheut sich sogar nicht davor, der gedrückten Stimmung seiner Partei in dem Gleichniß Ausdruck zu geben, daß der siegbeladene Mann, wenn er in der parlamentarischen Verfassung auch nur seine Magd geheirathet zu haben glaube, welche ihm zu Hause im Kleinen Dienste leisten solle, damit er draußen im Großen erobere, nicht vergessen sollte, daß selbst Derjenige, der seine Magd zum Weibe nimmt, ihr von Rechts und Natur wegen, um seiner selbstwillen ebenbürtige Achtung gelobt, und daß die Nachkommenschaft dieser Ehe nur verwildern und verwahrlosen könne, wenn die Mutter im Hause nicht geehrt wird." — „Das Lied ist alt", sagt Bauer; „alt aber auch der Schmerz, welchen die Partei unter der

Digitized by Google

drückenden Wucht des Meisters empfindet. Der Schrecken jener Scene, als am 29. März 1867 Bismarck in der Positur des Shakespeare'schen Percy den Ruf nach Redefreiheit der Abgeordneten — mit der Vorlesung jenes Kammerherrn über Schußwunden vor dem kampfesmüden Ritter verglich, liegt ihnen noch in den Gliedern. Noch lebt in ihnen der Eindruck des Invaliden von Königgrätz, den er ihnen am 11. März 1867 anführte und fragte, ob es ihn für den Verlust seiner Glieder trösten würde, wenn er erführe, daß die Herren Deputirten das Budgetrecht des Preußischen Landtags gerettet hätten. Seit dem März 1867 stehen diese Erscheinungen wie aus Erz gegossen da und versteinern noch jetzt die Parlamente. Keinem der Männer, die seither ihr Herz in Dithyramben und Elegien erleichtert haben, fiel es in jenen Schreckenstagen des constituirenden Reichtags von 1867 ein, die Frage zu erörtern, ob es überhaupt ein Königgrätz sammt jenem Invaliden hätte geben können, wenn nicht Bennigsen und Genossen in den Mittel- und Kleinstaaten das Werk der „Untergrabung" getrieben, im „Nationalverein" die Arbeit der Gothaer fortgesetzt, und die Auseinandersetzung eines von Preußen geeinigten Deutschlands mit Oesterreich zur Tagesfrage erhoben hätten. Wäre Bennigsen nicht 1860 als gefeierter Orator des Nationalvereins in Berlin eingezogen, so würde er nicht auf dem Norddeutschen Reichstag von 1867 seine Triumphe geerntet haben. Ohne den Sturm der Süddeutschen Kammern auf den Bundestag, ohne den Schwur zur Deutschen Fahne auf dem Hambacher Schloßberg am 27. Mai 1832, ohne die Ueberraschung der Frankfurter Stadtwache am 3. April 1833 hätte der Bundestag noch lange in Frankfurt wirken können. Die Signalschüsse der Dreißiger Jahre leiteten den Donner von Königgrätz ein." Nach Bauer hat also Bismarck an die Tendenzen des nach- und vormärzlichen Liberalismus nur angeknüpft, sich die Errungenschaften beider zu nutze gemacht, und sein Werk ist ein echt revolutionäres. — „Bennigsen war zu bescheiden, als er seine Mühen und Arbeiten für die Zukunft jenem Königgrätzer Invaliden nicht zur Antwort entgegenhielt, und die nationalliberale Partei bewies im officiellen Stillschweigen über ihre Vorgänger eine muthlose Undankbarkeit. Ihr Gedächtniß hat im Gedränge ihrer Tagesarbeit überhaupt gelitten. Als Lasker mit seiner Arie vom 9. Juli 1879 vom irdischen Element Abschied nahm, und aus der Höhe, wie er sich ausdrückte, vor dem ganzen Deutschen Volk Zeugniß ablegte, dachte er nicht daran, daß seine Partei mit dem eisernen Militär-Etat nur die Vorstufe zu dem eisernen Bestand der Reichseinnahme, nach dem jetzigen Tarifgesetz, gelegt und somit die Außerdienstsetzung des Reichstags eingeleitet hatte." — —

Zu den Vorläufern und Gehilfen Bismarck's rechnet Bruno Bauer ferner die „Historiker" Häusser, Sybel, Treitschke, die Universitätslehrer Mommsen, Dubois-Reymond, Virchow, Gneist, Bluntschli und Dergleichen mehr. Es ist gar lustig zu sehen, wie der Verfasser mit diesen „Heroen der Wissenschaft" umspringt, und wie er sie abthut. Man höre: „Sybel, 1817, also zwei Jahre nach seinem künftigen Gebieter geboren, brauchte nach seinem ersten öffentlichen Auftreten 25 Jahre, ehe er sich diesem zu Gebote stellte. Sein Grundwerk „Geschichte der Revolutionszeit", welches dem Künftigen den Weg bereitete, erschien seit 1853, als Bismarck in der

Digitized by Google

Verborgenheit des Deutschen Bundespalais zu Frankfurt noch von der Zukunft träumte. Als Deputirter der Universität Marburg in's Erfurter Parlament geschickt, vertheidigte Sybel daselbst das Gagern'sche Programm vom Deutschen nationalen Kaiserthum unter Preußens Krone, während Bismarck im selben Parlament die neue Unions-Verfassung des Herrn von Radowitz bekämpfte und den strengen Zusammenhalt des alten Preußenthums forderte. Bismarck lobte sich darauf den Tag von Olmütz und begrüßte in demselben die Bürgschaft für die Erfüllung seines Herzenswunsches, daß Preußen und Oesterreich sich zum gemeinsamen Kampf gegen die Demokratie vereinigen werden. Sybel rettete sich dagegen in die Geschichte, und arbeitete an dem genannten Werke, in welchem er über die „Falschheit" Oesterreichs gegen Preußen Gericht hielt, und die Vorzeichen für die künftige Größe des letzteren aufleuchten ließ. Diese Arbeit verschaffte ihm 1856 den Ruf nach München, und wenn er auch im Juli 1861 vor der Antipathie des Bayernthums gegen seine Norddeutsche Propaganda weichen mußte, so trug er doch zur Stärkung der Preußisch gesinnten Gelehrten-Colonie in München bei und schuf für Bismarck einen Stützpunkt, welcher diesem für seine späteren Operationen nützliche Dienste leistete. Den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreichte er durch seine Berufung nach Bonn. Es folgte seine Sendung in's Abgeordnetenhaus, dem er bis 1864 angehörte. Allmählich ward er daselbst einer der Vordersten in der Reihe der Opposition; daneben trieb er durch seine Agitation für den Rechtszustand im Kurfürstenthum Hessen und für Einziehung der Elbherzogthümer in Deutschland dem Conflictminister die zukünftige Beute in's Garn. Nach dem Böhmischen Siege stellte er als Mitglied des constituirenden Reichstags dem bisher heftig bekämpften Minister das Zeugniß aus, daß er in der Armee das rechte Mittel zur Gründung des nationalen Kaiserthums bereitet, und besser als der Historiker die Zwischenglieder der Geschichte erkannt habe. Nach dem Schluß des constituirenden Reichstags zog er sich vom politischen Schauplatz zurück, und bereitete seit 1871 seine zukünftige Wirksamkeit durch Agitation für Döllinger und dessen altkatholische Gemeinde vor. Erst 1874 erschien er wieder auf der parlamentarischen Bühne, um den Triumph seines gegen Rom gerichteten Deutschen Vereins zu feiern, und endlich im Winter 1877/78 diesen und seinen eigenen Sturz zu erleben. Das Urtheil über seine Geschichtschreibung wird zum Theil auch das Bismarck'sche Werk treffen, mit welchem sie eng zusammenhängt." — „Seine Arbeiten sind keine historischen Werke, sondern Parteischriften für das Gagern'sche Programm. Sie geben dem Publicum nichts Neues und Originales, sondern genau, was es haben wollte." Ludwig Häusser ist nach dem Verfasser in der Geschichtschreibung ein Genosse Sybels. „Wie dieser, ein Anhänger des Gagern'schen Programms, wirkte er für dasselbe in seiner 1854 erschienenen ‚Deutschen Geschichte', und von 1858 bis 1865 in der Zweiten Badischen Kammer." In der tiefsten Erschöpfung Preußens unter Friedrich Wilhelm II. und in dem Rückzug der Preußischen Armee hinter die Demarcationslinie des Jahres 1795 sah er schon das Vorbild des künftigen Deutschen Kaiserthums unter Preußischer Spitze.

Während man die Franzosen der Anmaßung und Ueberhebung anklagte,

Digitized by Google

wucherte dieses Unkraut erst in Deutschland zur rechten Höhe auf, und zwar hier gepflanzt und gepflegt von Universitäts-Professoren. Am 3. August 1870 trat Dubois-Reymond, der zeitige Rector der Berliner Universität, mit seiner Festrede „gleichsam gestiefelt und gespornt auf". Er nannte die Universität „das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern", und kündigte den Franzosen an, daß sie, da Europa sie doch nicht, wie Amerika seine Rothhäute, ausrotten könne, geknebelt und, „wie aus der gesitteten Gesellschaft ausgestoßene unverbesserliche Verbrecher", ihrer Erniedrigung überlassen werden möchten. „Ein Kamerad von Dubois-Reymond's civilem Gardecorps, Theodor Mommsen, ward von einer wahren Angst gequält, daß die Jugend noch zu altfränkisch bescheiden sein könne, um sich im Fluge zu der ihr bestimmten „geistigen Suprematie" zu üben, und in seiner Rede bei der Uebernahme des Rectorats an der Berliner Universität, im October 1874, rief er mit Donnerworten seinen jugendlichen Zuhörern zu: „Wir sind stolz darauf, Deutsche zu sein, und haben dessen kein Hehl. Unter allen Prahlereien ist keine leerer und falscher, als die mit Deutscher Bescheidenheit. Wir sind durchaus nicht bescheiden und wollen es weder sein, noch also heißen. Im Gegentheil, wir wollen fortfahren, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche, in allem Leben und Streben durchaus und überall nach dem Höchsten, und allem Höchsten zugleich zu greifen." — „Dieser Flügelmann der geistigen Leibgarde blieb seinem Vorsatz, durchaus nicht bescheiden zu sein, so treu, daß er auf dem ihm am 25. April 1876 zu Rom von Sella, als Präsidenten der dortigen Academia dei Lincei, gegebenen Ehrenmahl den anwesenden Italienern und Franzosen die niederschmetternde Mittheilung machte, daß ihre Gelehrten, unbekümmert um die Leistungen ihrer Nachbarn, erschlafft seien, und sich durch die Deutschen hätten überflügeln lassen." Wie Herr Mommsen, der sich wahrscheinlich in erhitzter Stimmung befand, von dem Französischen Tischgaste Geoffroy und von dem Italienischen Unterrichts-Minister Capponi in Rom eine Zurechtweisung erhielt, so zog sich ein anderer Herold des Deutschen Ruhms, der Deutsche Botschafter in London, Graf Münster, eine ähnliche Nase im Britischen Unterhause zu. Der Verfasser erinnert ferner an den Professoren- und Studenten-Commers, welcher in Berlin am 6. December 1877 zu Ehren Mommsen's stattfand. Hier rief Sybel gegen den Abgeordneten Windthorst „Herrn Cicero" als Zeugen auf, ob Mommsen „wirklich ein so milder Historiker sei und nicht auch gehörig dreinfahren könne". — „Diese Reclame für einen der unglücklichsten Mißgriffe Mommsens und die Selbstzufriedenheit Sybels und der Gesellschaft, in deren Namen er sprach, malt die ganze Seligkeit, mit der sich diese Byzantiner mitten im hereinbrechenden Verfall ihres Reiches untereinander bewegen."

Am übelsten kommt aber bei dem Verfasser der „Historiker" Treitschke fort, von dem es heißt: „Ebenso hartherzig als widerhistorisch ist seine Wiederholung der Häusser'schen und Sybel'schen Litanei gegen Oesterreich. Die viermaligen Erhebungen des Kaiserstaats zur Vertheidigung des Deutschen Reichs begleitet der Jünger des Gothaerthums mit Gehässigkeiten gegen die leitenden Männer der Kaiserstadt. Jene Kaiserlichen Aufrufe nach dem Rastadter Congreß, die, wenn sie auch die Herzen der damaligen verkümmerten Reichsfürsten nicht zu entzünden vermochten,

Digitized by Google

noch jetzt in einem Deutschen Sympathie erwecken, rühren ihm von „Lohnschreibern her, die den herausfordernden Ton Ferdinandeischen Hochmuths“ wieder einmal anschlugen. Kaiser Franz ist und bleibt auch 1813 der „verlogene Biedermann“, sein Minister Metternich „der Adonis der Salons und der vielgewandte Meister aller kleinen Mittel und Schliche“; und Beide trugen es doch Preußen nicht nach, daß Oesterreich von ihm 1805 und 1809 im Stich gelassen war; Beide waren bereit, gegen Napoleon zu kämpfen, und führten als Vermittler und Unterhändler die Angelegenheit zur Klarheit und Entscheidung.“ „Unser Historiker treibt die Unverschämtheit in's Große. Kaiser, Könige, Völker, die doch auch für die Befreiung Deutschlands gekämpft haben, sind in seinen Augen Wesen, die der „Zufall“, wie er sich über die Leistung Oesterreichs vom Jahre 1813 ausdrückt, auf die große Bühne gebracht hat. Die Völker Oesterreichs läßt er nach der Erhebung vom Jahre 1809 „in Blut und Koth versinken und dem Leben der Deutschen Nation noch unzugänglicher als je zuvor gegenüberstehen“. Für ihn existirt also nicht jene reiche Biographien- und Memoiren-Literatur, die uns entzückende Bilder von der hohen Bildung, Deutscher Gütigkeit und Menschenfreundlichkeit der Wiener edlen Kreise während der Jahrzehnte vor und nach 1800 entrollten. Er kennt nicht den Zusammenhang, welcher die Vollender der Deutschen Musik mit diesen Kreisen verband, weiß auch nichts von Ferdinand Raymund, dessen Genius durch die Einführung des Humors in das Drama unter den Deutschen einzig dasteht.“ — „Unser Deutscher Chauvin trat mit seinem Geschichtsbuch gerade zur rechten Zeit auf, denn der Chauvinismus eröffnet seine Bude für Wunderkuren erst dann, wenn sein nationales Ideal erbleicht und verwittert. Während Treitschke die „neue Aera“ feiert, fahren ihre Elemente auch im Reichstag knarrend auseinander; dem Goldregen der ersten Siebziger Jahre ist Knapphans in der Reichs- und Hauswirthschaft gefolgt; die Hilflosigkeit und Verzweiflung der Massen hat die Verbrechen vermehrt.“ — „Möge der Bewunderer Berlins, ehe er wieder über Deutsche Kulturstätten so absprechend urtheilt, sich die Resultate der Zählung von 1871 ansehen. Zu den 393,616 zugezogenen Einwohnern lieferte Schlesien 64,946, Preußen 32,095, Posen 29,217 Personen, so daß zu dem alten Slavischen Untergrund der Bevölkerungen von Pommern, der Mark Brandenburg und Berlin, jene drei Provinzen die Hauptstadt beständig mit einer Auffrischung des Slavischen Blutes versorgen.“ — „Zahlreiche Ergötzlichkeiten des Treitschke'schen Buches beweisen, daß es aus Universitäts-Vorträgen hervorgegangen ist. Zu den Lustigkeiten, mit denen Professoren um die lachende Zustimmung ihrer Zuhörer buhlen, gehören z. B. der „Märkische Bauernspott über die Französischen Katzköppe“ (d. h. die Chasseurs der Rheincampagne von 1793 und 1794); der Spott der Bayern, als sie sich 1805 jubelnd mit Napoleons Armee vereinigen ließen, über die kaiserlichen (Oesterreichischen) Kostbeutel“; „die verfluchten Französischen Aasvögel“, welche beim Einzug Tettenborn's in Hamburg (März 1813) das Volk von den Mauern riß. Welcher Decadence müssen aber die Universitätskreise verfallen sein, wenn neben Treitschke'schen Ernsthaftigkeiten auch noch solche „Delicen und Amönitäten“ geboten werden können!“ —

Zu den Gehilfen Bismarck's rechnet der Verfasser aber auch Louis Napoleon

Digitized by Google

und Gortschakow, den Russischen Reichskanzler. Im ersten Augenblick erscheint dies nur wie eine Paradoxie des Hegelianers, aber er weiß sie zu begründen: „Bismarck hatte das Einvernehmen mit Frankreich und Rußland zugleich aufgenommen, und pflegte in Letzterem den Rückhalt, auf den er sich, falls ihm aus dem Verständniß mit Frankreich Gefahren erwüchsen, zurückziehen könnte." — „Der Kaiserliche Verschwörer hielt Oesterreich noch nicht für hinlänglich heruntergebracht, als er seine Bomben des Nationalitäts-Princips, des allgemeinen Stimmrechts und der Annexionen gegen dasselbe in Italien geschleudert hatte. Er wollte diese Maschinerie der Centralisation gegen den alten Feind Frankreichs auch in Deutschland spielen lassen. Er arbeitete für Bismarck." — „Bismarck war der Erbe des von Napoleon eingeleiteten Deutsch-Französischen Handelsvertrages, und er hütete sich wohl, wie er sich in der Sitzung des Reichstags vom 21. Februar 1879 ausdrückte, sich auf eine Prüfung der Tarifpositionen einzulassen, oder sich ein theoretisches Urtheil über einen Vertrag zu erlauben, der ihm in praktischer Hinsicht die werthvollsten Dienste leistete, den Kaiser der Franzosen bis zur Krisis von 1866 für Preußen verpflichtete, und letzteres in seinen Deutschen Unternehmungen unterstützte. Derselbe Vertrag, der Frankreichs „Wohlwollen" sicherte, hatte durch seine Bestimmungen den Zutritt Oesterreichs unmöglich gemacht, erhob Preußen durch seine vor der Zustimmung der Zollvereins-Regierungen erfolgte Unterzeichnung zum Haupt von Kleindeutschland und verwies die widerstrebenden Süddeutschen Regierungen an die Verhandlung mit Berlin. Ihr Flehen in Paris, man möge sie doch auch als Contrahenten berücksichtigen und sich ihrer bedrohten Souveränetät erbarmen, ward dort mit der Bemerkung abgefertigt, der Vertrag habe mit Politik nichts zu thun." — „Eilf Tage vor Unterzeichnung des Vertrags hatte Preußen das Werk Victor Emanuels, und wiederum eilf Tage vor diesem Schritt hatte Rußland das Königreich Italien anerkannt — ein Zeugniß von der combinirten Wirksamkeit Bismarck's in Paris und Petersburg." — „Nach Ausbruch der Mexikanischen Katastrophe blieb Napoleon nur noch die Hoffnung auf das Chaos übrig, welches er sich von dem Bismarck'schen Unternehmen gegen Oesterreich versprach. Sein Grimm und Unwille waren daher groß, als 1865 die August-Convention zwischen den beiden Nebenbuhlern, auf deren baldigen Krieg er rechnete, noch einmal eine Verständigung herbeizuführen schien." — „Je näher im April und Mai 1866 die Katastrophe heranrückte, um so mehr konnte Graf von der Goltz in seinem täglichen Verkehr mit dem Kaiser erkennen, daß derselbe nur eine Furcht kannte — die, daß es nicht zum Kriege kommen würde." — Nachdem Oesterreich bei Königgrätz tödtlich getroffen war, legte Graf Benedetti, der Französische Botschafter am Berliner Hofe, den Vertrags-Entwurf vor, wonach sein Herr als Lohn für seine passive Haltung einen Theil des Deutschen Rheinufers verlangte. Sofort ward General Manteuffel aus seinem so eben erst bezogenen Hauptquartier zu Frankfurt nach Petersburg abgeschickt, und Benedetti entdeckte nun endlich „das Vorspiel einer Uebereinkunft, die zwischen Rußland und Preußen zu Stande kommen könnte". — „Das Einverständniß zwischen Berlin und Petersburg hatte aber längst bestanden. Es kündigte sich in der gleichzeitigen Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten beider Mächte an; es erhielt seine Bestätigung in

Digitized by Google

dem Beistand, welchen Bismarck Rußland in den Polnischen Unruhen des Jahres 1863 gegen den Bund der Westmächte und Oesterreich leistete; es stand in voller Kraft, als der Kaiser Alexander dem Abgesandten des Königs Georg, der im August 1866 um Fürsprache für Hannover flehte, mit Thränen in den Augen erklärte, er sei gebunden und könne nicht helfen." — Vilbort erzählt, Fürst Gortschakow habe bis 1866 „über die politischen Schwänke des Herrn von Bismarck viel gelacht". Nach dem Tage von Königgrätz verging ihm aber das Lachen und er wurde sehr gedankenvoll. Er erfuhr dieselbe Enttäuschung wie Napoleon, und er erfuhr eine noch stärkere 1870. „Die schnellen Siege der Deutschen Waffen und der Sturz des Französischen Kaisers machten durch seine Rechnung einen dicken Strich. Er hatte Frankreichs militärische Kraft überschätzt, einen langen Feldzug und eine Ermattung der beiderseitigen Kräfte erwartet, die ihm an der Spitze der Neutralen den Schiedsspruch übertragen hätte." — „So ward schon unter den Mauern von Paris der gegenwärtige Zwist zwischen Gortschakow und Bismarck eingeleitet. Nach Königgrätz wurde er angekündigt und durch den Kaiser von Rußland noch beigelegt; in diesem Augenblick hat er den Schein eines Bruches zwischen Preußen und Rußland angenommen." — Bemerkenswerth bleibt, wie unsere nationalliberale und officiöse Presse seit Jahren darauf hinarbeitet, die Stellung Gortschakow's zu untergraben, und als Ersatz für ihn namentlich den Grafen Schuwalow empfiehlt. Dem Publicum wird Gortschakow beständig als ein sterbenskranker oder doch kindisch gewordener Greis geschildert, während er nach wie vor die Geschäfte leitet und sich auch körperlich des besten Wohlseins zu erfreuen scheint.

Nach Königgrätz kam das „geflügelte Wort" auf: Preußen habe sich seine Größe erhungert. Thatsächlich war Preußens Großmachtsstellung bis dahin eine ganz künstliche und sehr fragwürdige, und sie hat dem Volk unsägliche Opfer gekostet. Indeß reicht der Hunger nach Ruhm bis auf den Großen Kurfürsten zurück. Der Verfasser citirt den Ostpreußischen Geschichtschreiber von Baczko, einen geschätzten Patrioten und Mitbegründer des Tugendbundes, welchen auch die Königin Louise, während sie in Königsberg residirte, in ihren Kreis zog. Baczko läßt sich nun im 6. Bande seiner „Preußischen Geschichte" also vernehmen: „Ueberzeugt, viel ausgerichtet zu haben, wähnte der Kurfürst jetzt Alles ausrichten zu können. Nicht zufrieden mit der einmal erlangten Größe, wollte er überall glänzen, gleich den größten Fürsten Europas überall Antheil nehmen, und gleich einem Ludwig XIV neuen Zuwachs an Macht gründen. Daher jene Menge von Gesandtschaften ohne Zweck; Bündnisse, von deren Unnützlichkeit ihn selbst nicht einmal wiederholte Täuschungen überzeugten; ein Militär, das mit seinem Einkommen und der Bevölkerung seiner Staaten in keinem Verhältniß stand; hohe Chargen in Civil und Militär und kostbare Seeunternehmungen zur Beförderung des äußeren Glanzes, und weil es hierzu beständig an Geld gebrach, Ergreifung auch des zweckwidrigsten Mittels, um solches herbeizuschaffen. Bei der Idee von der Größe seiner Pläne, betrachtete er die Menschen nur als Hilfsmittel seiner Absichten, opferte sie unnützen Kriegen auf, ließ sich Menschenblut durch Subsidien bezahlen, und wurde gegen ihr Elend und ihre Klagen so gleichgültig, wie gegen ihr Urtheil. Er verminderte in

Digitized by Google

den letzten Jahren seines Lebens die Achtung der Nachwelt und zugleich die Liebe und den Wohlstand seiner Unterthanen nach dem Verhältniß, wie er seine Kriegsmacht und seine eigene Macht vermehrte. Daß ohne dies letztere Preußen minder groß geworden wäre, ist gewiß; ob es minder glücklich geblieben wäre, freilich unentschieden." — Ebenso vergleicht Baczko die 2¼ Millionen Unterthanen Friedrich Wilhelm I., welche eine Armee von 78,000 Mann unterhalten mußten, mit einer „Brüdergemeinde, bei welcher Fleiß, Unterwürfigkeit und stille Schwermuth die herrschenden Charakterzüge sind". — Nach dem Verfasser haben nicht erst die Französischen Revolutionäre die Conscription endeckt, vielmehr ist der Erfinder der allgemeinen Wehrpflicht, des „Volkes in Waffen" bereits Friedrich Wilhelm I. „In den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung überließ er es den Commandeuren seiner Regimenter, das Land wie einen Jagdgrund zu durchziehen, und mit List oder Gewalt sich einander die Recruten abzufangen. Das Canton-Reglement vom 18. Mai 1733 brachte aber in die Ausführung des Grundsatzes, daß jeder männliche Einwohner zum Soldaten geboren ist, Methode. Jedem Infanterie-Regiment wurden 5000, jedem Cavallerie-Regiment 1800 Feuerstellen für ihre Ergänzungen zugewiesen. So gehörte nun jedes Haus im Lande einer bestimmten Compagnie an, die in demselben gebornen Knaben wurden in die Rolle eingetragen, und die Eltern erhielten zur Erinnernng an die Verpflichtung ihres Neugebornen eine rothe Binde. Beim Heranwachsen wurden die Knaben öfters gemessen; von der Confirmation an, wo sie den Soldateneid zu leisten hatten, waren sie der Aufsicht der bürgerlichen Obrigkeit entzogen und nur der Gerichtsbarkeit ihres Regiments unterworfen. Ohne Erlaubniß desselben durften sie sich nicht von ihrem Ort entfernen, kein Gewerbe anfangen, nicht heirathen. Wer sich dem Dienst durch die Flucht entzog, dessen Erbtheil wurde eingezogen, und die Eltern kamen noch in besondere Strafe. In der Reife des Alters wurden die Enrollirten eingestellt, auf unbestimmte Zeit, so lange sie der Befehlshaber brauchte, verpflichtet, und Niemand, der das Maß hatte, blieb verschont." — Friedrich der Große sprach es bereits in seinen ersten Schriften aus, daß Preußen seine „natürlichen Grenzen" gewinnen müsse, und handelte danach. Sein Ruhm versetzte Friedrich Wilhelm II. zunächst in einen Taumel. Der Verfasser unternimmt eine „Rettung" des dicken Monarchen, dessen Regierung er als ein Seitenstück zur Aera Bismarck auffaßt, ja der, nach ihm, der erste und einzige König von Preußen gewesen ist, welcher die Grundzüge der heutigen Deutschen Aera in großem Maßstab im Voraus entworfen hat. Seine Politik sei keineswegs unselbstständig, sondern nur wechselvoll gewesen und habe an ihrer inneren Unhaltbarkeit scheitern müssen. Die ersten fünf Jahre seiner Regierung waren „revolutionär"; mit Hilfe des „wandernden Diplomaten" Benjamin Veitel Ephraim, einen Sohn des bekannten Münzjuden, brachte er Europa in Verwirrung, machte er Fürsten und Völker zur Beschlagnahme durch die Französischen Armeen reif. „Im August 1791 eröffnete der König zu Pillnitz seine contrerevolutionäre Laufbahn. Die Enttäuschungen und Niederlagen, die er erlitten, dienten ihm nicht zur Warnung vor einem gleich übereilten Sturmlauf gegen den Heerd der neuen Ideen, und wiederum kam daher ein plötzlicher Wechsel. Ein paar

Digitized by Google

Tage nach der ersten Niederlage, die er auf dem glühenden Boden Frankreichs erlitt, sann er auf einen Ersatz an dem getäuschten Polen, und holte sich daselbst die Ketten, die ihn schließlich an Rußland fesselten." —

Nach der Darstellung des Verfassers hat also Bismarck nur an die im Herrscherhause Hohenzollern stets lebendig gebliebenen Traditionen angeknüpft, ward er nur das Werkzeug, dessen der Preußische Hunger nach Ruhm sich mit dem großartigsten Erfolge bediente. Auch der Prinz-Regent sagte am 8. November 1858 in seiner Anrede an das Staatsministerium: „Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes Gewicht in die politische Wagschale legen zu können." Bismarck ist sogar mehrmals in der Lage gewesen, hemmend und beschwichtigend einzutreten. Nach dem Tage von Königgrätz stand auch das Schicksal von Böhmen und Sachsen in Frage. Bismarck schrieb damals an den Preußischen Botschafter in Paris, „daß der König die Bedeutung eines Norddeutschen Bundesstaates geringer anschlage als er selbst, demnach vor Allem auf Annexionen Werth lege, während er dieselben nur nebeu der Bundesreform als Bedürfniß ansehe, weil sonst Sachsen und Hannover für ein intimes Verhältniß zu groß blieben". Desgleichen berichtet Moritz Busch, der Kanzler habe sich während des Deutsch-Französischen Krieges zuerst mit Straßburg und Metz begnügen wollen, und das Verlangen nach Elsaß und Lothringen spöttisch und gereizt eine „Professoren-Idee" genannt.

Der Kernpunkt der Bauer'schen Betrachtungen ist, daß ihm unser Zeitalter, die „Bismarck'sche Aera", als eine neue Auflage des „aufsteigenden Römischen Imperatorenthums" erscheint. „Dieselbe Vermischung der religiösen Bilder, das gleiche Verdunsten in eine gestaltlose Einheit hat bei uns stattgefunden, und augenblicklich schwebt noch der Krieg, in welchem diese großartige Centralisation den Rest der alten und farbenreichen Götterbilder sich zu unterwerfen und zu assimiliren sucht." — „Wir befinden uns noch in den Anfängen des Römischen Triumvirats. Die großen Macht-Centren Wien, Berlin und Petersburg streiten um den Rang." — „Den Terrorismus, den Bismarck zu seinem Schlage gegen den Nebenbuhler Oesterreich brauchte, fand er weder bei der conservativen noch bei der liberalen Partei, da beide darin übereinkamen, das Stichwort der Neuen Aera von den moralischen Eroberungen ernst zu nehmen, und Preußen zu einem Musterstaat der ständischen oder constitutionellen Ordnung zu machen und für Deutschland an die Spitze zu bringen." — „Der nationale Staat ist die Lebensstufe, welche die Völker erst in der letzten Zeit vor dem Eintritt in die cäsarische Centralisation erreichen, und die Vorbedingung ist die demokratische Auflehnung gegen die corporative Gliederung des alten Rechtsstaats." — „Erst nachdem unter dem Einfluß des Französisch-Oesterreichischen Krieges von 1859 der Deutsche National-Verein in's Leben gerufen, trat Preußen in die Scene — Preußen, als der mächtigste Territorialstaat, seit Friedrich II. der Sitz der Revolution gegen den Reichsverband — und warf seine militärische Macht in's Spiel, um sich von der Majorisirung durch den Bund zu befreien. Zur Reife der nationalen und imperialistischen Geburt gehört aber noch das Schauspiel, daß die gebornen Vertreter der conservativen Interessen sich in Angeboten und Ge-

Digitized by Google

schenken an die Demokratie überbieten. So wetteiferten vor dem Tag von Königgrätz auch Preußen und Oesterreich mit ihren Anerbietungen gegen die Demokratie, bis Ersteres mit dem Geschenk des allgemeinen Stimmrechts für die Bildung einer Nationalvertretung den Sieg davontrug." — „Ohne eine Demokratie und deren Ruf nach allgemeiner Gleichberechtigung giebt es, wie das klassische Imperatorenthum Roms beweist, kein mächtiges Kaiserthum. Den Sächsischen Ottonen fehlte aber diese Hilfsmacht, welche ihren Terrorismus gegen die Zwischenmächte richtet und die nationale Einheit bewacht. Ohnmächtig gegen den Trotz und die Autonomie der Vasallen, mußten jene Kaiser zur theokratischen Monarchie Karl's des Großen zurückgreifen, und sich an die einzige damalige demokratische, über den Stände- und Stammesunterschieden stehende Organisation, die Kirche wenden und deren Bund suchen." — „Es war auch ganz im Geiste dieses unsterblichen Imperiums, wenn die Deutschen Kaiser die Kirche, nachdem sie dieselbe zur Organisation ihrer Herrschaft benutzt hatten, in ihre Gewalt bekommen wollten. Der Cäsareopapismus liegt in der Centralisirung des Imperialismus. Cäsar und seine Nachfolger verbanden mit ihrer bürgerlichen und militärischen Oberhoheit die Würde des Pontifex Maximus; Constantin der Große nahm als civiler Oberbischof für die weltlichen Angelegenheiten der Kirche seinen Ehrenplatz neben dem geistlichen Episkopat seines Reichs." — „In der Stiftung des Norddeutschen Bundes sah das Publicum Preußens Berufung zur Polizeimacht über die annectirten und noch verschont gebliebenen Länder; die Gründung des Deutschen Reichs fügte zu dieser polizeilichen Domäne noch Bayern und Württemberg hinzu. Die kleinste Regung eines selbst noch zaghaften Selbstgefühls wurde mit einem Kriegsgeschrei beantwortet; die nationalliberalen Blätter schürten das Feuer und denuncirten auch in Berichten aus Paris, Florenz und Madrid jede Bewegung, die von der rechten Linie des von ihnen geförderten Kulturkampfes etwas abwich." — —

Wie der Verfasser entwickelt, sah Pius IX. voraus, daß auf den Preußisch-Oesterreichischen Krieg der Zweikampf zwischen Preußen und Frankreich folgen würde, daß Louis Napoleon sich in Rom nicht werde behaupten können, daß der Kaiser selber, umgeben von Aufständen und Verschwörungen, mittellos und erschöpft hin und her schwankte. Darum berief der Papst das Vaticanische Concil auf den 8. Dezember 1869 und beschleunigte den Gang desselben im Frühjahr 1870. Auf irgend einen Beistand der weltlichen Mächte durfte er nicht rechnen; darum gründete er gegen den Imperialismus und Cäsareopapismus den geistlichen Cäsarismus. Die „Kulturpauker" wähnen gegen die Minderheit der Bischöfe einen vernichtenden Schlag zu führen, indem sie ihnen ihre anfängliche Gegnerschaft gegen die päpstliche Unfehlbarkeit vorwerfen. „Allein, wie sind sie denn zu ihrer jetzigen Macht in den Tageblättern, auf der Tribüne und in der Gesetzgebung gekommen? Woher stammt ihre journalistische und parlamentarische Dienstmannschaft? Woran liegt es, daß sie auch jetzt noch, wo sie sich brüsten, Gesetz und Ordnung in einem militärisch mächtigen Reich zu bestimmen, ihrer Zukunft unsicher sind — daß sie glauben und zittern? — Sie sind eine Eroberung des Mächtigen, dem sie nicht einen Groschen bewilligen wollten; sie sind eine Kriegsbeute

Digitized by Google

derselben Armee, deren Formation sie sich fünf Jahre lang widersetzt hatten." — Der Papst hatte auch eine innere Eroberung gemacht, als er am 18. Juli 1870 das neue Dogma verkündete. „Diese Unterwerfung des Episkopats unterschied sich aber von der Dienstbarkeit der Nationalliberalen durch die freiwillige Entscheidung, die in einem langen parlamentarischen Kampfe gereift war." — „Der Gedanke, unter einem mit erhöhter Macht bereicherten Episkopat zu stehen, hatte für die niedere Geistlichkeit nichts Verlockendes, und wie die Bischöfe gegen die Regierungen bei dem Papst ihre Zuflucht suchten, bot sie sich nun dem geistlichen Oberherrn als seine Streiterschaft an. An ihr gewann Pius, als ihn der Spruch des Concils zum geistlichen Cäsar erhob, seine geistliche Demokratie. Zu dieser Schaar gesellten sich, in Folge des Leidens für Gewissen und Ueberzeugung, und nachdem die Nationalliberalen einen Theil des öffentlichen Rechts nach dem andern geopfert hatten, zahllose Laien, und bestärkten sich in der Einsicht, daß nur auf dem erneuerten und gesicherten Boden jenes Rechts die kirchliche Freiheit zu gewinnen ist." — Nachdem der Papst den Cardinal Hohenlohe als Botschafter des neuen Deutschen Reichs abgelehnt hatte, oder, wie der Verfasser sich ausdrückt — nachdem der Versuch, das Trojanische Roß in den Vatican einzuführen, mißlungen war — begann der Krieg gegen die Jesuiten, als gegen „die wahren Anstifter und Leiter des Vaticanischen Concils". Die nationalen Kreuzfahrer sammelte und ordnete Bluntschli, der Professor, Freimaurer und mehrfache Aufsichtsrath. „Seine Unfruchtbarkeit auf dem wissenschaftlichen Gebiet ersetzte der neue Peter von Amiens durch diese Mobilisirung der Massen, und als Generalstab diente ihm der Protestantenverein." Im Reichstag erklärte Bennigsen die katholischen Mitglieder für unmündig und behandelte sie wie Hintersassen. Gneist, der Universal-Dialektiker, Treitschke, der „Historiker", die Gründer Miquél, Schulze-Delitzsch, Löwe-Calbe „benahmen sich wie die mittelalterlichen Ritter eines Schauturniers". Sybel umspann mit seinem „Deutschen Verein" Rheinland und Westfalen. Geibel veröffentlichte in der Jüdischen „Gegenwart" von Paul Lindau seine „Tagebuchblätter" gegen das „lichtscheue Gelichter des Römischen Sumpfs"; „Kladderadatsch" und Genossen, sowie die Couplets der Berliner Posse und die Redner der Bezirksvereine accompagnirten; und selbst der „gute Revolutionär" Virchow rief bei Berathung des Schulaufsichts-Gesetzes im Preußischen Abgeordnetenhause aus: Es muß für eine gewisse Zeit in der That eine ministerielle Dictatur geschaffen werden!

* * *

Wir verlassen für einen Augenblick Bruno Bauer, um uns seinem Bruder Edgar zuzuwenden. Des Letzteren Brochure „Die Orientalische Frage und der Europäische Frieden" ist in einem katholischen Verlage erschienen, und beginnt mit einem christlich frommen Vorwort in Versen. Im Uebrigen finden sich in dieser vor sechs Jahren erschienenen Schrift bereits dieselben leitenden Gedanken, welche in dem Buche „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" überraschen und fesseln. Bruno Bauer scheint seinen jüngern Bruder vielfach benutzt zu haben, wenigstens lehnt er sich an diesen; doch ist die Sprache Edgar Bauer's weit frischer, sinnlicher, dramatischer.

Digitized by Google

Das erste Capitel spielt zu Wien am 24. September 1870. Graf Beust und Herr Thiers, der gekommen ist, um Oesterreichs Hilfe für Frankreich anzurufen, halten Zwiegespräch mit einander. Beust antwortet ausweichend und charakterisirt dabei den Kaiser Louis Napoleon mit folgenden Worten: „Er ist der Märtyrer der Vermittelung. Erst suchte er, nachdem Italien mit Venedig zum Schweigen gebracht war, die Integrität des Oesterreichischen Kaiserstaates zu sichern. Dann rettete er Sachsen, dann Bayern, dann Hessen, Württemberg, ganz Süddeutschland. Er bildete es sich wenigstens ein; er war Schwärmer genug zu glauben, daß er hiervon einen Dank ernten werde. Was noch mehr ist, er setzte seine Aufgabe darein, auch Preußen zu befriedigen. Er war es, der als Preis für das gerettete Sachsen, Bayern, Württemberg und Oesterreich, dem Preußischen Minister die Annexionen und den Norddeutschen Bund gewährleistete. So befriedigt er alle, nur Frankreich nicht. O, das arme Opfer der Vermittelung!" — „Er war keine Kämpfer-Natur; er war ein Allerwelts-Wohlthäter und ist als solcher gestürzt, unter Allerwelts Flüchen und Verhöhnungen." — Von seinem Busenfreund Bismarck sagt Beust: „Der Preußische Graf besitzt etwas, das ich uns Allen wünschen möchte — einen festen Willen und einen unbedingten Verlaß auf sich selber. Er kennt seine Kraft, und er kennt nichts als den Begriff der Kraft. Hier ist aber auch seine Grenze." — „Bei aller Ueberfülle von Kraft ist Bismarck eine Byron'sche Figur. Furchtbar thätig, zerreißend eifrig, entscheidend, imponirend, und dann wieder in Tiefsinn versinkend, weil die Formen und die Former sich nicht finden wollen, welche das Gährende zum schönen Abschluß zu bringen hätten. Dies ist nicht Bismarck's Schuld. Es ist die Verschuldung unserer Zeit. Wir zweifeln an der beherrschenden ordnenden Gewalt der alten legitimen Mächte; doch einen Ersatz für sie besitzen wir nicht, entdeckten wir noch nicht." —

Hören wir nun, wie Edgar Bauer die anbrechende „Bismarck'sche Aera" illustrirt: „Das Jahr 1870 erzeugte zwei Unfehlbarkeiten. In der ersten Hälfte des Jahres ist es der beraubte, fast waffenlose Greis in Rom, welcher die Menschheit zu seinem Schmerzenslager beruft, damit sie aus seinem Munde die Worte vernehme, welche allen qualvollen Zweifeln und allen Unsicherheiten des Glaubens ein Ende zu machen haben. Ihr seid unglücklich, wie ich, sagt er; schöpfen wir die beruhigende Wahrheit aus unserm gemeinsamen Grame, welcher dem Felsen der menschlichen Herzenshärtigkeit entspringt. Die Menschheit, in ihrem abenteuerlichen Lebenslaufe, ist zu einem Punkt gelangt, wo sie, weil ihr der Maßstab abhanden gekommen, weder von politischem Rechte noch von göttlicher Wahrheit etwas weiß. Ich will ihr den Maßstab liefern. Sie steht vor dem Strafgericht. Ich will dem Verderben vorbeugen, indem ich die Autorität wiederherstelle. — Ein Chor höhnender, lästernder Stimmen antwortet dem beraubten Greise. Man steinigt ihn mit Leitartikeln, man will ihn unter Protesten ersticken. Der Greis krümmt keinem Menschen ein Haar: man verklagt ihn als Tyrannen. Er benimmt Keinem das freie Urtheil, die Wahl zwischen Zweifel und Frieden: man beschimpft ihn als einen Unhold. So ist der Empfang, welcher der ersten Unfehlbarkeit zu theil wird. — Siehe da, die zweite läßt nicht lang auf sich warten! Sie folgt der ersten auf dem Fuße; die Hebe-

Digitized by Google

mutter kann sich nicht genug beeilen. Eroberungslustig, muskelstark, in Waffen starrend, tritt die zweite hervor. Sie bedeckt mit ihren Schaaren Feld und Auen. Die Erde dröhnt unter ihrem Gange. Mit schmetternden Fanfaren ruft sie die Menschen zu ihrem Gepränge. Sie spricht nicht, sie zermalt. Sie ist weit entfernt, einen überlieferten Glauben wahren zu wollen; sie hat ja Kanonen genug. Und wie sie zu arbeiten beginnt, so ist ihr Werk ein unablässiges Schlagen, Schlagen, Schlagen. — Was seh' ich? Vor dieser Unfehlbarkeit liegt die ganze Welt auf den Knieen! Seht doch, seht! Seht die Geisteshelden, wie sie die Unfehlbarkeit des Füselier Kutschke anbeten! Seht die stolzen Gesetzgeber, wie sie ihr Antlitz auf den Erdboden schlagen, voll Reue, weil sie nur einen Augenblick an Kutschke zweifeln konnten! Seht die Theologen, denen das Ereigniß ein Glaubenssatz wird! Der Papst, der anderthalb Jahrtausende auf seinem Nacken trägt, war ihnen zu schlecht. Kutschke, der eine Erbswurst im Schnappsack trägt, ist das Licht und die Wahrheit! Das Concil war ihnen eine Fabel, Kutschke ist eine Thatsache. Der Rath Ehrenthal in Marienwerder wird schleunigst der Penelope untreu, um Kutschke's welthistorisches Gedicht in Griechische Verse zu bringen; Dr. Jacobsohn übersetzt es in's Hebräische. Kutschke ist ein so fetter Bissen, daß wir Diejenigen nicht tadeln wollen, die sich satt an ihm essen. Kutschke's Erbswurst hat den „Kulturkampf" in ihrer Lederhaut getragen. Aus dieser Erbswurst krochen heraus die neuen Propheten Gneist und Virchow, die neuen Staatsmänner, denen Herr von Mühler weichen mußte, die neuen Schriftsteller Zabel („Nationalzeitung") und Aegidi. Kutschke, nachdem er unfehlbar geworden, wollte auch omnipotent werden. Kutschke ernannte Bischöfe, die sein Reich verkündigten, und er begeisterte Redner, die seine Fahne schwingen." — — —

* * *

Wir kehren zu dem Buche von Bruno Bauer zurück. In dem Capitel „Die Deutschen Musen in der Bismarck'schen Aera" behandelt er den erschrecklichen Niedergang in Kunst und Geschmack, Literatur und Wissenschaft. „Die vordringliche Sucht nach Effecten und Sensations-Erregungen erinnert uns an die Zeit Nero's, der die Senatoren und Ritter der Weltstadt in seinen Palast berief und ihnen zeigte, wie er dahinter gekommen sei, der Wasserorgel einen stärkeren und wohlklingenderen Ton zu entlocken." — „Der Triumph, welchen die Sängerin Etelka Gerster mit ihren Coloraturen und Trillern davontrug, war das echte Bild einer cäsarischen Zeitstimmung. Selbst Bismarck mußte erfahren, wie oberflächlich sein damaliger Entschluß, die ministerielle Bühne zu verlassen, auf das Publicum wirkte." — „Die Deutsch-nationale Malerei bewegt sich in demselben Gegensatz des Gesuchten und Platten. Auf der einen Seite die forcirte Gräßlichkeit, auf der andern das Gewöhnliche. Dort steht Gabriel Max, der Maler jenes wollüstigen Kitzels, mit dem ein junger Römer vor der gekreuzigten Christin einen Rosenkranz niederlegt; der Maler der Wasser- und Sargleichen, des Christuskopfes mit den beweglichen Augenlidern, und des Gretchens mit dem abgeschlagenen und lose wieder aufgesetzten Kopf." — „Das cäsarische Publicum ist ein Flatterwesen, welches gierig nach dem Reiz des

Digitized by Google

Augenblicks greift; gleichviel, ob der Zufall ihm eine Palast-Intrigue, eine Parlamentsdebatte oder einen Virtuosen zur Unterhaltung hinwirft." — Die großen Dramatiker der „Bismarck'schen Aera", die Herren Paul Lindau, Hugo Bürger (Lubliner) und L'Arronge (Aron) nennt der Verfasser nicht einmal, und überhaupt verschweigt er, daß die moderne Literatur und Kunst hauptsächlich deshalb so tief gesunken ist, weil sie sich vorwiegend in den Händen von Juden und Judensprossen befinden. „Wir stehen vor einem Berliner Kehraus!" ruft Bruno Bauer und citirt einen Ausspruch der „Nationalzeitung", insofern selbst diese erkennen muß, daß die Deutsche Geschichtschreibung und Philosophie von ihrer früheren Höhe herabgesunken sind. Weit schlagender und packender drückt sich Edgar Bauer aus. Er sagt in der genannten Brochüre: „Die Revolutionen seit 1830 waren die Stufen, auf denen die Börse zu ihrer Herrschaft emporstieg, während die Literatur gleichzeitig immer eine Stufe tiefer sank. Vor 1830: Hegel, Schleiermacher, Tieck. Nach 1830: Das junge Deutschland, Ruge, Feuerbach. Nach 1848: Der ‚Kladderadatsch', als Gemeingut aller Gebildeten. Nach 1866: Lasker und Bluntschli. Nach 1870: Der Cours-Zettel, als Organ aller Denker."

Sehr oberflächlich und ungenügend behandelt Bruno Bauer „Die Deutsche Gewerbenoth in der Bismarck'schen Aera". Von dem ebenso kolossalen wie verbrecherischen Börsen- und Gründungs-Schwindel weiß er nur zu sagen: „Inmitten dieser Verwirrung der Preis- und Arbeitsverhältnisse trugen noch die kleineren und mittleren Kapitalisten ihre Ersparnisse vieler Jahre zu den Gründungen, um sie sich verdoppeln zu lassen und gänzlich zu verlieren." In dieser Weise erklären und entschuldigen bekanntlich die allgemeine Ausplünderung des Volks auch die Gründer und Gründer-Advocaten, und mit ihnen behauptet der Verfasser, daß der spätere Nothstand sich bereits in der Conflictszeit vorbereitet habe. Man sieht, Bruno Bauer hat nicht umsonst an der Strausberg'schen „Post" mitgearbeitet! „Das jetzige Gesammtleiden Deutschlands", so meint er, „entsprang aus seiner Unfähigkeit, den Goldstrom, von dem es plötzlich überfluthet ward, zu verarbeiten. Dazu reichten seine Nerven und Muskeln nicht aus, und fehlte ihm auch der nöthige, hinreichend ausgebildete Arbeiterstand." — Paperlapap! Der Goldstrom, die fünf Milliarden waren zum Theil nur eine optische Täuschung, nämlich eine riesige Wechselreiterei innerhalb der Europäischen Judenschaft; zum andern Theil flossen sie indirect in die Taschen der Börse. Hier kann sich Bruno Bauer von seinem Bruder Edgar belehren lassen. Derselbe schreibt: „Das Frankreich der Herren Thiers und Pouyer-Quertier bombardirte uns mit Geldsäcken; und wir schickten den Inhalt in Form von Zahlungen für die neuen Anleihepapiere nach Frankreich zurück, um alsbald dieselben Summen als Contributions-Abträge wieder zu erhalten. Die fünf Milliarden sind ebenso unproductiv wie es jeder Zahlpfennig sein würde. Wir hatten eben nur die Croupiers zu bezahlen für jeden Gang, den ihre Schaufel über den Tisch machte. Wir besitzen nunmehr eine ganze neue Circulation und ein neues Gesetz für dieselbe. Während nach der altfränkischen Lehre der Umlauf des Geldes den Umlauf der Arbeit bezeichnete, haben wir eine ganz abstracte Circulation geschaffen, welche nicht die Dar-

Digitized by Google

stellerin von Arbeitswerthen ist. Die ganze Sache geht über unseren Köpfen vor sich. Da oben in der Luft entfaltet sich purpurgesäumt und goldig glänzend eine Wolke von Reichthum. Aber wenn es einmal von dort herabregnet, so sind es faule Wechsel und überfaule Actien!"

Vielleicht aus zarter Rücksicht auf seinen ehemaligen Principal Strausberg, berührt Bruno Bauer die Börsenwirthschaft und Judenherrschaft fast gar nicht; wogegen Edgar Bauer an Deutlichkeit in diesem Punkte Nichts zu wünschen übrig läßt. Er sagt: „Das Napoleonische Börsenthum, welches zur Stütze des Kaiserreichs ausersehen gewesen war, und das letztere in der That während zwei Jahrzehnten gehalten hatte, fing an den Dienst zu versagen. Denn die kaiserliche Finanzkunst war erschöpft, der Popanz des Bankerotts bereits an die Wand gemalt. Der Krieg war also für die Börse eine Frage über Leben und Tod. Das Interesse der Börse verlangte es, daß eine Uebernapoleonische Macht den Französischen Regenten wegstoße, ablöse und ersetze. Demjenigen war der Sieg im Voraus zugesprochen, welcher das Vertrauen der Börse gewann." — „Aber ebenso gut, wie die Sieger, waren auch die Streiter der Republik bis zu den Schreiern von Paris herab, die Söldner des Papiers. Mit jeder Faser ihres Daseins hingen Trochu, Bazaine, Gambetta, Bourbaki, Thiers, Favre, Pouyer-Quertier, Ferré, Rochefort, Pyat — Einer so viel werth, wie Alle — an den allerheiligsten Bedingnissen der Börse. „Wo bleibt meine Rente?" Das war für Jeden von ihnen der Sinn der Frage: „Was wird aus Frankreich?" Ferry, Gambetta, Chambord — sie waren die Gliedermänner, die von der Börse aufgezogen, oder in den Kasten geworfen wurden. Sie hatten das Blut und die Furcht zu liefern. Der elendeste Lump, der unter der Fahne der Commune sich besoff, reichte doch mit seinen Zwecken an die höchsten Höhen eines Thiers heran, denn auch der Communist streckte die Arme einzig und allein nach jener „Freiheit" aus, die ihm von dem unseligen Glücksbaum herabfallen sollte. Im Namen der Börse unterzeichnete Jules Favre den Frieden, im Namen der Börse stürmte Mac Mahon Paris, im Namen der Börse ließen sich die Petroleusen hinschlachten." — „Daß die Aera des neuen Reiches zugleich eine Aera des Kraches geworden ist, wird die Börse nie verzeihen. Schon fangen daher ihre Redner an, wider die neukaiserliche Regierung ihre Pfeile abzuschießen. Sie thun das nach gewohnter Weise, unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit und guten Sitte. Herr Lasker ist kein solcher Stümper, daß er gerade heraus sagen sollte, er tadle die Regierung, weil sie die Actien seiner Leute nicht hochgehalten. Im Gegentheil, oh, im Gegentheil! Er wirft das Gewand des Sittenrichters über, gleich wie die ganze Meute im Jahre 1870 sich das Prophetenthum der Moral wider den unbrauchbar gewordenen Napoleon anmaßte. Herr Lasker wirft der Regierung vor, daß sie hochadlige Schwindler unterstütze. Dadurch bringt er sich in den Geruch catonischer Integrität, und fördert doch den Zweck der Börsenherren, denen es vor Allem darauf ankommt, die Regierung zu warnen." — Die Börse ist eine Weltmacht; sie ist in Wahrheit die einzige Weltmacht, welche die gesammten Nationen unter ihren Scepter gebeugt hat. Vor dieser Weltmacht verschwinden die Unterschiede der Staaten, und das Reich schrumpft zu einem Maulwurfshaufen zusammen." — „Die Börse

Digitized by Google

sehnt sich daher nach einer neuen Macht, die größer und stärker sei, als das neue Deutsche Reich, das so schnell alt geworden ist. Dies ist das Entscheidende an der heutigen Situation. Lasset die gesammten Reichsfeinde aufmarschiren — sie sind unschädlich, sie können dem Reich nicht einmal auf die Hühneraugen treten. Die echten Reichsfeinde sind Diejenigen, die das Reich gemacht haben." — „Ist Rußland die Macht, welcher die Börsen-Gemüther entgegen seufzen? Kein Zweifel, Rußland qualificirt sich dazu. Rußland kann die Hochdruckmaschine liefern, welche fortan nöthig sein wird, um den Völkern das Joch der Finanz aufzupressen, und ihnen jede Widerstandslust aus der Seele zu quetschen. Rußland ist massiv genug, unbarmherzig genug, selbstsüchtig genug." — — —

Im Gegensatz zu seinem Bruder Edgar, ist Bruno Bauer ein bloßer Manchestermann. Er scheint mit der bestehenden Gewerbe-Unordnung, mit den „freien" Innungen ganz zufrieden, und sieht für das am Boden liegende Handwerk kaum eine andere Rettung, als daß es sich auf den „fabrikmäßigen Betrieb" werfe. Er ist ein Gegner der Verstaatlichung der Eisenbahnen wie der christlich-socialen Bestrebungen; er will keine planvolle Regelung der Production, keine Beschränkung der Privat-Speculation durch Staat und Gemeinde. Der Staat als Großindustrieller ist ihm ein Ungethüm, das jede Concurrenz unmöglich machen, alle Privatindustrie aus dem Felde schlagen wird. Er sieht schon die Errichtung kolossaler National-Werkstätten und die darin beschäftigten Arbeiterheere, welche die Regierung geschlossen in den Wahlkampf führen wird. In allen diesen Punkten vertritt Bruno Bauer genau den Standpunkt des fortschrittlichen Häuptlings Eugen Richter und des „bürgerlichen Demokraten" Löb Sonnemann. Er sieht in dem Staat auch nur einen Polizisten, einen Nachtwächter, welcher der bürgerlichen Gesellschaft gegenübersteht; er kann sich nicht zu dem Begriff erheben, daß eben die Gesammtheit der Bürger den Staat bildet, und Jeder von uns ein organisches Glied des Staates ist. In dem sehr nebulös gehaltenen Capitel über die „Isolirten" heißt es: „Unsere Gegenwart ahnt etwas wie eine Götterdämmerung, und das Vorgefühl der nahenden Krisis erklärt zum Theil ihre innere Beängstigung." — „Eine Colonie-stiftung der alten Welttheile, wird Nordamerika die Völkerdämmerung herbeiführen und schließlich, als Erfinder der verständigen Vereinbarung und Ausgleichung mitten im täglichen Wirbel der bürgerlichen Bedürfnisse, die Geschichtsdämmerung." — Dem Verfasser „dämmert" es nur; er scheint keine Ahnung zu haben von der Bedeutung der Socialdemokratie, die in der alten Welt emporgewachsen ist und an keine Auswanderung denkt, vielmehr Europa als ihr nächstes Erbe betrachtet.

Interessant ist folgende Gedankenreihe, welche Bruno Bauer entwickelt: Im harten Staatsdienst, in der Anspannung der Centralisation und in der täglichen Beobachtung der wechselnden Parteistimmungen steht Bismarck dem Kaiser Tiberius am nächsten. Tiberius zog sich nach Capri zurück, Bismarck ist der Einsiedler von Varzin, von wo aus er die Welt regieren will. Aber wozu die Cäsaren Jahrhunderte brauchten, das will Bismarck mit Einem Schlage umgestalten. Er will überhaupt Alles gestalten, sogar „das Geheimniß des religiösen Gewissens mit dem

Digitized by Google

Staatsinteresse" in Einklang setzen. Bei solchen Vorsätzen und Plänen mußte er sich allerdings überarbeiten und aufreiben. Seine Collegen und Gehilfen konnten ihn nicht zufrieden stellen; sie äscherten sich ab, wurden von ihm krank befunden und traten bei Seite. Seine parlamentarischen Compagnien verloren die Fühlung untereinander und mit ihrem Herrn, und brachen verstimmt und ermattet zusammen. Am schlimmsten erging es den Liberalen, die im allgemeinen Chaos versinken. In diesem Lazareth von Kranken und Erschöpften steht noch einigermaßen heil und lebensfähig das katholische Centrum da. Aber auch das Centrum zeigte sich sterblich, als es die Schutzzölle bewilligte, und so die Staatsallmacht steigerte, gegen die es Jahre lang so tapfer gekämpft hatte. Krank und leidend ist überhaupt das ganze Deutsche Volk. Es hat all jene Versuche, die Arbeiten von Jahrhunderten in wenige Jahre, ja Monate zusammenzufassen, an seinem Leibe ertragen müssen, und verkümmert, siecht dahin unter dem steten Anwachsen der Steuern.

Um dieses Anwachsen zu illustriren, zieht Bruno Bauer eine Parallele: „Minister Hobrecht und Coccejus Nerva, Kanzler des Tiberius". Nerva war der alleinige Minister des Tiberius, ein rechtschaffener Mann und der treue Rathgeber des Fürsten, der ihn nach Verdienst schätzte und als Freund behandelte. Plötzlich „faßte Nerva, im Besitz einer ungeschwächten Körperkraft und bei unverehrtem Glücksstande, den Entschluß, durch Enthaltung von Speise und Trank aus dem Leben zu scheiden. Als Tiberius dies erfuhr, wich er kaum von seinem Lager. Vergebens fragte er nach der Ursache, vergebens bat er ihn, von dem Vorhaben abzustehen. Der Kanzler ließ sich durch die Bitten des Fürsten nicht rühren und wehrte jede Erörterung ab." — „Nach jeder Befestigung der Reichsordnung sah er neue Störungen kommen und die Nothwendigkeit von wiederholten Schlichtungen, die ebensowenig wie frühere Friedenswerke einen dauerhaften Zustand versprachen. Das Endlose dieser Aussicht bewog ihn, im Tode die gewisse Ruhe zu suchen." — „So war es auch das Endlose der Aussicht auf die Verlegenheiten und Qualen der Zukunft, was Hobrecht bestimmte, das Zahlbrett des Finanzministers wieder zurückzugeben. Die Zahlen wuchsen ihm in's Unberechenbare; seinem Unglauben an einen genügenden Ertrag des Zolltarifts entsprang die Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit des Tabaksmonopols." — Um diese gewagte Parallele wett zu machen, läßt Bauer, sarkastisch wie er sein kann, auf den Choc sofort den Gegenchoc folgen: Hobrecht ließ sich verleiten, als sein eigener Epigone wieder an die Oeffentlichkeit zu treten. Er wurde in das Abgeordnetenhaus gewählt, und wollte für dasselbe, auf Grund der Kabinetsordre vom 14. Februar 1879, in Betreff der aus dem Ertrage der Reichssteuern an Preußen zu überweisenden Geldsummen, ein neues Steuerbewilligungsrecht in Anspruch nehmen. Sein früherer Untergebener, der am Regierungstisch saß, widersprach dieser Auffassung, und „unser Römer", wie der Verfasser den Exminister Hobrecht nennt, trat sofort einen höflichen Rückzug an. „So zehrt die neue Aera Jeden, der in sie eintritt, zum Schatten aus, und der frühere Consul von Berlin war unwiderruflich Bürger dieses Schattenreichs, als er zu glauben anfing." — — —

Digitized by Google

Berliner Elementarschulen.

Im ganzen Schulenberühmten Deutschland gehören die Berliner Schulen zu den berühmtesten, und besonders für die Elementar-, oder wie man sie jetzt zu nennen liebt, Volksschule ist sonst nirgend im Preußischen Staat so viel gethan, als in Berlin. Die Gehälter der Lehrer sind beträchtlich erhöht, und die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden nicht übermäßig, so daß die Anstellung im städtischen Communaldienst in Lehrerkreisen für ein großes Glück gilt, dem man eifrig nachstrebt. Auf der Liste der Anwärter stehen stets ein paar Hundert Lehrer und besonders Lehrerinnen mehr, als die Schul-Deputation braucht, und dieselbe ist daher in der Lage, unter Jenen die Tüchtigsten auszuwählen. In den Mädchenschulen giebt es ferner eine Menge von Handarbeit- und Turn-Lehrerinnen, die alle erst nach Ablegung eines Examens angestellt worden sind. Auch zu diesen Stellen ist der Andrang so groß, daß man die Prüfung von Jahr zu Jahr erschwert, und stets die Auswahl unter den Besten hat. Ein Schulrath und vier Schulinspectoren besorgen die Beaufsichtigung und oberste Leitung der Gemeindeschulen, deren Zahl jetzt schon weit über 100 beträgt. Bürgerdeputirte unterziehen sich freiwillig und unentgeltlich der Aufgabe, den Schulbesuch zu überwachen, ermahnen die Säumigen und veranlaßen die Bestrafung der Eltern, welche sich nicht durch vernünftiges Zureden bewegen lassen, ihre Kinder regelmäßig zur Schule zu schicken. Mit einem Wort, der Berliner Magistrat und die Bürgerschaft scheuen weder Mühe noch Kosten, und die Einrichtung und Verwaltung der Elementarschule — im Großen und Ganzen noch das Werk des verstorbenen Stadtschulrath Fürbringer — ist wahrhaft mustergültig. Die Gemeindeschulen gehören aber auch mit zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, und werden von Reisenden aller Nationen häufig aufgesucht. Mit Stolz zählt die Stadt-Schulverwaltung unter diesen Besuchern auch ein gekröntes Haupt, den Kaiser von Brasilien, der mehrere Stunden in einer Elementarschule verweilte, dem Unterricht beiwohnte und alle Einrichtungen kennen zu lernen strebte. Es ist gar nicht so selten, daß Berliner Lehrer zur Errichtung von Musterschulen in das Ausland berufen werden — Einer ging sogar nach Japan — und im Inlande spricht man von den Leistungen der Berliner Volksschule mit der größten Anerkennung, ja mit Bewunderung.

Einem so lichtvollen Gemälde darf natürlich auch der glänzende Rahmen nicht fehlen, und so hat man denn in den letzten zehn Jahren bei Herstellung der Schulgebäude nicht allein auf Zweckmäßigkeit, sondern auch auf Schönheit Rücksicht genommen; die Stadt giebt für Errichtung neuer Gemeindeschulen alljährlich Hunderttausende

Digitized by Google

aus, und sie sollen der Gegend, in welcher sie sich [illegible]u, zur Zierde gereichen. [illegible]nthalt angenehm und Wasserheizung und Ventilation sind angelegt, um den [illegible]ird für die leibliche gesund zu machen, und durch Turnhallen und Bibliotheken [illegible] Zweckmäßigkeit und geistige Entwickelung der Jugend Sorge getragen. Ob aber [illegible]uch machten, in den älteren Schulhäusern, die auf Schönheit weiter keinen [illegible]rage mehr. nicht häufig besser fortkam, das ist für die Eingeweihten längst kein [illegible]es großen Zwei Schulhäuser, ein älteres, und ein neues, 1873 unter dem Einf[illegible]für den „Fortschritts“ erbaut, in einer und derselben Straße gelegen, geben [illegible]muck- schlagendsten Beweis. Das alte ist äußerst einfach, zweistöckig, mit schmalen, [illegible]ie- losen Treppen und möglichst kleinen Fluren in jeder Etage. Die Schulzimmer doch sind hoch und geräumig, im Winter gut durchwärmt und frei von Zugluft, denn die Mauern sind dick, und Thüren und Fenster schließen dicht. Ganz anders präsentirt sich das neue Schulhaus. Es ist ein dreistöckiger geschmackvoller Bau von rothen Backsteinen, mit einem Vorgärtchen, das von zierlichem Eisengitter eingefaßt wird. Man tritt in ein großes Vestibul, von dem aus eine zweite Treppe auf den Hof, und eine breite Freitreppe, getragen von zierlichen Broncesäulen, durch alle Etagen bis zum obersten Stock führt. Um für die Anlage dieser stattlichen Freitreppe Platz zu gewinnen, hat man aber die Klassenzimmer so beschneiden müssen, daß sie von Anfang an zu klein waren, und für das natürliche Wachsthum der Schule gar kein Platz blieb. Ein fernerer Uebelstand ist, daß besonders die kleinen Kinder auf den breiten Steinstufen der Treppe leicht hinschlagen, und es vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht ein derartiger Unfall sich ereignete. Werden in der Frei-Viertelstunde, was garnicht zu vermeiden ist, die beiden gegenüber liegenden Thüren des Vestibuls geöffnet, so verbreitet sich der dadurch entstandene Zugwind sofort bis zur obersten Etage, was natürlich für die aus den warmen Klassenzimmern kommenden Lehrer und Schüler von äußerst schädlicher Wirkung sein muß. Auch diese Klassenzimmer lassen nicht nur in Betreff ihrer Größe zu wünschen übrig: viele von ihnen sind so zugig, daß kein Lehrer länger als einen Winter darin unterrichten kann, ohne krank zu werden. Woher diese Zugluft kommt, darüber hat noch kein Bauverständiger Auskunft geben können, und auf alle Beschwerden erhielt das Lehrer-Collegium die Antwort, das Haus sei musterhaft gebaut und eine Verbesserung nicht von nöthen. Wahrscheinlich sind die Wände hinter den Heizungsröhren zu dünn — das Haus hat Wasserheizung — und eine Abhilfe daher ziemlich unmöglich. Die Schuldeputation aber hat alljährlich eine hübsche Summe an Vertretungsgeldern für diese Schule auszugeben, da fast nie das ganze Collegium zusammen ist, sondern beinahe immer ein und der andere Lehrer, oft gleich ein paar, Kranken-Urlaub genießen. Von solchen Kleinigkeiten, daß z. B. der Oelanstrich der Tische und Bänke so schlecht war, daß sich die Farbe im ersten Vierteljahr abrieb; daß die Schränke in den Klassenzimmern zu klein waren, und daß aus den Ventilationsklappen, anstatt frischer Luft, sich Rauch ergoß — lohnt es schon garnicht zu reden. Ein Jeder weiß, daß die Stadt Berlin stets sehr theuer baut und nicht im Geringsten knickert: woran liegt es, daß die für ihre Rechnung aufgeführten Gebäude meist so unsolide und so unpraktisch sind? Es wäre der Mühe werth, dies zu untersuchen.

Digitized by Google

Nicht immer erfreute sich die Preußische, und mit ihr die Berliner Elementarschule eines so weit verbreiteten Ruhmes; noch vor etwa fünfzehn Jahren blühte sie als bescheidenes Veilchen im Schatten der Kirche, man unterrichtete auf Grundlage der viel geschmähten Regulative des Geheimrath Stiehl, und der Pfarrer des Kirchsprengels war der unmittelbare Vorgesetzte der Lehrer und der Inspector der Schule. Da machte im Jahre 1866 ein kluger Kopf die Entdeckung, daß eigentlich der Preußische Schulmeister die Schlacht von Königgrätz gewonnen habe, und dieser bis dahin wenig beachtete Beamte sah sich ganz plötzlich von Glanz und Ehren umstrahlt. Gleichzeitig wurde die Aufmerksamkeit unserer modernen Volksbeglücker und Gesetzgeber auf die Elementarschule gelenkt, und trotzdem dieselbe, wie man zugeben mußte, sich vortrefflich bewährt hatte, kam man doch zu dem überraschenden Schluß, daß eine Reform des Unterrichts dringend nothwendig sei. Die Elementarschule sei bisher nur eine Anstalt zur „systematischen Verdummung des Volkes" gewesen; sie müsse „gehoben" und „von dem erdrückenden Einfluß der Kirche befreit" werden. „Der alte Aberglaube" — man verstand darunter die christliche Glaubenslehre — über den „jeder Gebildete doch längst hinaus sei, sollte abgestreift, und durch wahre Bildung und Humanität das Volk einer neuen Blüthe entgegengeführt werden. Berlin, die Stadt der „Aufklärung" und des „Fortschritts", mit dem „liberalen" Magistrat und den unendlichen Abgaben, stand selbstverständlich an der Spitze der Bewegung, und kaum hatte der heranfluthende „Kulturkampf" dem Herrn von Mühler das Portefeuille des Kultus und Unterrichts aus den Händen gerissen und es Herrn Falk zugeführt, als man auch sofort an das Werk der Umgestaltung ging. Der verstorbene Stadtschulrath Fürbringer hätte den äußeren Aufbau der Gemeindeschule vollendet, hieß es; nun sollte der innere Ausbau beginnen, und das geschah denn auch mit solchem Nachdruck, daß den Betheiligten sehr bald die Augen übergingen. Die Stiehl'schen Regulative wurden abgeschafft, sehr bald folgte auch die Verabschiedung der Geistlichen als Schul-Inspectoren, und es erhoben sich viele Stimmen für die Einführung der „confessionslosen Volksschule", damit kein, einem anderen Glauben angehöriges Kind in der Religionsstunde sich in seinem Gewissen „gekränkt" fühlen möchte. Diese zarte Fürsorge, die sich nur auf die Berliner Judenschaft beziehen konnte, denn die Katholiken haben ihre eigenen Schulen, war um so weniger erforderlich, als die Sprossen Jüdischer Familien fast nie in den städtischen Elementarschulen zu finden sind. Während eines Zeitraums von acht Jahren ist in einer Gemeindeschule, die 700 bis 800 Zöglinge zählte, nur eine einzige Jüdin zu verzeichnen gewesen. Man stand denn auch von diesem letzten „befreienden" Schritt vorläufig ab, oder schreckte doch vielleicht davor zurück. Im Uebrigen sollte aber die Volksschule „jetzt mit Hochdruck" gehoben, und Bildung und Aufklärung so schnell als möglich in die liebe Jugend hineingelöffelt werden; nur über das „Wie" konnte man nicht gleich einig werden. Die viel angefeindeten Stiehl'schen Regulative waren freilich auch keine unanfechtbare Musterleistung, aber sie waren doch von einem praktischen Schulmann verfaßt, der genau wußte, was er wollte. Auch gaben sie nur das Minimum der Leistungen an, und darüber hinauszugehen, war keinem Lehrer verwehrt; wie denn überhaupt unter der alten Herr-

Digitized by Google

schaft der Kirche dem Lehrer viel mehr Freiheit in Handhabung seines Amtes gelassen wurde, als ihm heute vergönnt wird.

Es wurde nun das Pensum jeder Klasse erhöht, dazu einzelne Lehrgegenstände ganz neu eingeführt, und indem man die Lehrpläne der Volksschule denjenigen der höheren Lehranstalten möglichst ähnlich machte, bildete man sich allen Ernstes ein, den Bildungsstandpunkt des Volkes gehoben zu haben. Neben Geschichte und Geographie figurirte auf den Lehrplänen Botanik— hatte man doch im Humboldtshain einen Botanischen Garten angelegt, von dem aus die Schulen mit Pflanzen versorgt werden. Ferner wurden exercirt: Zoologie, Physik und Deutsche Literaturgeschichte, welch' letztere sich freilich auf die Biopraphien von Paul Gerhardt, Uhland, Schiller und Göthe zu beschränken pflegt. Alle diese „Wissenschaften", an denen der Geist des Volkes sich zur Blüthe hinaufranken und entfalten soll, müssen möglichst schnell abgemacht werden; denn es bleibt sehr wenig Zeit übrig in Schulen, deren Zöglinge schon mit 14 Jahren abgehen, nur mit großer Mühe richtig lesen und schreiben lernen, bis zum richtigen Sprechen aber es nur in ganz vereinzelten Fällen bringen. Hätte man den Lehrern nur auch jenen viel genannten Nürnberger Trichter verabfolgt, mittelst dessen sie die aufgelöste „Wissenschaft" den Schülern gleich einfüllen könnten. Aber ohne dies pädagogische Instrument sehen sie sich einer wahren Sisyphus-Arbeit gegenüber, und noch dazu unter erschwerenden Umständen. Die moderne Humanität unterscheidet sich von dem christlichen Glauben auch darin, daß sie den Menschen als von Hause aus gut bezeichnet, und die Ansicht aufstellt, daß jedes Kind durch liebevolle Ermahnung, im schlimmsten Falle durch „Ehrenstrafen", zu lenken und zu erziehen sei. Dem zu Folge ist jede körperliche Züchtigung auch in den Volksschulen streng untersagt. Nun ist allerdings das unaufhörliche Prügeln und rohe Dreinschlagen, wie es früher Sitte war, nicht zu billigen; wenn man jedoch die körperliche Züchtigung ganz verpönt, so heißt das soviel, als Kind mit dem Bade verschütten. Es mag sich das wol auf den höheren Lehranstalten durchführen lassen, wo man immer das Mittel zur Hand hat, die unverbesserlich Faulen, Ungehorsamen und Aufsätzigen zu entfernen; aber was soll der Lehrer an der Elementarschule thun, der die Ruhestörer nicht einmal für kurze Zeit aus der Klasse weisen darf? Jeder, der viel mit Kindern umgegangen ist, weiß, daß die Erziehung durch Liebe und Ermahnung allein sich zwar in der Theorie sehr schön ausnimmt, vor der Wirklichkeit aber nimmermehr bestehen kann. „Wer die Ruthe schont, der hasset sein Kind", sagt schon der Prophet, und in der Volksschule, wo der Lehrer oft der einzige Erzieher des Kindes überhaupt ist, ja wol noch dem bösen Einfluß des Elternhauses entgegen arbeiten muß, darf man ihm das väterliche Recht der Züchtigung nicht nehmen, wenn man nicht von vornherein seine Thätigkeit lahm legen will. Dazu kommt, daß das Verbot, körperlich zu züchtigen, der lieben Jugend sehr wohl bekannt ist und die Aufsätzigen aufsätziger, die Frechen frecher macht. Die Theoretiker und Philanthropen mögen sagen, was sie wollen: in gewissen Fällen ist eine Maulschelle oder ein Schlag auf die unnützen Finger das einzige wirksame Mittel, wird auch von den Kindern als einzige wirkliche Strafe anerkannt und wirkt allemal wie ein reinigendes Gewitter, während nichts so demoralisirend ist, auch für die Besten, als verhältnißmäßige

Digitized by Google

Straflosigkeit. Es kommt oft genug vor, daß Schüler, sich darauf verlassend, geradezu trotzen, und ihre Lehrer nebst den „Ermahnungen" und „Ehrenstrafen" auslachen und verspotten. „Er kann uns ja doch nichts thun!" heißt es da. Läuft dann einmal dem vielgeplagten Pädagogen die Galle über und er giebt dem ungezogenen Kinde einen Schlag, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er dafür bei der vorgesetzten Behörde verklagt wird, und daß dann nicht er, sondern die Range Recht bekommt. Wie alles dies auf den heranwachsenden Staatsbürger wirken muß, in dessen Augen der Lehrer einmal das personificirte Gesetz ist und bleibt, darf wol nicht erst erörtert werden! Unsere Vorfahren machten einen etwas ausgedehnten Gebrauch von der Ruthe, aber sie erzogen ein tüchtiges, kerniges Geschlecht in Zucht und Ordnung. Wie steht es heute? Die von Jahr zu Jahr mehr um sich greifende Verwilderung gerade der Berliner Jugend legt ein trauriges Zeugniß dafür ab, wie sich die humanen „liberalen" Tendenzen in der Praxis bewähren. Aber je augenscheinlicher es jedem Vorurtheilslosen wird, daß unsere moderne Volkserziehung sich mehr und mehr von dem einzig festen Boden, auf dem sie gedeihen kann, entfernt, desto ängstlicher scheint man sich in maßgebenden Kreisen vor dieser Erkenntniß zu verschließen. Macht sich die liebe Jugend einmal ganz besonders unangenehm, wie durch fortgesetzte Beschädigung kostbarer Anpflanzungen oder öffentlicher Denkmäler, oder durch groben Straßenunfug — z. B. als die Mitglieder der Chinesischen Gesandtschaft wiederholt mit Steinen und Schmutz beworfen und an den Kleidern gerissen wurden — so erläßt die Schuldeputation ein Rundschreiben an die Lehrer und fordert diese auf, ihre Schüler zu gesittetem Betragen zu ermahnen. Das ist Alles, wozu man sich Angesichts solch ernster Vorkommnisse aufschwingen kann, und an eine Aenderung des Systems ist vorläufig nicht zu denken.

Die Stadt, die sich's ja so viel kosten läßt, verlangt für ihre außerordentliche Freigebigkeit nun auch außerordentliche Leistungen. Die Schuldeputation treibt ihren Schulrath, dieser seinerseits die Schulinspectoren, und letztere drangsaliren die Lehrer. Mittelmäßiges Wissen konnte früher wol geduldet werden, so lange die Geistlichkeit die Schulen gratis inspicirte; nun aber soll der Beweis geliefert werden, wie viel mehr die Volksschule leistet, wenn Fachmänner sie in der Hand halten. Wenn aber schon Halbbildung ein übles Ding ist, was ist da von der homöopathischen Dosis „Bildung" zu erwarten, über die auch bei der größten Anstrengung unsere Volksschulen nie hinauskommen werden? Von den Schülern gleitet sie nach kürzester Zeit wieder ab, wie Wasser vom Rücken der Ente; denn wo das Eltern-Haus gar keine geistige Anregung bietet, liegen solche Wissens-Brocken den Kindern als etwas Fremdartiges, Todtes im Gedächtniß, das naturgemäß ausgeschieden wird. Diese Erfahrung blieb auch den Berliner Pädagogen nicht erspart. Doch selbstverständlich konnten und wollten sie die wahre Ursache nicht einsehen, sondern sie verfielen auf den sinnreichen Gedanken, es müsse die „Methode" Schuld sein, nach welcher bisher unterrichtet worden. Mit vollem Eifer ging man daran, eine „Methode" zu erfinden, mit Hülfe derer selbst die Dummen und unverbesserlich Faulen klug gemacht werden sollten, mit Einem Wort, man wollte einen Ersatz für den erwähnten Nürnberger Trichter schaffen. Nun ist aber die „Methode" das Steckenpferd der Elementarlehrer, die

Digitized by Google

auf dem Seminar damit so überfüllt zu werden pflegen, daß sie ihr Lebenlang davon überfließen; und begierig gingen auch sie auf die Sache ein. Man hielt Conferenzen ohne Ende, man veranstaltete Schauturnen und allerhand Ausstellungen von Lehr- und Lernmitteln, von Zeichnungen und Schönschriften, man entfaltete eine wahrhaft fieberische Thätigkeit, aber es kam nichts Rechtes dabei heraus. Ja, noch Schlimmeres mußte man erfahren. Selbst da, wo man das vorgesteckte Ziel möglichst erreichte, blieb das erwartete Resultat aus; weder die Biographien der Dichter, noch die Fähigkeit, eine Anzahl von Thieren und Pflanzen nach ihren Klassen und Ordnungen einzutheilen, weder die Bruchstücke aus der Physik, noch die Fragmente aus der Geschichte wollten eine veredelnde Wirkung auf die Jugend ausüben.

Die Leidenschaft, das Kind „zu klarem Denken und zu bewußter Thätigkeit" zu erziehen, steigerte sich so, daß die „Methode" sich in einzelnen Mädchenschulen bis auf den Handarbeit-Unterricht verbreitete. Dieser Zweig der Ausbildung wird von sogenannten Vorstandsdamen beaufsichtigt, welche sich, mit der den Berlinern eigenen Opferwilligkeit, großer Mühe unterziehen. Gewöhnlich hat jede Mädchenschule zwei Vorstandsdamen, zuweilen übernimmt aber eine besonders eifrige Dame auch eine oder gar ein paar Schulen allein. Eine sonst völlig unbeschäftigte Geheimräthin unternahm es, dem Handarbeit-Unterricht, der ihrer Meinung nach bisher viel zu mechanisch betrieben worden, eine „den Geist weckende Form" zu geben; wie denn überhaupt die Aufgabe, das Steckenpferd, welches gerade Mode ist, bis an die äußersten Grenzen der Vernunft vorzureiten, stets dem schönen Geschlecht zuzufallen scheint. Wie bei all' den vielbesprochenen „Methoden", war auch bei der geheimräthlichen das Gute durchaus nicht neu, vielmehr selbstverständlich, und das Neue, höflich ausgedrückt, wenigstens überflüssig. Sie gipfelte darin, daß die Schülerinnen nicht nur stricken und nähen lernen, sondern von ihrer Thätigkeit auch eine klare, vernunftgemäße Beschreibung geben sollten. Zu diesem Zweck mußten ihnen die Lehrerinnen bestimmte Fragen vorlegen, auf welche ganz bestimmte Antworten folgten. Fragen und Antworten hatte die Geheimräthin vorsichtig aufgeschrieben — sie wären sonst nicht leicht zu finden gewesen; Lehrerinnen und Schülerinnen lernten sie auswendig, und die Katechisation entwickelte sich dann mit einer Pünktlichkeit und Glätte, die nichts zu wünschen übrig ließ. So z. B. hatte die Lehrerin der untersten Handarbeit-Klasse, in welcher nur Strümpfe gestrickt werden, zu fragen: „Was ist ein Strumpf?" Worauf die Kinder antworteten: „„Ein Strumpf ist ein Gewebe von Maschen."" „Wie entsteht eine Masche?" examinirt die den Geist weckende Pädagogin weiter. „„Indem man Garn um eine Nadel schlingt und es so befestigt, daß sich die Schlinge nicht öffnen kann"" lautet die Antwort. In solchen Fragen und Antworten entwickelt sich hierauf das Recept zu einem Normalstrumpf, das aber, wie die meisten pädagogischen Normalleistungen, sich in der Praxis nicht bewährt, wegen der verschiedenen Größenverhältnisse der menschlichen Füße. Aehnliche Fragen, Antworten und Normalrecepte gab es für alle Klassen. Nach unzähligen Conferenzen, in welchen die kostbare Zeit der armen Handarbeit-Lehrerinnen unbarmherzig in Anspruch genommen wurde, und nach harten Kämpfen mit den Eltern, die es z. B. nicht einsehen wollten, weshalb ihre Tochter, die

Digitized by Google

oft schon Geld durch Stricken verdiente, noch einmal stricken lernen sollte, gelang es der Geheimräthin, ihre „Methode" einzuführen. Aber nun wollte sie auch zeigen, was sie geleistet hatte. Während man früher sich begnügte, auf den jährlich stattfindenden öffentlichen Prüfungen die Handarbeiten auszustellen, veranstaltete die Geheimräthin jetzt ein eigenes Handarbeit-Examen, auf welchem die vorhin erwähnten Fragen und Antworten eine große Rolle spielten. Zu diesem Examen wußte sie außer den Mitgliedern der Schulcommission auch noch eine Menge von vornehmen Damen heranzuziehen; besonders durften die Frau Cultusministerin Falk und die Frau Oberbürgermeisterin Hobrecht nicht fehlen. Nun sind auch im besten Fall öffentliche Schulprüfungen von zweifelhaftem Werth; macht man sie aber zur bloßen Spiegelfechterei und zur Handhabe, um die eigne Eitelkeit daran zu sonnen, so wirken sie natürlich nur schädlich, wie alles innerlich Unwahre und nur auf den Schein Berechnete. Doch konnte man natürlich einer einflußreichen Dame gegenüber solch' kleinliche Erwägungen nicht gelten lassen; es fiel wahrscheinlich auch Keinem ein, sie zu machen, befand sich doch die Geheimräthin nebst ihrer „Methode" im schönsten Einklang mit dem einmal herrschenden Geiste; Jahr aus Jahr ein hielt und hält sie, so viel uns bekannt, ihr Examen ab und hat sich dadurch ohne Zweifel längst unsterblichen Ruhm erworben.

Es ist leider nicht Alles Gold was glänzt, und man kann es sich nicht verhehlen, daß unsere viel gerühmten Berliner Volksschulen sehr wenig Gutes stiften. Die Rohheit und moralische Verwilderung bei der heranwachsenden und erwachsenen Jugend nimmt Ueberhand, die Selbstsucht steigert sich zur viehischen Brutalität, und Sitte und Recht mit Füßen zu treten, gilt für einen guten Spaß, oder gar für einen Beweis von hervorragender Klugheit. Die Polizeiberichte geben dafür die Belege. Und daß es so ist, daran trägt einen großen Theil der Schuld die verkehrte Erziehung in unsern Volksschulen. Einen wahrhaft erziehenden, die Sittlichkeit fördernden Einfluß übt nur die christliche Religion aus, und darum legte man auch früher auf sie den Hauptwerth. Wir haben sie jetzt bei Seite geschoben, wenigstens dem Geiste nach; wir lassen das Licht moderner „Aufklärung" über unsern Volksschulen leuchten, und die Früchte zeigen sich. Wir erziehen die Kinder über ihren Stand hinaus, und lehren sie gerade genug, um sie selbstgefällig und eitel zu machen, und hinterher wundern wir uns, wenn sie übertriebene Ansprüche erheben, und mit ihrer gesellschaftlichen Stellung unzufrieden sind. Ein Mädchen, das eine Berliner Volksschule durchgemacht hat, hält sich für zu gut, um eine Stelle als Dienstbotin anzunehmen; sie wird Ladenmamsell oder Fabrik-Arbeiterin. Manche tritt als Choristin bei einem der zahlreichen Theater ein, und gar Viele gehen, ohne weiteren Umweg, auch sogleich die Straße der Schande und des Verderbens. „Mir blutet das Herz, wenn ich bedenke, wozu wir einen großen Theil unserer Schülerinnen erziehen", sagte ein älterer Lehrer. In Summa: die Berliner Volksschulen gereichen weder der Gesellschaft im Großen und Ganzen, noch den unteren Schichten der Bevölkerung, für welche sie berechnet sind, zum Segen, und wir arbeiten mit ihnen auch nur der Socialdemokratie in die Hände.

Digitized by Google

Der Preußische Fähnrich.

In dem Heere Preußens hat, mit Ausnahme der königlichen Prinzen und derjenigen Zöglinge, die mit dem Lieutenants-Patent das Cadetten-Corps verlassen, ein jeder Officier als Fähnrich gedient. Die Fähnrichs-Zeit bleibt in der Erinnerung und ist auch thatsächlich die goldene Zeit der soldatischen Laufbahn. Die jungen Kriegs-Kameraden wollen freilich in ihren Schmetterlings-Tagen davon nichts wissen, und finden ihren Zustand kaum ertragbar. Sie sind die Regiments-Backfische, ebenso liebenswürdig wie ungezogen.

Der Fähnrich war früher Fahnenträger und mußte ein „vierschrötiger Bengel" sein, der „das Fähnlein schwingen", aber auch „die Trommel rühren" konnte. In Zeiten des edlen Georg von Fronsperger hieß der Fähnrich auch ein „Schwuchtlümmel". Diese kräftig-launige Bezeichnung giebt ein treffendes Bild von dem Fähnrichswesen unter den Landsknechten. Der ganze Ernst des Lebens trat aber an den Fähnrich heran, wenn es hieß, das schimmernde Fähnlein, jenes dem Soldaten geheiligte Zeichen, das zu Treue, Gehorsam und Muth verpflichtet, in den Feind zu tragen; daher der Fahnenträger ein tapferer und kräftiger Mann sein mußte. Oft verheirathet, hatte er mehr Schlachten mitgemacht, als Batzen in der Tasche. Fähnrichsstreiche sind so alt wie der Zapfenstrich, und hatten oft ein Ende mit Schrecken. Ein Volkslied in „Des Knaben Wunderhorn" erzählt, wie ein strenger Hauptmann den Fähnrich erschießen läßt, weil derselbe, seiner Frau ungetreu, einer Wirthin Töchterlein verführte. — Heut ist der Fähnrich ein Jüngling, meist ohne Bart, und er bildet den Uebergang vom Unterofficier zum Officier. Der Portepée-Fähnrich wird in nicht amtlicher Sprache, wie der Avantageur, zuweilen Junker genannt. Die Bezeichnung Cornet war für den Fähnrich bei der Cavallerie gebräuchlich, und in der Artillerie hieß er Stückjunker.

Ohne Rücksicht auf Geburt und Rang, steht in Preußen Jedermann die Officier-Laufbahn offen, wenn er den gesetzlichen Bestimmungen Genüge leistet. Sobald das Fähnrichs- oder Abiturienten-Examen glücklich bestanden ist, darf sich der angehende Krieger nach einem Regiment umsehen, dessen Garnison seinen Vermögens-Verhältnissen und dessen Officier-Corps seinen gesellschaftlichen Beziehungen entspricht. Der Regiments-Commandeur nimmt unter Zustimmung seines Officier-Corps den Avantageur an, wenn das Attest eines Militär-Arztes bezeugt, daß die Körperbeschaffenheit für den Militärdienst geeignet ist. Taufzeugniß und die Bescheinigung der Behörde, daß der p. p. nicht gerichtlich bestraft und nichts Nachtheiliges über ihn bekannt geworden sei, werden eingereicht, worauf der Regiments-Comman-

Digitized by Google

deur den Tag des Eintritts unter die Fahne bestimmt. Selbiger wird so gelegt, um nach sechsmonatlicher Dienstzeit bei der Truppe, die Einberufung zu einer Kriegsschule zu ermöglichen. Nach vorher gegangener Belehrung über die Bedeutung des Fahneneides und bedeutsamer Auslegung der Kriegsartikel, wird der Recrut in des Königs Rock auf die Fahne oder den Degen vereidigt. Der neue Soldat erhält einen Exercirmeister, und darf, dem Gebrauche des betreffenden Regiments entsprechend, sofort oder später an der Officier-Tafel mit speisen. Nach sechs bis sieben Monaten beantragt der Commandeur mittelst der Gesuchsliste die Beförderung des Junkers, der inzwischen Gefreiter oder Unterofficier geworden ist, und sich gut geführt haben muß, zum Portepée-Fähnrich. Diese Gesuchslisten enthalten allmonatlich die Vorschläge zu Beförderungen, Versetzungen u. s. w., und durchlaufen die Staffeln der sämmtlichen vorgesetzten Behörden, bis sie in dem Cabinet des Kriegsherrn ihr Ziel erreichen. Lange bevor die Ernennung eintrifft, hat ein Kasernen-Jude oder ein christlicher Militäreffecten-Händler ein ungeheures Portepée für theures Geld beschafft. Dasselbe wird vorschriftsmäßig an den Degen oder Säbel geschleift, was anfänglich nicht ohne Schwierigkeiten abgeht. Eine Bowle im Geheimen und eine Flasche Rothwein bei Tische in der Officiersmesse helfen das freudige Ereigniß feiern. Dem Fähnrich wird ein königliches Patent seiner Charge eingehändigt, das an die im Fahneneide gelobte Pflicht der Treue mahnt. Mit andächtigem Gefühl liest der Herr Fähnrich: „So thun Allerhöchst dieselben solches auch hiermit und in Kraft dieses Patentes dergestalt: daß Seiner Königlichen Majestät und Dero königlichen hohen Hause derselbe zuvörderst getreu, hold und gehorsam sein, seiner Charge gebührend wahrnehmen, was ihm zu thun und zu verrichten oblieget und aufgetragen wird, bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Lande fleißig und treulich ausrichten, bei allen vorfallenden Kriegsbegebenheiten sich tapfer und unverweislich verhalten, übrigens aber auch alle mit dieser Charge verbundenen Prärogative und Gerechtsame genießen solle." Von seinen Prärogativen und Gerechtsamen vermag sich der gute Junge noch keine rechte Vorstellung zu machen, indessen wird das nächstens schon besser gehen. Der bisherige Putz-Kamerad des Junkers heißt fortab der Bursche des Herrn Fähnrich. Ein Interimsrock nach Art der Officiere, von diesem durch die Achselklappen unterschieden, läßt den werdenden Lieutenant ahnen. Mit einer gewissen Vorliebe wird der Interimsrock von dem Fähnrich schon deswegen getragen, weil in den Dämmerstunden diese oder jene übereifrige Schildwache ihn mit einem Officier verwechselt und ihm das Honneur erweist. Der Fähnrich blickt darob verschämt ins Blaue, wie wenn er den Irrthum nicht bemerkte. „Herr Lieutenant!" ruft die Mamsell in der Conditorei, wie der Kellner im Restaurant, und diese Speculation belohnt sich stets durch ein reichlicheres Trinkgeld.

Die Officier-Aspiranten, welche als Fähnriche aus dem Cadetten-Corps treten, haben nur den Charakter derselben, und müssen, wie die Junker, bei der Truppe erst die vorgeschriebene Zeit Dienst thun, um zum wirklichen Fähnrich befördert zu werden. Mit der Einkleidung in die Uniform des Regiments vollzieht sich auch eine innere Umwandlung des Jünglings. Der strenge, ja nicht selten harte Dienst verdrängt die kindlichen Gedanken. Ueberall wacht das Auge der Vorgesetzten, und

Digitized by Google

die Kriegsartikel mit ihren schweren Strafen stehen wie ein drohendes Gespenst beständig im Hintergrund. Heilsam wirkt solche eiserne Zucht und Ordnung, denn wer nicht unbedingt gehorchen lernte, kann später nicht befehlen. Der Waldersee und Mirus, jene berühmten Instructionsbücher für den Infanteristen und Cavalleristen, sind die Abc-Fibeln, deren schwere Weisheit in Fleisch und Blut übergehen soll. Ungeachtet eifrigen Lernens wird der Name des Fähnrichs auf dem Exercirplatz öfter genannt, als ihm lieb ist. Die Uebungen müssen seinetwegen wiederholt werden, und die Leute grollen. Zuweilen ist der Fähnrich daran schuld, zuweilen ist er aber nur der Sündenbock für die Fehler älterer Unterofficiere. Unrichtig schreiben mag der Fähnrich, aber falsch exerciren ist unter keinen Umständen gestattet. Der Schüler, der Cadet konnte die Zeit nicht abwarten. „O welche Lust, Soldat zu sein!" klang es von allen Saiten der Seele wieder. Hingegen das: „Rechtsum!" „Linksum!" „Rechtsschwenken!" „Linksschwenken!" „Front!" und „Kehrt!" wird zu einer wunderbaren Monotonie, und mit leisem Flügelschlage regt sich die Sehnsucht nach der Kriegsschule in dem Fähnrichs-Gemüth. Das peinliche Formenwesen, die endlosen Plackereien gewöhnen das Muttersöhnchen an Gehorsam, Pünktlichkeit, Bescheidenheit, und kräftigen sein Ehrgefühl bis zu dem Grade, um ein Preußischer Officier werden zu können. Die unablässige Arbeit, die eindringendste Sorgfalt, mit welcher selbst der kleinste Dienstzweig behandelt wird, hat das Preußische Heer zu dem Vorbild aller Europäischen Armeen erzogen. Dieser echt Preußische Soldatengeist war es, der jene beiden Fähnriche beseelte, nach der Schlacht von Jena sich in ihre Fahnen zu wickeln, und in die Saale zu stürzen, um die ihnen anvertrauten Feldzeichen vor den Franzosen zu retten. Eine That, die ebenbürtig dem Heldenthum eines Winkelried sein dürfte, aber wegen des unglücklichen Ausgangs der Schlacht nicht die gebührende Anerkennung gefunden hat.

Mit der Fähnrichs-Zeit schließt die soldatische Vorschule, und der Lieutenannt tritt in die große Schule ein, der selbst noch der Feldmarschall angehört. Das Lernen hört nicht auf, auch nicht nach der Prüfung im Schlachten-Feuer. Im Dienst eignet sich der Fähnrich die nöthige „Strammheit" an, und flucht bald beim Exerciren seines Zuges wie der älteste Corporal. Der Fähnrich ist eitel, und die Eitelkeit ihm angemessen. Die Lackstiefel werden oft ohne Strümpfe und so eng getragen, daß sie Spanischen Stiefeln gleichen und ähnliche Martern verursachen. In Gesellschaft von Officieren bewegt sich der Fähnrich stumm wie eine Forelle, denn nur gefragt, wird geantwortet, und ohne Aufforderung wird kein Wort gesprochen. Die Anwesenheit von Officieren bedingt ein beständiges Stehenbleiben, weil das Sitzen durch immerwährendes Sicherheben, in Folge der Anrede von Vorgesetzten und durch ihr Ab- und Zugehen, weit mehr belästigt, als von vornherein der Verzicht auf die Annehmlichkeit eines Stuhles. Daher flieht der Fähnrich die Officiermessen, sobald er sich pflichtmäßig satt gegessen hat. Aus dem Dienst zurückgekehrt, liegt der Herr Fähnrich, an seine blauäugige Nachbarin denkend, auf dem Sopha, und kaut an dem letzten Bissen seines verspäteten Frühstücks. Bei dieser angenehmen Beschäftigung wird ihm der Auftrag, auf der Parole sich bei dem Herrn Oberst zu melden. Das Herz pocht stärker, und die Knöpfe am Rock werden

Digitized by Google

wiederholt geputzt und abgerieben. Von der Uniform sucht man jedes Stäubchen und Fädchen ab, denn der Oberst sieht Alles. Nachdem der Fähnrich sich der Musterung seiner nächsten Vorgesetzten unterzogen, dieses soldatische Fegefeuer durchkostet und vorschriftsmäßig eine Stunde gewartet hat, winkt ihn der Mächtige, der Herr über Freiheit und Arrest, heran. „Fähnrich, Sie sind zur Kriegsschule einberufen, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie sich so benehmen werden, wie es einem ehrliebenden Soldaten geziemt. Das Regiment muß Ehre mit Ihnen einlegen, und Sie wissen, von Ihrem Betragen auf der Kriegsschule hängt es ab, ob Sie Officier werden. Machen Sie keine Schulden und kommen Sie gesund wieder. Das Nähere erfahren Sie durch den Regiments-Adjutanten. Gott befohlen!" So ungefähr spricht der Oberst, dreht sich um und verläßt den Parole-Platz.

Auf der Kriegsschule verläuft der Dienst in pendelförmiger Eintönigkeit. Am Sonntag wird um 7 Uhr aufgestanden, um 8 Uhr ist Appell und um 11 Uhr begiebt sich ein Theil der Kriegsschüler in die Kirche. An den Wochentagen beginnt die Arbeit um 6 Uhr, um 7 Uhr findet Appell statt, und um 8 Uhr fängt der theoretische Unterricht an. Derselbe umfaßt: Waffenlehre, Taktik, Fortification, militärischen Aufsatz, Dienstkunde, Aufnehmen und Planzeichnen. Die Lehrstunden dauern bis 11 Uhr. Nachmittags findet, mit Ausnahme von Mittwoch und Sonnabend, der Unterricht von 2 bis 4 Uhr statt. Die übrige Tageszeit wird ausgefüllt mit Fechten, Exerciren, Turnen, Reiten und Schießen. Von 6 bis 8 Uhr Abends hat der Fähnrich gewöhnlich frei und darf ausgehen. Um 8 Uhr nehmen die Arbeitsstunden ihren Anfang und währen, je nachdem, bis 9 oder 10 Uhr. Um diese Zeit hat der Stuben-Aelteste dafür zu sorgen, daß sich seine Kameraden, gemeiniglich 3 bis 4 Fähnriche, zur Ruhe begeben. Bemerkenswerth erscheint es, wie die Tagesordnung der Kriegsschule dem Lehrplan gleicht, welchen Friedrich Wilhelm I. am 3. September 1721 zu Wusterhausen für den Kronprinzen verfügte. Es heißt in dem umfangreichen Schriftstück unter Anderem: „Am Sonntag soll Er des Morgens um 7 Uhr aufstehen; sobald Er die Pantoffeln anhat, soll Er vor dem Bette auf die Knie fallen und zu Gott kurz beten, daß alle, die im Zimmer sind, es hören können, wie folgt: „Herr Gott, heiliger Vater! ich danke Dir von Herzen, daß Du mich diese Nacht so gnädiglich bewahret hast! Mache mich geschickt zu Deinem heiligen Willen u. s. f." Hierauf das Vater Unser. Dann soll Er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern und muß das Anziehen, wie auch das Frühstück, Thee, welches einzunehmen ist, in einerviertel Stunde fix und fertig sein, alsdann es ein Viertel auf acht Uhr ist."

Abwechselung in dem Kriegsschul-Leben bieten die Ferien, der Geburtstag des Kriegsherrn und die praktischen Uebungen in der Fortification, Terrainlehre und Taktik. Es werden Schanzen und Brückenköpfe tracirt, Kochlöcher und Schützengräben aufgeworfen, oder, mit dem Meßtisch und der Bonssole Berge, Gärten und Felder unsicher gemacht. Die taktischen Uebungen begreifen in sich den Angriff und die Vertheidigung von Oertlichkeiten mit markirtem oder supponirtem Feinde, und mancher siebzehnjährige Jüngling steht hierbei an der Spitze von Divisionen. Divisionen, die freilich nur auf dem Papiere stehen, oder der Phantasie ihr Leben verdanken. Der

Digitized by Google

Cursus auf der Kriegsschule ist in sieben bis neun Monaten beendet, und nach einem mehrtägigen Examen erfolgt die Entlassung der Kriegsschüler, mit dem Reifezeugniß für den Officier, zu ihren Regimentern. Diejenigen Fähnriche, die nicht Aussicht haben, die Prüfung zu bestehen, werden vor derselben schon ihren Truppentheilen überwiesen. Wie es unter hundert und mehr jungen, lebensfrischen Leuten nicht anders sein kann, kommt allerlei Unfug vor, der Stuben- oder verschärften Arrest in den Militär-Gefängnissen zur Folge hat. Schwere Beleidigungen der Fähnriche untereinander werden oft durch Zweikämpfe gesühnt, die unter Aufsicht von Officieren mit Rapieren ausgefochten werden. Wiederholter Arrest oder verschuldete längere Krankheit veranlassen nicht selten die Entfernung von der Kriegsschule, was bedenkliche Folgen nach sich zieht, weil nicht allein der Oberst und das Officier-Corps einen solchen Fall sehr ernst nehmen, und eine Versetzung zu einem anderen Regiment veranlassen, sondern dem Fähnrich geht mehr als ein Jahr seiner Laufbahn verloren. Von neuem muß er eine Kriegsschule besuchen und ihren Cursus durchmachen. Sind alle Klippen glücklich vermieden, kehrt der Fähnrich still in seine Garnison zurück. Das Reifezeugniß und ein gutes Führungsattest beschleunigen die Wahl zum Officier durch seine künftigen Kameraden. Während der Abwesenheit von der Truppe wurde vom praktischen Dienste dies und jenes vergessen, welche Schäden an der soldatischen Vollkommenheit mit Hilfe von Instructionsbüchern und Rathschlägen jüngerer Officiere bald ausgebessert werden. Der Verkehr mit den Letzteren wird ungezwungener, und dem Fähnrich wird aufgegeben, bei den Officier-Familien Besuche zu machen. Mit schwerem Herzen übernimmt der Jüngling diese neue Pflicht. Solche Visiten sind schrecklich; daher wird sorgfältig die zufällige Abwesenheit einer Familie benutzt, um Karten, mit Krone oder Wappen versiert, abzugeben. Zuweilen streut der tückische Zufall falsche Nachrichten aus, und der Fähnrich wird zu seinem Schrecken angenommen. Die vielleicht nicht viel ältere Frau Lieutenant empfängt ihn mit mütterlicher Freundlichkeit, und die wohlthuende Wärme ihrer Theilnahme thaut den Besuch allmählich auf. Das jüngste Kind des Regiments wird über die Frau Oberst, die Frau Oberstlieutenant, die Frau Major und so fort eingehend belehrt und zum Thee für übermorgen eingeladen. Beim Abschied reicht die Frau Lieutenant ihr weißes Händchen, auf welches ritterlich ein Kuß gedrückt wird.

Auf dem Thee — im Fähnrichsidiom heißt eine solche Gesellschaft bezeichnend der „saure Mops" — lernt der angehende Officier einen Theil der Regiments-Damen kennen. Bescheiden steht er in einer Ecke, besieht sich die Nippsachen, überliest zehnmal und öfter die Büchertitel auf dem Schreibtisch der „Gnädigen Frau" und langweilt sich zum Sterben. Die älteren Officiere spielen Karten, rauchen Cigarren, und ihre Damen unterhalten sich in einem andern Zimmer von der Schlechtigkeit der Dienstboten, über die Marktpreise und die Avancements-Verhältnisse ihrer Männer. Von alledem interessirt den Herrn Fähnrich nichts, außer die öfteren Fragen, wann er Officier werde, und die Erlösungsstunde von dem „sauren Mops". Eine Einladung zu einem „Teller Suppe" bei dem Herrn Oberst ist natürlich Dienst, und kann nicht ausgeschlagen werden. Aus Furcht, die befohlene Zeit zu versäumen, verfrüht sich der Fähnrich, und sein Oberst bemerkt: „Wir

Digitized by Google

wollen hoffen, daß Sie auf dem Schlachtfelde eben so pünktlich sind!" Der Fähnrich hat Unglück, indem er dem kleinen Hündchen der Frau Oberst auf den Schwanz tritt. Das Thier schreit, und ihr Gemahl runzelt die Stirn über den verlegenen Missethäter. Sein Freund, einer der jüngeren Officiere, hält sich auffällig von ihm zurück, wie wenn er fürchtete, der Oberst könnte eine subordinationswidrige Freundschaft mißfällig bemerken. Aerger und Langeweile werden überwunden, denn das Essen ist gut, und der Champagner kalt.

Die Backfisch-Tage eines Mädchens sind das Aufknospen der Jungfräulichkeit, und auf gleicher Entwicklungsstufe steht der Fähnrich. In dem Werden des anbrechenden Tages liegt ein ewiger Reiz, daher jene Zeit der Unschuld und unbefangenen Lebensauffassung süß und unvergeßlich bleibt. In dem Kleiderschrank hängt seit Wochen die funkelnagelneue Officiers-Uniform, und die glänzenden Epaulettes oder Amorshörner werden täglich angesteckt und abgewischt, was stets ein neues Ergötzen verursacht. Mit der Stunde, wo der Fähnrich zum Officier befördert ist, beginnt die Verantwortlichkeit für die Standesehre, denn Schritt und Tritt sind durch Rücksichten auf sie beengt. Dem Fähnrich werden die Fehler jugendlichen Uebermuths leicht verziehen, bei dem Officier heißen sie junkerliche Ausschreitungen, die an den „Pranger der Oeffentlichkeit" zu stellen sind. Der Fähnrich hat um nichts zu sorgen, als um die genaue Befolgung der ihm gewordenen Befehle, während der Officier befiehlt, und sich damit unter Umständen schwer wiegenden Irrthümern und argen Blößen aussetzt. In solcher Unverantwortlichkeit liegt das Glückliche des Fähnrichthums, denn seine Anforderungen an das Leben sind gering, und die Börse gleicht noch keinem Bronnen, der am 15. eines jeden Monats versiegt. Bei Ausbruch eines Krieges rückt der Fähnrich in eine Officiersstelle und wird das jüngste Mitglied des Officier-Corps. Diese Stellung ist bei unrichtigem Tactgefühl nicht ganz leicht, weil Mißhelligkeiten mit den älteren und meist diensterfahrenern Feldwebeln und Wachtmeistern entstehen können.

Der Fähnrich liegt weit zum Fenster hinaus, raucht eine Cigarette und liebäugelt mit der Nachbarin, oder er freut sich an den kräftigen Formen einer Wasser holenden Köchin am Brunnen. Die Regiments-Ordonnanz eilt die Straße herauf, der Fähnrich zieht sich vom Fenster zurück, um durch Verleugnung seiner Anwesenheit einer unbequemen Bestellung zum Dienste zu entgehen. Bevor dieser Entschluß reift, tritt der Abgesandte des Olymps in das Zimmer, einen schriftlichen Befehl mit den Worten überreichend: „Ich gratulire, Herr Lieutenant!"

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Die Vollendung des Kölner Domes soll auf Befehl des Kaisers am 15. October 1880 festlich begangen werden. Man begreift es, daß der Monarch dieses seit Jahrhunderten ersehnte Ereigniß, welches unter seiner Regierung endlich eingetreten ist, durch entsprechenden äußern Glanz hervorzuheben sich angelegen sein läßt, und daß er bei seinem hohen Alter die Feier nicht hinausgeschoben sehen will. Auch kann man die Wahl des Festtages nur aus ganzem Herzen billigen. Sie ist ein Act liebevoller Pietät gegen den verewigten König Friedrich Wilhelm IV., den edlen und hochsinnigen Förderer des großen Werkes. Aber nicht minder begreift man, daß das Deutsche Volk dieser Feier mit gemischten Gefühlen entgegen sieht. Wer in dem Kölner Dom nur einen Triumph des „Deutschen Genius" erblickt, dem kann es freilich einerlei sein, ob die Vollendung des hehren Bauwerks inmitten des „Kulturkampfes" oder zur Zeit des Friedens zwischen Staat und Kirche gefeiert wird. Und wer Kulturpauker ist, der wird sogar eine gewisse schadenfrohe Genugthuung darüber empfinden, daß der zwischen Rom und Berlin entbrannte Streit die kirchlichen Behörden an einem Tage, der für sie von der hervorragendsten Bedeutung ist, in den Hintergrund schiebt. Die Katholiken in Deutschland aber, speciell die in Rheinland und Köln, müssen Angesichts der Festfeier die ganze Bitterkeit, welche der „Kulturkampf" über sie gebracht hat, doppelt fühlen. Denn die Bestimmung des Domes, Kathedrale der Erzdiöcese Köln zu sein, bleibt, allen schwungvollen Phrasen über den „Deutschen Genius" zum Trotz, in erster Linie bestehen, und daß das Fest der Vollendung dieser Kathedrale vor sich geht, während der nach katholischer Auffassung rechtmäßige Oberhirt der Diöcese, durch staatlichen Richterspruch abgesetzt, in der Verbannung weilt, muß bei allen Katholiken die schmerzlichsten Empfindungen hervorrufen. Unser Kaiser ist weit entfernt davon, dies nicht einzusehen. Man spricht von einer allgemein bekannten Sache, wenn man erwähnt, daß der sogenannte Bischofsparagraph in den Entwurf des „neuen Maigesetzes", gemäß ausdrücklicher Veranlassung des Monarchen, und gerade mit Rücksicht auf die bevorstehende Vollendung des Kölner Domes, aufgenommen worden war. Aus demselben Grunde richteten aber auch die Kulturpauker im Abgeordnetenhause ihre Angriffe vorzugsweise gegen den Erzbischof Dr. Paulus Melchers. Sie thaten das nicht etwa, um dem Kaiser die Freude am Dombaufeste zu verderben; ihre „Loyalität" befaßt sich überhaupt nicht mit derartigen Erwägungen. Nein, sie widersetzten sich principiell der Rückkehr der Bischöfe, und da sie einsahen, daß Gefahr vorhanden war, der in die Hallen des vollendeten Domes einziehende Kölner Erzbischof werde die andern „abgesetzten" Bischöfe zur Erhöhung der Festesfreude

Digitized by Google

um ihre Begleitung ersuchen, so lag ihnen vor Allem daran, den Nachweis zu liefern, daß der Begnadigung des Kölner Diöcesanoberhirten ganz besondere Schwierigkeiten entgegenständen. Die dahin zielenden Reden der Herren von Bennigsen und von Zedlitz sind ja noch in frischer Erinnerung. Der Bischofsparagraph fiel — und als am 14. August dieses Jahres der Schlußstein auf die Kreuzblume des südlichen Domthurmes gesetzt wurde, da drang die Kunde von diesem seit 632 Jahren geplanten Begebnisse erst ins Land, nachdem es sich in aller Stille vollzogen hatte. Ohne Sang und Klang war das Riesenwerk vollendet, waren die höchsten Thürme der Welt bekrönt, war die Erwartung so vieler Generationen erfüllt worden. Dieser Thatsache gegenüber erscheint es im Grunde genommen fast gleichgültig, ob und in welcher Form nachträglich eine „Vollendungsfeier" abgehalten wird, und somit kann Jeder sich die Feier am 15. October zurechtlegen, wie es seiner Stimmung am meisten entspricht. Wir möchten in derselben nur einen Ehrentag im Leben des Kaisers, und einen weihevollen Gedenktag an seinen Vorgänger und Bruder sehen. In beiden Beziehungen ist das Fest, wie wir schon Eingangs bemerkten, vollkommen gerechtfertigt. Mit dieser Auffassung könnte sich auch die katholische Bevölkerung einverstanden erklären, und in dieser Gesinnung sollte sie sich an dem Feste betheiligen, abgesehen davon, daß sie durch ihr Fernbleiben, zu dem sie entschlossen zu sein scheint, die dem Katholicismus abgeneigten Elemente zu um so rücksichtsloserem Vorgehen ermuthigt. Mit der wirklichen und endgültigen Vollendung des Domes hat es nämlich noch gute Wege. Wer sich davon die richtige Einsicht verschaffen will, der steige in den mächtigen, die beiden Thürme umhüllenden und verbindenden Gerüsten empor. Er beschaue diesen 300 Fuß hohen Bau von dicken Balken, der in seinem künstlichen Gefüge fast ebenso sehr ein Meisterwerk des Zimmermanns darstellt, wie die Thürme die großartigste Leistung des Architekten und Steinmetzen sind. Dann wird er sich sagen müssen, daß es noch einer langen und schwierigen Arbeit bedarf, bis diese Gerüste abgetragen werden, um den freien Anblick der Thürme zu gestatten. Zugleich wird diese Besichtigung ihm klar machen, daß, wie es anders gar nicht sein kann, die eigentlichen Tragebalken der verschiedenen Gerüst-Etagen in dem Steinwerk der Thürme und Helme ruhen, und daß eine Masse mächtiger Versatzstücke in dem Maße, wie die Gerüste abgebaut werden, die Lücken auszufüllen hat, welche für das Balkenwerk freigelassen werden mußten. Sachverständige behaupten, daß diese Arbeit noch anderthalb bis zwei Jahre erheischt. Das muß auch dem Laien plausibel werden, wenn er beim Besteigen der Thürme in die überwältigende Großartigkeit dieses unvergleichlichen Werkes eindringt. Bis zu den Kreuzblumen kann man auf den Gerüsten mittelst bequemer und gegen jeden Unfall möglichst gesicherter Treppen vordringen. Bei jedem Schritt, den man zur Höhe thut, enthüllen sich neue Schönheiten, offenbart sich die Genialität, die in der Bewältigung solcher Massen die vollendetste Harmonie zu wahren verstand, und oben bei den Kreuzblumen angelangt, breitet sich vor dem Beschauer ein Panorama aus, dessen Großartigkeit seines Gleichen auf der Welt suchen dürfte. In meilenweitem Umkreise übersieht man die Gegend, die wie eine riesige Reliefkarte ausgebreitet liegt; in mächtig geschwungenen Bogen durchzieht der Rhein die lachende Flur, das thürmereiche Kölln erscheint wie zierliches Schnitzwerk, und selbst der unmittelbar zu Füßen liegende Dom schrumpft zu Dimensionen zusammen, die kaum noch an die gigantischen Verhältnisse erinnern, welche dieser wunderbare Tempel zeigt, wenn man ihn von unten her betrachtet. Dann versteht man es, weshalb die obersten Krabben der Kreuzblumen eine Ausladung von sechs Fuß besitzen müssen, daß der die Blumen abschließende Knauf vier Fuß im Durchmesser halten muß, um eine im Verhältniß stehende Bekrönung der 500 Fuß hohen Thurmkolosse zu bilden. Aber, wie gesagt, es wird noch einige Zeit dauern, bis das ganze Werk vollendet und frei dasteht. Auch an den unteren

Digitized by Google

Etagen des Südthurmes, der bekanntlich Jahrhunderte lang den Domkrahnen, das alte Wahrzeichen Kölns, getragen hat, ist noch Vieles zu thun. Gewaltige Reparaturen sind erforderlich, um seine, an manchen Stellen ruinenhafte Beschaffenheit mit dem Uebrigen in Einklang zu setzen. Augenblicklich steht der Thurm fast bis zur Höhe des Spitzgiebels über dem Hauptportal mit Bretterverschalungen und Gestängen umgeben, hinter und auf welchen die Steinmetzen an den erforderlichen Ausbesserungen arbeiten. Mag man daher am 15. October das denkwürdige Ereigniß der Aufrichtung der Kreuzblumen, und damit gleichsam die symbolische Vollendung des Riesenwerkes unter der Herrschaft Kaiser Wilhelm I. festlich begehen. Bis die wirkliche Vollendung dereinst gefeiert werden kann, ist der Friede zwischen Staat und Kirche hoffentlich wieder hergestellt, und das alsdann zu begehende Fest wird, so Gott will, der Gesinnung Ausdruck geben, die Friedrich Wilhelm IV. bei der Grundsteinlegung zum Fortbau des Domes am 4. September 1842 in seiner unvergleichlich schönen Rede bekundete. Möge dann ein Fest gefeiert werden, das zugleich Zeugniß ablegt von der Einigkeit Deutscher Fürsten und Völker, von dem Brudersinn der beiden christlichen Kirchen, von dem Geiste Deutscher Einigkeit und Kraft!

Die „Neue Partei". — Was die bereits vor zwei Jahren, im Juli 1878 erschienene, in 9. Auflage vorliegende Brochüre „Der Bankerott des Nationalliberalismus" von Otto Glagau ankündigte, ist inzwischen längst eine allgemein anerkannte Thatsache geworden. Die nationalliberale Partei war so recht eine Partei von Bismarck's Gnaden, und sie ging aus dem Leim, sobald der Herr und Meister ihr den Rücken zu kehren begann. Seit 14 Jahren lebte sie hauptsächlich von Compromissen, und die Compromisse brachten sie schließlich um's Leben. Der neue Zolltarif und die Steuer-Reform wurden ihr die Nägel zum Sarge, und sie starb, wie Herr von Schorlemer ihr prophezeite, am „Kulturkampf". Die Abstimmung in Sachen des „neuen Maigesetzes" gab ihr den Todesstoß. Ein sinkendes Schiff verlassen die Ratten, und so verließ auch Herr Lasker im März 1880 die nationalliberale Partei, deren „Gewissen" er gewesen war, wie die Jüdische Presse vermerkte. Zwei Seelen und ein Ueberfluß von Gedanken, zwei Herzen und ein fieberhafter Puls kennzeichneten von jeher die nationalliberale Partei, dieses Ragout von Doctrinären, Kreisrichtern und Börsen-Verwandten. Neben einem Dutzend von Führern gab es zwei Ober-Führer, Bennigsen und Lasker, welche den rechten und beziehungsweise linken Flügel der Partei commandirten, und mausgesetzt, heimlich und offen mit einander um die Herrschaft stritten. Lasker „spuckte Bennigsen in die Suppe", als dieser 1877 Weihnachten in Varzin feierte und gerade daran war, in die wachend und träumend vor seinen Augen schwebende Minister-Uniform zu fahren. Zum Dank dafür drängelte Bennigsen seinen Herzensfreund Lasker aus der Fraction hinaus, und dieser ging nicht ungern, da er seit Jahr und Tag völlig unter's alte Eisen gerathen war, und in seinem Austritt das einzige Mittel sah, sich wieder etwas aufzufrischen. Fast ein halb Jahr stand Lasker draußen allein, und wartete vor der Thür, daß noch Andere ihm nachfolgen sollten. Endlich brachte die Berliner „National-Zeitung" am 31. August 1880 die Erklärung von 28 Abgeordneten, welche gleichfalls ihren Austritt aus der nationalliberalen Partei kund gaben. Unter ihnen sind drei Semiten, nämlich Bamberger, Lipke und Alexander Meyer, und 11 Börsen-Verwandte. Obenan steht Bamberger, der geniale Gründer der Deutschen Bank, dann folgen: Beisert, Syndikus der Berliner Börse; Braun-Wiesbaden, vielfacher Gründer und Aufsichtsrath; Georg von Bunsen, bei drei Gründungen betheiligt; Kieschke, mehrfacher Gründer und Aufsichtsrath, und von einem Mann, der ihn für seine großen Verluste verantwortlich machte, vor der Thür des Abgeordnetenhauses öffentlich be-

Digitized by Google

schimpft; Lipke, langjähriger Liquidator der famosen Genfer Creditbank; Alexander Meyer, Handelskammer-Secretär, General-Secretär des Deutschen Handelstages, Börsen-Redacteur der von Jachmann, Schweder und Wehrenpfennig gegründeten „Spener'schen Zeitung", und jetzt Mitredacteur der „Nationalzeitung"; Pflüger, bei vier Actiengesellschaften betheiligt; Schlutow, mehrfacher Aufsichtsrath; Freiherr von Stauffenberg, Aufsichtsrath der Süddeutschen Boden-Creditbank; Witte, Aufsichtsrath der Rostocker Schiff- und Maschinenbau-Gesellschaft, traurigen Angedenkens. In dieser Gruppe würde aber auch noch zu rechnen sein: Rickert, zuerst Setzer, dann Corrector, dann Redacteur, dann Besitzer der börsenliberalen „Danziger Zeitung", welche sich um die Danziger Gründungen so sehr verdient gemacht hat. Rickert wurde auch Stadtrath und schließlich sogar Landesdirector der Provinz Preußen. Von den sonstigen „Secessionisten" sind die namhaftesten: von Forckenbeck, der Stifter der „Zoologischen Liberalen", und Thilenius, neben Löwe-Calbe der Erfinder des Impfzwanges. Der Rest besteht aus ziemlich unbekannten Leuten und stillen Musikanten, wie Landrath Baumbach in Meiningen, dem Special-Collegen Lasker's, Gutsbesitzer Drawe in Westpreußen, Gutsbesitzer von Hönika in Schlesien, Seminardirector Platen in Ostpreußen, Bürgermeister Jegel in Mittelfranken, Rentier Knoch in Rudolstadt, Bürgermeister a. D. Sachse in Neuhaldensleben, Pastor Seyffarth in Liegnitz, Oberamtmann Struve in Berlin, Amtsrichter Trantmann in Stadtfurt, Gutsbesitzer Vollerthun in Westpreußen und Gutsbesitzer Weißermel in Ostpreußen. Zu den „Secessionisten" gehören auch die beiden Brutusse des Lauenburger Ländchens: Postmeister Berling, der Vertreter im Abgeordnetenhause, und Gutspächter Westphal, der im Reichstag sitzt und ein Freund von Hammacher ist. Diese beiden Herren gestatten sich, zu ihrem mächtigen Nachbarn, dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh, in offene Opposition zu treten.

Aber nie und nimmer hat man etwas Nichtssagenderes gelesen als die Austritts-Erklärung der 28 „Secessionisten"! Sie ist ungesalzen und ungeschmalzen, eigentlich inhaltslos und trotzdem jammerhaft. Am 8. September constituirten sich die Sonderbündler, die inzwischen sich noch um ein halb Dutzend vermehrt haben sollen, bei verschlossenen Thüren in der Wohnung des Ex-Liquidators Lipke zu Berlin. Natürlich war Lasker sofort wieder obenauf. Er kletterte auf den Ofentritt, und entschädigte sich für seine lange unfreiwillige Enthaltsamkeit durch eine unendliche Rede. Er redete immer wieder und ließ, wie gewöhnlich, kaum einen Andern zu Wort kommen; endlich wurden die Verschworenen hungrig, liefen nach einem Restaurant Unter den Linden, und speisten hier gemeinsam zu Mittag; aber Lasker war ihnen nachgeeilt, und während sie aßen und tranken, hielt er Tischreden. Im Uebrigen war die constituirende Versammlung so resultatlos geblieben, daß die junge Fraction nicht einmal für sich einen Namen finden, resp. sich über einen solchen einigen konnte; in ihrer Verlegenheit behilft sie sich einstweilen mit dem Namen, den ihr die Presse gegeben, und resignirt läßt sie sich die „Neue Partei" nennen. Ohne die Presse würde sich keine Seele um die „Neue Partei" gekümmert, kein Hahn nach ihr gekräht haben. Die officiösen Blätter nahmen sie als eine persönliche Beleidigung und überschütten sie täglich mit einem Kreuzfeuer, wodurch die „Neue Partei" natürlich erst eine Bedeutung erhält. Auch die conservativen und freiconservativen Zeitungen bezeugen ihr Abneigung, wogegen die fortschrittlichen Blätter sie mit Wohlwollen begrüßen und ihr die offenen Arme von Eugen Richter und Ludwig Löwe weisen. Am geschentesten benimmt sich die katholische Presse; sie erklärte, daß ihr die „Neue Partei" durchaus gleichgültig sei, und mißt ihr überhaupt keine Bedeutung zu. Das Organ der „Neuen Partei" ist Lasker's alte Flamme, die „Nationalzeitung", die neuerdings auch in Christenthum macht, und seitdem sie von dem Onkel Wolff auf den Neffen Salomon übergegangen ist, an jedem Sonnabend den „Kirchenzettel für Berlin"

Digitized by Google

bringt. Doch ist nur ihr Mitredacteur Alexander Meyer der „Neuen Partei“ beigetreten, während der Chef-Redacteur Dernburg, obwohl nationalliberales Mitglied des Reichstags, sich zurückhält, die Miene olympischer Neutralität annimmt, und der alten wie der neuen Fraction gute Lehren giebt. Das „Geschäft“ soll es eben mit keiner von beiden verderben. — Das leitende Organ des rechten Flügels der Nationalliberalen, das Leibblatt von Bennigsen, ist der „Hannover'scher Courier“, welcher Zorn und Haß gegen die „Neue Partei“ schnaubt, und schon vor Constituirung derselben heftig dagegen ankämpfte, daß man Lasker in Magdeburg als Candidaten für das Abgeordnetenhaus aufstelle. Zwar sind unter der Fahne des Gründers Bennigsen auch Semiten und Börsen-Verwandte versammelt, aber der Trommel Lasker's folgt doch in der Hauptsache die Judenschaft und das Manchesterthum, und als eigentliche Vertreterin derselben kann daher die „Neue Partei“ gelten.

Zur geneigten Beachtung.

Mit dem gegenwärtigen (18.) Heft schließt das III. Quartal des „Kulturkämpfer“. Es wird gebeten, das Abonnement bei der betreffenden Buchhandlung oder Postanstalt noch vor dem 1. October zu erneuern, damit in der Zusendung der Zeitschrift keine Unterbrechung eintrete.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, **Berlin W., Schwerin-Straße 21**, richten.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die **Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31**, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Druck von Ihring & Fahrenholz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 19.

1. October 1880.

Von der „königlichen Kunst".

Von der „königlichen Kunst" darf nicht geschwiegen werden in einer Zeitschrift, die sich eine unbefangene Würdigung aller maßgebenden Factoren unseres öffentlichen Lebens zur Aufgabe gesetzt hat. Freilich sind die Freimaurer in neuerer Zeit sehr verwöhnt. Während früher von kirchlicher und staatlicher Seite Verbote und Unterdrückungs-Maßregeln gegen den Orden so ziemlich die Regel bildeten, ist er heute fast überall zugelassen und sanctionirt, übt er nicht nur den weitgehendsten politischen Einfluß, sondern in ähnlicher Weise, wie die Juden nahe daran sind, eine „Christenfrage" aufzustellen, beanspruchen auch die Freimaurer geradezu, ein unantastbares Etwas zu sein, um welches sich die „profane" Menschheit überhaupt nicht zu kümmern habe. Wenn in unseren kritischen Zeitläuften die Könige nach dem Rechtstitel ihrer Kronen gefragt werden; wenn Gott selbst sich menschliche „Beweise" seiner Existenz oder Nicht-Existenz gefallen lassen muß, so findet man das ganz in der Ordnung. Für die Frage dagegen: wie denn ein völlig organisirter Staat im Staate überhaupt zu dulden sei, ein Geheimbund, der nachweislich bereits in den verschiedensten Ländern der Träger politisch-revolutionärer Bewegungen gewesen ist — für eine Erörterung dieser und ähnlicher Fragen ist kein Raum in unserer öffentlichen Discussion. Auf zweifachem Grunde beruht das übliche Schweigen über die Freimaurerei. Bei den Meisten, so namentlich bei dem Gros der „liberalen" Presse, ergiebt es sich einfach aus der Zugehörigkeit oder Abhängigkeit von den Logen. Von allen Angriffen wird möglichst wenig Notiz genommen; wo aber hin und wieder eine Entgegnung unvermeidlich ist, wird die Sache in einer Weise abgethan, die lebhaft an die von Lasker, Bamberger, Miquel, Hammacher, Wehrenpfennig ꝛc. ꝛc. erfundene „Verleumdungs-Aera" erinnert, welche bekanntlich der Gründerperiode folgte. Ein nichtssagendes Hin- und Her-Gerede, nicht unzutreffend auch „Gemauschel" genannt, muß in Abwesenheit aller stichhaltigen Gegengründe dazu dienen, das Publicum zu täuschen und womöglich demselben die Meinung beizubringen, daß der Angreifer von den ebenso erhabenen als mysteriösen Zwecken des Bundes gar nichts wisse. Die zweite, freilich sehr viel kleinere Gemeinde,

Digitized by Google

welche über den Bund reden könnte und gern reden möchte, aber es dennoch meistens vorzieht, zu schweigen, ist die der positiv kirchlich gesinnten, evangelischen Conservativen. Wir erhärten diese Thatsache, ohne die offenkundigen Gründe derselben einer Erörterung zu unterziehen. Es bleibt mithin im Wesentlichen nur das Centrum und die katholische Presse übrig, welche in Deutschland fortgesetzt das Treiben und Wirken der Freimaurer an ein den Lichtfreunden nicht eben erwünschtes „Licht" zu ziehen bemüht sind.

Eine sichere Beurtheilung des Ordens ist deshalb nicht ganz leicht, weil es irgend eine officielle und dabei zutreffende Feststellung des Begriffs „Freimaurerei" überhaupt nicht giebt, und weil die Logen sich hüten werden, jemals eine solche zu veröffentlichen. Auf den neueren Großlogen-Tagen hat man sich allerdings über gewisse Redensarten von „Selbstveredlung" wieder geeinigt; doch Meinungsverschiedenheiten und vielfach große Unkenntniß der Brüder selbst, tragen dazu bei, die Situation zu verwirren. Ueber das mangelnde Fassungsvermögen ihrer Freunde klagten von jeher geistreiche Maurer. Man lese z. B. die neulich erschienenen Memoiren des Bruders Trentowski; man höre darüber Lessing. „Es soll mich verlangen, ob es am Ende doch auch nur Einer verstehen wird" — schrieb dieser an Matthias Claudius, als sein „Ernst und Falk" in Hamburg bei den Brüdern der „stricten Observanz" umlief. Nicht umsonst hatte er die Form des Gesprächs gewählt, um das überaus vielseitige Wesen der Freimaurerei in der genannten reizenden Satire erschöpfend darzustellen. Eine weitere Schwierigkeit für eine maßgebende Kritik liegt darin, daß unter den zahlreichen Seiten des Logenwesens eine religiös-philosophische und eine politische besonders hervortreten, daß aber nur die erstere grundsätzlich und officiell zugestanden, die letztere dagegen meistens geleugnet wird. Und doch schwillt auch in Deutschland die Bewegung immer mehr an, welche geradezu verlangt, daß die Logen sich als politische Vereine aufthun sollen. So hat man sich mit den Belgischen Logen, die zeitweilig wegen ihres politischen Treibens in Verruf erklärt waren, längst wieder ausgesöhnt, und selbst der Großlogen-Tag ist der amtlichen Veröffentlichung von politischen Schlagworten keineswegs abgeneigt. Indeß ist man einstweilen noch verpflichtet, den Glauben festzuhalten, daß z. B. der Meister vom Stuhl Bluntschli, der Protestantenvereinler Bluntschli und der „liberale" Professor und Kammerredner Bluntschli drei grundverschiedene Personen sind. Ja, die Logen renommiren ganz offen mit dem feinen Unterschiede, der darin bestehen soll, ob man eine Logen-Idee als Freimaurer oder als Privatperson verbreite. Genannter Bruder Bluntschli sagt selbst in einem aus dem „Orient Heidelberg" vom 26. April 1873 datirten Erlaß (vollständig abgedruckt bei Pachtler „Der Götze der Humanität." Freiburg, Herder 1875), in welchem er den einstimmigen Antrag der Freiburger Loge ablehnt, der dahin ging: die politische Action der Freimaurer in Deutschland einheitlich zu organisiren, und ihn (Bluntschli) als „Moltke für die Armee der Deutschen Logen" an die Spitze derselben zu stellen — das Folgende: Es müßten die Logen „die äußerlichen Thaten" in der Regel den einzelnen Brüdern überlassen „und sich als Logen nicht an den politischen und kirchlichen Parteikämpfen handelnd betheiligen, sondern

Digitized by Google

nur insofern öffentlich äußern und nach außen handeln, als sie die fruchtbaren Ideen ausstreuen und die humanen Principien bekennen, welche den geistigen Schatz ihres Tempels bilden“. Weiter heißt es: „Innerhalb dieser Schranken ist die Freimaurerei unüberwindlich.“ — Das ist, von der gewohnheitsmäßigen Uebertreibung abgesehen, richtig. Die Logen riskiren nichts, wenn sie lediglich „alljährlich bestimmte zeitgemäße Lebensfragen 'formuliren“, das Gros der Brüder auf diese Schlagworte drillen, sich selbst aber in das Halbdunkel des maurerischen „Lichts“ zurückziehen. Man hat sich daher ebenso vor einer Ueberschätzung wie vor einer Unterschätzung der Loge zu hüten. Daß Tausende von gutmüthigen und wohlwollenden Brüdern die Zersetzung auf politischem und kirchlichem Gebiet, welche der Orden thatsächlich betreibt, nicht beabsichtigen, ja nicht einmal ahnen, geben wir gern zu. Wir glauben sogar, daß die große Mehrzahl der Freimaurer aus ehrenhaften Männern besteht, die von der besten Absicht, von sittlichem menschenfreundlichem Streben geleitet werden, und dieses Streben in der Ordensgemeinschaft zu erreichen und zu bethätigen wähnen. Aber sie bilden eben den Haufen, die Heerde, die von den Führern geleitet und mißleitet wird. Früher war diese Heerfolge, die man im Orden den „unbekannten Oberen“ zu leisten hatte, förmlich organisirt; heute ist die Form beseitigt, aber die Sache besteht nach wie vor.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, das Wesen, die Gebräuche und die Geschichte der Freimaurerei ausführlich zu erörtern. Nur soviel mag über diese Dinge vorangeschickt werden, um auch Uneingeweihten das Verständniß der nachfolgenden Kritik zu erleichtern. Die Freimaurerei, mit einem prunkenden, wennschon sinnlosen Wort, auch „königliche Kunst“ genannt, ist eine Verbrüderung von Leuten aller Stände, Nationen und Religionen, deren Ursprung nicht etwa, wie der Orden lehrt, bis auf das graue Alterthum zurückführt, sondern welche erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts entstanden ist oder erfunden wurde, die humanitären Ideen dieser Epoche in sich aufgenommen hat, und im Leben zu verwirklichen strebt. Ein allgemeiner Menschheitsbund auf solcher Grundlage ist ihr letztes Ideal, dem man bisher freilich wenig näher gekommen ist, und das man durch Gründung von Clubs, in denen Geburts- und Geld-Aristokratie, dazu Beamtenthum, ihr Wesen treiben, schwerlich jemals erreichen wird. Die Mitglieder nennen sich Brüder und tragen unter einander eine süßliche Herzlichkeit zur Schau; die Zusammenkünfte heißen Logen; in denselben wird die Zeit theils mit willkürlich erfundenen Ceremonien, theils mit Leerung wohlbesetzter Schüsseln und wohlgefüllter Flaschen vertrieben. Im Gegensatz zur „profanen“ Mitwelt, und im offenbaren Hinblick auf das erstrebte reine Menschheits-Ideal, wird in den Logen auch das Essen „Arbeit“ genannt, und diese „Arbeit“ mit großem Fleiß und hoher Feierlichkeit betrieben. Die Flaschen heißen bei solchem Brudermahl „Pulverfässer“, der Wein „Pulver“, die Gläser „Kanonen“, die Toaste „Feuer“, und so fort in artilleristischer Symbolik das ganze Tafelgeschirr hindurch. Ein fernerer Unterschied der Logen von „profanen“ Zusammenkünften ist der Umstand, daß alle Brüder sich verkleiden, und daß in jedem Stück der maurerischen Garderobe eine tiefe Symbolik liegt. Der Hut, den Alle aufsetzen, ist ein Bild der Gleichheit, der weiße Schurz, den Alle vorbinden, ein Bild der Herzens-

Digitized by Google

reinheit u. s. w. Irgend ein Geheimniß, um das gleich vorweg zu schicken, hat die Freimaurerei niemals besessen; wenn man nicht die fast 200 Jahre lang an den Tag gelegte Fertigkeit, den großen Haufen zu täuschen, als solches gelten lassen will. Geheimnißkrämerei dagegen über völlig nichtige Dinge ist ohne ersichtlichen Zweck stets geübt worden. Zu den nichtigen Dingen zählen wir besonders alle Ceremonien, welche theils in Aufnahme von „Lehrlingen", oder in Beförderung von Lehrlingen zu „Gesellen", oder dieser zu „Meistern" bestehen, theils in Verlesung maurerischer Constitutions-(Pflichten)-Bücher, freier Abhandlungen des Bruder Redners, Trauerlogen um Verstorbene, die „in den ewigen Osten eingegangen sind", oder gar in Gebeten zum a. B. d. W., dem allmächtigen Baumeister der Welten. Letzterer Herr ist neben den beiden Johannes, dem Täufer und dem Apostel, der specielle Schutzpatron aller Maurer. Die Ceremonien sind in gewisse Systeme gebracht, welche man Riten nennt. Es giebt einen Schwedischen Ritus, einen Schottischen mit 33 Graden, einen Aegyptischen mit 90 Graden u. a. m. Die Aufnahme des „Lehrlings" — wie alle Gebräuche, nach den verschiedenen Systemen auch sehr verschieden gefeiert — besteht doch im Wesentlichen darin, daß man den Neuling entkleidet, sonderlich ihn Schmuck, Geld und Waffen ablegen läßt, zum Zeichen, daß er Reichthum, Ehre und Macht im Orden nicht suche. Dann muß er allerlei Verhöre bestehen, seinen Muth abenteuerlichen Proben unterziehen, einen Beitrag für die Logenkasse zeichnen, und schließlich einen mehr oder minder fürchterlichen Eid ablegen. Wenn endlich im Tempel von den Augen des Knieenden die Binde fällt, und er auf des Meisters Ruf das maurerische Licht erblickt, so sind die Degen aller anwesenden Brüder auf ihn gezückt, und mit dumpfer Einstimmigkeit wird ihm zugerufen: „Gott strafe den Verräther!" Dieser liebevollen Begrüßung folgt eine Umarmung abseiten des Meisters, dreifacher Bruderkuß und Ueberreichung von zwei Paar Handschuhen — eins für Damen! Sehr viel abenteuerlicher ist noch die Aufnahme des „Meisters". Hier ist die Geschichte von Hiram, dem Baumeister Salomo's zu einem umständlichen Ceremoniell verarbeitet. Der Aufzunehmende wird geschlagen, wie Hiram geschlagen wurde, stirbt und wird in einen Sarg gepackt. Die Leiche wird als verloren beklagt, schließlich aber an einem über derselben angebrachten Akazienzweige wiedergefunden, und dann mit dem Zauberworte „Mac-Benac!" (Hebräisch: Mac Ben Akah — Es fault der Sohn des Jammers) zum Leben erweckt. Noch toller geht es bei einigen „Hochgraden" her, wie denn z. B. der 18. Schottengrad eine parodirte christliche Abendmahlsfeier ist. Die Gläser sind nicht mehr „Kanonen", sondern „Kelche", und das Brod wird als „Brod des Elends" gespendet, welches man heute noch in Knechtschaft und zu Babel esse, übers Jahr aber in Freiheit und in Jerusalem genießen werde — eine Allegorie, die jeder sich selbst deuten mag. Früher mehr noch als jetzt fand bei Aufnahme in jeden neuen Grad eine entsetzliche Schwörerei statt. Ganz beseitigt ist dies Unwesen noch immer nicht.

Aus der Geschichte des Ordens ist zunächst hervorzuheben, daß sich die Freimaurerlogen mit ihren weitaussehenden Zielen aus wirklichen werkmaurerischen Baulogen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in England entwickelt haben. Lessing

Digitized by Google

durfte ohne Widerspruch behaupten, daß das Wort „Freimaurer“ in keiner einzigen Urkunde des 17. Jahrhunderts vorkomme. Das Wesen des Ordens ist, wie schon erwähnt, der humanitäre Ideenkreis des 18. Jahrhunderts, wie er zuerst im Englischen Deismus greifbare Gestalt gewann. Aus dem Deismus, dem Vernunftglauben oder Freidenkerthum, ist denn auch die Maurerei hervorgegangen. Von England verbreitete sich das Logenwesen schnell nach Frankreich, Holland, Amerika und auch nach Deutschland. Hier that sich die erste Loge 1733 in Hamburg auf, doch trat ein eigentlicher Aufschwung erst ein, als König Friedrich II. von Preußen sich dem Logenwesen zeitweilig zuwandte. (Wir sagen „zeitweilig“, denn in späteren Jahren wurde ihm gründlich bange vor den Geistern, die er gerufen.) Nun verbreitete sich schnell ein Netz von Logen über ganz Deutschland, denen ohne Weiteres alle „aufgeklärten“ Leute zufielen. Die Blüthezeit der Logen und die Blüthe des Rationalismus in den beiden großen christlichen Kirchen fallen durchaus zusammen. Uebrigens hinderte alle Aufklärerei die Logen nicht, sich zum Tummelplatz für alle nur denkbaren Schwindler jener Zeit herzugeben; für Goldmacher, Zauberer, Geisterbeschwörer u. s. w. In seinem Fach war unter diesen der bedeutendste Cagliostro. Ferner beschäftigte man sich mit Erfindung von Ritualen, „Constitutionen“ und Aeußerlichkeiten aller Art, verquickte priesterlich-hierarchische Anklänge mit Ritterwesen und Zunftwesen zu jenen unverständlichen Gebräuchen, deren Hauptreiz in ihrer vollendeten Sinnlosigkeit zu liegen scheint. Zahllose Reformversuche auf eigens dazu berufenen Congressen (so in Wilhelmsbad) förderten wenig Gescheutes zu Tage. Schlimmer als diese verhältnißmäßig harmlosen Sachen war die politische Wirksamkeit des Ordens. In Deutschland, namentlich in Norddeutschland, war man zwar loyaler als anderswo; wollte es wenigstens sein. Aber dennoch geschah es, daß eine Art Jacobinischer Verschwörung, der Illuminaten-Orden des Professors Weishaupt in Ingolstadt auch die Deutschen Logen zu seinen Zwecken ausnutzte, und daß namentlich in den höheren Graden sich der Jacobinismus verbreitete. Zum Glück brachten die Gräuel der Französischen Revolution (deren sämmtliche Koryphäen Freimaurer waren) etwas Ernüchterung in die schwärmenden Geister, und das Verbot des Ordens in Rußland und Oesterreich fügte einen heilsamen Schrecken hinzu. Die Feldzüge Napoleons, der beiläufig das Logenthum „un grand rien“ genannt haben soll, und die Freiheitskriege brachten etwas Störung. Nach hergestelltem Frieden jedoch begann überall die Minir-Arbeit mit erneuten Kräften.

Wir sehen heute von der politischen „Arbeit“ der Logen ab, und betrachten zunächst die religiös-philosophische Seite der Freimaurerei. Dem religiösen Erbauungs-Bedürfniß des Menschen kommen sehr entgegen die feierlichen Logen, die meist im erleuchteten „Tempel“ stattfinden, und durch die vorhin erwähnten Gebräuche wie auch durch Gesang und Musik auf das Gemüth zu wirken suchen. Der Loge fehlt es weiterhin weder an Ethik (Sittenlehre) noch an Dogmatik (Glaubenslehre); als codificirte Sittenlehre ist vor allem das Anderson'sche Constitutions-Buch zu nennen, 1723 von einem Englischen Geistlichen verfaßt. Dasselbe ist heute noch im Bunde maßgebend und erfreut sich des größten Ansehens; es enthält meist christliche Anklänge, aber doch auch schon Duldsamkeit gegen recht bedenkliche Sachen.

Digitized by Google

Den dogmatischen Hintergrund dieses Buches bildet der Deismus, die Idee einer Noachitischen Universalreligion. Diese Richtung ist nun, und zwar nicht zu ihrem Vortheil, weiter entwickelt worden in den zahllosen Werken, welche freimaurerische Philosophie und Philosophie der Freimaurerei behandeln. Trotz derselben weiß auch heute noch Niemand zu sagen, was denn eigentlich unter dem aprioristisch (von vorn herein) gebrauchten Worte „sittlich" zu verstehen sei. Zur näheren Deutung wird wol in ähnlicher Weise, wie bei dem katholischen Traditions-Begriff (quod semper, ubique et ab omnibus creditum est — was immer, überall und von Allen geglaubt worden ist) auf die Uebereinstimmung der weisen Männer aller Zeiten und aller Religionen hingewiesen; unbekümmert darum, daß solche Uebereinstimmung in den wichtigsten Dingen, z. B. über die Ehe, nirgends besteht und bestanden hat, während doch mit der christlichen Ehe alle wahre Kultur und Civilisation steht und fällt. Eine sittengesetzliche Trias (Dreiheit) der Maurerei ist nun freilich die, daß den Brüdern „Selbstveredlung", Nächstenliebe, Gottesfurcht ans Herz gelegt wird. Aber leider wird diese, dem Ideenschatz des Christenthums entnommene Trias durchaus naturalistisch verstanden, darf wenigstens so verstanden werden, und das wahre Sittengesetz der Loge ist denn auch in der Praxis der einfache Naturalismus. Wird das nicht offen bekannt, so können wir es doch mit ungezählten Namen materialistischer Logenbrüder (Voltaire, Proudhon, Renan, Pyat; Strauß, Häckel, Moleschott, Holtzendorff u. s. w.), ferner mit massenhaft uns vorliegenden Logenreden, Auszügen aus Freimaurerblättern ꝛc., und endlich nicht minder mit allerlei freimaurerischer Symbolik belegen. Mit der ersten Trias des „Dreimaldrei": Weisheit, Schönheit und Stärke, wird z. B. ein wahrer Götzendienst getrieben. Nicht unmaurerisch zeterte der Semitische Bruder Polak in der Loge zu Antwerpen gegen die „düstere" Sittenlehre des Christenthums, das dem Menschen Genüsse versagen wolle, zu denen ihn die Natur bestimmt habe. Und Bruder Amelung in Jena erklärt mit gleichem Rechte: „Das Sittlichgute ist das Reinmenschliche." Gar wird in einer der neuesten Nummern der „Bauhütte" („Organ für die Gesammt-Interessen der Freimaurerei") von einem „Bruder" eine „vereinfachte Sittlichkeit" empfohlen. Dieselbe soll „duldsam" sein „in Liebesangelegenheiten zwischen Unverheiratheten, wenn dabei Niemand vergewaltigt oder überlistet wird, und Beide ihre natürliche Pflicht gegen die Sprößlinge erfüllen." — „Die Hingabe an den Lebensgenuß gilt an sich nicht für tadelnswerth, sondern erst die sinnlose Ausschreitung oder zu rasche Wiederholung, ohne Einhaltung der gewöhnlichen Zwischenzeit." — Daß diese Art von „Sittlichkeit", die grundsätzliche Billigung der Hurerei, gegen die christliche Sittlichkeit gehalten, erheblich „vereinfacht" ist, wird Niemand leugnen. Die Redaction hat gegen die neue Lehre denn auch kein Wort der Mißbilligung. — Ja, es ist das Pech der Freimaurerei, daß von Allem, was der humanitäre Ideenring des vorigen Jahrhunderts gedacht und gewollt hat, das Gegentheil eingetreten ist. Aber die „gerechten und vollkommenen" Logen erbauen sich heute noch in seliger Verklärung an denselben Phrasen, vor denen schon Lessing Reißaus nahm. Die Freimaurer lieben es, Lessing als den Ihrigen zu reclamiren. Er hat jedoch sehr bald die Sache so satt bekommen, daß er nie wieder eine Loge besuchte.

Digitized by Google

Der dogmatische Kern der Freimaurerei war ursprünglich der Deismus, der in durchaus erklärlicher Weise sich entwickelte. Denn die christliche Kirche war zur Haderanstalt über dogmatische Spitzfindigkeiten, war, aller werkthätigen Liebe vergessend, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle geworden. Sie war aus dem Extrem der veräußerlichten Werkgerechtigkeit in das andere Extreu des unthätigen Solafidismus (Rechtfertigung durch den Glauben allein) gefallen. Die Freimaurerei ist also eine Anklage gegen die christliche Kirche. Wol ist sie mit hervorgerufen durch das Wörtchen „allein", welches Luther in die Bibel schmuggelte, und auf protestantischem Boden erwachsen. Aber doch sollten die Katholiken nie vergessen, daß die Freimaurerei den Romanischen und katholischen Nationen ungleich verhängnißvoller geworden ist, als den evangelischen. Uebrigens ist jetzt vom Deismus kaum noch eine Spur in der Freimaurerei; viele Logen sind beim Humanismus, andere bereits beim Nihilismus (Nichtigkeitslehre) angekommen. Wenig besser als nihilistisch ist eine der neuesten Blüthen freimaurerischer Philosophie; wir meinen die 1879 veröffentlichten Freimaurergespräche Bluntschli's, deren Plattheit überwältigend wirkt. Bruder Bluntschli lehnt den theistischen Gottesbegriff nicht minder ab, wie den pantheistischen. Dagegen hat er den „makrokosmischen Gottesbegriff" ausgedacht, der dann ebenso angelegentlichst als ergebenst — man glaubt einen neuen Gründerprospect des mehrfachen „Aufsichtsraths" zu lesen — der Menschheit empfohlen wird. „Der makrokosmische Gott hat den unbegrenzten Raum in sich als seine Unterlage (?) und die unendliche Zeit wird in ihm sichtbar als die Bewegung des Weltkörpers und das Fortschreiten des Geistes." Und weiter: „Es können Jahrhunderte, sogar Jahrtausende vergehen, bis Theismus und Pantheismus durch die Wahrheit des makrokosmischen Gottes ersetzt sein werden." Aehnliche und schlimmere Beispiele als Bluntschli stehen hundertfach zu Gebot. — Sie erinnern unwillkürlich an das Wort der Schrift: „Gott hat den Menschen einfach geschaffen, aber sie suchen viele Künste." Dekalog (die zehn Gebote) und Evangelium sind zu einfach für Professoren und Freimaurer. Anstatt in die Kirche zu gehen und die Predigt zu hören, lauscht man lieber den Worten des oft völlig ungebildeten ehrwürdigen Meisters, der ja allerdings, wie Bruder Trentrowski in seinem nachgelassenen Buche treffend sagt: „nichts dafür kann, daß Gott ihm nicht mehr Intelligenz gegeben hat". Nicht besser ist es, nach derselben Quelle, mit der geistigen Nahrung der Logen bestellt. Will der Bruder „Redner" den Beifall seines Auditoriums erringen, so ist er schlechterdings gezwungen, dasselbe mit Phrasen zu regaliren, weil es eben „kirchliche Worte nicht gern hört und philosophische Ausdrücke nicht versteht".

Nun sind wir auf den Einwand gefaßt, daß Alles, was wir gesagt haben, vielleicht auf die humanistischen Systeme der Maurerei passen könne, keineswegs aber auf das Schwedische System, nach welchem u. A. die „Große Landesloge" in Berlin und immer noch so manche anderen Deutschen Logen arbeiten. Das Schwedische System sei principiell christlich. Eine brüderliche Gemeinschaft von Christen aber, in welcher über Standes- und Vermögens-Unterschiede hinweg, der Hochstehende sich herabläßt, der Geringe sich frei erhebt, könne doch nur gebilligt werden. Der geistige Tempelbau des Schwedischen Systems entspreche dem christlichen Heilswege, der rohe

Digitized by Google

Stein der Lehrlinge dem Noachitischen, der kubische Stein der Gesellen dem Mosaischen Gesetz, das Reißbrett des Meisters dem Evangelium, die Krone endlich der Krone des Lebens, der man im Falle des Verraths verlustig gehen zu wollen, bei den Thüren des neuen Jerusalems schwört. — Wir gestehen nun offen, daß uns die humanistische Maurerei ungleich lieber ist als die christliche, die in einem Netz von Widersprüchen steckt. Gerade vor 25 Jahren hat diese Frage sechs Brochüren veranlaßt; drei von Seiten des Professor Hengstenberg, und drei von Mitgliedern der Großen Landesloge. Eine dieser letzteren Schriften, vom General v. Selasinski verfaßt, erschien officiell mit der Autorität der Preußischen Großlogen bekleidet; trotzdem war sie recht schwach. Und man kann jetzt wol sagen, daß auch die Ereignisse dem Bruder Salomo Recht gegeben haben, wenn er damals in den „Stimmen aus Osten" sagte: „Christliche Maurerei ist ein eckiger Zirkel, ein rundes Winkelmaaß". Im Namen der Preußischen Großlogen bekannte jener Zeit ein Anonymus: „Wir glauben an Christus, den Erlöser und Versöhner des Menschengeschlechts und an sein heiliges Evangelium. Sein göttliches Wort bildet die alleinige Grundlage unseres Handelns" u. s. w. Ferner wurde auf die Nicht-Aufnahme von Juden hingewiesen, welche doch schwerlich einen anderen Grund haben könne, als das christliche Bekenntniß. Hengstenberg antwortete darauf: „Wäre in diesen Worten wirklich ein redliches christliches Bekenntniß enthalten, was wäre damit bewiesen? Nichts Anderes, als daß die zeitigen Vorsteher der Preußischen Großlogen dem Princip des Freimaurerordens ungetreu geworden; denn das ursprüngliche Wesen einer Institution hat mächtige Bedeutung und reagirt sicher zu seiner Zeit gegen die aufgedrungenen freudartigen Stoffe." — Man hätte es Hengstenberg gönnen mögen, daß es ihm beschieden gewesen, noch zu erleben den ganzen Sturm maurerischer Entrüstung gegen die „intoleranten und chauvinistischen" Schwedischen Logen — als Sturmbock die „Bauhütte" des Bruder Findel — und endlich den Erfolg des Sturmes, die Aufnahme von Juden, wenn nicht in alle, doch in viele Logen, die sich noch vor 25 Jahren zu „Christus, dem Erlöser und Versöhner des Menschengeschlechts" bekannten. Ob die Juden jetzt dies Bekenntniß ablegen, wissen wir nicht; wahrscheinlicher ist wol, daß Christus in der Loge beseitigt ist, und daß jetzt auch die Schwedische, so gut wie längst schon die Schottische Maurerei, dem Nihilismus zueilt. Ist doch auch die Bibel, früher neben Winkelmaaß und Zirkel eins der drei großen „Lichter", von den maurerischen „Altären" vielfach entfernt. Die Loge in Freiburg i. B. hat an Stelle derselben ein leeres Buch mit der Aufschrift „Gott" gelegt, und Trentowski sagt in seiner mehrerwähnten Schrift: „Die Bibel gilt dem Mann der Loge nichts, und will er ehrlich sein, so gesteht er es ehrlich."

Die Loge führt mit innerer Nothwendigkeit zum humanistischen „Kulturkampf"-Staat. Die Verwelltlichung christlicher Institutionen, Civilstandsgesetz und Humanisirung der Schule sind die bedeutendsten Logen-Aufgaben der Gegenwart, hier und da schon erreicht, theils noch zu erarbeiten. In Deutschland hapert es noch mit der Schule — Minister Falk ist zu früh gegangen. Und die Loge drängt nicht allzusehr; ihre Praxis ist es nicht, Wände einzureißen, sondern nur, wie Bruder

Digitized by Google

Siffle sagt, zu minnren und dann zu warten bis sie von selber einfallen. Neben Glaubens- und Sittenlehre blieben bei einer Erwägung der religiösen Seite des Logenthums noch die Werke der Wohlthätigkeit zu erwähnen. Viel ist indessen nicht davon zu sagen. Früher gab's einige Findelhäuser und Hospitäler; neuerdings hört man selten, daß irgend etwas geschehe. Was die Loge heutzutage gründet, Kindergärten, Bildungsvereine, Volksbanken des (abtrünnigen?) Bruders Schulze-Delitzsch u. s. w. gehört mehr in's politische und sociale Gebiet, und ist meist so eingerichtet, daß es nichts kostet. Mit den Resten christlichen Glaubens sind auch die Reste christlicher Liebe beseitigt: es ist eben unmöglich, Feigen von den Dornen und Trauben von den Disteln zu lesen. In Summa: die Freimaurerei umfaßt auf religiösem Gebiet alle Richtungen des Glaubens und Unglaubens, vom protestantenvereinlichen Christenthum, das nach Schopenhauer weder sensu proprio noch sensu allegorico wahr ist, bis Mohammed und Buddha (Englische Logen in Indien nehmen Buddhisten auf), ja bis zum consequenten Nihilismus; nur für positives Christenthum ist kein Platz. Was die Loge *im Kleinen* und an *praktischen* Werken zum Besten der Menschheit gewirkt hat, ist der Rede nicht werth; nur die Kirche ist die Freundin der Leidenden und der Armen. Was die Loge *im Großen* an religiösen *Ideen* ins Volk getragen hat, ist Auflösung und Zersetzung. Wenn sich trotzdem, im schnurgeraden Gegensatz zur wohlthuenden Demuth alles wahren Christenthums, durch die Reden und Schriften der Loge ein gemeinsamer Zug des Hochmuths, der Selbstgenügsamkeit und phrasenhaften Prahlerei, das unverblümte eritis sicut deus (Ihr werdet wie Gott sein) hindurchzieht, ja, wenn es Rituale giebt, in denen ganz offen die Maurerei als „Welterlösung“ gepriesen wird, so kann uns das, im Hinblick auf die Vielen, die schon getäuscht worden sind und noch heute getäuscht werden, nur den melancholischen Seufzer aus der Seele pressen: „Schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, daß wir uns des Lachens erwehren!“

Wenn die Loge auf religiösem Gebiet überhaupt einen Sinn haben soll, so muß sie grundsätzlicher „Latitudinarismus“ (sittliche Weitherzigkeit), muß sie „Indifferenz-Union“ (Vereinigung der Laugläubigen) sein. Soll dem Volke, wie Kaiser Wilhelm es ausgesprochen, die Religion erhalten bleiben, so muß die Loge bekämpft werden.

Digitized by Google

In der Berliner Kunst-Ausstellung.

Bis 1876 fand die Ausstellung von Gemälden, Bildwerken ꝛc. in Berlin alle zwei Jahre statt, und dies genügte dem Bedürfniß des schaulustigen und kaufenden Publicums vollauf. Seitdem hat man aber angefangen, alljährlich eine solche, nicht weniger als zwei volle Monate währende Ausstellung zu veranstalten, und das ist mehr als zuviel. Die Kunst sucht nach Brod; die Ausstellung findet hauptsächlich der Künstler wegen statt, die für ihre Waare einen Markt errichten, die auf diesem Wege ihre meistens auf Vorrath angefertigten Werke loszuschlagen trachten. Aber wo sollen die Käufer für Bilder und Bildwerke herkommen, während der „Große Krach" noch aller Welt in den Gliedern liegt? Die Masse des Volks ist froh, wenn sie das tägliche Brod erringen kann; der sogenannte Mittelstand ist heute kaum noch im Stande, das Theater zu besuchen, geschweige denn ein Oelgemälde anzukaufen; der Gutsbesitzer, der Edelmann verarmt; selbst der Gründer, der Börsianer, der Banquier, jüngst noch die eigentlichen Patrone der Kunst, sind sparsamer geworden. Bilder und Bildwerke sind heute mehr Luxus-Artikel als je.

Trotzdem, gerade wie in der Literatur, auch auf dem Gebiete der Malerei und Bildhauerei eine Massen- und Ueberproduction, ein sündflutharter Dilettantismus, welche eben durch die zahlreichen Ausstellungen an zahlreichen Orten genährt und gefördert werden. Das Verzeichniß der diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung enthält 1047 Nummern, 168 mehr als im Vorjahr; außerdem hat die Prüfungs-Commission 321 „Kunstwerke", d. h. etwa den vierten Theil, als nicht den Anforderungen entsprechend, zurückgewiesen. Blättert man im Katalog, so macht sich auch hier ein Stück „socialer Frage" geltend. Von den 618 Ausstellern sind 49 adelig. Der Adel wirft sich in unsern Zeiten mehr und mehr auch auf Literatur und Kunst. Etliches ist neugebackner oder gar „Talmi"-Adel; eine Reihe von Künstlern gehört aber auch den ältesten und angesehensten Geschlechtern an. So finden wir unter den Malern: den Baron von Gleichen-Rußwurm, einen Enkel Schillers, den Freiherrn Carl von Hafften, den Grafen F. Harrach, den Grafen von Kalkreuth, Otto von Kamecke, Ernst von Loën, L. von Meerscheidt-Hüllesem, Paul von Ravenstein, Ernst von Saucken, den Grafen Gustav Wartensleben, F. W. von Winterfeldt, den Grafen Woldemar Reichenbach und den Freiherrn von Arnim-Bärwalde, welch' Letzterer sehr begütert ist und es gewiß nicht nöthig hat. Von den 618 Ausstellern sind 45 weiblichen Geschlechts. Auch an adligen Damen

Digitized by Google

mangelt es nicht. Unter den Malerinnen finden wir z. B.: Margarethe von Baczko, Charlotte Freyn von Freyberg-Eisenberg, Marie von Keudell, die Nichte des Deutschen Botschafters in Rom, Baronin Adelaide von Leuhusen, Susanne von Nathusius, Baronesse Hermine Preuschen. Unter den Ausstellern ist ferner das Jüdische Element stark vertreten. Wir irren wol nicht, wenn wir die Künstler resp. Künstlerinnen Eduard Cohen, F. A. Fraustadt, Gustav Fürst, Siegmund Gerechter, Otto Goldmann, Julius Grün, Leopold Güterbock, Albert Hertel, Alphons Holländer, Eugen Jettel, Rudolf Jonas, Emil Löwenthal, Paul Meyerheim, Paul W. Meyerheim, Wilhelm Meyerheim, Max Michael, Michael Munkacsy, Felix Possart, H. Schnee, Gustav Schönleber, Ed. Schönfeld, Nathanael Sichel, Ferd. Stettin, Moritz Treuenfels, Anton Weinberger, Gustav Wertheimer, Wilhelm Wider, Victor Jasper, M. Ezekiel, Max Landsberg, Julius Moser, Camilla Friedländer, Adele Tobias — als Semiten ansprechen; und wir möchten wetten, daß ihrer dreimal soviel hier vorhanden sind. Journalistik, Literatur und Theater sind so ziemlich eine Domäne der Juden und Judensprossen geworden, aber sie bemächtigen sich mehr und mehr auch der Musik und der Malerei, und auch auf diesen Gebieten ist ihr Einfluß unverkennbar.

In den ersten Jahren des abgelaufenen Decenniums wucherte auf den Kunst-Ausstellungen der Chauvinismus und Byzantinismus, die Wände starrten von Kriegs- und Schlachten-, Kaiser-, Bismarck- und Feldherrn-Bildern. Das ist heute nicht mehr der Fall. Dafür scheint die ganze Historien-Malerei so ziemlich im Aussterben begriffen. Zur religiösen Malerei hat unsere Zeit überhaupt keinen Beruf mehr; es fehlt ihr die Kraft, weil die Begeisterung, der Glaube. Die wenigen Bilder dieser Gattung, welche auf der Ausstellung vorhanden sind, liefern dafür schlagende Beweise. Man sehe z. B. die nüchterne Kreuzigung („Moritur in Deo") von Bruno Piglhein in München, die Niemanden rühren, bewegen kann. Noch kläglicher wirkt: „Die drei Frauen am Grabe des Herrn" von Gustav Spangenberg in Berlin. Diese Maria, Magdalena und Salome entsprechen nicht im Geringsten der christlichen Vorstellung, und der ihnen erscheinende Engel nimmt sich wie ein krankes Gespenst aus. Michael's „Hiob" gleicht einem alten Polnischen Juden, der nackend aus dem Bett gekrochen ist, und seine Freunde, drei schlaue Hebräer, scheinen mit ihm über ein „Geschäft" zu verhandeln. In der „Nationalzeitung" giebt ein (vermuthlich Jüdischer) Recensent über das Gemälde folgenden Salm zum Besten: „Wäre das Bild von einem alten Meister, der in der Zeit Rembrandt's und mit ihm gelebt hätte, so würde es im Katalog vielleicht bezeichnet sein: „Die drei Orientalen im Gespräch mit dem nackten Greise. Nach einer Ansicht, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, stellt unser Bild Hiob und seine Freunde dar." Ich glaube damit den Eindruck, den ich von der historischen oder mythischen Realität des Werks empfange, scharf genug zu präcisiren, und bei voller Anerkennung seines malerischen Verdienstes nur die Richtung anzudeuten, in der man seine Stärke nicht zu suchen hat. Die Lebendigkeit einer Unterhaltung ist durchaus überzeugend, ja in der redenden Energie der Gesten mir zu specifisch charakterisirt. Ironie ist hier ausgeschlossen. Gegensätze werden nicht geschildert. Was in der Zeichnung, der kleinen

Digitized by Google

Radirung zur Würze beiträgt, wird im großen Bilde zum Pfefferkorn, auf das man beißt. Aber nach Allem hat das Auge seine Freude an der aus der Fülle dunkler Farbigkeit angeschauten, mit außerordentlicher Feinheit vorgetragenen Malerei, und empfängt die Gewißheit, daß der geschätzte Meister hier ein Gebiet betreten hat, auf dem ihm sicherer Erfolg winkt." — Man weiß in der That nicht, ob dies Spaß oder Ernst sein soll; und vielleicht weiß auch der Kritikus nicht, ob er das Bild ernsthaft zu nehmen hat, oder ob der Maler das Publicum nur zum Besten hält.

Aehnlich sieht es mit der eigentlichen Geschichtsmalerei aus. Otto Wolf in Dresden hat eine „Scene aus dem Bauernkriege" gemalt: „Florian Geyer fordert die Unterschrift der zwölf Artikel von dem Bürgermeister zu Weinsberg." Der Held ist die Steifheit in Person; aus seiner Haltung, seinen Mienen spricht weder Leidenschaft noch Thatkraft; es fehlt jede dramatische Geberdung. Eine wunderliche Composition ist der „Zug nach dem Süden. Scene aus der Germanischen Völkerwanderung" von Richard Böhm in Dresden. Im Vordergrund trägt ein ziemlich wüst aussehender Kerl auf den Armen ein stark entblößtes Weib durch das Wasser, voll Brunst zu ihr aufblickend. Neben diesem Paar marschirt ein kleines feines Mädchen, das ein Bärenfell umgeworfen hat. Václav Brožik in Paris meint den historischen Charakter durch riesige Flächen und Entfaltung von Massen zur Anschauung zu bringen. Von seinen beiden Kolossalbildern nennt er das eine: Zusammentreffen des Kaisers Karl IV. mit Petrarca und Laura im päpstlichen Schlosse zu Avignon." Die Zeichnung des Papstes ist ganz verfehlt, und auch Petrarca nimmt sich sehr dürftig aus. Das andere Gemälde „Die Gesandten Ladislaus', Königs von Ungarn und Böhmen am Hofe Karl VII. von Frankreich (1457)" soll eine Brautwerbung darstellen, und hat in der Berliner Zeitung „Germania" eine ganz zutreffende Beurtheilung erfahren. Es heißt daselbst: „Die Hauptfigur ist die Französische Königstochter Magdalena, der die Werbung gilt, und sie scheint auch die Trägerin der „Idee" zu sein. Diese Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn man im Katalog die Bemerkung findet: „Eigenthum des Baron Emil von Erlanger in Paris". Ich möchte jede Wette darauf eingehen, daß die „Magdalena" das getreue Contersei einer schönen Verwandten des Eigenthümers ist, und die „Idee" des Gemäldes wäre demnach, die mittelalterlichen Großherren und Prälaten von Oesterreich, Ungarn und Böhmen, sowie den Hofstaat Karl's VII. nebst beiden Majestäten zu einem gewählten Kreise zu gruppiren, von dem sich eine moderne Jüdische Baronin recht vortheilhaft abhebt." — Darauf antwortet der „Berliner Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn sehr naiv: „Das Bild Brožik's war lange fertig und befand sich bereits auf der vorjährigen Münchener Internationalen Kunstausstellung, ehe Baron Emil Erlanger es überhaupt kennen lernte. Der Besitzer des Gemäldes war überhaupt niemals Jude; sein Vater ist es allerdings gewesen." Wer löst dieses echt Semitische Preisräthsel? Inzwischen hat Baron Erlanger, wie die Zeitungen meldeten, mit dem Gemälde von Brožik der Berliner National-Galerie ein Geschenk gemacht. „Es ist das eine kleine künstlerische Revanche dafür", schreibt der „Börsen-Courier", daß Deutschland bei den großen Finanz-Operationen

Digitized by Google

des Herrn Erlanger, der noch immer Deutscher Unterthan ist, ihn häufig im Auslande mächtig geschützt hat, und ihm in Aegypten und in Tunis zu seinem Rechte zu verhelfen wußte. Man weiß, daß einige Hetzblätter den Baron Erlanger angriffen, weil — nun weil sie ihm wahrscheinlich den Besitz jener herrlichen Kunstschöpfung neideten. Man kann sich nicht fürstlicher rächen, als Baron Erlanger es gethan hat. Er schenkt der größten Galerie moderner Gemälde seines Vaterlandes (?!) dieses herrliche Bild. Uebrigens ist schon der rein materielle Werth der Gabe ein ganz außerordentlicher. Wir wissen nicht genau, welche Summe Baron Erlanger Herrn Brožik für das Gemälde gezahlt hat, aber wir wissen, daß sie eine außerordentlich bedeutende war. Seit die National-Galerie existirt, ist ihr ein so werthvolles Geschenk noch nicht zugekommen." — — Selbstverständlich ist das wieder schauderhaft übertrieben, aber einem geschenkten Gaul soll man bekanntlich nicht in's Maul sehen, und so mag der künstlerische wie der materielle Werth der Brožik-Erlanger'schen Malerei auf sich beruhen bleiben.

Will man durchaus ein „historisches" Bild, so betrachte man das von Chr. Sell in Düsseldorf. Der vollständige Titel lautet: „Kabellegung zum unterirdischen Telegraphen des Deutschen Reichs zwischen Berlin und Köln. Ankunft der Arbeiter-Colonne bei Mülheim a. Rh. und Besichtigung derselben durch Seine Excellenz Dr. Stephan, General-Telegraphen-Director Budde, Geh. Rath Hucke u. s. w. Besitzer: Commerzienrath Guillaume in Köln". Das ist in der That ein historischer Vorwurf, nicht weniger als „Blücher überschreitet bei Caub den Rhein" oder „König Wilhelm auf dem Hügel bei Königgrätz". Wie König Wilhelm auf der Höhe von Königgrätz, hält Excellenz Stephan auf der Höhe von Mülheim mit seinem Stabe; aber nicht zu Pferde, sondern zu Fuß; in der Ferne sieht man eine Kalesche mit zwei Postillonen. Excellenz Stephan ist ohne Uniform, ohne alle Orden, nur im schlichten Paletot und auf dem Haupt einen niedrigen Filz; aber der geistreiche Schmalschädel, die geniale Nase heben ihn von seiner Umgebung ab. Wie ein Feldherr überschaut er das Heer der Arbeiter, unter denen sich ausdrucksvolle Gesichter befinden; aber wie einer unserer Bekannten äußerte, sind es Parade-Arbeiter, wissen sie sehr wohl, daß sie in diesem Augenblick von Chr. Sell gezeichnet werden. Solcher historischen Momente, solcher malerischen Vorwürfe giebt es noch viele im Leben des General-Postmeisters. — Ebenso gut könnte gemalt werden, wie Dr. Stephan die erste Postkarte empfängt und beantwortet; oder wie er bei dem glänzenden originellen Feste, das er im vorigen Winter ausrichtete, die auf den Treppenabsätzen in Gala-Uniform postirten und ihre Peitschen präsentirenden Postillone „dienstlich" inspicirt. Bekanntlich hatte Eugen Richter den Fürwitz, dieserhalb den General-Postmeister im Reichstag zur Rede zu stellen, insofern Postillone gleichfalls Reichsbeamte seien, und nicht als Lakaien benutzt werden dürfen. Es war dies eine Revanche dafür, daß Dr. Stephan ihm einst zugerufen hatte: „Ich merke, das Reichsfaß soll wieder angezapft werden!" — Vom Postschreiber bis zum Staats-Secretär der Posten und Telegraphen, bis zur Excellenz! Fürwahr, nur wenige Sterbliche haben eine solche Carrière aufzuweisen, wie der Sohn des Schneiders aus Stolp. Auf ein Haar und Dr. Stephan wäre

Digitized by Google

Verkehrs-Minister geworden, hätte auch noch die Verwaltung der Eisenbahnen übernommen; indeß rückte Herr Maybach in die Stelle vor, und seitdem besteht zwischen beiden Excellenzen die innigste Freundschaft. Obwol Dr. Stephan nur eine Realschule besucht hat, ist er doch ein großer Gelehrter. Er spricht so ziemlich alle lebenden Sprachen und auch die meisten todten, und er ist, wie sein berühmtes Buch beweist, einer der ersten Aegyptiologen. Den Homer in der Ursprache zu lesen, ist ihm eine Erholung, den Horaz weiß er auswendig, und die Alterthümer Aegyptens kennt er besser als Lepsius, wie seine Hosentasche. Dr. Stephan ist ein äußerst vielseitiger Mann, nämlich auch noch Jäger, Redner, Improvisator, Schnelldichter und Sprachreiniger. Häufig beantwortet er Glückwünsche, Anfragen, Gesuche in gereimter und ungereimter Poesie. Bekanntlich sucht er die Deutsche Sprache von allen Fremdwörtern zu reinigen, und demzufolge übersetzte, wie man erzählt, einer seiner Untergebenen: Bureau-Assistent mit Zimmergesell. Auf postalischem Gebiet sind Dr. Stephans Verdienste unbestritten, wenn auch noch lange nicht genug gewürdigt. Er erfand für Deutschland die Postkarte, die allerdings in England schon existirte. Er stiftete das Post-Stammbuch und das Post-Museum, und er läßt bei jedem Post-Neuban das Bildniß des Fürsten Bismarck anbringen. Er erfand für die Postbeamten eine neue Uniform, die freilich viele Leute sehr geschmacklos finden. Er stiftete in Berlin die Rohrpost, die freilich viele Leute für sehr überflüssig, und dazu kostspielig erklären. Thatsächlich geschah vor Dr. Stephans Zeit die Bestellung der Stadtpostbriefe in Berlin weit rascher und pünktlicher, innerhalb zwei Stunden, also fast ebenso schnell wie jetzt ein Rohrpostbrief, während heute eine Postkarte nicht selten einen halben, mitunter einen ganzen Tag braucht — aber dafür haben wir auch einen Weltpost-Verein, und die Beförderung eines Briefes nach Birma oder Tahiti läßt nichts zu wünschen übrig. Thathsächlich ist es ein großes Mißverhältniß, daß ein einfacher oder ein eingeschriebener Stadtbrief für Berlin ebensoviel kostet wie solche Briefe, die durch ganz Deutschland und nach Oesterreich-Ungarn laufen — aber dafür ist das Porto nach Anam und Cap Natal bedeutend ermäßigt. Nie war ein Chef bei seinen Untergebenen so beliebt als Dr. Stephan. Die Post-Secretäre verehren ihn, obwol unter seinem Regiment die Arbeitslast erheblich gewachsen, Einkommen und Beförderung dagegen möglichst beschnitten und verkümmert sind, obwol es fortwährend Neuerungen und Abänderungen regnet. Die Briefträger segnen ihren Chef, obwol sie sich im angestrengten Dienst rasch aufnutzen, krank und todt laufen, obwol die Briefbestellung in Berlin kürzlich von 9 mal täglich auf 11 mal vermehrt wurde, ohne daß in demselben Verhältniß die Boten vermehrt sein sollen. Nach dem Fürsten Bismark ist Excellenz Stephan der populärste Beamte im Deutschen Reich, denn er bezeigt der Presse, dem Handel und der Börse viel Entgegenkommen. Die Zeitungen wissen fortwährend von ihm Neues zu melden, Anekdötchen zu erzählen, über seine Ansprachen, Correspondenzen, Besuche, Gedichte und Toaste zu berichten. Sogar die Volkskalender bringen seine Lebensgeschichte und sein Bildniß. Wer hat sich je um die früheren General-Postdirectoren Philipsborn und Schmückert gekümmert? Selbst General Postmeister von Nagler, obwol zugleich Gesandter beim Bundestag, war dem großen Publicum

Digitized by Google

so gut wie unbekannt. Aber Excellenz Stephan ist überall und in allen Sätteln gerecht. Er hält Vorträge, er besucht die Druckerei der „Berliner Tribüne" und der „Berliner Wespen", er correspondirt mit Daniel Sanders und aller Welt, er wird von Chr. Sell und Anton von Werner gemalt und verewigt, er ist auf jeder Kunstausstellung. Wie kann es ihm da fehlen! Wenn Fürst Bismarck einst sterben oder zurücktreten sollte, so wissen wir leicht einen Ersatz für ihn. Zwar hat Excellenz Stephan nicht, wie die Zeitungen munkelten, das Ministerium für Handel und Gewerbe bekommen, sondern Fürst Bismarck es für sich selber behalten, aber der Staats-Secretär der Posten und Telegraphen kann sehr wol noch Reichskanzler werden, und er hat unbedingt das Zeug dazu.

Ebenso wenig wie die historischen Bilder befriedigen diejenigen, welche ihren Stoff der Sage oder Dichtung entnommen haben. Fast alle diese Gemälde bleiben weit hinter unserer Vorstellung zurück, nehmen sich gegenüber den Bildern, die unsere Phantasie geschaffen, ärmlich und kleinlich, ja lächerlich aus. Namentlich gilt dies von den der Mythologie entlehnten Vorwürfen, wie „Iphigenie auf Tauris" von Eduard Hübner in Berlin, und „Odysseus und Kalypso" von Otto Försterling in Klein-Zschachwitz. Wer mag in diesem Jammermenschen den „erhabenen Dulder Odysseus", wer in dieser sittigen Ladenmamsell die „herrliche Göttin Kalypso" wiedererkennen! Bei dem Bilde von Wilhelm Emelé in München nehmen das Hauptinteresse der Einzug des Heeres, die festliche Straße und die aus allen Fenstern lehnenden Zuschauer in Anspruch, während man unwillkürlich fragt, was denn jenes etwas liederlich aussehende Frauenzimmer wolle, welches sich den Soldaten in den Weg stellt, Bürger's „Leonore" aber nimmer zu ihrem Rechte kommt. Ziemlich fragwürdig ist ferner „Julia Capulet, im Begriff, den ihr von Pater Lorenzo gegebenen Trank zu nehmen, um sich in den Scheintod zu versetzen" von Albert Tschausch in Berlin; während „Lorenzo und Jessika" von demselben Künstler schon mehr anmuthen. Das ist in der That die sinnliche leichtfertige Jüdin, die uns vorschwebt; doch hat der Maler etwas zu stark aufgetragen, denn ihre Augen schwimmen förmlich in Sinnlichkeit. „Sancho Pansa als Statthalter" von Georg Urlaub ist eher ein Bild für den „Kladderadatsch", und liefert ein schlagendes Beispiel von den Grenzen der einzelnen Künste untereinander. Dergleichen tolles Zeug liest sich ganz angenehm, aber gemalt wirkt es befremdlich, fast abstoßend. Ungetheiltes Lob gebührt dagegen dem bewährten Meister Carl Becker in Berlin und seinem Gemälde „Othello erzählt seine Abenteuer der Desdemona und ihrem Vater Brabantio". Alle drei sind herrliche Gestalten, die sofort fesseln und im Gedächtniß fortleben. Welch' feingeschnittenes vornehmes sinnendes Gesicht das des Senators! Welch' liebreizendes bezauberndes Geschöpf ist dieses jungfräuliche Kind! Und wenn man diesen Othello sieht, jeder Zoll ein Mann, begreift man, was man beim Lesen der Tragödie fast für unmöglich hält, daß nämlich Desdemona ihn leidenschaftlich liebt. Dieses Gemälde ist nicht blos eine Illustration, sondern eine Ergänzung der Dichtung, und aus ihm leuchtet gleichfalls echte holde Poesie.

Während in Ostpreußen die Maler früher nur sehr vereinzelt vorkamen, scheinen

Digitized by Google

sie heute dort ziemlich üppig zu gedeihen. In landschaftlicher Hinsicht wird Ostpreußen allerdings schon seit zwanzig Jahren ausgebeutet. Der Katalog zählt nicht weniger als 11 Künstler aus Königsberg i. Pr. auf, von denen 4 das Genre angebaut haben. Alle vier zeigen gute Beobachtung und fleißiges Studium, alle vier sind Realisten. Max Rentel malt einen „Fischertanz". Das Costüm, die Haltung der Männer und Frauen ist durchaus naturgetreu; nur das Solo, welches der Bursche und die Dirne im Vordergrunde aufführen, erscheint uns etwas theaterhaft. Wir entsinnen uns nicht, daß Fischer in Ostpreußen solche Pas und Sprünge machen; dazu sind sie zu plump und zu stumpf. Ebenso naturwahr und aus dem Leben gegriffen ist „Gesegnete Mahlzeit!" von Wilhelm Großmann. Der Hausvater, ein Arbeiter, sitzt bereits am Tisch, auf welchem der Braten, ein Hering prangt. Das etwa sechsjährige Töchterchen, gefolgt von der Mutter, trägt eine mächtige Schüssel mit bis obenauf gefüllten abgekochten, aber ungeschälten Kartoffeln herein. Vater und Mutter betrachten das Kind lächelnd, und die ganze Familie scheint mit der kärglichen Mahlzeit sehr zufrieden. Dennoch fehlt dem Bilde die Verklärung, der poetische Sonnenstrahl, welcher das wahre Kunstwerk über die platte, prosaische Alltäglichkeit hinaushebt, und auch die Seele des Beschauenden berührt und stimmt. Dasselbe gilt von dem „Schützenkönig" von Hermann Karow. Der Schustermeister, der in Uniform und Federhut, aber in schäbiger Hose und in abgetragenen Stiefeln, sich stolz im Spiegel beschaut; die Meisterin, welche bewundernd vor ihm steht; und der Lehrling oder Gesell, welcher auf dem Schemel bei der Arbeit sitzt und heimlich grinst — alle drei sind von sprechender Treue; aber der Vorwurf an und für sich ist zu unbedeutend, zu inhaltslos, nicht werth, daß er festgehalten und ausgeführt werde. Etwas höher steht „Im Stift" von Emil Weiß. Die alten Frauen, welche versammelt sind, um sich an einer Geschichte zu erlaben, welche eins der Mütterchen, wahrscheinlich das gelehrteste, aus einem alten schmutzigen Buche vorliest, sind fast lauter Charakterköpfe; die freudig-geschäftige Weise der Vorleserin, die wonnige Spannung, der Hochgenuß der Zuhörerinnen sind vortrefflich wiedergegeben, und die Armuth, die Vereinsamung des Alters erscheinen hier in versöhnender Gestalt.

Karl Gussow ist der Meister des grobkörnigen Realismus; seine vielbewunderten „beiden Alten", ein uraltes Ehepaar, zeigen jede Runzel, jede Warze, jede Hinfälligkeit des absterbenden Lebens mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit — aber weiter hat es auch keinen Zweck, die Kunst ist hier eine bloße Copie. Noch Kräftigeres leistet Max Weese, „zur Zeit in Liegnitz", in „Eine Ueberraschung". Eine junge Dame spaziert im Walde, ein Buch in der Hand; plötzlich stößt sie auf zwei schlafende Vagabunden, starrend in Schmutz und zerrissen, wie Sebastopol nach der Erstürmung. Ein Bild zum Erbrechen! Mit Gussow wetteifert Alexander Struys in Weimar. Sein „Alles dahin!" zeigt vor der Leiche der Frau den Mann in verzweifeltem Schmerz. Sein „Allein beim Stelldichein" ist entweder eine bittere Satire oder eine bedenkliche Schrulle. Ein ältliches unschönes, dürftig und schlimmpig gekleidetes Frauenzimmer hockt, ihre Kniee umarmend, auf der Erde und starrt vergrämt und trostlos in die Ferne. Diese Person kann nicht auf die geringste Sympathie rechnen, man fragt wol, wie sie denn zu einem Rendezvous komme,

Digitized by Google

und man findet es sehr erklärlich, daß der Ersehnte ausbleibt und sie sitzen läßt. Auch Franz Defregger in München ist Realist; doch fehlt seinen Bildern weder Wärme noch Glanz. „Ein Liebesbrief" zeigt zwei dralle appetitliche Bauermädchen, die voll Lust ein Papier studiren. Der Brief beginnt „Liebstes Gretel!", hängt in besonderer Abschrift neben dem Gemälde, und wird vom weiblichen Publicum ebenso eifrig wie von den beiden gemalten Dirnen studirt. Von größerer Bedeutung sind die „Holzknechte in der Sennhütte" von demselben Künstler; namentlich die Sennerin und ihr schelmischer Verehrer finden mit Recht allgemeinen Beifall. Eine ziemliche Enttäuschung hat dagegen der vielgefeierte Meister Ludwig Knaus mit „Ein unwillkommener Kunde" bereitet. In der That ist der Maler von „Seine Hoheit auf der Reise", „Der Taschenspieler", „Kinderbanket" ꝛc. kaum noch wiederzuerkennen. Man sieht einen Fleischerladen dritter Klasse; die achtkantige Fleischerfrau steht in der Thür, der kleine Lehrling läuft hinter einem kleinen Köter, der ein Stück Fleisch erschnappt hat, und fällt dabei auf die Nase. Der Laden, die Meisterin, der Junge, der Hund, das Fleisch — Alles sieht gemein und widerlich aus; man hält sich unwillkürlich die Nase zu. Ein anspruchsloses Bild, ein heiteres Nichts ist „Ein Mann, der nicht weiß, was er essen soll. Motiv aus einer Römischen Osterie" von Wilhelm Rosenstand in Kopenhagen. Dieser Mann mit dem hohen Hut, mit dem langen in die Hände gestützten Gesicht, mit den großen runden Augen, ganz Nachdenken und Unentschlossenheit, und neben ihm der erwartungsvolle Kellner mit der langen Serviette — nöthigen unbedingt zum Lächeln. Unter dem Titel „Sub rosa" präsentirt Knut Ekwall aus Berlin eine junge üppige Schönheit, die sich aus dem Tanzsaal in ein Nebengemach zurückgezogen hat, und hier ihren Anbeter zu erwarten scheint. Sie ist schlimmer als nackend; ihr Ballkleid schmiegt sich dermaßen an den Körper, daß sich alle Formen desselben deutlich abzeichnen, und auch dem lüsternsten Auge nichts zu wünschen übrig bleibt. Und dieses schamlose Costüm soll nicht etwa die Ausgeburt der künstlerischen Phantasie, sondern ein Erzeugniß der allerjüngsten Mode sein! Da mag der Ehemann, der Verlobte, die Mutter sich wohl vorsehen! — Unter den Malerinnen gilt Antonie Volkmar für eine der talentvollsten. Ihr neuestes Bildchen „Bin ich versetzt worden?" zeigt ein kleines krankes Mädchen, das zu Bett liegt, und den Besuch zweier Schulfreundinnen erhält. Alles sauber, fein, zierlich, dem Leben abgelauscht, aber doch auch etwas zimperlich und gouvernantenhaft.

Anton von Werner, Director der Akademie der bildenden Künste, hat ein Kolossalgemälde ausgestellt, das für den Rathhaussaal in Saarbrücken bestimmt ist. Es nennt sich „Sturm auf den Spicherer (Rothen) Berg. General von François an der Spitze der 9. Compagnie des 39. Infanterie-Regiments. 6. August 1870"; und es wird eingefaßt von den Portraits des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke, mit denen die Originale wohl zufrieden sein können. Werner hat viel gethan für die Popularität Bismarck's, Moltke's und ähnlicher Berühmtheiten, aber er hat dafür auch mit ihnen zugleich seine Carrière gemacht. Ohne die Errungenschaften von 1866 und 1870 hauste Werner vielleicht noch heute in einer bescheidenen Wohnung, drei Treppen hoch und nährte sich kümmerlich als Illustrateur. Heute

Digitized by Google

besitzt er eine hübsche, mit künstlerischem Luxus eingerichtete Villa, und er sieht hier als Gäste die höchsten Würdenträger und die ersten Personen des Reichs. Beweis dafür ist sein Bild „Die Taufe", das sich im Besitz der Frau Kronprinzessin befindet. Es stellt die Taufe seines eigenen Kindes dar, die in jener Villa geschah. Die Frau Kronprinzessin hält das Kind während des Taufactes, und nach ihr Excellenz Stephan. Auch der Kronprinz ist anwesend, dazu Graf Moltke und die Künstler Gustav Richter, Reinhold Begas, Karl Becker, Ludwig Knaus. Werner hat sich auf diesem Bilde auch selber gemalt, mit seiner mageren, etwas schlotterigen Gestalt, dem langen Gesicht und der langen blonden, etwas wilden Mähne. Werner hat auch oft den Kaiser Wilhelm im Bilde verherrlicht, aber die charaktervollste und interessanteste Zeichnung, die er von dem Monarchen entworfen, ist vielleicht eine jetzt ausgestellte „Portrait-Studie". Kaiser Wilhelm erscheint hier nicht im Mindesten geschmeichelt, sondern genau so wie er heute aussieht, etwas beleibt und das greise Haupt unter der Last der Jahre etwas auf die Brust gesenkt.

In den vierziger Jahren erregten auf den Kunstausstellungen allgemeines Aufsehen die Bilder von Karl Hübner, geboren 1814 zu Königsberg i. Pr.; namentlich die „Schlesischen Weber", „Das Jagdrecht", „Die Auswanderer". Alt und Jung, Professoren und Studenten, Literaten und Spießbürger standen vor diesen Gemälden und betrachteten sie mit tiefer Bewegung und fliegender Aufregung. Sie bildeten das Tagesgespräch und riefen lebhafte Auseinandersetzungen, für und wider hervor. Diese Bilder waren gewissermaßen die Vorboten der Revolution. Karl Hübner war ein Tendenzmaler; er wußte die socialen Mißstände in der ergreifendsten Weise darzustellen. Ein solcher Tendenzmaler ist nun auch Christian Ludwig Bokelmann in Düsseldorf; er erwählt gleichfalls mit Vorliebe sociale Stoffe. Eins seiner letzten Bilder behandelte den Krach der Düsseldorfer Gewerbebank, eine Katastrophe, die er selber mit angesehen hat. „Vor dem Gebäude der bankerotten Volksbank" stehen die ausgeplünderten Handwerker, Arbeiter, Wittwen und Waisen in hastigem Gespräch, in zorniger Verzweiflung oder in stummem Schrecken. Das Bild wollte der „liberalen" Kritik gar nicht gefallen, denn es war den Gründern und Gründergenossen ein Gräuel. Aber Bokelmann hat sich nicht irre machen lassen; sein neues Gemälde heißt „Die letzten Augenblicke eines Wahlkampfes". Es handelt sich natürlich um eine Reichstagswahl, um eine Wahl nach allgemeiner, directer und geheimer Abstimmung. Vor dem Wahllocal haben sich zahlreiche Gruppen gebildet, die ganze Straße ist mit Menschen bedeckt, so daß der Gendarm einen ankommenden Omnibus anzuhalten nöthigt. Eine köstliche Figur ist der dicke Mann in blauer Blouse, dem von beiden Seiten Wahlzettel dargeboten werden, die er unschlüssig betrachtet. Links am Eingange des Wahllocals hat eine Schaar Socialdemokraten Posto gefaßt, Männer und Frauen in dürftiger Kleidung, aber in ruhiger Haltung. Aus ihren Mienen spricht ein finsterer Ernst; sie beobachten scharf die eintretenden Wähler. Soeben schreitet ein Herr, in einen Pelz gehüllt, in das Haus, der mit einer gewissen Unbehaglichkeit den Blick über die Menge gleiten läßt. Die Gruppe der Socialdemokraten erfüllt den Vordergrund, jede Figur tritt scharf hervor, jeder Kopf ist ein Meisterwerk. Durch das Bild geht ein echt dramatischer Zug, und neben dem „Othello"

Digitized by Google

von Karl Becker dürfte es auf der Ausstellung den ersten Preis verdienen. Begreiflicher Weise ist der „Berliner Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn nicht ganz dieser Ansicht. Er findet den „Wahlkampf" „gut gemalt" und „sorgfältig concipirt", „mit einer Fülle recht charakteristischer, meist wol Rheinländischer Typen". „Aber wir können uns diesem Bilde gegenüber doch des Eindrucks des künstlich Gemachten nicht erwehren. Ganz abgesehen davon, daß die letzten Augenblicke des Wahlkampfes in Deutschland, so weit wir dies zu beurtheilen vermögen, niemals zu derartigen belebten Scenen Anlaß zu geben pflegen, so läßt die Malweise des Bildes einen gewissen conventionellen Zug nicht verkennen, und mit einigen, durch den Stoff gebotenen Variationen wiederholt es „Vor der bankerotten Volksbank"; eine Aehnlichkeit, die sich bis auf die Localität erstreckt." — Der „Börsen-Courier" scheint den 10. Januar 1877 völlig vergessen zu haben. Damals stiegen in Berlin aus den Wahlurnen unter 6 Abgeordneten 2 Socialdemokraten empor, und es fehlte nicht viel, dann wären es 4 gewesen. Damals konnte man im 2., 3., 4. und 6. Wahlkreise eine Scene, wie sie Bokelmann gemalt hat, dutzendfach sehen. An jenem Tage zitterte die „liberale" Bourgeoisie, während die Arbeiter-Bataillone geschlossen anrückten, ihre Anführer jeden Säumigen herbeischaffen ließen, in jedem Wahllocal Socialdemokraten die Wahlhandlung beobachteten, und sobald dieselbe abgeschlossen, Hunderte von Boten die Resultate meldeten und zusammentrugen, so daß die socialistische Partei ihren großen Sieg noch an demselben Abend dem jubelnden Volk verkünden konnte. Von diesem denkwürdigen sturmbewegten Tage, der den Ring des „Fortschritts" entzweibrach, will der „Börsen-Courier" nichts mehr wissen. Nein, in dem Bilde von Bokelmann ist nichts „künstlich Gemachtes," und seine Figuren sind nicht blos „Rheinländische Typen", sondern leibhaftige Gestalten aus dem Volk, die man auch in Berlin und aller Orten auf Schritt und Tritt sehen kann. Aber in einem Punkt hat das Jüdische Blatt Recht; zwischen dem „Vor der bankerotten Volksbank" und dem „Wahlkampf" besteht allerdings eine Aehnlichkeit: dieselben Leute, die dort betrogen und bestohlen sind, erringen hier den Wahlsieg. Aus der Saat, welche der Börsen- und Gründungsschwindel ausgestreut hat, ist die Socialdemokratie in hohen Halmen und vollen Aehren aufgeschossen.

Nicht selten kommt es vor, daß in der „liberalen" Presse, namentlich in den Judenblättern plötzlich „Berühmtheiten" auftauchen, von denen man noch nie gehört hat, deren Ruhm und Preis aber nun mit solcher Beharrlichkeit gesungen wird, daß man allmählich glauben muß, es handle sich wirklich um eine Celebrität, und daß man wol gar noch seiner Unwissenheit sich zu schämen beginnt. Wer jedoch zur journalistischen Zunft gehört, oder auch nur hinter den Coulissen bekannt ist, läßt sich durch Dergleichen nicht täuschen, merkt bald, daß hier nicht eine Person gefeiert wird, die schon berühmt ist, sondern eine, die auf dem Wege der Reclame erst berühmt werden soll und muß. Der aufmerksame Beobachter wird auch finden, daß es sich in solchen Fällen fast immer um Juden und Judensprossen dreht. Fast alle namhaften Jüdischen Schriftsteller, Componisten, Virtuosen 2c. haben hauptsächlich, Dank einer geschickt eingeleiteten oder auch faustdick aufgetragenen Reclame, ihren Weg gemacht. Wer hatte z. B. in Deutschland etwas von Sarah Bernhardt ver-

Digitized by Google

nommen? Da, vor zwei Jahren etwa, bemächtigen sich ihrer die Jüdischen Blätter, sprechen mit Einem Mal von der „großen Französischen Tragödin", von ihren Glanzrollen, ihren Erfolgen, ihrem Salon, ihren „geistreichen" Einfällen, ihren Anbetern; sind unerschöpflich in Meldungen und Mittheilungen über die „schöne", „capriciöse", „geniale" Sarah. So wurde diese alte dürre liederliche Judenmamsell, die bereits ein 15jähriges Söhnchen aufzuweisen hat, und nichts weiter als eine Coulissenreißerin ist, auch in Deutschland „berühmt". Genau dieselbe Geschichte ist es mit dem Maler Michael Munkacsy in Paris, für den, gleichzeitig mit der Sarah, die Trommel gerührt wurde. Die Jüdischen Blätter ließen sich fort und fort schreiben von den eigenartigen Werken dieses „bedeutenden Meisters", von dem Furore, das sie hervorriefen; des Künstlers Atelier, seine „schöne" „geistreiche" Frau, und der glänzende Kreis, den Beide um sich versammeln, wurden in poetischen Feuilletons geschildert. Wie man ahnen wird, ist auch dieser Held ein Hebräer; es ist ein Ungarischer Jude, der nach seinem Heimatsort Munkacs oder Munkatsch sich Munkacsy nennt; worin er dem Beispiel seines Stammesgenossen Oppert, des Pariser Times-Correspondenten folgt, der aus Blowitz gebürtig ist, und sich nun Herr von Blowitz tituliren läßt. Michaelis, wie unser Maler vermuthlich in Wahrheit heißt, hat die Vorsicht geübt, eine reiche Frau zu heirathen, und ist deshalb in der Lage, für seinen „Ruhm" etwas aufwenden zu können. Er hat die Ausstellung mit zwei Bildern beschickt, und auf dem einen sich selber mit seiner Gattin verewigt. Der schon erwähnte Kritikus der „National-Zeitung" gießt darüber folgenden Phrasenschleim: „Ist es nicht ein herzerfreuender und erhebender Anblick, das Gleichgewicht des geistigen Verkehrs zwischen Mann und Frau, und noch dazu bei der Arbeit des Mannes, dessen gewaltig explodirendes Genie kaum erst die Fesseln der Kultur zu tragen gelernt hat, in überzeugendster Wahrheit malerisch geschildert zu sehen? Nicht vergebens weilt das Auge der Gattin auf dem halbfertigen Bilde. Das ist kein halb neugieriges, halb zufrieden eitles Betrachten der privilegirten Künstlerfrau. Im nächsten Augenblick wird sie ihre Meinung äußern, und ich bin überzeugt, daß sie nicht nur einen künstlerisch praktischen Rath ertheilen, sondern daß Munkacsy ihn auch sofort befolgen wird". (!) „Ich habe den Begriff des Sehens, des künstlerisch verständigen Sehens insbesondere, nie mit stärkerem Erfolge in der bildenden Kunst dargestellt gefunden als hier. Und die Malerei als solche spricht doch auch zum stumpfesten Auge, wie der geheimnißvoll überraschende Schein von etwas noch nicht Geschautem. Munkacsy's Colorit hat zwei Register. Das tiefste läßt mehr ahnen als erfassen, und darin besteht sein Zauber. Ein Kunst- und Meisterstück aber, das jedem Auge zugänglich ist, giebt er uns in der illusorischen Raumvertiefung, die sich zwischen Blendrahmen und Staffelei aufthut. Vielleicht leistet diese Zugabe Manchem Ersatz für das, was er sonst in dem Bilde vermißt." — — Trotz der großen Mühe, die sich der Kritikus giebt, zu bewundern und anzustaunen, kann er doch nicht umhin, durchblicken zu lassen, daß die Pinselei eine sehr bedenkliche, gar zu absonderliche ist. Das Bild macht nämlich, mit Respect zu sagen, einen schmutzig-unangenehmen Eindruck, und der edle Munkacsy sieht auf demselben geradezu schmierig aus, als ob er nicht in Kunst, sondern in Hammelfellen und Schweinsborsten machte. Das an-

Digitized by Google

dere Bild heißt „Zwei Familien". Die Familie Mensch hat gefrühstückt und sieht nun zu, wie die Familie Mops frühstückt. Hier hat Michaelis das andere „Register" aufgezogen, und ist mit Blau und Roth etwas verschwenderisch umgegangen. Aber die Farben allein thun's auch nicht. Der Kritikus windet sich um das Bild in folgender possierlichen Art herum: „Eine Dame äußerte neulich: Es ist aber doch gut, daß nicht alle Maler so malen, wie Munkacsy, und sie hat vollkommen Recht. Der Künstler ist seiner subjectiven Weise nach kein Stilmuster. Sein faserner Vortrag mit dem aufgelösten Contour wäre eine zweischneidige Waffe in der Hand dessen, dem sie nicht der Genius dreingedrückt. (!) Munkacsy ist „Auch Einer", vielleicht einer der widerhaarigsten. Glücklich der, der ihm beizukommen vermag. (!!) Wenn man sagt: Munkacsy kann zeichnen, so ist das genau so richtig, als wenn man sagt: Munkacsy kann nicht zeichnen. Bei seinen Händchen und Füßchen würde der Kupferstecher vergebens nach jener Formendeutlichkeit suchen, die er so gern vorfindet. (!) Im Sinne der Schule ist Munkacsy kein Zeichner. Aber was das Auge an Detail empfängt, sitzt eisenfest an der richtigen Stelle. Im Sinne der Natur ist Munkacsy ein großer Zeichner." — — Des Pudels Kern ist also: Michaelis hat nicht ordentlich zeichnen gelernt. Es hapert mit dem Abc der Kunst, mit der eigentlichen Technik. Das aber sucht er durch Effecthascherei und krampfhafte Manier zu verbergen. Echt Jüdisch!

Was die Ausstellung auszeichnet, und sie zugleich kennzeichnet, ist eine wahre Sündfluth von Portraits. Unter etwa 780 Gemälden finden sich an 140 Bildnisse, also fast ein Fünftel oder 18 Procent. Die übergroße Mehrzahl behandelt natürlich Privatpersonen, die sich in dieser Weise zu verewigen streben. Aber die meisten Leute haben durchaus keine Ursache, sollten sich hüten, ihr Ebenbild auf die Nachwelt zu bringen, und von den hier uns entgegenstarrenden oder entgegen lächelnden Gesichtern sehen viele geradezu polizeiwidrig aus. Doch was thut die liebe Eitelkeit nicht! Andrerseits sind die Maler, wollen sie leben, wieder auf's Portraitiren, weil auf Bestellungen, angewiesen. Auch wird diese Kunstfertigkeit im Ganzen gut bezahlt. Unter den Malern erfreuen sich die Portrait-Maler in der Regel der besten Einnahmen; ungefähr ebenso wie unter den Aerzten die Zahnärzte. Als Portrait-Maler sind außerordentlich gesucht und werden selbstverständlich hoch honorirt: Gustav Richter, Oscar Begas, Gustav Gräf, Gottlieb Biermann, Bernhard Plockhorst u. A. in Berlin. Viele der ausgestellten Bildnisse sind aber nur handwerksmäßige Waare — „Hundert und fünfzig Thaler-Portraits", wie Jemand witzig bemerkte. Dennoch werden diese schlechten Bilder viel umdrängt und lange gemustert, nämlich von der ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft des betreffenden Originals. Klatsch und Medisance finden hier reichliche Nahrung. Weitaus die Mehrzahl der Portraits verräth den Jüdischen Typus. Sind doch hauptsächlich Juden und Judensprossen in der Vermögenslage, sich malen zu lassen, und das ausgestellte Conterfei ist auch keine schlechte Reclame! So wimmeln die Säle von Selig und Pinkus, Meyer und Heymann, Löwe und Wolf. Da hat z. B. Nathanael Sichel eine Jüdische Dame gemalt, die ebenso durch Körperfülle wie durch kostbare Stoffe glänzt. Auch die „Esther" von Biermann scheint uns eine Mosaische Schönheit

Digitized by Google

aus der Thiergartenstraße zu sein. Etliche Künstler haben sich selber, oder Frau und Kinder gemalt. Einer von ihnen hat durch viele Jahre seine Semitische Gattin in den interessantesten Stellungen und Bekleidungen vorgeführt. Wie in den Concerten und Theatern, ist auch in der Kunstausstellung das Publicum vorwiegend weiblichen Geschlechts. Es gehört zum guten Ton, hier gewesen zu sein, über die ausgestellten Bilder plaudern zu können. Der Eintrittspreis von fünf Groschen ist mäßig, und so giebt sich denn die bessere Gesellschaft hier ein Rendezvous. Aeltere und junge Damen wetteifern mit einander in ästhetischen Urtheilen und kritischen Bemerkungen.

Julius Grün hat den pensionirten General-Staatsanwalt Wever, August César in Brünn den verstorbenen Dichter Brachvogel, J. Wenzel den Chinesischen Gesandten in Berlin, Ly Fong Pao gemalt. Ernestine Wegener von Adolf Jebens hat mit der Soubrette des Wallner-Theaters nicht die geringste Aehnlichkeit, sieht vielmehr wie die Zöglingin einer höheren Töchterschule aus. Dr. von Goßler, Kanzler des Königsreichs Preußen zu Königsberg i. Pr., befindet sich auf der Ausstellung zweimal. Das eine Bildniß rührt von Emil Neide her, und ist Eigenthum des Stadtmuseums in Königsberg; das andere ist von J. Heydeck für die Galerie der Kanzler und Obergerichts-Präsidenten zu Königsberg angefertigt und zeigt Herrn von Goßler mit einem Actenstück in der Hand, auf dem man deutlich liest, daß es die Errichtung des neuen Oberlandsgerichts für Ostpreußen zum Gegenstande hat. Beide Bilder verrathen, daß in den Adern Seiner Excellenz, der ein Schwager des verstorbenen Kultusministers von Mühler ist, und dessen Sohn eine so ungemeine Carrière gemacht hat, jetzt als Unterstaatssecretär im Kultusministerium hinter Herrn von Puttkamer sitzt — Orientalisches Blut fließt. Viel Aufmerksamkeit erregt das Portrait des Bayerischen Gesandten am Berliner Hofe, Herrn von Rudhart, den Fritz Paulsen in Berlin gemalt hat. Also das ist der Mann, der es gewagt hat, sich durch den Fürsten Bismarck beleidigt zu fühlen, und der die Verwegenheit besitzt, von dem allmächtigen Kanzler eine Art von Entschuldigung zu verlangen?! Fürwahr dieser Mann verdient es, hier öffentlich ausgestellt und der staunenden Nachwelt überliefert zu werden. Herr von Rudhart ist eine schlanke militärische Gestalt, mit rundem vollem Gesicht, in dessen Mitte ein gewichster Schnurrbart sitzt, der seinem Eigenthümer einen „forschen" Anstrich verleiht.

Einen Staatsmann von etwas anderem Schlage hat Graf Harrach portraitirt, und zwar ist das Bildniß von sprechender Treue und großer Feinheit. Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, bis 1870 Württembergischer Ministerpräsident, steht jetzt im 72. Lebensjahre, und ist eine hohe schlanke Figur mit schmalem länglichem Kopf, kahler Platte, langem weißgrauen Kinn- und Backenbart, etwas stark entwickelter Nase und dunkeln klugen Augen. Eine echt aristokratische Erscheinung, von den elegantesten Manieren, und doch fast wie ein Patriarch anzusehen — so milde, so weise, und so vielerfahren. Bekanntlich gehörte Baron Varnbüler ursprünglich zu den größten Gegnern Bismarcks; noch 1868 reizte er den Kanzler des Norddeutschen Bundes durch mancherlei Opposition, gerade so wie der damalige Hessische Gesandte, Geheime Legationsrath Hofmann. Später bekehrten sich Beide;

Digitized by Google

Hofmann trat, als Nachfolger Delbrücks, in des Reiches Dienst und direct unter Bismarck; Varnbüler schloß mit dem Kanzler bei Gelegenheit der neuen Schutzzölle einen Freundschaftsbund, und macht seitdem gewissermaßen den politischen und diplomatischen Agenten Bismarcks. Baron Varnbüler ist, seinem elastischen Charakter nach, das Musterbild der Freiconservativen, und was seine social-politische Gesinnung betrifft, ein Börsen-Conservativer. Während der Gründerperiode hat er es nicht verschmäht, sich bei der Internationalen Bau- und Eisenbahnbaugesellschaft in Frankfurt a. M. zu betheiligen, und darum hegt er noch heute eine stille Zärtlichkeit für die Börse. In einer Rede vor seinen Wählern in Ludwigsburg — Herr von Varnbüler sitzt bekanntlich im Reichstag — erklärte er sich im Princip gegen die Börsensteuer und für die Goldwährung, indem er, der Schwäbische Aristides, die Anhänger der Doppelwährung unlauterer Motive beschuldigte. Man sieht, sobald es gegen die Börse geht, kann der Reichskanzler selbst auf einen Freiconservativen nicht mehr rechnen, und in Sachen der Börse neigt Varnbüler nicht zu Bismarck, sondern zu Bamberger. Der Freiherr sprach auch über die Militärnovelle, und um sie schmackhafter zu machen, führte er seine Zuhörer in die hohe Politik ein, und „enthüllte" ihnen, Rußland habe Frankreich aufgefordert, ein gemeinsames Bündniß gegen Deutschland abzuschließen, und dieses sofort mit Krieg zu überziehen. Die Rede rief einen Spectakel in ganz Europa hervor, und Herr von Varnbüler sah sich von allen Seiten mit Ableugnungen begrüßt. Vielleicht hatte er seinen großen Freund mißverstanden, oder doch seinen Auftrag überschritten und zu stark aufgetragen. Vielleicht hatte aber auch der Mohr seine Schuldigkeit gethan und ward nun entlassen.

Während wir uns noch an dem Anblick von Varnbüler ergötzen, entsteht in dem schmalen Saal eine Bewegung. Graf Moltke ist hereingetreten, und sieht sich sofort Aller Blicken ausgesetzt, was ihn aber durchaus nicht zu geniren scheint. Er nimmt in unserer Nähe Platz und versenkt sich gleichfalls in den Anblick Varnbülers. Wir aber wenden uns nunmehr dem berühmten Kriegskünstler zu. Moltke mit seiner dürren Gestalt und dem hageren bartlosen Gesicht ist der wahre „Schulmeister von Königgrätz". Ohne Zweifel wird er, wie alle Helden unseres Byzantinischen Zeitalters, hoch überschätzt, und die Geschichte wird weit kühler über ihn urtheilen, aber sein Name wird doch fortleben, während viele andere unserer modernen Berühmtheiten bald in Vergessenheit gerathen werden. Moltke ist so alt wie das Jahrhundert, er trägt 80 Jahre auf dem Rücken, und sieht denn auch schon recht zusammengefallen und ziemlich klapperig aus. Einen neuen Krieg, den Gott verhüten möge, wird er schwerlich mitmachen. Ein General begrüßt ihn und setzt sich zu ihm, indem er mit ihm eine Unterhaltung beginnt, aber das Gehör scheint dem Greise auch schon schwach zu werden. Zwei blutjunge Lieutenants kommen herein und stellen sich straff auf. Moltke winkt ihnen freundlich ab, und erhebt sich, um in das andere Zimmer zu gehen, wo er sich sein Bildniß von Werner ansieht.

Herr Neumann oder Frau Simon gemalt, mag hingehen, aber modellirt und gemeißelt, nehmen sie sich doch zu schnurrig aus. Fräulein Anna von Kahle in Berlin hat die Portraitbüste des Fräulein Dohm in rothgefärbtem Gips geleistet.

Digitized by Google

Fräulein Dohm ist die Tochter des „Kladderadatsch"-Barden, also gleichfalls ein öffentlicher Charakter, und darum steht auch der volle Name im Katalog. M. Wiese in Berlin fertigte die Büste eines Mannes, der sich vom Lohgerbergesellen zum Geheimen Commissions-Rath aufgeschwungen hat, und schon eher ausgehauen zu werden verdient. Gewiß hat auch Herr Winkler, „Geschäftsführer der Akademischen Kunstausstellung", seine Verdienste, und seine Büste von Albert Manthe in Berlin ist wol ein Werk der Dankbarkeit. Rudolf Löwenstein, Mitarbeiter am „Kladderadatsch", Dichter von Kinderliedern und bei allen Zweck- und Festessen Toastredner und Erklärer der Tischkarte, ist von Julius Moser modellirt. Der „Börsen-Courier" tadelt den „Realismus, der das Zufällige der Erscheinung zur getreuen Wiedergabe" bringt. Aber ein Gesicht, eine Nase wie die von Rudolf Löwenstein sind beim besten Willen nicht zu idealisiren, soll der Natur nicht Gewalt angethan werden. Ein solcher Vorwurf trifft eher Hans Krüger in Berlin, der eine Statuette Fritz Reuter's lieferte, aber sehr wohl dem Dichter etwas weniger Bauch hätte geben können. Gar zu idealisirt ist hingegen die Büste des verflossenen Finanzministers Camphausen von Robert Bärwald in Berlin. Excellenz Camphausen ist bekanntlich ein runder, voller, rosiger, geradezu fetter und üppiger Herr, während er hier aussieht wie das leibhaftige Deficit, das er seinen Nachfolgern hinterlassen hat. Weniger geschmeichelt ist das „Potrait-Relief Seiner Excellenz des Justizministers Dr. Friedberg" von Ernst Herter in Berlin. In dieser Nase liegt Race, liegt Instinct. Unwillkürlich erinnert sie daran, daß der frühere Chef des Reichs-Justiz-Amts mit den Vorarbeiten zur Reform des famosen Actiengesetzes durchaus nicht fertig werden konnte, und daß, wie die Zeitungen melden, der jetzige Preußische Justizminister von einer Herabminderung der ungeheuerlichen Gerichtskosten nichts wissen will. Ob diese Nase freiconservativ oder nationalliberal sei, ist schwer zu sagen. Einst soll sie demokratische Anwandlungen gehabt haben; wenigstens erinnerte die „Deutsche Landes-Zeitung" daran, daß im Jahre 1848 bei dem schwarz-roth-goldnen Umritt des Thierarztes Urban der damalige Assessor Friedberg als Reichsherold paradirt habe.

Von den Architekten hat Johannes Otzen in Berlin das „Modell der Kirche zum Heiligen Kreuz auf dem Johannestisch" aufgestellt, für welchen Bau sich der Kronprinz interessirt. Otzen war der Gehilfe des später geadelten „Großgrundbesitzers", d. h. Bauterrain-Speculanten und Gründers J. A. W. Carsteun. Während dieser für einen Millionär galt, hinterher aber ganz auf den Strumpf gekommen sein soll, ist Otzen ein reicher Mann geworden, der eine stattliche Villa besitzt, Reitpferde und Equipage hält, nunmehr aber ganz der Kunst und idealen Zwecken lebt den Professor-Titel führt und auch zum „ordentlichen Mitgliede der Akademie des Bauwesens" ernannt wurde.

Der Gesammteindruck, den die Kunstausstellung bietet, ist ein äußerst schwacher, dürftiger. Sie liefert den Beweis, daß, wie Literatur, Theater und Musik, auch die bildenden Künste im starken Niedergang begriffen sind.

Digitized by Google

Der neue Preußische Minister für Handel und Gewerbe.

Obwol die Zeit eine so bewegte ist, daß die Ereignisse einander förmlich jagen, und die Politik selbst in den Hundstagen keine Ferien mehr macht, hat doch seit lange kein Vorgang die Presse so beschäftigt, als die Ernennung des Fürsten Bismarck zum Preußischen Handelsminister. Die „liberalen" Blätter suchten ihre Ueberraschung, ihr Mißvergnügen zunächst hinter Spöttereien zu verbergen; sie meinten, Bismarck habe keine Persönlichkeit mehr finden können, die unter ihm Minister sein wolle, und daher aus reiner Verlegenheit den Posten einstweilen selber übernehmen müssen. Indeß sind sie bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Entschluß des Fürsten ein wohl überlegter und sehr bedeutungsvoller sei, und daß er nichts Geringeres bedeute, als die Bedrohung der „liberalen Freiheiten". Die conservativen Zeitungen begrüßen den Vorgang mit Genugthuung und Hoffnungen, sind aber doch über die eigentlichen Absichten des leitenden Staatsmannes in Zweifel und ziemlicher Unklarheit. Die katholische Presse endlich hält mit ihrem Urtheil zurück, und will die Dinge, die da kommen sollen, erst abwarten. Inzwischen ist denn auch über die Pläne Bismarck's Verschiedenes in die Oeffentlichkeit gedrungen; so bruchstückig und fragwürdig, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Es soll namentlich in Angriff genommen werden: eine Reorganisation des Handwerks, eine Reform des Haftpflichtgesetzes, eine Altersversorgung der Arbeiter und die Errichtung eines sogenannten „Volkswirthschaftsraths". Commerzienrath Baare aus Bochum und andere Industrielle sind nach Friedrichsruh entboten worden; Fürst Bismarck hat mit ihnen Rath gepflogen, auch an die Handelskammer zu Plauen unterm 17. September ein Schreiben gerichtet, in welchem er sich über den „permanenten Volkswirthschaftsrath" ausspricht, „welcher aus Vertretern des Handels, der Industrie, der Landwirthschaft und der übrigen Gewerbe, behufs Begutachtung der wirthschaftlichen Gesetzentwürfe, zu bilden wäre". Was in dieser Hinsicht für Preußen geschaffen wird, soll eine entsprechende Einrichtung für das Reich vorbereiten.

Wir zweifeln nicht, daß Bismarck von den besten Absichten für das Wohl des Deutschen Volks beseelt, und daß es ihm mit seinen wirthschaftlichen Reform-Plänen Ernst ist. Er muß nachgerade begriffen haben, daß der Staatswagen dem Abgrunde zurollt, daß sein Werk, das neue Reich, in großer Gefahr schwebt, wieder auseinander zu fallen, daß in wirthschaftlicher und socialer Hinsicht das Chaos hereinzubrechen droht. Darum will er auch auf diesem Gebiet die Zügel selber ergreifen. Auch der gefügigste Gehilfe hat, sobald er Minister wird, Anwandlungen von Selbstständigkeit und eigenen Ansichten. Darum ist Bismarck's rechte Hand, Herr Tiedemann, nicht Handels-Minister geworden; er bleibt einstweilen noch Personal-Rath; es liegt ihm ob, seines Herrn Befehle, Winke und Wünsche strict auszuführen,

Digitized by Google

und darauf zu achten, das sie allgemein ausgeführt werden. Wir fürchten aber fast, daß es dem Fürsten Bismarck noch immer an der richtigen Einsicht und nöthigen Unbefangenheit gebricht. Es will uns scheinen, als ob er die bösen Feinde und gierigen Ausbeuter des Volks noch lange nicht erkannt hat, als ob ihm die rechten Mittel zur Abhilfe doch noch verborgen sind, oder als ob er sich ihrer noch immer nicht zu bedienen wagt. Er selber ist noch befangen in mancherlei Vorurtheilen des Manchesterthums, des Doctrinarismus und des Büreaukratismus; er selber leidet an dem „Geheimraths-Liberalismus", über den er sich vor 30 Jahren so bitter beklagte, und mit dem fast alle seine Gehilfen angefüllt sind. Darum allerhand Ansätze und Halbheiten, ein wechselvolles Hin- und Herschwanken, ein unaufhörliches Herumexperimentiren, das die Nation gleichgültig und stumpf gemacht hat. Darum eine unendliche Folge von Gesetzentwürfen, Abänderungen, Neuerungen, sowie die Schaffung immer neuer Behörden und Institutionen. Darum, Seitens der Officiösen, nach wie vor das Schwärmen für eine „conservativ-liberale Majorität" im Parlament, unter Führung des Gründers und Compromißmannes Bennigsen; hingegen das Abkanzeln und in die Acht erklären aller selbstständigen Männer und Preßorgane, die es wagen, anderer Meinung zu sein, und nicht augenblicklich und blindlings der jeweiligen Parole folgen. Dem Fürsten Bismarck fehlt es an tüchtigen Gehilfen und guten Berathern. Die Beamten nutzen sich in seinem Dienst zu rasch ab, verkümmern an Geist und Charakter; Männer von Selbstgefühl und Originalität halten sich fern. In der Wahl seiner Vertrauenspersonen hat der leitende Staatsmann keine glückliche Hand. Commerzienrath Baare z. B., „Generaldirector" der Bochumer Gußstahl-Gesellschaft, deren Grundkapital in der Gründerperiode bis auf die schwindelhafte Höhe von 5 Millionen Thaler gebracht, deren Actien bis etwa 250 Procent hinaufgetrieben wurden, und dann bis etwa 30 sanken, an denen das Publicum also viele Millionen verloren hat — eignet sich nicht wol zum Rathgeber in Sachen der Arbeiterversicherung. Die Vorkämpfer und Agenten für die wirthschaftlichen Reformen des Reichskanzlers sind meist Gründer und Gründergenossen. Fürst Bismarck muß endlich auch begreifen, daß alle die Personen, welche bei Gründungen und Emissionen der Schwindelperiode irgendwie betheiligt waren, in ihrem Charakter nicht unversehrt geblieben sind, im Volke keinen Boden haben, und sein Reformwerk nicht fördern, sondern nur hemmen und schädigen können.

Wäre Fürst Bismarck zu den Wahlen von 1878 mit einem vollständigen Wirthschaftsprogramm herausgetreten, hätte er in diesem Sinne an das Volk apellirt, anstatt als Grund für die Auflösung des Reichstags nur die Verwerfung der Socialisten-Vorlage anzugeben, würde ihm ein außerordentlicher Erfolg zu Theil geworden sein, hätte er mit Einem Schlage eine Parlaments-Majorität gewonnen, wie sie zu einer wahrhaften Wirthschafts-Reform unumgänglich nothwendig ist, und gegenwärtig entschieden fehlt. Die günstige Gelegenheit wurde leider versäumt, aber vielleicht bietet sie sich wieder bei den im nächsten Jahre stattfindenden Neuwahlen. Besitzt Fürst Bismarck wirklich einen umfassenden einheitlichen Plan der Steuer- und Wirthschafts-Reform, so möge er jetzt, als Preußischer Handelsminister, ihn verlautbaren. Ein bloßes Stück- und Flickwerk würde ziemlich wirkungslos bleiben.

Digitized by Google

Was zunächst und zumeist noth thut, ist die Wiederaufrichtung des am Boden liegenden Handwerks. Die bisherigen Versuche haben sich als völlig unzugänglich erwiesen, namentlich der vielerwähnte Erlaß des damaligen Handelsministers Maybach vom 4. Januar 1879, aus dem ein durchaus „liberaler" Geist weht, insofern er das Lob der Gewerbeordnung von 1869 singt, „die Weckung des Gemeinsinnes und der Standesehre" unter den Handwerkern empfiehlt, und in der Phrase gipfelt: es muß wieder dahin kommen, daß tüchtige technische Leistungen und solide Geschäftsführung bei jedem Innungsgenossen als selbstverständlich vorausgesetzt werden". Herr Maybach empfahl das von Miquél verfaßte Statut der Schuhmacher-Innung zu Osnabrück, das auch von der dortigen Königlichen Landdrostei amtlich bestätigt ist, als eine Musterleistung, obwol es, wie in dem Büchlein „Deutsches Handwerk und historisches Bürgerthum" von Otto Glagau nachgewiesen, mehrfach gegen die bestehenden gesetzlichen Vorschriften verstößt. Herr Miquél hat alsbald selber einge sehen, daß es mit dem „Musterstatut" hapert, daß es mit den „freien Innungen" nicht geht, und sich zu „freien Innungen mit Zwang" bekannt. In der That ist denn auch die mit öffentlichen Corporationsrechten auszustattende Zwangsinnung das erste und unumgängliche Erforderniß, um eine Hebung des Handwerkerstandes anzubahnen.

Die conservative Partei als solche hat nicht den Muth gehabt, offen für die Zwangsinnung einzutreten. Die Anträge, welche von Seydewitz und Genossen 1877, 1878, 1879 und 1880 im Reichstag zum Zwecke einer weiteren Entwickelung des Innungswesens stellten, waren lauter Halbheiten und betonten ausdrücklich: „Ein Zwang zum Eintritt in die Innung findet nicht statt". Ein Führer der Conservativen, Herr von Helldorf-Bedra, äußerte sich in der Sitzung am 5. Mai 1880, wie folgt: „Ich bitte Sie, sich der Stöße von Petitionen zu erinnern, die seit sechs bis sieben Jahren an den Reichstag kommen. Es sind Petitionen von den achtbarsten Verbänden, von Gewerbegenossenschaften in ganz Deutschland; es sind Petitionen aus allen Landestheilen, auch solche, wo Innungen bisher nicht bestanden, wie z. B. der Rheinprovinz. In Folge der früheren Gesetzgebung war das Innungswesen dort längst zerstört; im ganzen Regierungsbezirk Aachen und in dem von Münster existiren keine Innungen mehr, und jetzt liegen Massen von Petitionen aus der Rheinprovinz vor, welche Innungen fordern, und zwar Zwangsinnungen. Meine Herren, wir gehen den Weg nicht soweit mit. Die Interessenten übersehen die enormen praktischen Schwierigkeiten, die sich der Idee der Zwangsinnungen in diesem Sinne (?) entgegenstellen. Unsere Vorschläge sind durchaus maßvoll (Leider zu maßvoll!), sie stehen auf dem Boden der Freiwilligkeit: wir wollen allmählich da wieder aufbauen, wo das Material dazu vorhanden ist. Wollten wir populäre Agitation treiben, dann müßten wir auf unsere Fahnen schreiben Zwangsinnungen und Arbeitsbücher, und dann würden wir den ganzen Stand der Gewerbetreibenden in Deutschland hinter uns haben. Aber meine Herren, wir wissen sehr gut, daß derartige Mittel der Agitation nur auf kurze Zeit reichen. (?) Das Einzige, was auf die Länge unsere Stellung sichert, ist, daß wir uns bewußt sind, die wahren Interessen der Nation

Digitized by Google

zu vertreten, in maßvoller und praktischer Weise. (Bravo! ertönt es hier, und wir möchten fast glauben, aus den Reihen der „Liberalen".) Wir wissen sehr gut, meine Herren, daß wir uns den Dank der Gewerbetreibenden selbst nur in sehr geringem Maße bisher damit verdient haben; denn wir wissen, daß nach wie vor Handwerker, in deren Interesse diese Frage in Angriff genommen wird, bei den Wahlen fortschrittlich, wenn nicht gar socialdemokratisch wählen, aber wir werden uns doch auf diesem Wege nicht irre machen lassen." — Was sagt der aufmerksame Leser zu dieser Rede des Herrn von Helldorf-Bedra? Müssen sich dabei nicht Lasker und Genossen in's Fäustchen gelacht haben? Kann man nach solchem Speech des Häuptlings noch von einer Logik und Taktik der Conservativen, als einer politischen Partei, sprechen? Ist es da wol zu verwundern, daß die conservative Partei seit 1866 im Volke so reißend an Anhang verlor, daß auch Bismarck sie fahren ließ, und noch jetzt zögert, sich auf sie zu stützen?? — Also Herr von Helldorf erhärtet, daß die Strömung unter den Gewerbetreibenden selber auf die Zwangsinnung gerichtet ist; aber er weiß besser, was dem Handwerk frommt, und darum verschmäht er, „populäre Agitation" zu treiben, er verschmäht die Heeresfolge der Handwerker; er ist zu tugendhaft dazu und tröstet sich mit dem guten Bewußtsein, was allein der conservativen Partei eine gesicherte Existenz verleiht. Das Köstlichste kommt aber noch. Im offenbaren Widerspruch mit seinen eigenen Ausführungen schließt Herr von Helldorf also: Dem Handwerk helfen Sie mit Reden und Rathen nicht, sondern nur durch die That, und diese That ist die Schaffung und die Förderung von Corporationen, die dieser gegenwärtigen Noth des Handwerks abhelfen." (Bravo! erschallt es wieder, aber diesmal, wie der stenographische Bericht vermerkt, von der rechten Seite.) Also Herr von Helldorf muß schließlich selber zugeben, daß das Heil des Handwerks in der Corporation liegt; nichts destoweniger ficht er gegen die Zwangsinnung, weil er die „enormen praktischen Schwierigkeiten" fürchtet, will er sich begnügen mit dem, was blos der Schatten einer Corporation ist, mit der privatrechtlichen „freien" Innung, der beizutreten durchaus in das Belieben der Handwerker gestellt ist, und welcher selbst ein Miquél etwas „Zwang" beizumischen, hinterher für nöthig fand. Wenn Herr von Helldorf nicht zu den politischen Nachtwächtern gehört, so ist diese Species überhaupt ausgestorben. Und solch politische Nachtwächter führen das große Wort im Parlament! Am 18. März 1880 fertigte im Reichstag Freiherr von Mirbach Herrn Bamberger, als Advocaten der Goldwährung, in gebührender Weise ab. Da er aber weiß, daß es auch unter seinen Fractionsgenossen „Goldonkel" giebt — schwärmt doch die „Kreuzzeitung" Arm in Arm mit der „Nationalzeitung" für Soetbeer und Bamberger — erklärte Baron Mirbach im Verlauf seiner Rede ausdrücklich, daß er nicht im Namen der conservativen Partei spreche, daß die Fraction sich über die Währungsfrage noch nicht schlüssig gemacht habe. Trotzdem hielt es Herr von Helldorf für angemessen, den Freiherrn von Mirbach sofort noch officiell zu verleugnen; er erhob sich mit der mehr als überflüssigen, geradezu gewaltsamen Bemerkung: der Vorredner habe nur für seine Person, nicht für die Fraction gesprochen. Es war dies ein feines, ritterliches Compliment für Bamberger. Wie man erzählt, hatte das auffällige

Digitized by Google

Desaveu eine Herausforderung von Seiten des Baron Mirbach zur Folge, die nun aber Herr von Helldorf durch eine Entschuldigung zu beseitigen wußte.

Die katholische Geistlichkeit und die katholische Presse haben von jeher für die Zwangs-Innung gewirkt. Auch die weitaus meisten Mitglieder des Centrums sind, im Sinne ihrer Wähler, Anhänger der Zwangsinnung, nach welcher die Handwerker namentlich in Bayern, Schlesien, Rheinland, Westfalen und auch in Hannover verlangen. Um so unglücklicher traf es sich, daß bei Berathung der Anträge von Seydewitz und Genossen, im Reichstag als Berichterstatter der Commission, der Herr von Helldorf präsidirt hatte, Dr. Freiherr von Hertling auftrat. Es ist dies ein Privatdocent an der Universität Bonn, und vielleicht das einzige Mitglied des Centrums, das zum Manchesterthum neigt. Der Doctor der Philosophie, der den Handwerkerstand wahrscheinlich nur aus Büchern kennt, referirte denn auch in einer Weise, die gleichfalls die Anerkennung der „Liberalen" fand; wenigstens wurde ihm, wie der stenographische Bericht vermerkt „vereinzeltes ‚Sehr wahr!' links" zugerufen. Baron Hertling stützt sich wesentlich auf die Mittheilungen des Regierungs-Commissars, Geheimen Ober-Regierungsraths Lohmann, welcher vermuthlich auch der Verfasser des vorhin erwähnten Maybach'schen Erlasses und, wie seine Aeußerungen in der Petitions-Commission des Abgeordnetenhauses bewiesen, ein in der Wolle gefärbter Manchestermann ist. Nach und mit Lohmann klassificirte Dr. von Hertling die Antworten auf das Rundschreiben des Ministers dahin, daß „gerade die strebsamen und vorgeschrittenen unter den Handwerkern von Innungen nichts mehr wissen wollen und eine völlig ungebundene Stellung in dieser Hinsicht wünschen". (Wir irren wol nicht, wenn wir diese „strebsamen und vorgeschrittenen Handwerker" unter Juden und anderen Kapitalisten suchen, die das Handwerk im Großen betreiben und die gelernten Handwerker als Lohnsklaven benutzen.) Der Doctor der Philosophie bemerkte mit gelehrtem Witz, daß „romantische Neigungen und archäologische Interessen" (nämlich Sympathien für die untergegangenen Zünfte) in der Gewerbe-Commission nicht vertreten gewesen wären. Herr von Hertling erklärte die Wiedereinführung des Innungszwangs sei ein aussichtsloses Beginnen, und meinte, daß von den Seydewitz'schen Vorschlägen „Einzelnes auch schon jetzt auf Grund der bestehenden Gesetzgebung vollkommen zulässig und ausführbar ist". Wir aber meinen, das Centrum würde doch wohl thun, bei ähnlicher Gelegenheit nicht wieder diesen philosophischen Doctor loszulassen. Agent Wöllmer aus Charlottenburg acceptirte, Namens der Fortschrittspartei, bestens die tugendhafte Enthaltsamkeit des Herrn von Helldorf und rügte, daß Baron Hertling nicht mehr so ganz auf manchesterlichem Boden stehe wie früher. Dabei passirte diesem zungenfertigen „Repräsentant von Hüttenwerken", wie er sich im Parlaments-Almanach aufführt, ein kleines Malheur. Er wies darauf hin, daß der Maurermeister Bauer aus Hamburg, „der auch die Zwangsinnung auf sein Wahlprogramm geschrieben hatte, der noch vor einem Jahr der Fortschrittspartei, als Grund ihrer geringen Erfolge bei den Wahlen, die Opposition gegen Zwangsinnungen und gegen die Meisterprüfungen unterstellte", sich nicht mehr im Hause befinde. „Wo ist Herr Bauer geblieben, und mit ihm die große Zünftlerpartei in Hamburg?" rief Herr

Digitized by Google

Wöllmer triumphirend aus, und von der Rechten antwortete man ihm „Socialdemokrat!“ Wenige Tage vorher hatte nämlich Hamburg bei der Nachwahl, an Stelle des „Zünftlers“ Bauer, einen Socialdemokraten, den Schuster und Bierschänker Hartmann in den Reichstag entsandt. So ebnet das Manchesterthum den Socialisten überall die Wege.

Ebenso unbefangen, unentschlossen und hilflos, wie die conservative Partei, zeigt sich der Handwerkerstand, der unter der Herrschaft der Gewerbeordnung von 1869 entkräftet und verarmt ist. Nur in Hamburg gelang es den Handwerkern, einen der Ihrigen in den Reichstag zu bringen; 1874 den Schlossermeister Schmidt, einen der ersten Vorkämpfer für Wiedereinführung der Zwangsinnung, und 1877 den Maurermeister Bauer; aber Beide sahen sich genöthigt, der nationalliberalen Partei beizutreten. Dagegen scheiterten die Versuche in Berlin, sich vom „Fortschritt“ zu emancipiren, 1876 bei den Landtagswahlen und 1877 bei den Reichstagswahlen als selbstständige Handwerkerpartei aufzutreten, in der kläglichsten Weise. Die „liberalen“ Zeitungen höhnten, beschimpften und ohrfeigten die Abtrünnigen, und diese kehrten reuig zurück, und bildeten wieder das „Stimmvieh“ des Manchesterthums. Ein Bild der Zerfahrenheit und Ohnmacht, boten ferner die verschiedenen Handwerkertage, namentlich 1876 in Köln, 1879 in Bremen. Die Süddeutschen, unter Anführung von Billing aus München, die Rheinländer und die Hannoveraner kämpften mehr oder weniger offen für die Zwangsinnung, während die Hamburger, an deren Spitze Gewerbekammer-Secretär Schulze stand, und die Berliner, geleitet von dem Tischlermeister Brandes, für freie Innungen schwärmten. Schulze und Brandes sind Beides unklare Köpfe und schale Bierredner, die entweder selber nicht wissen, was sie wollen, oder die es gar lieben, die Sache in der Schwebe zu halten. Brandes hat fast bei allen Parteien Gastrollen gegeben, sich von den verschiedensten Parteien als Candidat für das Parlament aufstellen lassen. „Die Gewerbetreibenden dürfen sich nicht ferner als Spielball der liberalen Parteien hergeben“, beschlossen auf seinen Antrag Herbst 1876 in einer Wahlversammlung die Handwerker; trotzdem steht Brandes selber nach wie vor unter dem Banne des „Fortschritts“, warnt vor „Zunftzwang“ und „Reaction“, und rühmt sich in einer Audienz, die er bei dem Minister Maybach hatte, diesen durch gewisse Fragen „in Verlegenheit“ gesetzt zu haben. Namentlich seinem Einflusse ist es zu danken, daß die Berliner Handwerker eine so schwächliche Rolle spielen, nach wie vor mit dem Manchesterthum liebäugeln, und sich von diesem als „freisinniges Bürgerthum“ ködern lassen. Trotzdem hat auch unter ihnen Fürst Bismarck als Gewerbeminister Aufregung erzeugt und Erwartungen wachgerufen. In einer Versammlung, die sie am 27. September abhielten, sprach nach dem „Reichsboten“ Meister Heydenreich: „Sagen wir offen und klar, was uns fehlt! Weshalb hat man unsere Arbeit nicht mit Unrecht als „billig und schlecht“ bezeichnet? Weil der gelernte Handwerker nicht mehr Herr in seiner Werkstatt ist, weil eine fremde Nation das Handwerk knebelt und ausbeutet. Ich darf als Geschäftsmann diese Nation nicht nennen, aber Sie alle wissen, wen ich meine. — Ich spreche mich nochmals ganz entschieden für Zwangsinnungen aus.“ Desgleichen äußerte Meister Braun: „Früher waren wir Deutsche, jetzt drängt sich ein fremder

Digitized by Google

Geist, eine fremde Nation ein. Die Feinde des Handwerks wollen uns einen fremden Geist einimpfen.“ Diese ehrlichen Meister haben wohl begriffen, daß auch die Handwerkerfrage nur ein Stück der Judenfrage ist. Herr Brandes dagegen war wieder voll Zweifel und Mißtrauen, und ließ sich ungefähr so vernehmen: Wenn die Zeitungen schreiben, Bismarck neige zur Zwangsinnung, so gebe ich darauf nichts. Der Fürst widerspricht nicht, weil er die Stimmung erforschen und benutzen will. Vielleicht sollen diese Gerüchte nur Wahlzwecken oder dem Tabaksmonopol oder einer Steuer-Reorganisation dienen. Die alten Innungen der vierziger Jahre können wir nicht brauchen; wir würden in einem Jahre wieder um Aufhebung des Zwanges bitten müssen. — Noch im vorigen Herbst hatten Brandes und sein Adjutant, der Schuhmachermeister Bierberg öffentlich eingestanden, ihr bisheriges Eintreten für die freien Innungen sei nur eine Concession, die sie den Verhältnissen machten; sie seien jedoch überzeugt, daß die Entwickelung der Dinge schließlich zur Zwangsinnung führen würde. In der Versammlung am 27. September hingegen zeigte Herr Brandes wieder einen starken Rückfall. Er pries jetzt die Novelle vom 17. Juli 1878, die thatsächlich in manchen Punkten sogar noch eine Verschlechterung der Gewerbeordnung ist; er nannte sie eine Frucht seiner Agitation und klagte, daß die positiven Vortheile, die sie den Handwerkern biete, aus Unkenntniß wenig benützt würden. Er versicherte: „Wir werden unsere Beschlüsse dem Fürsten Bismarck nicht allein als Petition unterbreiten, sondern wir werden um eine Audienz bitten, und offen sagen, wo das Handwerk der Schuh drückt.“ — Wenn das „Obermeister“ Brandes nur selber wüßte! Wir hoffen, daß Fürst Bismarck sich mit den Herren Schulze und Brandes nicht weiter aufhalten, sich von dem Letzteren nicht auch etwa durch Fragen „in Verlegenheit“ setzen lassen wird.

In Sachen der Zwangsinnung muß Fürst Bismarck die Initiative ergreifen; dann werden ihm Conservative und Handwerk mit Einem Schlage zufallen. Die Organisation der neuen Zwangsinnung hat Otto Glagau in dem genannten Büchlein entworfen, unter Berücksichtigung aller Verhältnisse, namentlich auch die Gesellenschaft der Innung als eine selbstständige Abtheilung eingereiht. Diese Organisation macht Gewerberäthe und Gewerbekammern, auch Schieds- und Gewerbegerichte überflüssig, und giebt in Betreff der Fortbildungs- und Fachschulen, der zu errichtenden Rohstoff- und Creditvereine die nöthigen Andeutungen. Ganz ähnliche Organisationen sind von verschiedener Seite aufgestellt, beziehentlich entworfen worden; so von der Maurer- und Steinhauer-Innung zu Bielefeld, von ca. 1000 Handwerksmeistern des alten Beuthener Kreises, und von ca. 250 Innungsgenossen des Kreises Neustadt in Schlesien. Darüber, daß der Glagau'sche Entwurf den praktischen Anforderungen entspricht, kann also kein Zweifel obwalten. Selbstverständlich bedürfen, nach Errichtung der Zwangsinnung, auch die übrigen Titel der Gewerbeordnung einer durchgängigen und einheitlichen Revision, da das ganze Gesetz eigentlich eine Gewerbe-Unordnung ist, welche die Schädigung der ehrlichen selbstthätigen Gewerbsleute, das Ueberwuchern des Schachers, des Hausirhandels, der Quacksalberei und Landstreicherei, und die Ausbeutung und Uebervortheilung des Publicums in der denkbarsten Weise begünstigt und gewissermaßen systematisch anleitet.

271

Digitized by Google

Landwirthschaft und Justizwesen gehören zwar nicht zum Amtsgebiet des neuen Handelsministers; jedenfalls wird aber Fürst Bismarck auf seine dermaligen Collegen soviel Einfluß haben, um auch hier die dringendsten Reformen in's Werk setzen zu lassen. Gleich dem Handwerk liegt der Ackerbau darnieder, bedarf auch er der staatlichen Aufhilfe und Fürsorge. Daß der Grundbesitz mit Steuern und Abgaben überbürdet ist, daß unsere Gesetzgebung ihn geradezu ruinirt, hat selbst Herr Lasker und schon in der Untersuchungs-Commission von 1868 ausgesprochen. Die Steuerlast des ländlichen Grundbesitzers ist in Preußen mindestens noch einmal so groß als die des städtischen Hausbesitzers und als die des Großindustriellen, drei bis vier mal größer als die des Kaufmannes, und vielleicht sechs mal größer als die des Rentners, Kapitalisten und Börsenmanns. Ebenso drückend und ungerecht ist die Armenlast, welche der Landwirth zu tragen hat, Dank der Freizügigkeit und dem Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, die ihm den kräftigen Arbeiter entführen, und ihm dafür aufhalsen, was arbeitsunfähig und mittellos ist oder herumvagabondirt. Ungebührlich hoch sind ferner der Immobilienstempel, die Hypotheken- und Subhastationskosten. Die Preußische Subhastationsordnung von 1869, die Hypothekengesetze von 1872 und die Vormundschaftsordnung von 1875 beeinträchtigen alle im hohen Grade die wahren Interessen des Landmanns; sie und die Römische Verschuldungsform, die Beschränkung in der Erbverfügung und die unendliche Theilbarkeit des Bodens machen den Grundbesitz zu einem „walzenden". Mehr und mehr schwindet der Bauernstand; will man ihn vor dem Aussterben bewahren, so ist die Wiederherstellung des bäuerlichen Erbrechts nöthig, wonach der Hof in der Familie bleibt und nicht parcellirt werden darf. Für die Anpflanzung von Bauern, für die Seßhaftmachung der ländlichen Arbeiter durch Ansiedelung auf den Domänen hat Graf F. Behr-Bandelin auf dem Congreß Deutscher Landwirthe von 1878 und 1880 sehr praktische Vorschläge gemacht, aber damit bei den Staatsbehörden kein Entgegenkommen gefunden.

Handwerker und Bauern verdienen die größte Pflege, denn sie sind der Rückgrat des Staats. Um sie vor Ausbeutung zu schützen, ist das neue sehr mangelhafte Wuchergesetz nicht geeignet. Ein größerer Schutz würde sich durch Beschränkung der allgemeinen Wechselfähigkeit herstellen lassen. Seitdem Graf Wilhelm Bismarck einen solchen Antrag im Reichstag eingebracht hat, ist er bei der „liberalen" Presse, die früher von seiner Freundschaft mit Paul Lindau zu erzählen wußte, in tiefe Ungnade gefallen. Wenn sich Handels- und Gewerbekammern, Bank- und Creditinstitute, Industrielle und Advocaten gegen die Beschränkung der Wechselfähigkeit ausgesprochen haben, so ist das ganz in der Ordnung, denn sie leben vom Wechsel; zu verwundern bleibt nur, daß man sie noch ausdrücklich befragt und zum Protestiren geradezu aufgefordert hat. Wozu aber brauchen Handwerker, Bauern, Arbeiter, Beamte, Officiere ꝛc. den Wechsel? Etwa um sich bewuchern zu lassen, um sich in Schulden und Gefahr zu stürzen? Man befrage doch einmal die Leute, die es zunächst angeht, und welche die große Mehrheit der Bevölkerung bilden. Ihre Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Besonderes Verdienst um die Verallgemeinerung des Wechsels hat sich Excellenz Stephan erworben. Indem auch die

Digitized by Google

Post Wechsel präsentiren, einziehen und protestiren läßt, ist der Wechselverkehr durch alle Adern des Volks getrieben, zieht er das kleinste Dorf, das abgelegenste Gehöft in sein Netz. Die allgemeine Wechselfreiheit, die sich bis auf Dienstboten, Weiber und Kinder erstreckt, ist wieder eine Judenfreiheit. Der Wechsel mit seinen ungeheuerlichen Machtbefugnissen und furchtbaren Wirkungen ist in Wahrheit wieder ein Judenprivileg, und die allgemeine Bereicherung der Judenschaft, ihre finanzielle und sociale Uebermacht datirt seit Einführung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung vom 27. November 1848, ist die wesentlichste Errungenschaft der März-Revolution. Um indeß auch fernerhin Niemand in seiner Wechselfreiheit zu kränken, aber diese doch etwas zu erschweren, mögen nach Maßgabe der Handelsregister bei den Gerichten besondere Wechselfähigkeits-Register geführt werden. Nur wer in diese eingetragen wird, soll das Recht haben, sich vom Wechseljuden den Hals abschneiden zu lassen. Wuchergesetz und Beschränkung der Wechselfreiheit haben jedoch kaum einen Zweck, so lange die, in die neue Civilprozeß-Ordnung (§ 702) eingeschmuggelten, ohne richterlichen Spruch sofort vollstreckbaren Schuldurkunden bestehen, denn gegen diese gehalten, ist selbst der Wechsel gnädig und harmlos. Auch abgesehen von den unerschwinglichen Gerichtskosten und Advocatengebühren, sind die neuen Justizgesetze derartig beschaffen, daß sie binnen wenigen Jahren das ganze Deutsche Volk entweder zur Auswanderung treiben oder auf den Kirchhof bringen müssen.

Handwerk, Gewerbe und Landwirthschaft verdienen, daß der Staat auch ihnen ein Credit-Institut schafft, denn die sogenannte „Reichsbank" existirt fast nur für die Börse, für Großkaufleute und Großindustrielle. Eine Organisation zu finden, welche Großindustrie und Handwerk umschließt, ist unmöglich, denn zwischen beiden besteht ein grundsätzlicher durchgehender Unterschied, und ihre Interessen stehen sich fast überall feindlich und unversöhnlich gegenüber. Wohl aber hat der Staat seine Fürsorge zu widmen allen Arbeitern, mögen sie nun vom Handwerk, von der Industrie oder von der Landwirthschaft beschäftigt werden; er hat die Pflicht und es liegt in seinem Interesse, ihre Rechte dem Arbeitgeber gegenüber zu vertreten, ihre Lage zu verbessern, sie nicht hilflos zu lassen, wenn sie erwerbsunfähig sind, sich ihrer Wittwen und Waisen anzunehmen. In dieser Hinsicht plant der neue Gewerbeminister eine Reform des Haftpflichtgesetzes und eine Arbeiter-Versicherung. Das Haftpflichtgesetz begünstigt den Unternehmer, z. B. von Bergwerken und Fabriken, in einer Weise, wie dieser selber es nur wünschen kann, und es gewährt dem Arbeiter und seinen Rechtsnachfolgern überhaupt keine ausreichende Handhabe. Die Arbeiterversicherung ist ein ebenso menschenfreundlicher wie genialer Gedanke, aber auch eine ungemein schwierige Aufgabe. Ihrem Begriff und Wesen nach, kann sie nicht etwa der manchesterlichen „Selbsthilfe" überlassen werden, sondern sie ist von Staatswegen durchzuführen, kann sie sich nicht von freiwilligen Beiträgen abhängig machen, sondern sie muß auf Zwangskassen beruhen. Herrn Baare's Rathschlag geht dahin, die Prämie zu $^1/_3$ von der Commune, zu $^1/_3$ vom Arbeitgeber und zu $^1/_3$ vom Arbeiter zu erheben, läuft also auf eine Belastung der Gemeinden und auf eine weitere Abschwächung des Haftpflichtgesetzes zu Gunsten des Unternehmers hinaus. Gemeinde und Arbeiter werden aber, was die Beitragspflicht betrifft, ganz aus dem

Digitized by Google

Spiel bleiben müssen; jener eine solche Last aufzubürden, wäre ungerechtfertigt, und dieser ist zur Entrichtung der Prämie überhaupt nicht im Stande. Es bietet sich nur der Ausweg, daß die Versicherungsbeiträge vom Arbeitgeber und vom Staat, und zwar von jedem zur Hälfte getragen werden. Für den Unternehmer ist die Verpflichtung selbstverständlich, und in diesem Maße gewiß nur billig. Der Staat lüde allerdings sich eine kolossale Last auf, aber er würde sie bewältigen können, wenn er zugleich das ganze Versicherungswesen übernimmt. Feuer-, Hagel-, Lebens-, Transport- und alle sonstige Art von Versicherung müßten verstaatlicht werden. Es ist dies ebenso berechtigt, gemeinnützlich und nöthig, wie die Verstaatlichung des Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesens. Die hohen Dividenden, welche die Versicherungs-Gesellschaften abwerfen, würden dem Staat zu gute kommen, und ihn in den Stand setzen, den Ausfall bei der Arbeiter-Versicherung zu tragen.

Von dem „Volkswirthschaftsrath" hegen wir nur geringe Erwartungen, zumal die Idee dem schutzzöllnerischen Lager entstammt. Wir fürchten, daß diese Körperschaft sich in der Hauptsache aus Gründern und Zöllnern, aus Actien- und Börsenverwandten zusammensetzen wird; aus denselben Leuten, welche im Interesse vergründeter Actiengesellschaften den neuen Zolltarif zu Stande gebracht haben, der nun aber doch sich als unzureichend erweist, um den letzteren wieder auf die Beine zu helfen. Der Grundbesitz mag sich vorsehen, daß seine Vertreter praktische Landwirthe seien, nicht etwa die obligaten Generalsecretäre der Landwirthschaftlichen Vereine, die fast alle noch der Manchesterlehre anhängen. Der Regierung ist zu empfehlen, daß sie auch schlichte Handwerker, Meister und Gesellen heranzieht, desgleichen eigentliche Arbeiter, unter denen ausgesprochene Socialdemokraten nicht fehlen dürfen. Nur dann würde der „Volkswirthschaftsrath" den Anspruch erheben dürfen, als eine Vertretung des arbeitenden Volks angesehen zu werden.

Ist der neue Minister für Handel und Gewerbe Willens und in der Lage, eine solche Wirthschafts- und Socialreform in Angriff zu nehmen, so könnte es ihm gelingen, der Agitation der Socialdemokratie, die ununterbrochen fortgeht und eine immer bedrohlichere Ausbreitung gewinnt, die Spitze abzubrechen und in das geschlossene Heer der Socialisten einen mächtigen Keil zu treiben. Dann wäre Aussicht, daß die „Königlich Preußischen Socialdemokraten" Finn und Körner nicht vereinzelt blieben, sondern Nachfolge und Anhang gewännen. Ja, es könnte geschehen, daß ein ansehnlicher Theil der Socialdemoktatie sich von der bisherigen Oberleitung lossagte, und sich offen für den Fürsten Bismarck und sein Reformwerk erklärte.

Nimmer aber wird es gelingen, für solche Reformen im Parlament eine „conservativ-liberale Majorität" zusammenzubringen. Soll den manchesterlichen „Freiheiten" der Garaus gemacht, soll die Uebermacht der Börse und der Judenschaft gebrochen werden, so versagt auch die Gruppe Bennigsen, nicht minder wie die Gruppe Lasker-Bamberger und die Fortschrittspartei. „Ohne das Centrum ist keine conservative Politik möglich!" schreibt die „Germania", und spricht damit eine tiefe Wahrheit aus. Ohne die Versöhnung, ohne die Bundesgenossenschaft der Katholiken kann auch der neue Preußische Minister für Handel und Gewerbe wenig ausrichten, und darum muß er vor allen Dingen den „Kulturkampf" aus der Welt schaffen.

274

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Herr Levy aus Rodenberg in Brüssel. — Die Berliner „Nationalzeitung", welche seit einem Jahr an der galopirenden Abonnenten-Schwindsucht leiden soll, macht seitdem merkliche Anstrengungen, um namentlich durch ein reichhaltiges Feuilleton ihre Leser zu fesseln. Unter Anderem brachte sie, was sie früher nicht that, Romane und Novellen, und im Juni zeigte Herr Salomon, der jetzige Eigenthümer des Blattes, an: „Für das Feuilleton der Nationalzeitung hat Dr. Julius Rodenberg eine Zahl von Artikeln über die in Belgien bevorstehenden Festlichkeiten bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Erinnerungsfeier an die Unabhängigkeits-Erklärung und Aufrichtung Belgiens zu einem selbstständigen Staate zugesagt." Dr. Julius Rodenberg ist, wie Meyers Conversations-Lexikon lehrt — und der betreffende, ziemlich lange Artikel ist von einem Manne geschrieben, der dem Helden über die Maßen nahe steht — „Deutscher Dichter" und geboren zu Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg. Daß der Dichter ebenso heißt wie sein Geburtsort, ist nicht Zufall, sondern Absicht. Bevor er Dichter wurde, hieß er, wie sein ehelelblicher Vater, Levy — was aber der sonst mehr als ausführliche Artikel in Meyer's Conversations-Lexikon schamhaft verschweigt. Es ist für einen „Deutschen Dichter" nicht gar angenehm Levy zu heißen; deshalb nannte sich der junge Levy, sobald er zu dichten begann — Julius von Rodenberg. Das war eine poetische Freiheit und ein erdichteter Adel. Später hatte der Kurfürst von Hessen ein Einsehen und gestattete, daß sein Landeskind auch im prosaischen Leben auf den Namen „Rodenberg" hören durfte. Zum Dank dafür hat sich Herr Rodenberg, sobald der Kurfürst zu Falle kam, über seinen ehemaligen Landesherrn ziemlich abfällig vernehmen lassen, obwol er dies gar nicht nöthig hatte. Rodenberg lebt seit vielen Jahren in Berlin und ist Herausgeber der „Deutschen Rundschau", der ersten Deutschen Revue, der Deutschen „Revue des deux Mondes." In Brüssel aber, wo man das vielleicht noch nicht weiß, trat Herr Rodenberg als Vertreter der „Nationalzeitung" auf, und hat als solcher alle Ehren und Einladungen genossen. Ueber seinen Aufenthalt in Belgien schrieb er der „Nationalzeitung" eilf große Feuilletons, die jedoch vorwiegend historischen und statistischen Inhalts sind, und unter starker Benutzung verschiedener Schriften nur allgemein Bekanntes wiedergeben. Deshalb nennt auch Herr Rodenberg gleich im ersten Briefe seine Aufgabe eine „schwierige", und ist so vorsichtig, die Erwartungen möglichst herabzustimmen. Es wird genügen, meint er, „einen Strahl der Feste zu erhaschen, ein Echo derselben aufzufangen". „Mehr kann ich, aus einer solchen Fülle von Genüssen, meinen Lesern nicht versprechen, und mehr werden sie von mir auch nicht erwarten." Im zweiten Bericht stimmt Herr Rodenberg einen Hymnus auf die Freikarte an, mit der man ihn bedacht hat. „Darum möge der Leser verzeihen, daß ich in dem Genuß ein wenig länger geschwelgt, als die Bescheidenheit gestattet — ein Genuß übrigens, welcher sich nun bereits durch Wochen fortsetzt. Denn das ganze Staatsbahnnetz mit seinen vielfachen

Digitized by Google

Verzweigungen ist zu meinem Befehl; überall, wo das perlgraue Kärtchen mich ihnen als „membre de la presse étrangère“ legitimirt, sind die liebenswürdigen Belgier doppelt liebenswürdig gegen mich — im Bahnhof und im Hotel, im Theater und im Concertsaal; ich darf sagen, daß alle Thüren uns geöffnet sind.“ — Leider mußte Herr Rodenberg die Erfahrung machen, daß das „perlgraue Kärtchen“ nicht überall zog. Er geräth „durch Irrthum“ in einen „katholischen“ Gasthof, und am nächsten Morgen wird ihm die — Rechnung präsentirt. O, diese unaufgeklärten Schwarzen, diese gemeingefährlichen Jesuiten! Herr Rodenberg findet die Rechnung viel zu hoch, und zeigt das „perlgraue Kärtchen“ vor. Aber der Wirth verlangt sein Geld, und Herr Rodenberg muß zahlen. Natürlich zieht er sofort aus und geht in ein „liberales“ Wirthshaus. Um sich zu rächen, läßt er die „katholische“ Rechnung in einem „liberalen“ Blatte veröffentlichen. Die ganze „liberale“ Presse donnert gegen die Jesuiten, während die katholischen Zeitungen die Sache ganz in der Ordnung finden und ihren Glaubensgenossen den Gasthof empfehlen, wo der „Deutsche Dichter“ eine so bittere Erfahrung hat machen müssen. Von diesem Gasthof sagt Herr Rodenberg: „Die Belgischen Geistlichen in Krämpenhut, schwarzen Gewändern und weißen Kragen, welche die Mehrzahl seiner Bewohner ausmachten, genirten mich wenig; aber es war unerhört schmutzig darin, die Betten wimmelten von Ungeziefer, die Fensterscheiben waren zerbrochen, in den Zimmern gab es keine Glockenzüge.“ Wir halten namentlich den „Schmutz“ und das „Ungeziefer“ für eine poetische Uebertreibung, denn wir wissen, wie empfindlich das auserwählte Volk gerade im Punkt der Reinlichkeit und Sauberkeit ist.

Im dritten Briefe feiert Herr Rodenberg Belgien als das Land des Journalismus, wo die Journalisten Kammerpräsidenten, Senatoren und Minister werden, während sie in Preußen es höchstens bis zum Commissionsrath bringen, oder nachdem sie eine Reihe von Festspielen zur Siegesfeier gedichtet haben, mit dem Kronenorden vierter Klasse bedacht werden. In diesem Falle befindet sich nämlich Herr Rodenberg, und darum rnft er jetzt aus: „O, über einen Bismarck der Presse! Vielleicht wird er eines Tages kommen!“ Am 18. Juli giebt man im Rathhaussaal zu Brüssel der „Europäischen Presse“ ein Bankett, aber sogar Herr Rodenberg findet, daß die Deutsche Presse nicht genügend vertreten ist. Die Vertreter der Deutschen Presse waren nämlich fast durchweg Juden, und ein christlicher Mitarbeiter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ wurde von den Jüdischen Collegen in ihren Berichten bemäkelt und verdächtigt. Aber sogar der „Börsen-Courier“ der Gebrüder Davidsohn empfand, daß die Deutsche Literatur in Brüssel etwas mangelhaft repräsentirt werde: Mohr von der „Kölnischen Zeitung“, Pietsch von der „Vossischen“, Ferd. Groß von der „Frankfurter“, Richard Norton (der eigentlich Cohn oder Rosenfeld heißt), vom Mosse'-(Moses')schen „Montagsblatt“, selbst Samosch und Rodenberg von der „Nationalzeitung“ waren auch in den Augen des „Börsen-Courier“ keine Klassiker. Uebrigens hatten auch andere Nationen Jüdische Journalisten entsandt, so Frankreich die Herren Malo und Molinari vom „Journal des Débats“, während von Belgischen Blättern Hymans (Heymann) das „Echo du Parlement“, Sulzberger die „Etoile belge“ vertrat. Aber doch glänzte keine andere Nation mit Juden in dem Grade wie Deutschland. Der Belgische Jude Hymans trank auf die Völker, welche das Fest beschickt hatten, und die er nun alphabetisch aufführte; um indeß die Engländer an die Spitze stellen zu können, nannte er die Deutschen nicht Allemands, sondern Germains. Ferd. Groß, Berichterstatter des Herrn Sonnemann, weiß in der „Frankfurter Zeitung“ fast nur vom Gratis-Schmausen und Gratis-Zechen zu erzählen; er und seine Stammesgenossen kommen an manchen Tagen aus dem Gratis-Frühstücken nicht heraus. Ueber ein solches Frühstück im Rathause zu Gent schreibt Herr Groß: „Julius Rodenberg brachte in Deutscher Sprache — ‚in der Sprache seines Herzens‘

Digitized by Google

— den Dank der Gäste zum Ausdruck. Was dann folgte, waren wilde Toaste, jedoch gemildert durch die Anwesenheit zweier Damen, der Gattin und der Tochter Rodenberg's." Also Herr Rodenberg hat die Belgische Gastfreundschaft zugleich mit Familie genossen, an den Segnungen des „perlgrauen Kärtchens" auch seine Damen theil nehmen lassen. Da sage man noch, daß ein „Deutscher Dichter" unpraktisch ist!

Unterm 24. Juli brachte die „National-Zeitung" folgendes „Privat-Telegramm": „Frère-Orban hat unseren hier anwesenden Vertreter, Herrn Julius Rodenberg empfangen. Der Minister sprach über den Belgischen Kulturkampf, freute sich der Sympathie, die man in Deutschland seinen Bestrebungen zollt und wünschte, daß ein lebhafter intellectueller Verkehr und Ideenaustausch Deutschland und Belgien einander immer näher bringen möge." Man darf wol annehmen, daß der Absender und Verfasser dieses wichtigen Telegramms Herr Julius Rodenberg selber ist. Im vierten Feuilleton schildert der „Deutsche Dichter" seinen Empfang bei dem Belgischen Premierminister. Während er im Vorzimmer warten muß, stellt er Vergleiche zwischen diesem Ministerhotel und dem Reichskanzlerpalais in Berlin an, „wo allerdings die Sphynx auf der Treppe wol geeignet ist, den Hinansteigenden mit einem ganz anderen Gefühl zu erfüllen, jener bänglichen Scheu, die man vor dem Gewaltigen und Unnahbaren hat." Aber nicht nur Bismarck selber, auch jeder andere Preußische Minister, sei es auch nur Lucius, Bitter, Friedberg, flößt wie Herr Rodenberg zu bekennen nicht ansteht, ihm einen heiligen Respect ein. Während er im Vorzimmer sitzt, erzählt unser Dichter die Lebensgeschichte des Belgischen Premiers, die man auch in jedem Conversations-Lexikon nachlesen kann. Endlich kommt der Minister. Er scheint nicht recht zu wissen, was er mit seinem Gast anfangen soll. Vielleicht verstutzt ihn auch die Erscheinung, denn Julius Rodenberg sieht weniger nach einem „Deutschen Dichter" als nach einem Jüdischen Handelsmann aus, der von Haus zu Haus nach alten Kleidern fragt. Der Minister ist ziemlich einsilbig, obwol sein Besuch von ihm „einige werthvolle Winke zur richtigen Schätzung der augenblicklichen Verhältnisse Belgiens" verhofft. Aber Herr Rodenberg läßt sich nicht irre machen, er spricht für Zwei, und überschüttet den Minister mit Complimenten. „Wir werden es Ihnen in Deutschland nie vergessen", ruft er aus, „wie Sie damals, im Jahre 1867, auf die Tribüne der Kammer traten, und von dort herab die Gefahr mit einer Stimme denuncirten, die nicht ungehört verhallen konnte!" — Frère-Orban antwortete hierauf Nichts. Aber um seine Lippen zuckte etwas, was mir zu sagen schien: „„Und Ihr habt uns reichlichen Dank dafür erstattet an jenem Tage, wo der Vertragsentwurf an's Licht kam, welchen Benedetti ‚en quelque sorte sous la dictée de Bismarck' geschrieben hatte.""" Diesen langen Satz liest Herr Rodenberg aus dem bloßen Zucken der ministeriellen Lippen heraus. Ist unser „Deutscher Dichter" nicht ein Tausendsassa?! Herr Rodenberg sitzt neben dem Schreibtisch des Ministers, und betrachtet unter Schauern des Entzückens dieses in seinen Augen historische Möbel, an welchem Frère-Orban „jene fulminanten" „Kulturkampf"-Depeschen gegen die Römische Curie geschrieben hat. Herr Rodenberg fühlt sich bevollmächtigt, im Namen Deutschlands dem „Kulturkampf"-Minister die überschwänglichste Anerkennung auszusprechen. „Ich glaube sagen zu dürfen", declamirt Levy, „daß auch in Ihrem gegenwärtigen Kampfe die öffentliche Meinung Deutschlands ganz auf Ihrer Seite steht, daß sie Ihnen den Sieg wünscht." Die „öffentliche Meinung" wird in Deutschland bekanntlich von der etwa ¾ Million zählenden Judenschaft gebildet, während die 28 Millionen Protestanten nur wenig dreinzureden haben, und die 15 Millionen Katholiken garnicht in Betracht kommen. Frère-Orban wünscht, der „Austausch von Ideen zwischen Deutschland und Belgien" möge sich ebhafter gestalten. „Wir kennen einander nicht genug", sagt er. — „„Aber auf welcher

Digitized by Google

von beiden Seiten liegt der Fehler?"" fragt Herr Rodenberg. Der Premier schweigt. Endlich merkt der „Deutsche Dichter" daß der Minister ihm durchaus Nichts zu sagen hat, und erhebt sich. Frère-Orban wiederholt seine Phrase, daß die geistigen Beziehungen zwischen beiden Ländern reger werden möchten. Da wirft sich Rodenberg in Positur und sagt: Herr Minister, der Fehler liegt wirklich nicht ganz an Deutschland. Mehrere meiner Landsleute, wie Friedrich Oetker, haben Belgien zum Gegenstand eingehender Studien gemacht. Nun bin auch ich gekommen. Deutschland hat also das Seinige gethan. — Um nun auch etwas zu thun, giebt Frère-Orban dem „Deutschen Dichter" einige Empfehlungen für Antwerpen, und dieser bemerkt mit Genugthuung, wie die politische Bedeutung des Belgischen Premiers „auf einer starken moralischen Grundlage ruht".

Die übrigen sieben Feuilletons enthalten in der Hauptsache historische Erinnerungen, Auszüge aus allerhand Büchern, welche die „Nationalzeitung" hätte billiger haben können. Außer Frère-Orban hat Herr Rodenberg noch eine andere Persönlichkeit von Ruf kennen lernen: den achtzigjährigen Rogier, den Freiheitskämpfer von 1830, dessen Lebensgang nach einer Monographie von Juste eingehend erzählt wird. Rodenberg hat das Glück gehabt, „ihm persönlich vorgestellt zu werden", und schreibt darüber: „Es wird mir immer als eine der höchsten Ehren meines Lebens erscheinen, daß ich vor dem Silber dieses Hauptes mich verneigen, und in dieses Auge blicken durfte, welches noch dunkel und feurig ist." Und so ist denn Julius Rodenberg heimgekehrt, mit dem Abglanz des Ruhmes, der von Frère-Orban und Rogier auf ihn gefallen, und sein langlockiges Dichterhaupt noch lange umstrahlen wird. Er kann nicht genug rühmen und preisen von Belgien: die Freiheit des Volkes, der Presse, des Verkehrs und der Concurrenz, die herrlichen Feste und den blühenden Wohlstand, und man kommt fast zu dem Bedauern, daß es dem „Deutschen Dichter" nicht vergönnt gewesen ist, für immer dort zu bleiben.

Was Herr Rodenberg nur errathen läßt, haben mehrere seiner Stammesgenossen offenherzig ausgesprochen. So schreibt der Jüdische Correspondent des „Börsen-Courier": „Gestern gab der Künstler- und Literatenverein Brüssel's dem Congreß und der Presse ein Rout. Mehrere Tausende von Herren und Damen durchwogten die Prachtsäle, die der Verein sein Eigenthum nennt. Die Damen in einfacher Promenadentoilette, trotzdem auch der König mehrere Stunden als Gast erschien. Ebenso kamen alle Minister und viele Mitglieder des Diplomatischen Corps. Die Unterhaltung war heiter, der Ton ungezwungen. Denken Sie sich Kaiser Wilhelm zu Besuch in einem Verein Berliner Schriftsteller und Künstler. Können Sie sich das vorstellen? Nein? Nun, so werden Sie begreifen, was freie Sitten bei einem Volke bedeuten." Derselbe Correspondent unterhält sich angeblich mit einem Portugiesen, welcher von der unbegrenzten Freiheit seiner heimischen Presse erzählt. Der Deutsche Jude schämt sich für Deutschland, denn er hat so eben lesen müssen, daß der „Börsen-Courier", nachdem dieser Jahre lang den Hofprediger Stöcker in der gröblichsten Weise geschmäht und verleumdet hat, endlich zu einer unbedeutenden Geldstrafe verurtheilt worden ist. Ein anderer Jude, Hirschberg aus Bromberg, verlästerte auf dem Volkswirthschaftlichen Congreß in Brüssel die politischen Zustände Deutschland's derart, daß sogar ein Semit, Professor von Kaufmann aus Aachen, sich zur Abwehr veranlaßt fühlte. Kann es da Wunder nehmen, wenn die Abgesandten Deutschlands in Belgien zwar reichlich verpflegt und gratis transportirt, aber doch, wie der „Börsen-Courier" klagt, „trotz aller geheuchelten Gastfreundschaft" mit „einer gewissen Voreingenommenheit" behandelt wurden? Was müssen die Belgier und die andern Nationen von uns denken, wenn sie als Vertreter des Deutschen Volks fast nur Juden sehen und manscheln hören? Ist es nicht ein Europäischer Scandal, daß in allen unsern Vereinen, Versammlungen und Ausschüssen in erster Reihe

Digitized by Google

und fast beständig Juden und Judensprossen das Wort nehmen; daß bei allen festlichen Begebenheiten im In- wie im Auslande, getaufte und ungetaufte Hebräer sich als Bevollmächtigte des Deutschen Volks aufspielen, Deutschland blosstellen, es lächerlich und verächtlich machen?! Die Verjudung unserer Journalistik und Literatur ist so haarsträubend, daß das Deutsche Element bereits wie ausgerottet erscheint. Man lese in der „National-Zeitung" das Feuilleton eines Semiten, Namens Julius Grosser, der auch die Feste bei den kronprinzlichen Herrschaften zu beschreiben pflegt, über den sogenannten „Deutschen Schriftstellertag", der in Weimar abgehalten ward. Auf dem Theaterplatz, wo sich die Statuen von Göthe und Schiller erheben, finden sich Julius Grosser, Julius Stettenheim, Franz Hirsch, Hans Hopfen, Paul Lindau und Adolf L'Arronge zusammen, und begrüßen sich gegenseitig als die modernen Deutschen Klassiker. In der „Fürstengruft" tritt Richard Gosche aus Halle zwischen die Särge der beiden Dichterkönige, und spricht in „feinfühligen"-Worten von der Weihe des Augenblicks". Bei den eigentlichen Verhandlungen im Rathhaussaal steht der ungeheuerliche Antrag zur Debatte, alle Producte der Deutschen Literatur in einer Bibliothek, auf Kosten des Reichs zu vereinigen! „Der ausgezeichnete Idealist, Denker und Redner Moritz Lazarus trat für ihn in schönen Worten ein; Richard Gosche, gleichfalls ein Mann der Ideale, schloß sich ihm an." Bei der Festtafel trank Gosche auf Weimar. „In wahrhaft hinreißender Weise dankte Lazarus dem Festcomité. Geist, Anmuth und rednerische Kraft vereinigten sich hier zu größter Wirkung. Leider war kein Stenograph zur Stelle; die Improvisation hätte wol verdient, erhalten zu werden, es geschähe ihr und ihrem Urheber Unrecht, wollte man sie reconstruiren, ohne es wörtlich zu thun." Es geht nach der Wartburg, wo die „Deutschen" Schriftsteller die Gäste des Großherzogs sind. „Das ewig fremdliche Spinoza-Gesicht des Redacteurs der „Eisenacher Zeitung", Löwenheim, lächelte uns — ein Wahrzeichen für den Journalisten — vom Perron entgegen." — Man sieht, wie stets ein Jude für den anderen die wüthendste Reclame macht, während die Eingebornen gar nicht zu Worte kommen, oder doch in den Berichten todtgeschwiegen werden. Trotzdem und alledem sind die Juden mit Deutschland noch immer höchst unzufrieden, und wenn sie im Ausland als „Deutsche" gastiren, „schämen sie sich" der Deutschen Zustände und „erröthen" für uns.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, Berlin W., Schwerin-Straße 21, richten.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Digitized by Google

Insertions-Gebühr für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 60 Pf. — Inseraten-Annahme in der **Expedition, Magdeburger-Straße 31,** bei **Haasenstein & Vogler** in Berlin, **G. Daube & Co.** in Frankfurt a. M., **Invalidendank,** Berlin und allen Annoncen-Bureaus in Berlin, Breslau, Cöln, Dresden, Frankfurt a. M., Halle, Hamburg, Leipzig, London, München, Nürnberg, Paris, Prag, Straßburg, Stuttgart, Wien, Zürich.

Neuester Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Kulturgeschichte des Judentums

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Otto Henne – Am Rhyn.

8°. broch. Preis 10 Mark.

Der berühmte Kulturhistoriker liefert mit diesem Buche die erste von einem Nichtjuden verfaßte, bis auf die Gegenwart fortgesetzte Kulturgeschichte.

Das Buch zeichnet sich durch die strengste Unparteilichkeit aus und ist für Gebildete aller Konfessionen von hohem Interesse.

Verlag von **Friedrich Luckhardt** in **Berlin,** Magdeburgerstraße 31.

Militaria.

In meinem Verlage erschien soeben:

Die

Fechtweise aller Zeiten.

In ihren Hauptmomenten dargestellt.

Mit 2 Plänen und 22 Skizzen.

Von

A. von Boguslawski,

Oberlieutenant im 6. Westpreuß. Grenadier-Regiment.

Preis elegant brochirt 4 Mk.

Das moderne Gefecht

und

seine Rückwirkung auf die Ausbildung der Infanterie.

von

L. v. W.

Preis brochirt 1 Mk. 20 Pf.

Otto Weber's

TRAUER-MAGAZIN

Berlin W., Mohrenstr. 35.

Weinhandlung zum Rheingau

Linden- u. Kommandantenstr. Ecke.

Ausschank reiner Rheinweine vom Fass.

pr. ¼ Liter von 20 Pf. an.

Unter Bezug auf die versandten Denkschriften empfehlen

Deutsches Lederöl

in Blechbüchsen zu 125 Gramm und Blechflaschen zu 5 Kilo.

Peltzmann & Kämmerer

Mannheim.

Restitutions-Fluide.

Special-Apotheke

für

Krankheiten der Pferde

Gross-Strelitz o. S.

Betreffend Ihr **Restitutions-Fluide** freue ich mich, mich dem Urtheil vieler anderer Herren nur anschliessen zu können. Dasselbe hat mir bei Gallen und Anschwellungen der Beine vorzügliche Dienste geleistet.

v. Bonin,

Lieut. i. Pomm. Drag.-Reg. No. 11.

Die Officin steht in täglicher Verbindung mit Herrn Gestüts-Director Harriers (gräfl. Renard'sches Gestüt) und ist jeder Zeit gern bereit, bei Erkrankungsfällen der Pferde unentgeltlich jeden Rath zu ertheilen.

Druck von Ihring & Fahrenholz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 20.

15. October 1880.

Politik und Loge.

In dem Artikel „Von der königlichen Kunst“ (Heft 19 des „Kulkurkämpfer“) haben wir die religiös-philosophische Seite der Freimaurerei behandelt, und den Orden in dieser Hinsicht als eine Anklage gegen die Kirche bezeichnen müssen. Auf politischem Gebiet hat er von jeher eine mehr oder minder revolutionäre Thätigkeit entwickelt, und wie es in seinem innersten Wesen begründet liegt, seit 200 Jahren sich an jeglichem Umsturz in hervorragender Weise betheiligt. Freilich leugnen viele Logen, daß sie Politik treiben und treiben wollen. Bruder Bluntschli sagt: „Unsere Gegner, die Jesuiten, verbreiten eine höchst merkwürdige Meinung über die Maurerei. Nach ihnen ist heute schon der Maurerbund eine große, die Welt bewegende Macht, welche die Kirchen untergräbt, den Glauben erschüttert, Staaten revolutionirt, und alles Bestehende umzustürzen versucht. Alle Revolutionen sind, nach der Entdeckung der Jesuiten, das Werk der Freimaurer; sie sind die geheimen Wühler, die Intriganten und Händelstifter.“ — Wunderbar, wie weit schon der Einfluß der Jesuiten reicht! Sogar in die „Bauhütte“ („Organ für die Gesammt-Interessen der Freimaurerei“), welche Bruder Findel herausgiebt, legen sie ihre Kuckuckseier. Dort wird nämlich in Nummer 26 vom 27. Juni 1874 ganz offen erklärt: „Zu einer Zeit, wo im staatlichen und gesellschaftlichen Leben der Völker der Zwang des Despotismus und des Kastengeistes herrschte, flüchteten die edelsten Geister, um nicht zu verzweifeln am Fortschritt der Menschheit, in die Stille der Arbeitshütten, und bereiteten da jenen geistigen, politischen und socialen Umschwung vor, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich allmählich vollzogen hat und noch immer vollzieht.“ Eine ähnliche Liebäugelei mit der Revolution trieb Bruder Verhaegen in Brüssel, als er 1852 die Brüder aufforderte, die alte heuchlerische Maske endlich fallen zu lassen. „Constatiren wir“, rief er, „daß die Freimaurerei bei manchen Anlässen sich einstimmig über jene Schranke weggesetzt hat. Sie hat sich thatkräftig in die politischen Kämpfe gemischt.“

Einer der Wenigen, die begriffen hatten, um was es sich handeln müsse, war Lessing. Aller freimaurerischen Arbeit auf politischem und socialem Gebiet liegt

Digitized by Google

seines Erachtens die Idee zu Grunde, daß Ordnung auch ohne Regierung müsse bestehen können, wenn nur Jeder sich selbst zu regieren wisse. Vorläufig muß es Regierungen geben, aber sie sind nur nothwendige Uebel. Wie „Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer" beweisen, hatte Lessing mit bewundernswerthem Scharfblick erkannt, daß unmöglich die Freimaurerei, wenn sie ein Weltprincip zu besitzen vorgiebt, auf die Frage nach den politischen und socialen Consequenzen desselben, die Antwort schuldig bleiben dürfe. Dieselbe Frage, die der christlichen Kirche gestellt wird, ob sie nämlich nur da sei, um sich in den Personen scheu vor der Welt zurück zu ziehen, oder ob sie politische und sociale Ideen besitze, dazu angethan, die Institutionen der Menschen zu regeln — dieselbe Frage kann auch der Loge bei ihren Ansprüchen nicht erspart bleiben. Lessing hilft sich nun fein. Er unterscheidet zunächst zwischen „vermeidlichen" und „unvermeidlichen" Uebeln des Staates. Nur den letzteren will die Loge „entgegen arbeiten". Und unter dieser Arbeit ist dann ferner nicht „mit eins merklich machen", sondern nur „von Weitem veranlassen" zu verstehen. In Wirklichkeit haben aber die Italienischen Carbonari, als ihre bewaffneten Logen Garibaldi die Wege ebneten, wenig darüber nachgedacht, ob sie es mit „vermeidlichen" oder mit „unvermeidlichen" Uebeln zu thun hatten, und Französische Logen, in denen statt des Hutes die Jacobinermütze herrschte, haben nicht nur „von Weitem" sich am Umsturz betheiligt. Diejenigen, welche zugeben, daß die Freimaurerei politische und sociale Ideeen entfalte, daß aber die Uebertragung derselben auf die Institutionen nicht Logensache, sondern Privatsache sei — leiden mindestens an Halbheit und Unklarheit. Denn es wird sich nicht bestreiten lassen, daß in der politischen Dreiheit des „Dreimaldrei" in den Worten „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" klar und bündig das maurerische Ideal ausgesprochen liegt, und daß nur Diejenigen echte und consequente Maurer sind, die, wie es längst in Italien, Frankreich und Belgien üblich ist, die Politik als Logensache behandeln.

Die Geschichte der Freimaurerei bestätigt unsere Auffassung. Seit 150 Jahren ist die Loge der Pionnier des „dritten Standes" gewesen, d. h. der Bourgeoisie, welche der erste und der einzige Stand sein will, und erst jetzt beginnt der „vierte Stand" nachzudrängen. So lange der „dritte Stand" angriffsweise vorging, that es die Loge ebenfalls. Jetzt ist sie zahm und auf die Vertheidigung beschränkt, und fällt fast zusammen mit dem sogenannten „Liberalismus". Prediger Fischer sagte in einer, Ostern 1849 vor der Loge „Apollo" zu Leipzig gehaltenen Rede: „Seit länger als hundert Jahren haben wir die Adelsdiplome und Ordensbänder unbeachtet gelassen, dem Range und Besitze jedes Vorrecht versagt, haben wir Allen in unseren Kreisen das Haupt bedeckt und den Brudernamen gegeben. Nimmt es Sie Wunder, wenn nach hundertjährigem treuem Wirken in diesem Sinne durch ganz Deutschland, wie still und anspruchslos es schien, ein Ergebniß an das Licht tritt: die Demokratie? Können Sie dieselbe anders bezeichnen, denn als ein Ergebniß, zu welchem unsere Kunst unter allen Umständen führen mußte, und noch ferner führen wird? Sie ist unser Kind! Ja, sie ist unser edles hoffnungsreiches Kind!" — Selbstverständlich hatte Bruder Fischer nur die sogenannte „bürgerliche Demokratie" im Auge, welche heute unter der Führerschaft

Digitized by Google

des Banquiers und Zeitungsbesitzers Sonnemann in Frankfurt a. M. steht; die „Demokratie", die mit der idealen Gleichmacherei spielt, alle reale Gleichmacherei aber vor den Geldsäcken Halt machen läßt. Es entstehen jetzt humanitäre, in der Loge wurzelnde, Vereine „zum Besten" der Arbeiter, deren letztes Motiv aber nur in der Besorgniß des Kapitals liegt, es könne einmal zu socialpolitischen Reformen kommen, die dem „vierten Stande" ernstlich helfen. Die Socialdemokratie ist das natürliche Kind des „Liberalismus" und der Loge, das aber von seinen unnatürlichen Eltern verleugnet, gehaßt und gefürchtet wird. Im Einzelnen freilich kommen auch Socialisten in der Loge vor, wie Bruder Findel mit seiner „Bauhütte". Dieselbe macht sich gründlich lustig über den Verein „Concordia", den Miquél, Hammacher und ähnliche Volksfreunde begründeten, indem sie schreibt: „Nun haben die großen Herren, welche die sociale Frage lösen wollten, 23,000 Reichsmark in der Kasse, und wissen nicht, was sie damit anfangen sollen." Die Socialdemokraten haben aber Recht, wenn sie von der Loge in vielen Punkten eine Aenderung ihres Verhaltens verlangen. Wird denn etwa mit der „Brüderlichkeit" wirklich Ernst gemacht? Ist es nicht, von dem fortgesetzten unbrüderlichen Zanken ganz abgesehen, das offenkundige Streben der Loge, nach den Großen der Erde zu angeln, um sie, wie Fürst Bismarck sagte, zu düpiren, die Geringen dagegen, die keine Aufnahmegelder zahlen können, draußen zu lassen? Was ferner die „Freiheit" betrifft, die früher der „dritte Stand" vom „mittelalterlichen" Staat verlangte, kann nicht heute der Arbeiter dieselbe Forderung dem Kapital gegenüber stellen? Kann nicht schließlich Jeder, der die Schranken der Autorität und Pietät nicht mehr anerkennt, „Freiheit" von den jeweiligen Gewalten verlangen? Kurz, die Loge kann sich politisch niemals ruhig verhalten; sie kann ihren Grundsätzen nach, gar nicht national, sondern sie muß international sein, weil sie eben „Menschheitsbund" werden will. Aus demselben Grunde kann sie nicht monarchisch, sondern nur republikanisch sein. Wenn trotzdem viele Freimaurer das Gegentheil behaupten, so gehören sie entweder zur großen gutmüthigen, aber unkritischen Heerde, oder zu den vorsichtigen klugen „Politikern". Die große Heerde fängt man immer wieder ein durch die Taktik, das Unwesentliche der Maurerei, die wunderlichen Gebräuche und Feierlichkeiten, als das Wesentliche erscheinen zu lassen — „Nüsse und Aepfel, gleichviel wie und wo gewachsen, womit man den Affenhaufen spielen läßt" — wie die „Bauhütte" (Jahrgang 1866, Seite 298) von den Hochgraden sagt. Die Heerführer sind monarchisch, so lange die Loyalität rentirt. Einen Beweis aus neuerer Zeit bietet die Geschichte Hannovers. König Georg V. war der Loge aus politischen Gründen beigetreten: seine Civilliste sollte von der Kammer bewilligt werden. Kaum hatte 1866 das Kriegsglück wider ihn entschieden, als die Loge den unglücklichen Monarchen zum alten Eisen warf, ihn von Hildesheim aus ersuchte, auf Land und Krone gefälligst zu verzichten.

Es bleibt noch ein anderer Punkt zu erörtern, der auf politischem Gebiet in's Gewicht fällt: wir meinen, die mehr oder minder schrecklichen Eide der Freimaurer, insofern dieselben von Staatsbeamten und Officieren geleistet werden. Es liegt auf der Hand, daß sittliche Conflicte zwischen der Pflicht gegen den Staat und der Pflicht gegen die Loge, namentlich in politisch erregten Zeiten, überaus leicht eintreten

Digitized by Google

können. Unter den Gründern, die ihrer Werke halber peinlich angeklagt wurden, deren „Ehre", Freiheit und Vermögen auf dem Spiel stand, und die nun, um loszukommen, Erde und Himmel aufboten, befanden sich viele Maurer, und solche saßen auch unter den Richtern. Hier mußte der Bruder über den Bruder urteln, was ihm gewiß recht schwer gefallen ist. Fast unmöglich ist der Eid für Officiere. Mit die größte Stärke der Deutschen Armee liegt in dem Gemeingeist des Officiercorps. Wäre die Loge hier weiter verbreitet, als sie es ist, so müßte nothwendig die ganze Kameradschaft zerstört werden. Und im Kriege, wo die größte Strenge zur Pflicht wird, kann „brüderliche" Rücksicht gar gefährlich und unheilvoll einwirken. Mit Recht hatte daher vor längerer Zeit das Mecklenburgische Officiercorps einem Freimaurer-Kameraden Luftveränderung vorgeschlagen; hatte der Sächsische Kriegsminister noch im Jahre 1852 sämmtlichen Officieren jegliche Verbindung mit den Logen verboten — eine Maßregel, die auch in anderen Ländern zur Anwendung gekommen ist.

Eine kurze Umschau in der Logengeschichte wird uns noch Anlaß zu weiteren Bemerkungen geben.

Frankreich zunächst ist das klassische Land der Revolutionen und der politischen Maurerei, wie denn schon der Begründer der ersten Logen in Paris, der Schotte Ramsay, ein politischer Sendling war. Das größte Interesse vereinigt sich natürlich in der Frage, wie weit die Logen zur großen Revolution von 1789 mitgewirkt haben. Bruder Findel in seiner Geschichte der Freimaurerei schreibt darüber: „Den Vorwurf, welchen erhitzte Gegner der Maurerei erheben, die Brüderschaft habe die Französische Revolution vorbereitet und sogar gemacht, können wir füglich unerwidert übergehen, weil jene oft irriger Weise von Freimaurern reden, wo sie Illuminaten meinen, und weil es offenkundig ist, daß die Behandlung politischer Fragen untersagt war." Ferner beruft sich Findel auf „die Hinrichtung so vieler Maurer während der Schreckensherrschaft", und führt weiter einen Auszug aus der Geschichte der Loge zu Rennes an, in dem es wörtlich heißt: „Endlich im Juli 1789, beim Eintreffen der Nachricht von der Erstürmung der Bastille, kamen die politischen Gefühle in der Loge zum Ausbruch. Unsere Loge erklärte sich freimüthig für dieses Ereigniß und für die neuen Grundsätze, welche durch die Nationalversammlung zur Geltung kommen sollten." Desgleichen sagte der Meister vom Stuhl: die glückliche Revolution, welche sich vollziehe, sei für den wahren Maurer Gegenstand des Dankes gegen den obersten Baumeister aller Welten. — Die Loge in Rennes läßt also nicht erkennen, daß ihr „die Behandlung politischer Fragen untersagt war", und Bruder Findel schlägt sich durch diese Aufführung sofort selber, ohne den schreienden Widerspruch zu merken. Desgleichen kann zwischen Freimaurern und Illuminaten, der revolutionären, 1785 zerstörten Verschwörung des Professor Weishaupt in Ingolstadt, eine scharfe Grenze überhaupt nicht gezogen werden. Die Loge ist von den Illuminaten, und genau zu denselben Dingen benutzt worden. Landgraf Karl von Hessen, ein Maurer der höchsten Grade, erzählt in seinen Memoiren, daß der bekannte Buchdrucker Bode aus Hamburg ihm auf dem Logen-Congreß zu Wilhelmsbad das Geheimniß der „unbekannten Oberen" mitgetheilt habe. Mit Schrecken

Digitized by Google

fügt er hinzu, es sei der reine Jacobinismus gewesen, und habe er die ihm angetragenen Würden nur angenommen, um solchen Zwecken entgegen zu wirken. — Allerdings hat die Französische Revolution auch Maurer gefressen. Es ist bekannt genug, daß sich schließlich die Schreckensmänner gegenseitig umbrachten. Wir finden Logenbrüder unter den Schlachtopfern, wie unter ihren Henkern. Aber unter den Revolutionären sind allemal Diejenigen verhältnißmäßig harmlos, die Barricaden bauen und mit Pflastersteinen werfen. Die eigentlichen Anstifter, welche zunächst im engeren Kreise, den Bruch mit allen Autoritäten im Himmel und auf Erden vollziehen, bleiben vorsichtig außer Schußweite. Nun bedenke man, daß in den Jahren 1787—1793 Philipp Egalité, Herzog von Orleans, Großmeister des Freimaurerordens war, und daß dieser unwürdigste und verächtlichste aller Menschen auch für die Hinrichtung des Königs wirkte. Robespierre war Freimaurer; das von ihm veranstaltete Fest des „höchstens Wesens" athmet durchaus Logen-Religion. Es waren ferner, wie wir maurerischen Quellen entnehmen, Mirabeau, Carnot, Hoche, Lafayette, Sieyes, Camille Desmoulies, Danton, St. Just u. A. m. Logenbrüder. Kann man da noch zweifeln, daß die Loge sich in hervorragender Weise an der großen Revolution betheiligt hat? Uebrigens erhärten diese Betheiligung sogar Rotteck und Welcker in ihrem Staatslexikon.

Die moderne Entwickelung Frankreichs würde auch alle Zweifel gründlich Lügen strafen. Bis hin zur Commune von 1871 finden wir bei jedem Umsturz die Loge wieder, und in ihrer Mitgliederliste die Namen aller radicalen Revolutionäre, z. B. Louis Blanc, Felix Pyat, Paul Bert 2c. Pachtler schreibt, einem Französischen Werke von Nent folgend, in seinem Buch „Der Götze der Humanität": „Der böse Genius Ludwig XVIII. war der Bruder Decazes (ein Mann Jüdischer Abkunft), der mehr als irgend Jemand zu den Erfolgen des Geheimbundes beitrug. Erst Chef der Polizei, darauf Ministerpräsident, vertrat er die Logen-Interessen so gut bei seinem König, daß man ihm, nach dem Ausdruck des maurerischen „Globe", die Erhaltung des „heiligen Feuers" in Frankreich verdankt. Zugleich förderte er die Sache der Opposition, nach dem Zeugniß Louis Blanc's, ganz außerordentlich, errang sogar vom König die Auflösung der antirevolutionären Kammer von 1816. Von da an waren die Bourbons maurerisch umgeben." — Auch Karl X. wurde über die Stärke und Bedeutung der Erhebung von 1830, die von der Loge angezettelt war, getäuscht, so daß er sich ohne zwingende Gründe zur Flucht entschloß, nachdem er Louis Philipp, Herzog von Orleans, den Mitverschworenen der Brüderschaft, in alle Würden wieder eingesetzt hatte. Für seine großen Verdienste wurde Bruder Elias Decazes zum Herzog ernannt, von der Maurerei aber zum Präsidenten des suprême conseil unter dem schmetternden Titel eines Très Puissant Souverain Grand Commandeur Grand Maître am 24. Juni 1838 erhoben; eine Würde, die er bis zum Tode bekleidete. Aber dieselbe Loge, die den Herzog von Orleans auf den Thron gesetzt, stürzte auch Louis Philipp. Der widerliche Jude Isaak Cremieux, gleichzeitig Großmeister der Französischen Logen und Präsident der internationalen Judenverschwörung (Alliance universelle Israélite) erzählt darüber in der „Chaîne d'union" (Janv.-Févr. 1873, p. 46): „Der König

Digitized by Google

Ludwig Philipp verstockte sich gegen den nationalen Geist, wir (Maurer) stürzten ihn; und Derjenige, der zu Ihnen spricht, schloß hinter dem enterbten Monarchen den Schlag des Wagens, der ihn zur Verbannung wegführte." — Daß Napoleon III. in seiner Jugend Freimaurer und Carbonari war, ist bekannt; daß das Attentat Orsini's (14. Januar 1858) eine Mahnung an geleistete Eide und mithin die Veranlassung des Italienischen Krieges war, ist mehr als wahrscheinlich. In neuester Zeit besteht in Frankreich das ganze Ministerium aus Logenbrüdern; Bruder Ferry führt als Kultus- und „Kulturkampf"-Minister das Logenthum gegen die Kirche ins Feld. Auf Betreiben des Juden Cremieux hatten Herbst 1870 zwölf Französische Logen die Unverschämtheit, König Wilhelm und den Kronprinzen von Preußen vor ihren Richterstuhl zu laden. König und Kronprinz wurden unter schwerer Androhung aufgefordert, am 29. October 1870, Abends 7 Uhr, in der Loge Rue Jean Jacques Rousseau 25 zu erscheinen, und sich hier peinlich zu verantworten, weil sie Frankreich mit Krieg überzogen hätten. Nach Ablauf dieses Termins wurde der wahnsinnige Beschluß gefaßt, den König und den Kronprinzen in die Acht zu erklären, und auf ihren Kopf einen Preis von je einer Million Francs zu setzen. Dieses „Urtel" veröffentlichte der „Rappel", das Organ der Freimaurer Victor Hugo und Louis Blanc, zur allgemeinen Nachachtung. Das Logenblatt „Chaine d'union" bestätigte im December 1871 diese verbrecherische Ungeheuerlichkeit, und führte sogar zur Entschuldigung die „sehr erklärlichen patriotischen Gefühle" an. Während des Krieges mit Frankreich soll übrigens, wie in etlichen Blättern zu lesen stand, eine Breslauer Loge die Bildnisse des Königs und des Kronprinzen aus ihrem Sitzungssaal entfernt haben.

Bemerkenswerth ist noch, daß in Frankreich die maurerischen Hochgrade besonders blühen, und daß einzelne derselben ganz offen die Revolution versinnbildlichen. Im 30. Grade werden einer ehernen Schlange mit drei Köpfen dieselben abgeschlagen; der erste Kopf trägt eine Tiara, das Papstthum, der zweite eine Krone, das Königthum, der dritte ein Schwert, die stehenden Heere bezeichnend.

Fast noch schlimmer, wie in Frankreich, blüht der Logenunfug in dem jungen Königreich Belgien, dessen erster Monarch in dieser Hinsicht verhängnißvoll gewirkt hat. Wir können auf Einzelheiten nicht weiter eingehen; nur der Umstand mag erwähnt werden, daß Belgien das erste Land in Europa ist, welches an Stelle der christlichen, die religionslose Schule eingeführt hat. Die Entchristlichung der Schule ist ein Werk des Brüsseler Groß-Orients, der dieserhalb schon im Jahre 1863 eingehende Vorschläge und Berichte von allen ihm untergebenen Logen einforderte. Heute besteht das ganze Belgische Ministerium aus Freimaurern. Bei dem jüngst gefeierten National-Jubiläum wurde an einem Abend das Hoftheater den Freimaurern eingeräumt; sie erschienen, mit ihren Abzeichen geschmückt, und ließen sich die „Zauberflöte" des Bruder Mozart vorspielen. Der Belgische Groß-Orient nimmt auch erklärte Gottesleugner und Materialisten auf. — In Spanien war die Maurerei bis in die neueste Zeit verboten, bestand aber trotzdem im Stillen. Es giebt jetzt 99 Logen, die unter Führung des Bruder Sagasta die Autorität der Kirche zu untergraben suchen. Aus katholischer Quelle schöpfen wir die Notiz, daß auch die

Digitized by Google

Königin Isabella von der Loge, und zwar durch die Brüder Prim, Serrano und Topete gestürzt sei. — In Italien hat die Loge zur Zeit der nationalen Einigung ihre politische Glanzrolle gespielt, als Bund der Carbonari. Die Freimaurer protestiren zwar gegen eine Gleichstellung von Carbonarismus und Loge, aber in einer Weise, die den Protest nur als Silbenstecherei erscheinen läßt. Gewisse Grundsätze der Statuten sind bei beiden völlig gleich.

Ueber die Freimaurerei in Oesterreich giebt eine kleine Schrift „Der Hammer der Freimaurer am Kaiserthrone der Habsburger" (Amberg, bei Habbel) werthvolles Material, obschon der Titel nicht eigentlich hält, was er verspricht. Die Freimaurerei ist durch den Herzog Franz von Lothringen aus den Niederlanden nach Oesterreich eingeführt; 1734 war der Herzog unter großen Feierlichkeiten im Haag aufgenommen worden. Seit jener Zeit sind die Schicksale des Bundes in Oesterreich überaus wechselnd gewesen, warme Beförderung und strenge Verbote in buntem Reigen. Maria Theresia verbot den Orden in ihren Staaten gänzlich; ließ sogar eine Loge von 30 Brüdern aufheben und dieselben in den Kerker abführen. Besser erging es dem Bunde unter Joseph II., obschon der Kaiser niemals Mitglied wurde. Als aber 1776 von Berlin aus durch einen Dänischen Officier von Sudthausen Versuche gemacht wurden, den Monarchen zu weitergehenden Concessionen oder gar zum Eintritt zu bewegen, gab er die folgende Antwort: „So lobwürdig das Vorhaben der sich so nennenden Freimaurer-Gesellschaft ist, christliche Tugend zu befördern und der Menschlichkeit nutzbar zu sein, so sehr trifft es mit meinen Gesinnungen und Wünschen überein. Ich kann aber über eine mir gänzlich unbekannte Verfassung meinen Schutz nicht ertheilen, so viel aber versichere ich, daß Männer und Gesellschaften, die nach diesen Grundsätzen handeln, wegen ihrem dabei beobachtendem Geheimniß, wann sie nur nicht Böses, sondern lauter Gutes thuen, weder von meiner Bangigkeit, noch von meinem Vorwitz jemals was zu sorgen haben würden. Wirken Sie also in Ihrer Gesellschaft so viel Gutes, wie möglich. Ich bin fest entschlossen außer derselben das Nämliche zu thun. Wien, 26. Mai 1776. Joseph." — Dieser Anschauung konnte der Kaiser indeß nicht lange entsprechen. Illuminatenthum und Jacobinismus zwangen zunächst zu verschärfter Aufsicht, endlich 1789 zur Schließung aller Logen des Reiches und zur Einführung einer Clausel in den Eid für alle Civil- und Militär-Personen, daß selbige niemals dem Orden beitreten wollten. Viel half das indeß nicht. Denn Joseph starb bald, und sein Nachfolger, Leopold II., war Maurer. Ob die Notiz Ossegs: „Seinen frühen Tod holte er sich in einer nächtlichen Maurer-Orgie" — richtig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. Schlimmer für den Bund ward es unter Franz II., der sogar das Reich zu Unterdrückungs-Maßregeln zu bewegen suchte. Letzteres ohne Erfolg; aber in Oesterreich ist seit jener Zeit die Maurerei verboten, und hilft man sich theils durch heimliche Logen, theils durch Umgehung des Gesetzes, indem man zwitterhafte humanitäre Vereine gründet, die der Sache nach ganz dasselbe wie Logen sind. In Ungarn steht seit 1868 die Maurerei im Flor, und unterhalten die beiläufig sehr radicalen Logen, in welcher Juden eine große Rolle spielen, mit den Wiener „Vereinen", „Humanitas" und „Zukunft"

Digitized by Google

rege Verbindung. In den Logenblättern waschen Schlesinger und Schneeberger schmutzige Wäsche, und Alysoes Levy macht die Gedichte dazu. Die Loge in Pesth führt den vielsagenden Namen: „Kossuth, zur Morgenröthe des höheren Lichtes". Während der Weltausstellung wurden zwei große Tafellogen arrangirt, und ein Bruder Franzose forderte bei dieser Gelegenheit die „Liberalen" aller Länder auf, die Brüder in Frankreich gegen den Ultramontanismus zu unterstützen.

Auch in Deutschland ist die Losung: Krieg gegen die Kirche! In der Freimaurer-Zeitung singt Bruder Scherenberg:

„Wem gilt dieser Krieg? — O ihr wißt es so gut!
Er gilt jener pfäffisch verlogenen Brut,
Die von Rom ihre Losung bekommen.
Er gilt nicht der Kirche und nicht dem Altar,
Er gilt jener heuchlerisch frömmelnden Schaar,
Doch nimmer dem Glauben der Frommen."
„— — — dem Priesterhaß und dem Dogmenzwang,
Der die Seele des Volkes vergiftend durchdrang."
„— — — — — allem Pfaffenbetrug,
Der Afterkirche, dem Götzen voll Lug."

Der Kirche ist durch das Civilstandsgesetz schwerer Abbruch gethan; in der Ausbreitung der Simultan-Schule ist man leider durch das Ausscheiden Falk's und durch den Antritt von Puttkamer's empfindlich gestört worden. Indeß hofft man auf einen baldigen Umschwung. In der Loge zu Stolp sprach Bruder Reuscher 1874 beim Königsfest: „Die Ideen unseres Bundes sind auch die lebendigen Kräfte unserer staatlichen Entwicklung gewesen. Denn ohne Zweifel trägt der Deutsche Staat und das Maurerthum verwandte Züge." Vielen Deutschen Logen, in denen Beamte und Philister vorherrschen, ist eine gewisse Friedfertigkeit nicht abzusprechen; aber es giebt andere, die völlig radical sind und darauf brennen, mit der ganzen Logen-Armee in die politischen Kämpfe einzutreten, d. h. offen die Ziele zu verfolgen, denen man bisher nur im Geheimen nachstreben durfte. Der Großlogentag schwenkt zusehends mehr und mehr nach links, und hat sich schon dazu verstanden, „sämmtlichen Deutschen Logen alljährlich zeitgemäße maurerische Fragen" vorzulegen, d. h. die nöthigen politischen Schlagworte auszugeben. Das Fähnlein der conservativen Großen Landesloge wird immer kleiner und immer isolirter, dürfte sich auch trotz der straffen Zucht kaum noch lange halten, da gewisse Ueberlieferungen dieses Systems, die auf Tempelherren, Apostel und sogar auf Christus zurückgehen, krampfhaft festgehalten werden.

Ganz ähnlich, wie der Landgraf von Hessen, spricht sich der 1832 verstorbene Preußische Minister von Haugwitz aus, der viele Jahre hindurch einer der eifrigsten Maurer war, schließlich aber, als er hinter die Coulissen gesehen hatte, zurücktrat, und es dann für seine Pflicht hielt, in einem ausführlichen Memorandum den 1822 zu Verona tagenden Monarchen-Congreß zu warnen. In diesem überaus interessanten Actenstück theilt Haugwitz mit, daß er, „ehe er sich noch selbst erkennen konnte, ehe er noch den Standpunct kannte, auf den er geschleudert war", berufen worden sei, Preußische, Polnische und Russische Logen als Großmeister zu leiten. Dann heißt

Digitized by Google

es: „In ihren geheimen Arbeiten war die Maurerei damals in zwei Parteien gestaltet. Die eine fand in den Emblemen den Aufschluß zum Stein der Weisen; Deismus, auch wol Atheismus war die Religion dieser Seite. Der Hauptsitz war Berlin und der Anführer Dr. Zinnendorf." „Anders war es mit der zweiten Partei, deren äußeres Haupt Prinz Friedrich von Braunschweig war. In offener Fehde unter sich, trafen doch beide Parteien in Einem zusammen: die Welt zu beherrschen, die Throne in ihrem Besitze und die Monarchen selbst ihre Sachwalter." — „Ich würde vergebens versuchen, heute noch anzugeben, wie es meiner brennenden Neugier gelang, zum Meister des sonst wohlbewahrten Geheimnisses der einen und der anderen Partei mich zu machen. Die Wahrheit aber ist, daß beide entschleiert vor mir liegen. Aber beide empörten mich." — „Mir blieb nichts übrig, als mit Eclat abzutreten, oder meinen eigenen Gang zu gehen. Das Letzte wählte ich". „Ich habe zu dieser Zeit die feste Ueberzeugung gewonnen, daß das, was im Jahre 1788 begann und bald darauf ausbrach — die Französische Revolution, der Königsmord mit allen seinen Gräueln — nicht allein damals schon beschlossen, sondern durch Verbindungen, Schwüre ꝛc. eingeleitet war und Gott weiß, wie lange schon bestand. Welchen Eindruck diese Entdeckungen auf mich machten, überlasse ich den Wenigen, die mein Herz und Sinn kennen, zu beurtheilen." „Eine traurige Erfahrung hat uns gelehrt, daß es nicht ein Zufall war, der Ludwig XVI. in den Tempel führte. Von dort aus sollte er den Manen des Meisters geopfert werden." — Haugwitz hat nur auf Wunsch Friedrich Wilhelms III., der mit ihm überzeugt war, „daß in der Maurerei religiöse Gefühle sowie verbrecherische Pläne aller Art gleichen Schritt zusammengehen, und die ersteren zum Deckmantel der letzteren dienten" — mit den Logen Fühlung behalten. Man hielt es für politischer, „durch die Gegenwart rechtlicher Männer aus den einmal bestehenden Versammlungen harmlose Verbindungen zu machen", als Verbote, wie in andern Ländern zu erlassen. Indeß schon damals war Haugwitz „weit entfernt zu behaupten", daß die Zeit „diese Ansichten gerechtfertigt"; was würde er 1848 gesagt haben?

Ueber die Zeit von 1830—1848 liegt uns ein anderes maurerisches Actenstück vor, ein Bericht des Preußischen Genie-Officiers Bruders Beyse an Bruder Hubert in Paris. Das Schriftstück ist abgedruckt im „Franc Maçon", 1. Jahrgang 1849, Seite 250; 2. Jahrgang, October 1849, Seite 122. Zunächst klagt Beyse, daß allerdings die Politik Friedrich Wilhelm III. von Erfolg gewesen sei. „Die schöne Blumenkrone: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" sei vergangen und der Bund „ein Werkzeug der Gewaltherrschaft in den Händen der Könige" geworden. Aber der Gegenschlag sei nicht ausgeblieben; „echt maurerisch fühlende Brüder" hätten versucht, sich von der Regierung zu emancipiren. „Argwöhnisch über diesen Versuch der Wiedergeburt, fürchteten die Deutschen Regierungen eine schwere Einbuße an Autorität, wenn sie nicht schleunigst diese Regungen eines neuen Lebens erdrückten. Der König verbot jede neue Aufnahme. Die Berliner Groß-Oriente waren fast ganz eingeschüchtert und wagten nur in großen Zwischenräumen die Vorschriften des Bruders König zu umgehen." Beyse jammert nun weiter, wie die Polizei in allen Logen ihre Agenten gehabt habe, wie „Gemeinheit der Gesinnung und Hofschranzengeist"

Digitized by Google

um sich gegriffen habe. — Dann habe der König (Friedrich Wilhelm IV.) an Niederlegung der maurerischen Aemter gedacht, und kurzweg den Maurern des ganzen Königreichs befohlen, den Prinzen Wilhelm als Protector anzuerkennen. Das sei geschehen, aber der Prinz „zu wenig Fortschrittsmann" gewesen, um diesen Posten auszufüllen; namentlich habe der „finstere und ausschließende Geist der Preußischen Maurerei" noch immer die Juden fern gehalten. Aber, höchst charakteristisch für maurerische Loyalität, der März-Aufstand änderte Alles. Der Prinz ging nach London, und sobald er den Rücken gewandt, erklärte „eine große Zahl von Freimaurern seine Unfähigkeit für jene erhabene, ja höchste Stellung der Maurerei". Der Beschluß wurde am 21. März 1848 gefaßt. Einige Brüder „deckten" (traten aus), in der Absicht, neue Logen zu eröffnen; die Zurückgebliebenen aber schrieben die Devise „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" in das Giebelfeld ihres Lehrgebäudes, und begannen auch sofort Juden aufzunehmen. Wenn in neuester Zeit die Loge wieder loyal war, so lag es daran, daß man ihren Willen that. Eine Ausnutzung derselben zu politischen Zwecken, abseiten des Staates, scheint in Zukunft unmöglich, und vielleicht hat die richtige Erkenntniß dieses Umstandes Vorgänge veranlaßt, die seiner Zeit so großes Aufsehen erregten, und die wir hier nicht näher erörtern wollen.

Unser Gesammturtheil über die Freimaurerei geht nun dahin, und wir glauben die Richtigkeit desselben bewiesen zu haben: Auf religiösem Gebiet ist sie die Leugnung der geoffenbarten und die ausschließliche Betonung der natürlichen Religion; im Zusammenhang damit umschließt sie den rationalistisch-humanistischen Ideenkreis des vorigen Jahrhunderts, der von der Wissenschaft längst überwunden ist. Auf politischem Gebiet strebt sie, unter dem Vorgeben, die auf Erden ganz unmöglichen Ideale „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" verwirklichen zu wollen, die Herrschaft der Bourgeoisie und die Ohnmacht des Staats an. „Die Loge ist ein Staat im Staate, bis sie selbst der Staat wird", sagt Bruder Mazzini.

Schon heute herrscht und regiert die Loge in Frankreich, Belgien, Spanien, Italien, Ungarn. In Deutschland ist sie wenigstens eine sociale Macht. Sie umschließt mehr und mehr, was reich, vornehm und irgendwie von Einfluß ist. Ihre Wirksamkeit ist in allen Schichten der Gesellschaft, in allen Berufskreisen eine außerordentliche. Wen sie trägt, der ist geborgen; wen sie verfolgt, der ist verloren. Daher ist auch der Andrang zur Loge ein so großer, und daher ist sie in der Lage, sorglich auszuwählen und häufig zurückzuweisen. Wer Carrière machen, etwas vor sich bringen, gut fortkommen will, sucht Freimaurer zu werden. In der Loge findet er Gönner, Fürsprecher, Rathgeber, Darleiher, Bürgen, Wohlthäter und Beschützer. Ein Logenbruder fördert immer den andern, unterstützt ihn, hilft ihm in Noth und in Gefahr. Gar Viele betrachten die Loge als eine Versorgungs- und Versicherungs-Anstalt, und bewerben sich nur deswegen um ihre Aufnahme. Daher wimmeln die Logen von Strebern, Heuchlern, Schmeichlern, Maulhelden; daher erzeugt die Loge viel Charakterlosigkeit, und der Einfluß, den sie ausübt, ist auch in socialer Hinsicht kein heilsamer, sondern ein mehr oder minder gemeingefährlicher.

Digitized by Google

Zwei Colonisations-Versuche.

So unangenehm auch die Colonisationsfrage der Reichsregierung sein mag, früher oder später wird sie sich doch damit befassen müssen; denn man mag sagen, was man will, eine Hauptursache unserer Nothstände ist und bleibt — in Süd- und Mittel-Deutschland wenigstens — die an vielen Orten nicht wegzuleugnende Uebervölkerung und die übermäßige „freie Concurrenz" auf allen Gebieten. Direct wird allerdings die Colonisation nicht von der Reichsregierung ausgehen dürfen, da dies nur die Eifersucht anderer Nationen erwecken würde; auch würde es die Colonisten schwerlich sehr nach solchen bureaukratisch verwalteten Colonien hinziehen, in der lieben Heimat haben sie genug von diesem Vergnügen gekostet. Daher darf die Colonisation nur von Privatgesellschaften ausgehen, und die Thätigkeit der Reichsregierung hätte sich darauf zu beschränken, jene scharf zu überwachen, die zu colonisirenden Landstriche zuvor durch berufene Personen — aber nur nicht durch unpraktische, pedantische Bureaukraten — untersuchen zu lassen, ehe der Gesellschaft die betreffende Concession ertheilt wird, und im Nothfalle die fremden Regierungen anzuhalten, ihre Verpflichtungen und Versprechungen den Colonisten gegenüber zu erfüllen. Den Privatgesellschaften aber ist vor allem Anderen anzurathen: Geht nicht zu rasch vor und colonisirt nicht eher, bis das Land gehörig durchforscht und die nöthigen Vorbereitungen getroffen sind; denn gerade an dieser Klippe ist schon so manches Colonialproject gescheitert!

Deshalb halten wir es für nützlich, die Geschichte zweier ehrlich gemeinten Deutscher Colonisationsversuche — mit Schwindelunternehmungen uns hier abzugeben, haben wir keine Veranlassung — mitzutheilen, bei denen theils die Colonisten, theils die Unternehmer übel gefahren sind, damit bei etwaigen späteren Unternehmungen die bei jenen Versuchen vorgekommenen Fehler vermieden werden möchten. Es sind dies die Gründungen von zwei, in ganz verschiedenen Ländern gelegenen Colonien, über die ihrer Zeit von der liberalen Presse Deutschlands, vom einseitigsten Parteistandpunkt aus, viel Blödsinn geschrieben worden ist. Wir meinen die Deutsche Colonisation in Texas und die in Peru.

Zu Anfang der vierziger Jahre bildete sich zum Zwecke, große Deutsche Colonien in der damaligen Republik Texas anzulegen, ein Verein Deutscher Fürsten und Grafen, an deren Spitze der Herzog von Nassau stand. Die Gesellschaft hatte von einem Deutschen Kaufmann, dem Bremer Consul Fischer zu Galveston, einen sogenannten Grant erworben, d. h. eine Landbewilligung, welche diesem Herrn von der Texanischen Regierung gewährt worden war, in einem genau begrenzten, im

Digitized by Google

Flußgebiete des oberen Colorado gelegenen Territorium von etwa 500 Quadratmeilen Größe, 10,000 Deutsche Familien anzusiedeln, wobei für jede Familie 640 und für jeden erwachsenen Unverheiratheten 320 Acres (1 Acre = 40 Aren) als freies Eigenthum bestimmt wurden. Jedoch war dem Unternehmer die Erlaubniß ertheilt, von diesen Ländern die Hälfte als Entschädigung für seine Mühen und Auslagen zu behalten. Der Grant lag nun weit im Innern, etwa 100 Wegstunden von der Küste entfernt, mitten im Indianergebiet, und weder Fischer noch sonst eine zuverlässige Person hatten die Gegend je gesehen, über deren Reichthümer jedoch ganz fabelhafte Gerüchte umliefen. Und hierin lag der Hauptfehler, der sich später als geradezu verhängnißvoll erwies, daß man nämlich ein Land colonisiren wollte, das noch Niemand zuvor gesehen hatte!

Uebrigens ging man gleich an's Werk. Ohne Zeitverlust ward eine Expedition von 450 Köpfen ausgerüstet, die unter Leitung eines Prinzen Solms-Braunfels im Jahre 1844 von Bremen nach Galveston, dem Haupthafen von Texas abging. Im neuen Eldorado angekommen, überzeugte sich Prinz Solms bald, daß es unmöglich sei, die Expedition bei dem gänzlichen Mangel an Wegen bis in den Grant zu bringen, und faßte demzufolge den sehr vernünftigen Entschluß, diese erste Colonie näher der Küste, in einer hübschen, fruchtbaren und wohlbewässerten Gegend am Guadalupefluſſe, bis wohin vom nächsten Hafen aus ein fahrbarer Weg führte, anzulegen. Dort kaufte er von Privaten ungefähr 10,000 Acres Land, wovon er jedem Colonisten 10 Acres und ein Stadtloos schenkte, und nannte die neue Ansiedlung nach seinem Geburtsorte, Neu-Braunfels. Die Lage war, wie gesagt, gut gewählt, es zogen sich immer mehr Ansiedler, namentlich Deutsche hin, und bald bildete sich dort ein freundliches Städtchen, das heute noch existirt und zu ziemlicher Bedeutung gelangt ist. Hätte der Verein den unglücklichen Grant aufgegeben und in den zugänglicheren Gegenden von Texas Ländereien in Masse aufgekauft, von denen man zu jener Zeit die fruchtbarsten und bestgelegenen zu 1500 bis 2000 Dollars die Quadratlegua (4,400 Acres) erwerben konnte; hätte er ferner hiervon etwa ein Viertel an Deutsche Colonisten verschenkt, wodurch der Rest bedeutend an Werth gewinnen mußte, so hätte nicht nur er selbst ein glänzendes Geschäft gemacht, sondern auch — was die Hauptsache bleibt — den Colonisten wäre geholfen gewesen, viele blühende Deutsche Colonien wären rasch in Texas entstanden, und die großen Unglücksfälle, welche die späteren Einwanderer betrafen, hätte man glücklich vermieden. Bald nach der Gründung von Neu-Braunfels und nachdem er noch am nächsten Hafen ein Städtchen, das heutige Indianola, angelegt hatte, kehrte Prinz Solms nach Deutschland zurück, und an seine Stelle schickte der Verein einen früheren Preußischen Assessor, Herrn von Mensebach mit dem besonderen Auftrage, die Colonisation des Grants unverzüglich in Angriff zu nehmen.

Große Vorbereitungen wurden nun in Deutschland getroffen, um die Colonisation nach großem Maßstabe zu betreiben. Jedem einzelnen Colonisten wurden 160 Acres und jeder Familie 320 Acres im Grant versprochen; dazu an Transportkosten 98 Gulden für den Erwachsenen — für Kinder die Hälfte — bewilligt; abgesehen davon, daß viele Leute die Reise ganz frei erhielten. Massenhaft meldeten sich Ans-

Digitized by Google

wanderer nach Texas. Unterdessen suchte Herr von Meusebach bis in den Grant vorzudringen, sah aber bald die Unmöglichkeit ein, bei dem gänzlichen Mangel an Wegen, vorerst schon Colonien dort anlegen und verproviantiren zu können, und errichtete daher eine neue Zwischenstation, Friedrichsburg am Pindernalesflusse, in einer nicht ungünstigen, aber lange nicht so guten Gegend wie Neu-Braunfels war. Da brach (Frühjahr 1846) der Krieg aus zwischen Nordamerika und Mexico. Die Nordamerikanische Regierung brauchte riesige Transportmittel, um die Truppen nach den Grenzen zu befördern, und die Transportpreise stiegen plötzlich um mehr als das Vierfache, bald sogar hörte Monate lang jeder Privattransport in das Innere auf. Unglücklicher Weise langten zur selben Zeit nach und nach bis 3000 Einwanderer in Indianola an, und Herr von Meusebach, dem man zwar unnütze Beamte, aber wenig Gelder aus Deutschland schickte, sah sich außer Stande, die Ankömmlinge von der ungesunden Küste weg nach dem Inneren zu bringen. Jetzt brachen Sumpffieber und Ruhr unter den Leuten aus, die großentheils unter freiem Himmel campirten und massenhaft wegstarben. Im Ganzen sollen in einem halben Jahr tausend Deutsche Einwanderer gestorben und nur zweitausend bis Neu-Braunfels und Friedrichsburg gelangt sein. Man hat damals in Texas Herrn von Meusebach große Vorwürfe gemacht, er hauptsächlich habe all das Elend verschuldet, allein — wovon sich später auch seine dortigen Hauptgegner überzeugten — ihm geschah Unrecht. Er war unzweifelhaft ein intelligenter und auch praktischer Mann, der wol im Stande gewesen wäre, unter günstigeren Wahrzeichen eine große Colonisation zu leiten. Briefe über Briefe schrieb er an die Direction in Deutschland: schickt um Gotteswillen keine Auswanderer mehr herüber, sondern Geld, damit ich die Verpflichtungen des Vereins erfüllen und die Leute nach der Colonie schaffen kann. Aber statt Geld, kamen immer mehr Einwanderer, so daß Meusebach die Sachen gehen lassen mußte wie sie eben gingen, und zuletzt keinen anderen Ausweg mehr wußte, als seine Stelle niederzulegen.

Nun faßte der Verein den verhängnißvollen Entschluß, zu seinem Bevollmächtigten in Texas den Chef einer communistischen Gesellschaft zu ernennen, die sich in Darmstadt gebildet hatte, und aus vierzig Studenten und jungen Lieutenants bestand. Damals, im Jahre 1847, schwärmte bekanntlich Jungdeutschland für Fourier, Proudhon und Weitling. Jener Gentleman aber erwies sich als zu praktischer Communist, und brannte nach kurzer Zeit mit sämmtlichen Geldern sowol des Vereins als der Communisten durch; vermuthlich ging er nach Mexico, doch hat man nie mehr etwas von ihm gehört, er blieb verschollen. Bald darauf gab der Verein nothgedrungen das ganze Unternehmen auf, das ihm enorme Summen — wie es heißt, mehr als eine Million Gulden — gekostet hatte, nachdem alle seine Schulden in Texas bezahlt worden waren. Zuvor, im Jahre 1848, war der Grant von Geometern der Regierung vermessen worden, und jeder Einwanderer konnte sein versprochenes Land erhalten, das aber viele, um die Vermessungskosten zu sparen, gar nicht annehmen wollten — so sehr waren die überschwänglichen Phantasien vom Texanischen Paradies geschwunden! Indeß hatten jene Pessimisten Unrecht, denn jetzt bestehen Ansiedelungen genug im Grant, und wenn auch im Ganzen das Land

Digitized by Google

sich nicht als sehr werthvoll erwiesen hat, so ist es doch durchaus nicht schlecht zu nennen, und es besitzt ein besseres Klima als das näher zur Küste gelegene. Ueberhaupt aber bietet dem Deutschen Einwanderer das westliche Texas keine so großen Vortheile, wie andere Staaten der Union, namentlich Kalifornien. Die Hitze ist furchtbar im Sommer, weit größer als z. B. in den Ebenen des Amazonenstromes, die doch in der Nähe des Aequators gelegen sind; eine Hitze von 35° R. im Schatten ist nichts Seltenes in Texas, während im Winter, wenn Nordwind eintritt, das Thermometer oft in wenigen Stunden von etwa 16 oder 18° Wärme bis unter den Gefrierpunkt herabsinkt. Deshalb ist das Klima auch im Innern sicher nicht angenehm zu nennen; in den Küstengegenden aber ist es entschieden ungesund. Weil in Texas zuweilen Frost eintritt, gedeihen dort auch nicht die eigentlich tropischen Producte, wie Kaffee, Cacao, Cochenille und dergleichen; Baumwolle und Zucker geben nur in den fruchtbaren, aber fieberhaften Flußniederungen lohnende Ernten; die Feldfrüchte der gemäßigten Zone endlich wachsen in Texas lange nicht so gut, wie in manchen andern Nordamerikanischen Staaten. Für Viehzucht jedoch ist das Land ausgezeichnet, in den grasreichen Prairien findet das Vieh Sommer und Winter reichliche Nahrung und hat nie einen Stall nöthig. Schiffbare Flüsse giebt es keine im westlichen Texas, mit Ausnahme des die Grenze gegen Mexiko bildenden Rio Grande, der auch nicht weit schiffbar ist; für Eisenbahnen aber ist das Terrain günstig.

Die Hauptfehler, die der Adelsverein beging, bestanden also darin, daß er ein Land colonisiren wollte, welches er nicht kannte, den Einwanderern Versprechungen machte, die er später nicht halten konnte, und daß an seiner Spitze in Deutschland, wenn auch wohlmeinende, doch jedenfalls unpraktische Männer standen, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, und nicht das Geringste von Amerika und seinen Verhältnissen verstanden.

Die andere Colonisation fand 1857 in Peru statt. Die Peruanische Regierung beabsichtigte, ihre weiten und fruchtbaren, im Osten der Andes an den Zuflüssen des Amazonenstromes gelegenen und mit dichten Urwäldern bedeckten Landstriche durch Europäische Ansiedler colonisiren zu lassen, und schloß demgemäß mit einem Deutschen, D. von Schütz, der schon mehrere Reisen im Auftrage der Regierung nach den Urwäldern gemacht hatte, einen Contract ab, in den Thälern des Pozuzo, Mairo und Pachitea — sämmtlich Zuflüsse des mächtigen Ucayali, eines der bedeutendsten Nebenströme des Amazonenstromes — 10,000 Deutsche unzusiedeln, und ernannte besagten Herrn zu ihrem Colonialdirector. In diesem Vertrage war den Einwanderern freie Reise von Europa bis zur neuen Colonie im Innern, Land als freies Eigenthum und Lebensmittel bis zur ersten Ernte zugesichert. Die Bedingungen waren also anscheinend sehr günstig; die Regierung hoffte, daß diese Colonie, wenn im Aufblühen begriffen, die Aufmerksamkeit der Welt erregen und freie Europäische Einwanderer nach jenen entfernten Gegenden ziehen würde. Sie versprach ferner, vor Ankunft der ersten Expedition einen guten Weg von der großen Bergwerkstadt Cerro de Pasco bis zum Pozuzofluße, wo die erste Colonie angelegt werden sollte, fertig stellen zu lassen. Eine Clausel stand jedoch in dem Contract, die dem Unter-

Digitized by Google

nehmen die erbittertsten Feinde zuzog und die „liberale" Presse Deutschlands förmlich in Wuth gegen den Director versetzte, den sie als verkappten Jesuiten denuncirte — nämlich die, daß die Einwanderer sämmtlich der katholischen Religion angehören sollten. Jeder, der Peruanische Zustände und den religiösen Fanatismus der Bewohner des Innern kennt, fand die Clausel vernünftig, indem sonst die Expedition gleich von Anfang an angefeindet worden und dadurch vielleicht zu Grunde gegangen wäre. Dem Director selbst war im Contract ein jährlicher Gehalt von 2000 Dollars zugesagt — die jedoch kaum hinreichten, um seine großen Reisekosten zu decken — nebst bedeutenden Ländereien in der Nähe der Ansiedelungen, die im Falle eines schlechten Erfolges werthlos bleiben mußten, wodurch also die Regierung auf ganz vernünftige Weise das Interesse des Directors an das der Colonisten und an das ihrige knüpfte.

Der Director reiste nun nach Deutschland, wo er trotz aller Anfeindungen der „liberalen" Presse und trotz officieller Warnungen in kurzer Zeit eine Expedition von 300 Köpfen — sämmtlich aus Tyrol und der Moselgegend — bereit hatte. Hunderte mehr hatten sich angeboten und ihn flehentlich gebeten, sie aus ihrem Elend in Deutschland zu erretten — da die ganze Reise vom Hafen ab frei war, so wurde armen Leuten der Vorzug gegeben; allein für das erste Mal hielt es von Schütz doch für klüger, die Expedition auf kleinere Verhältnisse zu beschränken. Uebrigens war große Sorgfalt auf die Auswahl der Ansiedler verwandt, was eine Hauptsache bei jeder Colonisation ist; nur solche Leute wurden angenommen, die gute Zeugnisse von ihren Geistlichen beibrachten — wieder ein Stein des Anstoßes bei der „liberalen" Presse — da erfahrungsgemäß zum Behuf der Auswanderung die Bürgermeister den schlimmsten Subjecten die besten Zeugnisse auszustellen pflegen. Unterdessen hatte der Director der Peruanischen Regierung Nachricht von der baldigen Einschiffung der Expedition gegeben und sie dringend gebeten, doch ja den versprochenen Weg und alle nöthigen Vorbereitungen vor Ankunft der Leute bereit zu haben, worauf er die beruhigendsten Zusicherungen erhielt. Um vor den Colonisten, welche im April 1857 in einem Segelschiffe von Antwerpen abgingen, in Peru eintreffen und sie dort erwarten zu können, reiste von Schütz nach Einschiffung der Leute mit dem nächsten Dampfer ab. Dort angekommen, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß der Wegbau noch nicht einmal begonnen, und daß auch nicht die geringste Vorbereitung, rein gar nichts geschehen war. Schütz beging den großen Fehler (Siehe F. Gerstäcker „Achtzehn Monate in Süd-Amerika". 2. Band.), daß er auf die Zuverlässigkeit der Peruanischen Regierung baute, die er doch hätte kennen sollen. Damals war allerdings ein ganz tüchtiger und energischer Präsident, der seitdem verstorbene General Castilla, schon seit Jahren am Ruder; Schütz hätte aber wissen müssen, daß der Präsident selber, wenn er auch zu diesem das größte Vertrauen hegte, die Leitung der Geschäfte nicht in Händen hatte, und daß seine Minister und Präfecten alles Andere, nur nicht zuverlässig waren.

Dem Präfecten von Cerro war freilich das Geld zum Wegbau angewiesen worden, er hatte es aber zu anderen Zwecken verwendet, und als endlich Hals über Kopf am Wege gearbeitet wurde, war es zu spät, das Schiff traf bereits mit den

Digitized by Google

und anderwärts niederzulassen, wo sie auch bald zu Wohlstand gelangten. Ohne die unaufhörlichen Bemühungen des braven Pfarrers Egg aus Tyrol, der heute noch bei geringem Gehalt in der Colonie lebt, weil er seine Landsleute — trotzdem ihm schon reiche Pfarreien vom Bischofe der ihn hochschätzt, angeboten worden — nicht verlassen will, hätte sich die ganze Colonie sehr bald zerstreut, während sie jetzt gedeiht, und mit der Zeit wol auch Bedeutung erlangen wird. Deshalb kann man den Pfarrer Egg als den eigentlichen Gründer der Colonie betrachten.

Im Jahre 1867 schloß die Peruanische Regierung einen neuen Vertrag ab, wieder mit zwei Deutschen, mit den Herren Martin und Scotland, worin sich diese verpflichteten, eine gewisse Anzahl von ihren Landsleuten am Mairoflusse, anzusiedeln, bis wohin Dampfschiffe vom Amazonenstrom heraufgehen können. Die Regierung versprach, den Einwanderern freie Reise nebst Beköstigung von Antwerpen bis zum Orte ihrer Niederlassung zu gewähren, und ihnen dort während sechs Monaten die nöthigen Lebensmittel zu liefern. Sie gab den Colonisten wieder Ländereien als freies Eigenthum, sowie die nöthigen Ackergeräthschaften, und verpflichtete sich, den Unternehmern 30 Pfund Sterling für jeden Erwachsenen zu zahlen. Dieser Contract war also ziemlich verschieden vom ersten und die Unternehmer weit unabhängiger gestellt; da sie aber Kopfgeld erhielten, so war ihr Interesse eigentlich weniger an das der Colonisten geknüpft, wie bei dem früheren Vertrage mit Schütz. Die neue Expedition, welche im Jahre 1868 aus Tyrol nach Peru abging, hatte im Anfange ebenfalls keinen günstigen Erfolg. Die Leute waren von Auswanderungs-Agenten angeworben, denen manche Gemeinden noch Geld dazu gegeben haben sollen; demnach bestand ein großer Theil der Expedition aus unnützen Vagabunden, die es kaum möglich war auf der Landreise in Ordnung zu halten. Bald rebellirten sie wegen der Lebensmittel, die sie übrigens reichlich erhielten; sie machten dem Herrn Scotland, der selbst die Expedition begleitete, die größten Grobheiten, weil er ihnen täglich Rindfleisch — und nicht Schweinefleisch, wie sie verlangten — verabreichen ließ! Obst, namentlich Orangen und Bananen, aßen diese unacclimatisirten Einwanderer auf der Reise in Unmasse und tranken tüchtig Rum dazu — das sicherste Mittel, um in der ungesunden Küstengegend Fieber und Ruhr zu erzeugen, die auch bald unter ihnen ausbrachen und Manchen hinwegrafften. Schütz hatte bei seiner Expedition, die aber aus weit besseren Elementen bestand, strengere Disciplin gehalten und das Obstessen und Schnapstrinken verhindert, weshalb damals keine Krankheiten auftraten. Auch kannte Herr Scotland, der sonst sich alle mögliche Mühe gab, Peru und seine Verhältnisse zu wenig, und so kam es, daß die Landreise ungewöhnliche Zeit erforderte, und die Einwanderer zu lange in der Küstengegend bleiben mußten.

Als die Expedition endlich am Pozuzo ankam, war die Regenzeit angebrochen, und der von Peruanischen Ingenieuren angelegte und inzwischen nicht beendete Weg schon so verfallen, daß er als unpassirbar betrachtet werden mußte. (Vgl. Dr. Abendroth „Die Colonie am Pozuzo." Dresden, Verein für Erdkunde.) Martin und Scotland kamen ihren Verpflichtungen insofern nach, als sie für ihre Schutzbefohlenen 7½ Monate die Kosten der Verpflegung trugen, nach Ablauf welcher

Digitized by Google

Mecklenburgische Zustände.

Es giebt in Deutschland noch weite Kreise, welche über Mecklenburg und seine Zustände die wunderbarsten Vorurtheile nähren. Den regelrechten „Liberalen" überläuft es schon kalt, sobald nur der Name genannt wird. Ungezählte Zeitungsnotizen mit ihren immer wiederkehrenden sarkastischen oder weinerlichen Glossen über die „feudalen" Zustände haben es ihm zur Augenscheinlichkeit bewiesen, daß in jenem Lande nur zweierlei Menschen wohnen: Eine kleine, aber mächtige Schaar von übermüthigen Rittern, die in ungetrübter Rechtsbeständigkeit das jus primae noctis*) ausübt, und eine edle, aber wehrlose Masse von weißen Sklaven, auf deren nuterer Rückenhälfte alltäglich zum Frühstück des Junkers Reitpeitsche tanzt. Das „Volk" ist so gedrückt und elend, daß es, wenn irgend seine Mittel reichen, auswandert, um drüben in Amerika eine erträglichere Heimat zu suchen. Mecklenburg steckt noch so tief im stockfinstern Mittelalter, daß es, Schrecken und Graus! in Deutschland der einzige Staat ist, welcher noch keine constitutionelle Verfassung hat. Deshalb stellen auch die Mecklenburgischen Abgeordneten, Bankdirector Otto Büsing und Advocat a. D. Moritz Wiggers, alljährlich im Deutschen Reichstag den Antrag, ihrem Vaterländchen eine solch' modische Verfassung wider den Willen der Stände aufzunöthigen. Daß diese Forderung dem Reiche Rechtsbruch und Vergewaltigung eines Bundesstaats zumuthet, kümmert die „Liberalen" sehr wenig; aber sie triefen vor Entrüstung über den „bundeswidrigen" Antrag Preußens, wonach den Hamburger Manchesterleuten die Zollgrenze um 3000 Fuß verschoben werden soll. Auch viele Mecklenburger seufzen um eine Constitution nach Französischer Schablone, würden aber in Verlegenheit gerathen, wenn man sie fragte, was sie unter derselben denn eigentlich verstehen, und was sie von ihr Gutes und Besseres verhoffen. Fritz Reuter läßt in seiner köstlichen Geschichte „Ut mine Stromtid" den Advocaten Rein, nach Ausbruch der Februar-Revolution, den Gästen im Wirthshaus zu Nahnstädt, einem Mecklenburgischen Ackerstädtchen, die Zeitung vorlesen. Der Schalk liest: „Insel Ferro, den 5. Die Insel ist in vollem Aufstand. Man will uns den Meridian nehmen, der nun schon über 300 Jahre über unsere Insel gelegt ist, und will ihn nach Greenwich in England verlegen. Das Volk greift zu den Waffen; unsere beiden Husaren-Regimenter sind zur Deckung des Meridians commandirt." — „Badder, weist Du, wat 'ne Meridian is?" fragt ein ehrlicher Handwerksmeister

*) Das angebliche Recht des Gutsherrn auf die Brautnacht bei jeder seiner Unterthanimnen, die sich verheirathet; ein Recht, das in diesem Sinne nie und nirgends bestanden hat.

Digitized by Google

den andern, und dieser antwortet: „„Jh, wat ward't sin? Dat ward woll wat sin, wat de Engländer gaud bruken kann."" — Heute würde die Frage lauten: „Vadder, wat is dat eigentlich 'ne Verfassung?" Und die Antwort: „„Je, ik weit't uk nich. Sei seggen ja äwer, dat wi so'n Dings gaud bruken können, un wenn dei Annern dat all' hebben, denn möt' wi dat doch uk kriegen."" — Die große Masse des Volkes hat thatsächlich von dem Wesen einer „Constitution" die wunderlichste Vorstellung. Der Krämer meint, sie werde ihm einen größeren Absatz verschaffen, der Arbeiter rechnet auf höheren Lohn, der Tagelöhner auf eine zweite Kuh, Handwerker und Bauern auf Abschaffung der Steuern, und so fort.

Im guten Lande Mecklenburg wird noch immer möglichst wenig Politik, aber möglichst viel Landwirthschaft getrieben. Ist schon der Deutsche im Allgemeinen kein „politisches Thier", so trifft das in doppeltem Sinne auf jenes alte Mischvolk von Dänen, Deutschen, Slaven, Wenden, das zwischen Trave und Trebel seine Hütten gebaut hat. Das landwirthschaftliche Interesse beherrscht Land und Stadt. Nicht nur, daß Handwerk und Geschäft auch in der Stadt mit auf ländlicher Kundschaft ruhen: manch' Städtchen ist noch heute „ackersocialistisch" verfaßt. Das Stadtfeld ist in Schläge eingetheilt, deren einer oder zwei alljährlich zu gemeinsamer Weide niedergelegt werden. Jeder Bürger hat eine Kuh, die der Hirte allmorgendlich im Sommer mit einem entsetzlichen Kupferhorn aus den Häusern heraustutet. Die Verpflegung des Stadtbullen ist ein hohes Ehrenamt. Ebenso hat jeder Bürger Haus und Garten; die Ackerstücke werden dagegen meist an eigentliche Ackerbürger verpachtet. Auch die größeren Städte hängen mehr oder minder von der Landwirthschaft ab, da bedeutende Industrien, die von den localen Verhältnissen unabhängig wären, nur sehr vereinzelt bestehen. In Rostock ist eine Actien-Werft für eiserne Schiffe, die indeß noch immer an ihren Gründungssünden leidet. Desgleichen sollen die wenigen Zuckerfabriken kränkeln, die in jüngster Zeit entstanden sind. Offenkundig ist es von der Lüsewitzer, die schon dreimal zu Ende kam, und jetzt in eine Brennerei verwandelt werden soll, da der Boden überhaupt kein Rübenboden ist. Unsere Landwirthe hatten das gleich vorausgesagt, aber die Gründer wußten es besser. Ueberhaupt ist die Vorstellung, daß Mecklenburg durchweg sehr fruchtbares Ackerland besitze, eine irrige. Der alte Fritz hatte zwar Recht, wenn er es dem Mehlsack verglich, der immer noch stäube; der natürliche Wohlstand ist groß, und war vor Zeiten noch größer. Aber er beruht eben darauf, daß gewisse Landstriche, wie die ganze südwestliche Ecke: Parchim-Crivitz-Schwerin-Hagenow-Grabow außerordentlich dünn bevölkert sind. Städte und größere Güter giebt es dort wenige, dagegen ausgedehnte Bauerhöfe und Büdnereien, deren Bewohner zwar keine Schätze sammeln, aber doch, so lange die Sonne dem Acker nicht gar zu nahe kommt, ein ganz erträgliches Dasein führen. Vortrefflichen Boden hat die ganze Ostseeküste von Trave bis Warnow und der östliche, von der Friedrich-Franz-Bahn durchschnittene Theil des Landes. Strelitz hat in seiner nördlichen Hälfte reiches Land, im Süden bösartigen Streusand. Jeder Gutskauf interessirt das ganze Land und wird eingehend besprochen. Ob das Feld warm oder kalt von unten, ob die Gebäude gut, die Wiesen genügend, der Verkäufer „echt" gewirthschaftet —

Digitized by Google

über all' diese Fragen bilden sich mit der Zeit ein feststehendes und meist richtiges Urtheil. Mit der Liebe zum Acker steht die Liebe zum Vieh im engsten Zusammenhang. An zehn Mecklenburgern sind immer neun Pferdehändler verloren gegangen, und ein richtiger „Strom" (Wirthschafts-Inspector) benutzt sicher denjenigen Theil des Sonntags, den er nicht mit Whistspielen ausfüllt, um mit seinen Collegen über Pferde und Reitkunst „klug zu snacken". Wie ein Gutshandel das Land, so bewegt jeder Pferdehandel einen kleinen Kreis aufs Lebhafteste, sei es nun, daß der Braune seine Abkunft laut Deckschein auf vornehmste Vorfahren zurückführen kann; sei es, daß ein Posthalter das alte ausrangirte Militärpferd auch seinerseits wieder ausrangirt, weil die „oll Krack" mit den anderen „Schinnern" nicht mehr gleichen Tritt halten will. Nirgends findet man bessere Kuhwärter, Schäfer und Pferdeknechte, nirgends solche Eifersucht dieser Leute, ihr Vieh gut zu halten; ihre Gedanken gehen ganz auf in der Viehwartung. Ein alter Schäfer steckte sogar am heiligen Abend seinen Pflegebefohlenen ganz besondere Leckerbissen in die Raufen und meinte: „sei möten't doch uk marken, dat hüt Wihnachten is"; und ein Tagelöhner der gleichzeitig seine Frau und seine Kuh verloren hatte, und über den Verlust der ersteren von seinem Freunde bemitleidet wurde, gab diesem jammernd zur Antwort: „Ach Jochen, Jochen; 'ne Fru krig' ick sacht (wol) wedder, äwer bei Kauh! bei Kauh!"

Trotzdem die Landwirthschaft so sehr im Vordergrund des Interesses steht, läßt der Betrieb doch vielfach zu wünschen übrig. Daraus ist indeß nicht ohne Weiteres auf mangelnde Einsicht, sondern oft nur auf mangelndes Kapital zu schließen. Viel landwirthschaftliche Intelligenz sitzt im Geldbeutel. Mehr große Vermögensobjecte, als wirklich große Vermögen; mehr große Güter, als Leute, die sie bedrücken können — das ist das Unglück Mecklenburgs und der ganzen Norddeutschen Tiefebene. In Folge dessen Verschuldung und Rückgang bei so vielen Besitzern. Hin und wieder ist freilich bei tüchtigen praktischen Landwirthen auch die Furcht vor der Theorie gar zu groß, und die Neigung, alles Neue abzuwehren, mehr als nöthig vorhanden. Dieser Charakterzug hat seiner Zeit dem Professor der Landwirthschaft in Rostock, Grafen zur Lippe, viel Kummer gemacht, als er seine Acker-Gelehrsamkeit und Acker-Philosophie zu verbreiten sich bemühte. „Ich freue mich, daß Graf Lippe doch nicht so viel Schaden thut, wie ich anfänglich fürchtete" — soll ein alter Praktikus an der Table d'hôte bei Schok in Rostock geurtheilt haben. Das Wort fand damals viele Lacher. Mit der Zeit freilich hat Graf Lippe auch bei manchem Praktiker Anerkennung gefunden. Dieselbe wäre vielleicht noch größer gewesen, wenn der Herr Professor es nicht für angemessen erachtet hätte, in den Collegien, die er über ammoniakalische Stickstoffverbindungen und Eisen-Oxyd-Hydrate vor einer Schaar studirender „Mistiker" hielt, auch fortgesetzt „liberale" Zeitungswendungen einzuflechten. — Die Pferdezucht Mecklenburgs, deren Ruf vor hundert Jahren das Ivenacker Gestüt über ganz Europa verbreitete, lag längere Zeit darnieder. Jetzt blüht sie wieder in erfreulichster Weise auf, und der jährliche Zuchtmarkt in Neubrandenburg ist einer der bedeutendsten, die es giebt.

Eine Eigenthümlichkeit Mecklenburg's ist das in allen Schichten der Gesellschaft übliche Platt, das freilich auch in den Hansestädten und in Schleswig-Holstein noch

Digitized by Google

sehr verbreitet ist. Alle Gutsherren bei uns sprechen ohne Ausnahme Platt mit ihren Leuten, viele sogar unter sich, und in den Städten fängt die Gemüthlichkeit im wohlhabenden Bürgerstande auch immer erst mit der Plattdeutschen Unterhaltung an. Einen Mecklenburger, der nicht Platt kann, wird es kaum geben. Trotz dieser Gleichheit der Sprache und der Art zu denken, läßt sich doch nicht leugnen, daß ein gewisser Kastengeist im Volke sitzt, der eben durch die geschichtliche Entwickelung mit bedingt ist. Der Adel sondert sich vom wohlhabenden Bürgerstande, dieser vom Handwerker und Kleinbürger, und dieser wieder in Schärfe vom Arbeitsmann ab. „'N lütten Mittelstandsmann" steht im Range wesentlich höher, wie „'n Kirl, dei nix het, as wat hei sik verdeint", und es giebt hier, wie anderwärts, Bauern, die die Werbung eines Schullehrers um ihre Tochter als durchaus nicht standesmäßig ablehnen. Am wenigsten günstig wirkt die gegenseitige Anerkennung der Kastengrenze auf die bevorzugten Stände; besonders beim Adel ist die Gefahr groß, daß das berechtigte Standesgefühl in kleinlichen Formencultus ausarte. Es geht dem Adel ähnlich, wie dem geistlichen Amt. Vor hundert Jahren trug noch das Amt den Mann, heute muß der Mann das Amt zu Ehren bringen. Und so bricht auch für den Adel die Zeit herein, da man seine Wechsel auf die Vergangenheit nur dann noch honoriren wird, wenn Arbeit und Selbstverleugnung den Mann der Gegenwart empfehlen. Pferde, Hunde, Schlösser und tellergroße Wappenschilder an den Kutschenschlägen thun's nicht mehr. Solche Decoration kann der baronisirte Geldprotz meist viel glänzender leisten. Wenn es wahr ist, daß man im Unglück den Werth des Menschen erkennt, so hat der Adel unter dem Druck der schlechten Zeiten die Probe nicht durchweg bestanden. Am „wirthschaftlichen Aufschwung" der Schwindelperiode haben sich zwar bei uns weit mehr die Advocaten als die Junker betheiligt, aber doch sind leider Speculationen an der Börse, die natürlich mit völligem Ruin der Spieler endeten, sind Geldheirathen durch Annoncenbüreaux und ähnliche Mittel, das „Glück zu corrigiren", auch unter unserem Adel nicht mehr unerhört. Etliche Edelleute sind freilich auch unverschuldet zu Grunde gerichtet: durch Ankauf von Papieren, deren Unwerth sie nicht kannten, durch ungünstige Kapitalanlage ohne den Nebenzweck des Spiels, und so haben denn im Bunde mit diesen Unglücksfällen die Mißernten und schlechten Zeitverhältnisse wieder manches alte Stammgut in den Handel gebracht. Den Vertrieb der schlechten Papiere besorgten in erster Linie die Herren Advocaten, deren es von jeher in Mecklenburg zu viele gab. In ganz kleinen Städten sitzt wol ein volles Dutzend solcher Juristen, die häufig großen Durst, sonst aber wenig oder gar nichts zu thun haben, und nun aus Mangel an Beschäftigung und Geld auf allerlei „Undäg" verfallen. Die Führung der Parteien in der Gemeinde, das Wühlen für „liberale" Wahlen ist selbstverständlich ihre Aufgabe; dazu kommen dann Ehrenämter, Sparkassenverwaltung, „Bankdirection", Agenturen aller Art u. s. f. Das Streben, Processe in die Länge zu ziehen, besteht freilich nicht in Mecklenburg allein. „Dat will'n wi woll kriegen, seggt dei Avkat, wenn hei'n Perzeß annimmt, un denn meint hei dat Geld" — lauter ein Volkswitz, der sich auch sonst viel mit diesem Stande beschäftigt. Die Rostocker Advocaten sind die schlimmsten, obschon es auch

Digitized by Google

unter ihnen vortreffliche und ehrenwerthe Leute giebt. Zu den ehrenwerthen Advocaten rechnen wir auch Herrn Moritz Wiggers, der allerdings weniger besonderen Gaben und Talenten, als seiner politischen Vergangenheit, den erworbenen Ruf verdankt. Gelegentlich der Wirren von 1848 ward er zusammen mit seinem Bruder Julius, damals Professor der Theologie in Rostock, in einen sehr langwierigen Hochverrathsprozeß verwickelt, und beide hatten gegen vier Jahre blos in Untersuchungshaft zu schmachten. Beide Brüder sind Idealisten und politische Doctrinäre, wenn auch nicht so langweilig, wie der Dritte im Bunde, Professor Bamgarten in Rostock, der in weiten Kreisen schon lange nicht mehr ganz ernsthaft genommen wird.

Entsprechend der vielfach unverwischten Trennung der Stände, sind die Formen des Umgangs ziemlich fest gegeben, mit Genauigkeit inne gehalten und mit Wichtigkeit behandelt. Bei Hofe schon zankt man über Rang und Vortritt, in den „besseren" Ständen darüber, wer sich dem Andern zuerst vorstellen lassen müsse; der Beamte ist eifersüchtig auf seinen Titel und die Frau Beamtin erst recht. Der Handwerker läßt sich am liebsten noch „Meister" nennen, und der Gutsherr auf dem Lande muß mit den verschiedenen Anreden „Du", „Er", „Sie" streng nach Rang und Würden verfahren. An diesen Anreden darf so wenig gerüttelt werden, als an den hergebrachten Löhnen und Einkünften der Gutseingesessenen. Jede Aenderung, selbst zu ihrem Vortheil, wird von den Leuten lange Zeit hindurch mit Mißtrauen betrachtet, ob sich nicht doch vielleicht noch eine tückische Hinterthür aufthue. Ein besonders wohlwollender Gutsherr, der ein ganzes Füllhorn von humanen Einrichtungen über seine Tagelöhner ausschütten wollte, mußte den Kummer erleben, daß sie ausnahmslos kündigten. Die Leute lieben es zwar, wenn ihr Herr „niederträchtig", d. h. nicht hochfahrend ist und auf ihre Angelegenheiten eingeht; aber affectirte Herablassung gilt ihnen wenig, und ein Herr, der etwa durch gelegentliches Mitzugreifen sich populär machen will, erreicht das Gegentheil. Das Beizeichen der Würde, der Krückstock, darf nicht weggelegt, und das nöthige Maß olympischer Ruhe niemals vergessen werden. Die Sprache darf so derb sein, wie möglich, aber die Kenntniß der Kraftworte ist unerläßlich, da manche im Platt einen ganz anderen Sinn haben, als im Hochdeutschen. Z. B. hat das Wort „bei Aas" einen ganz besonders schmeichelhaften, hätschelnden Beigeschmack. Ueberhöfliche Behandlung erregt fast dieselben Gefühle, wie übergrobe. Der richtige Tact im Verkehr mit den Leuten kann eigentlich nur anerzogen, von Fremden aber schwer gelernt werden. Hierüber sollen namentlich auch die Mecklenburgischen Officiere geklagt haben, als nach der Uebereinkunft von 1867 die Einwanderung Preußischer Kameraden begann. Wie man sagt, wären die Complimente des Exercierplatzes von den schnarrenden Herren aus Preußen gar zu rücksichtslos, namentlich gegen die Unterofficiere angewandt, und damit dieser früher erheblich vornehmere Stand herabgedrückt worden. Nicht zum Vortheil der Armee recrutiren sich jetzt die Unterofficiere eine sociale Schicht tiefer.

Um auf die ländlichen Arbeiter zurückzukommen, so sind dieselben im Durchschnitt gut gestellt, obschon ihr Wohlbefinden natürlich von dem ihres Herrn

Digitized by Google

wesentlich abhängt, nicht alle Herren aber sich wohl befinden. Auf einzelnen alten Familiengütern der Barner, Grävenitz, Dewitz, Oertzen u. a. m. sind die Arbeiterverhältnisse mustergültig zu nennen. Auch der Aermste ist dort noch wohlhabend. Die Arbeitscontracte sind, den ländlichen Verhältnissen angemessen, überaus praktisch. Viel Natural- und wenig Geld-Lohn; ferner Betheiligung der Tagelöhner am Ertrag der Höfe und Güter durch den Dreschерlohn, der je nach dem Culturzustande des Ackers mager oder „löhnig" (lohnend) ausfällt. Viele Tagelöhner-Familien haben Geld in der Sparkasse. In den Jahren von 1847 bis 1865 sind die Sparkassen-Einlagen von 2,855,663 Thaler auf 7,366,093 Thaler gestiegen, betrugen also pro Kopf der Bevölkerung 14 Thaler. Später sind sie etwas gesunken, vermuthlich weil die Zahl der Banken wuchs, und der Ankauf von Papieren üblicher wurde. Die Hungerleider von Rhön und Vogelsberg, vom Sächsischen Voigtlande und Oberschlesien sind nicht immer im Stande, das Reisegeld nach Amerika aufzubringen. Der Mecklenburger wandert nur aus, wenn er noch einen ansehnlichen Zehrpfennig mit hinüber nimmt. Wer gar nichts hat, ist ein schlechter Wirth, oder was auch vorkommt, hat eine unwirthschaftliche Frau, die mit Kuh und Schwein nicht umzugehen weiß. Die Auswanderung hat hierorts ihre Ursache niemals in sachlicher Noth gehabt, sondern nur in der Abhängigkeit der Leute von ihren Herren. Recepte dagegen dürfte es schwerlich geben. Moritz Wiggers findet den Grund der Auswanderung in dem „feudalen System". Wenn „feudales System" und ständische Verfassung gleichbedeutend sein sollen, so ist die Behauptung schon widerlegt. Denn sowohl aus Schweden, als namentlich Ost- und West-Preußen, also aus constitutionellen Ländern, recrutirt sich immer noch der Ersatz für die Ausgewanderten; ein Beweis, daß es den ländlichen Arbeitern nicht um eine politische Verfassungsform, sondern um bessere Löhne zu thun ist. Bei gutem Verdienst lassen sie sich selbst die unbeschränkteste Regierung im Gefühl vollendeter „Wurschtigkeit" gefallen. Arbeitsloses herumstreichendes Gesindel kam bis 1867 in Mecklenburg überhaupt nicht vor; seither massenhaft. Aber meist sind es Fremde, und charakteristisch genug, nennt das Volk die Vagabunden nicht anders als „Bundesbrüder". Den soliden Heimatsgesetzten stand früher eine ziemlich hohe Zahl unehelicher Geburten gegenüber, die neuerlich unter den lockeren Niederlassungs-Bestimmungen erheblich abgenommen hat. Wollte man aber daraus schließen, daß es mit der Sittlichkeit besser geworden ist, so würde man eben so sehr irren, als wenn man die Großstädte für Tugendnester ansieht, weil dort der Procentsatz unehelicher Geburten sich geringer stellt. Alexander von Oettingen sieht in seinem trefflichen Werke über Moralstatistik geradezu eine hohe Zahl unehelicher Geburten für ein Zeichen verhältnißmäßiger Unverdorbenheit an. Durchweg wird in Mecklenburg die Ehe noch heilig gehalten, eine große Zahl der unehelichen Kinder durch nachfolgende Heirath legitimirt; wenn auch nicht zu leugnen ist, daß leider hier und da der naturwüchsige Verkehr der beiden Geschlechter in Zuchtlosigkeit ausartet. Die Statistik der Verbrechen und Vergehen ergab früher die günstigsten Zahlen. Nach Ausweis des Staatskalenders befanden sich am 1. October 1856 im Landarbeitshause 366 Personen; am 19. October 1867, nachdem die Landes-

Digitized by Google

bevölkerung um 18,000 zugenommen hatte, nur noch 292 Personen. Die Anzahl der Sträflinge in der Anstalt Dreibergen betrug, gegen 253 am 1. October 1856, nur noch 187 im November 1867. Es fand also eine Verminderung der Gefangenen von mehr als 20 Procent im Landarbeitshause und von mehr als 25 Procent in der Strafanstalt statt, während gleichzeitig die Bevölkerung sich um mehr als 3 Procent vermehrte. Dabei war die Praxis der Bestrafungen nicht milder, sondern schärfer geworden. Das sind die Ziffern des „feudalen Systems", mit denen man gefälligst moderne Criminalstatistik in „liberalen" Ländern vergleichen möge! Noch günstiger stand es mit den Selbstmorden, die z. B. in Sachsen verhältnißmäßig die doppelte Anzahl erreichten.

In kirchlicher Hinsicht ist ganz Mecklenburg gut lutherisch; ausgenommen natürlich die Juden und eine kleine Schaar von Katholiken. Vor zwanzig Jahren war einmal das Katholisch-Werden Mode: Gräfin Hahn-Hahn, die Herren von Kettenbrieg, von Vogelsang, Professor Maaßen, Franz von Florencourt u A. traten über. Doch hat sich diese Neigung gegeben. Auch der Anabaptismus (Wiedertäuferei), der zeitweilig in einer adeligen Familie blühte, ist verschwunden. An der Spitze der Landeskirche steht seit langen Jahren der geschente und energische Oberkirchenrath Kliefoth, ein von den „liberalen" Theologen beßtgehaßter Mann, weil er treu zum Bekenntniß hält, und nicht jedem jungen Candidaten gestattet, die Ansichten von der Kanzel zu verkünden, die er acht Tage zuvor auf der Universität eingesogen hat. Auch bei Besetzung der Professuren an der Universität Rostock wirkt der Oberkirchenrath, wenn nicht rechtlich, doch thatsächlich mit. Vor zwanzig Jahren gab es bei dieser Gelegenheit mit dem Professor Baumgarten großen Spectakel, dessen Ausgang sehr zu Gunsten Kliefoth's spricht. Denn erstens hat sich immer mehr erwiesen, daß Baumgarten ein unklarer Schwärmer ist, voll Cimbrischen Eigensinns; und zweitens ist durch seine, übrigens mit vollem Gehalt erfolgte Absetzung die Bekenntnißfrage grundsätzlich entschieden. Mecklenburg hat in Folge dessen seither kirchliche Ruhe gehabt, und weder Kalthof's noch Hoßbach's erzeugt, um deren willen sich schwankende Kirchenbehörden, die nicht wissen, was sie wollen, alljährlich müssen verarbeiten lassen. Mecklenburg hat aber auch keinen Theologen-Mangel, der in kirchlich-„liberalen" Ländern an der Tagesordnung ist. Den Beweis endlich, daß auch die Kirche im Volke wurzelt, hat das Civilstandsgesetz erbracht. Mecklenburg ist das einzige Land in Deutschland, wo Verachtung der kirchlichen Sitte so gut wie gar nicht vorkommt. Alle Kinder sind getauft, alle Ehen eingesegnet. Eine Petition um Abschaffung der Civilehe bedeckte sich in wenigen Wochen ohne alle Agitation, nur auf ein Beiblatt der „Landesnachrichten" hin, mit über 25,000 Unterschriften. Eine Gegenpetition der „Liberalen" scheiterte kläglich. Die Anstifter haben durch Nichts vermocht werden können, die Zahl ihrer Subscribenten zu nennen. — Die Freimaurer-Loge hat auch in Mecklenburg ihre Zeit gehabt, namentlich in den größeren Städten. Jetzt ist sie ziemlich heruntergekommen und auch in sich schon gespalten, theils von der „christlichen" Berliner Landesloge, theils von den humanistischen Hamburger Logen abhängig, und mit Juden behaftet. — Die Volksschule, der Kirche Tochter, ent-

Digitized by Google

spricht allen Anforderungen. Analphabeten (des Lesens und Schreibens Unkundige), kommen nur noch ausnahmsweise vor. Die Lehrer werden sachgemäß in den Seminarien vorgebildet, und sind im Ganzen verständige nette Leute, wenigstens auf dem Lande. In den Städten mag hier und da der Wunsch, zum Bundesgenossen im „Kulturkampf" zu avanciren, auch bei uns schon rege geworden sein.

Die Juden sind auch in Mecklenburg in den kleinen Städten ziemlich dicht gesäet. Fritz Reuter erzählt schon von Stavenhagen, daß, wenn die Ausbreitung des Volkes Gottes ein Segen sei, seine Vaterstadt als reich gesegnet betrachtet werden müsse. Gewisse Geschäfte werden, wie überall, von ihnen bevorzugt, und sie verdienen durch Schummelei und Betriebsamkeit viel Geld. Auch der Wucher hat ihnen in den letzten schlechten Jahren einige Güter und Höfe in die Hände gespielt. In socialer Hinsicht spielen sie nirgends eine Rolle; für irgend eine Verbrüderung und Vergesellschaftung mit ihnen hat unser Landvolk kein Verständniß. Aber ihre Macht lassen sie hier und da schon empfindlich fühlen. Als in dem Städtchen Dargun das Localblättchen einen Artikel mit „confessionellen Hetzereien" ganz harmlos gebracht hatte, forderte sofort Israel in der Rostocker Zeitung einen zweiten Drucker auf, sich in dem kleinen Nest niederzulassen, und stellte ihm sogar Unterstützung für ein Concurrenzblatt in Aussicht. Irren wir nicht, so ist dasselbe thatsächlich ins Leben gerufen.

Die politische Presse ist auch in Mecklenburg, wie so ziemlich überall, in ihren einflußreichen Organen die Dienerin der „liberalen" Partei. Die „Rostocker Zeitung", das größte und weit nach Pommern hinein verbreitete Blatt, ist Sammelpunkt für alle geschäftlichen Inserate der östlichen Hälfte des Landes. Früher war das Blatt einfach demokratisch; jetzt vertritt es die kapitalistischen Interessen der Bourgeoisie, mit halb fortschrittlicher, halb nationalliberaler Färbung. Von Redaction ist nicht viel die Rede, das Meiste bloße Scheerenarbeit. Die Haltung ist vorsichtig, aber trocken; nach geistvoller Beurtheilung und interessanter Darstellung der Dinge schaut man vergebens aus, aber vielleicht liegt gerade in der Trivialität eine große geschäftliche Klugheit verborgen. Man hoffte im Lande, die Zeitung würde besser werden, als ein vormaliger Officier durch Heirath Besitzer des Blattes wurde. Derselbe hat sich aber von den Rostocker Advocaten nicht zu emancipiren vermocht, obschon jeder Versuch, eine Gegenzeitung, auch mit den größten Kapitalien zu gründen, elendiglich scheitern würde. — Wer seine politische Kost in hausbackener Sprache beziehen will, hält das in Wismar erscheinende kleinere, aber recht verbreitete „Mecklenburger Tageblatt". Die Schweriner Zeitungen überschreiten nicht allzuweit das Weichbild der Stadt. Doch muß die altangesehene „Mecklenburgische Zeitung" des Dr. Bärensprung hervorgehoben werden, ein durchaus unabhängiges Blatt, das geschickt und verständig, ehrlich und unbefangen geleitet wird, und Organ des Bürgerstandes der Hauptstadt ist. — Auch die conservative Presse in Mecklenburg hat ihre Geschichte. Schon im Jahre 1848 riefen, auf Anregung des Justizrath von Oertzen-Leppit, die Herren von Maltzahn-Klein Luckow und von Oertzen-Woltow mit reichen Beiträgen des ganzen Landes den „Norddeutschen Correspondenten" ins Leben. Maaßen und Florencourt wurden als Redacteure berufen, und setzten durch

Digitized by Google

die Ungeniirtheit, mit der sie von der Preßfreiheit Gebrauch machten, das Publicum in Erstaunen. Man hatte geglaubt, Preßfreiheit sei nur für die Liberalen da, und wunderte sich, daß auch die Conservativen davon den ausgedehntesten Gebrauch machten. Das Blatt erschien in Rostock und erfüllte seine Aufgabe so gut, daß es wesentlich seinem Einfluß zu danken sein dürfte, wenn die constitutionelle Verfassung von 1849 schon 1850 wieder gestürzt und durch die ständische ersetzt wurde. Aber die Achillesferse der conservativen Blätter, der Finanzpunkt, brachte dem Unternehmen seinen Tod. Gleich im ersten Jahre waren 30,000 Thaler verpretzelt, und Unterstützungen in dieser Höhe sind natürlich nicht alljährlich zu beschaffen. Das Blatt mußte nach Schwerin verlegt werden, wo es Regierungsorgan wurde, jetzt „Mecklenburgische Anzeigen" genannt. Seitdem sind eine ganze Reihe kleinerer Versuche zu verzeichnen, von denen der bedeutendste die erst in neuester Zeit entstandenen „Mecklenburgischen Landes-Nachrichten" sind. Der Rührigkeit und Opferwilligkeit des Herrn Bock-Weltzien und einer Anzahl von Gesinnungsgenossen ist die Entstehung und bisherige Unterhaltung des Blattes zu danken; doch läßt es noch viel zu wünschen übrig, weil eine kritisch sichtende Redaction fehlt, und es gar sehr an eigenen Beiträgen mangelt.

So hat uns die Presse zur Politik und damit zur Verfassungsfrage gebracht, über die ein kurzes Schlußwort folgen mag. Für Mecklenburger ist dieselbe ja hinreichend erörtert in einer Fluth von Brochüren, unter denen wir nur als die gediegensten, die des vormaligen Advocaten Röver in Rostock und die beiden sympathisch und schneidig geschriebenen, aber doch über die Schäden der Gegenwart zu leicht hinweggehenden Aufsätze des Freiherrn Julius von Maltzahn nennen wollen. Für Fernerstehende wird das Folgende genügen:

Mecklenburg ist zunächst eine Monarchie, und zwar die älteste in Deutschland. Der tausendjährige Stammbaum seines Fürstenhauses reicht bis auf Niklot, bis ins Heidenthum zurück. Erst Pribislav, Niklots Sohn, wurde Christ. Die großherzogliche Würde datirt vom Wiener Congreß. Der gegenwärtige Träger der Krone, Friedrich Franz II., ist ein Monarch, wie man ihn jedem Lande wünschen möchte. Gewissenhaft und ernst in Erfüllung seiner Pflichten, dabei völlig unabhängig in der Auswahl seiner Rathgeber, von aller Popularitätssucht frei, und doch immer bemüht, das Gute zu fördern. Seit 1870 ist der Fürst militärischen Uebungen und Schauspielen mehr zugethan als je. An der Spitze der Regierung steht der kluge und vornehme Minister-Präsident Graf von Bassewitz, aus einem Geschlecht, das dem Lande schon tüchtige Staatsmänner gegeben hat. Das Innere verwaltet Staatsrath Wetzell, ein geborener Hesse und ein feiner geistvoller Kopf. Derselbe hat als Professor der Rechtswissenschaft in Rostock die Mecklenburgischen Verhältnisse kennen und schätzen gelernt, und lehrte dann längere Zeit in Tübingen, bis er wieder einem Ruf des Großherzogs als Staatsrath nach Schwerin folgte. Die geistlichen und Medicinal-Angelegenheiten leitet der Staatsrath Buchka, ein liebenswürdiger College, der ungern opponirt; die Finanzen Staatsrath von Bülow, ein Einwanderer aus dem annectirten Hannover.

Die Verfassung des Landes ist eine ständische, und zwar giebt es nur zwei

Digitized by Google

Stände, Ritterschaft und Landschaft, welche sich alljährlich, abwechselnd in Sternberg und Malchin, einige Wochen versammeln. Die Landschaft besteht aus je einem Vertreter jeder Stadt, in der Regel dem Bürgermeister; die Ritterschaft aus den Besitzern der 700 Rittergüter, von denen indeß selten mehr als 40 bis 50 geschäftskundige Mitglieder anwesend sind. Diäten giebt es nicht; Jeder lebt aus seiner Tasche. In Folge dessen werden auch keine langen Reden gehalten, sondern Alles kurz und sachlich erledigt. Eine zweite Quelle langer Reden, die Rücksicht auf die Wähler, ist ebenfalls nicht vorhanden. Um nun die Majorisirung des einen Standes durch den andern zu hindern, besteht das Recht der itio in partes (die Abstimmung nach gesonderten Parteien), so daß auch alle 700 „Ritter" den Städten nichts thun können. — Werfen wir einen Blick auf die Finanzverwaltung, die ja jeden Steuerzahler am meisten interessirt, so dürfte dieselbe günstigere Ergebnisse liefern, als irgend ein constitutioneller Staat. Die Activa übersteigen die Passiva, und die Einnahmen ergeben stets einen Ueberschuß über die Ausgaben. Die Steuern sind mäßig und konnten noch vor wenigen Jahren um 20 Procent herabgesetzt werden. Eine Aera Camphausen haben wir glücklicherweise nicht gehabt. Niemals sind mit Mecklenburgischen Staatsgeldern faule Actien gekauft worden, und in Folge dessen hat auch niemals Staatsgarantie für verkrachte Unternehmungen vom Landtage verlangt zu werden brauchen; würde von den „Fendalen" auch schwerlich bewilligt sein. Wir entnehmen der genannten Schrift des Herrn von Maltzahn einige Zahlen:

I. Für Preußen sind im Staatshaushalt pro 1. April 1877/78 veranschlagt:

A. Directe Steuern	150,963,000	Mark.
B. Indirecte „	26,300,000	„
Sa.	177,263,000	Mark.

Die Bevölkerung Preußens beträgt nach der Zählung von 1875 — 25,772,562 Einwohner, so daß auf den Kopf eine Steuerbetrag fällt von 6 Mark 75 Pfennig.

II. Für Mecklenburg entfielen nach dem Etat pro 1877/78:

A. Directe Steuern	1,836,670	Mark.
B. Indirecte „	213,500	„
Sa.	2,050,170	Mark.

Die Bevölkerung Mecklenburgs beträgt nach der Zählung von 1875 — 553,734 Seelen, so daß auf den Kopf ein Steuerbetrag fällt von 3 Mark 70 Pfennig. Die Steuer betrug also in Mecklenburg pro Kopf weniger 3 Mark 5 Pfennig, d. h. nicht viel mehr als die Hälfte. Könnte man die Communalsteuern mit in Anschlag bringen, so würde sich das Verhältniß noch weiter zu Gunsten Mecklenburg's verschieben, da einzelne Städte geradezu reich sind. Nichts destoweniger hat Moritz Wiggers vor mehr als zehn Jahren ein dickes Buch gegen die Finanzverwaltung geschrieben. „Der allein richtige Grundsatz", sagt er, „ist der, daß zuerst die nothwendigen Ausgaben bestimmt, und dann die Einnahmen so festgestellt werden, daß sie den Ausgaben entsprechen." „In dem gefundenen Ueberschuß liegt die schwerste Anklage gegen die Rationalität unserer Finanzwirthschaft."(!!) „Die volle wirthschaftliche Freiheit ist für Mecklenburg eine Existenzfrage geworden. Ein längeres Beharren bei unserer

Digitized by Google

gegenwärtigen Wirthschaftspolitik stürzt unser Land mit zwingender Nothwendigkeit und mathematischer Gewißheit in Noth und Elend." — Noth und Elend hat, unseres Wissens, nicht die Finanzwirthschaft, wohl aber die sogenannte „wirthschaftliche Freiheit" mit ihren betrügerischen Gründungen und oberfaulen Actien gebracht. Von der „Rostocker Vereinsbank" wird auch Herr Wiggers gehört haben. — Die ständische Finanzverwaltung ist geradezu eine Lichtseite unserer Zustände.

Wir wollen jedoch nicht einseitig schönfärben, und so mag denn ein Wort über die Schattenseite, über den großen Mangel der Mecklenburgischen Verfassung folgen. Es giebt im Lande eine bedeutende Anzahl von Pachthöfen, ferner etwa 5500 größere und 8000 kleinere Bauern, daneben 4000 Häusler, das sind kleine Besitzer von Haus und Garten, die meist nur eine Kuh haben. Alle diese zusammen bilden das Domanium, welches auf dem Landtage völlig unvertreten ist, und von den Verwaltungsbehörden absolut regiert wird. Von Seiten der Regierung ist nun in den letzten Jahrzehnten Vieles und Gutes für die Bauern geschehen, aber es herrschen einzelne schwere Mißstände im Domanium, und es giebt keine Beschwerde-Instanz, wo dieselben zur Sprache gebracht werden können. Es hätte also längst der Bauernstand zum Landtag herangezogen werden müssen, ja die Heranziehung des vierten Standes müßte bereits auf der Tagesordnung stehen. Gouverner c'est prévoir (Regieren heißt voraussehen). Aber es scheint ein politisches Naturgesetz zu sein, daß die dringendsten Reformen von den herrschenden Gewalten — welcher politischen Richtung sie auch angehören mögen — niemals gegeben, sondern ihnen stets abgerungen werden müssen. Die Zeit zu einer Fortbildung der Mecklenburgischen Verfassung in diesem Sinne dürfte leider versäumt sein. Es ist bekannt, daß jetzt „liberale" Neuerungen am Widerspruch der Ritterschaft, ständische Fortbildung am Widerspruch der Landschaft scheitert, die Regierung aber ohne Staatsstreich nichts machen kann. Diejenigen Conservativen, die energisch und mit Recht jede Massenwahl-Verfassung ablehnen, waschen jetzt ihre Hände in Unschuld, und verweisen auf die Landschaft, welche es zu Reformen nicht kommen lassen wolle. Wir meinen, etwas pharisäisch. Hätte man vor zwanzig oder dreißig Jahren sich dazu verstanden, die Zahl ritterschaftlicher Vertreter zu beschränken und für Heranziehung der Bauern zu wirken, so könnte heute schon ein conservativer Bauernstand der Hort der Mecklenburgischen Verfassung sein. Es ist freilich ein sehr bequemer Grundsatz: „Dat blifft all so, as dat ümmer west is" — aber es kommt doch ganz anders!

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Zum Reporterwesen schreibt uns ein ehemaliger Berichterstatter:

„Die ungeheure Verbreitung, die unsere Tagespresse in der Neuzeit gefunden hat, ist auf die gesammte Reporterei von großem Einfluß gewesen, und hat dieselbe gegenwärtig auf einen gewissen Höhepunkt der Blüthe gebracht. Es giebt heute eine Menge Tagesblätter, deren gesammtes Redactions-Personal aus dem sogenannten „Chef-Redacteur", den verschiedenen Local-Reportern, dem Laufburschen und der — Papierscheere besteht. Während die Scheere für „Leitartikel" und „politische Uebersicht" sorgt, prüft und corrigirt der „Chef-Redacteur" die eingelieferten Reporter-Schnitzel, der Laufbursche trägt das Manuscript in die Druckerei, und — die Zeitung ist fertig. Der Reporter also ist bei vielen Blättern die hervorragendste Persönlichkeit, da nur seine Arbeiten einigen Anspruch auf Originalität haben, wenn er den Stoff nicht etwa einem vertrauensseligen Collegen abgelauscht hat.

Die Reporter schließen sich zu einer richtigen Zunft zusammen, und recrutiren sich aus allen Schichten der Gesellschaft. Außer den gewerbsmäßigen Reportern giebt es aber auch Reporter aus Eitelkeit, Reporter aus Liebe, wie Reporter aus Rache. Vielen Leuten genügt es schon, sich gedruckt zu sehen. Sie sammeln Neuigkeiten, und beeilen sich, dieselben mündlich oder schriftlich einer Zeitungs-Redaction zu übermitteln. Ferner giebt es verkannte Dichterseelen, welche die Kinder ihrer Muse nirgends haben unterbringen können, und die nun eine Art von Ersatz in der Reporterei suchen. Die herzrührende Novelle, das Schauerdrama, welche der junge Dichter in kummervollen Nächten, weinend auf seinem Bettgestell sitzend, ausgebrütet hat, kann er jetzt unter der Rubrik „Locales und Vermischtes" los werden, sobald er einige kleine Aenderungen damit vornimmt, und seinen Stoff den localen Verhältnissen anzupassen versteht. Das ist der Reporter aus Eitelkeit und innerem Drange. Mit den Reportern aus Liebe oder aus Rache hat es eine ähnliche Bewandtniß. Auch sie wollen nur den Regungen ihres Herzens Genüge thun, entweder für Freunde und Bekannte Reclame machen, oder aber gewissen Personen Eins auswischen oder anstreichen. Häufig treibt sie weder Liebe noch Haß, sondern die Neigung zu Klatsch und Afterrede. Diese blos dilettirenden Reporter sehen weniger auf Honorar, als auf ein hübsches Plätzchen in den Spalten der Zeitung. Sie schreiben gern umsonst und mehr als verwendet werden kann. Trotzdem haben die Redactionen mit ihnen nicht selten kostspielige Erfahrungen machen müssen, und benutzen ihre Beiträge mit Vorsicht.

Bei den Reportern von Profession spielen ganz andere Beweggründe. Für sie ist der Inhalt der Berichte ziemlich nebensächlich, wenn er nur pikant ist. Zeilen, resp. Fünf- oder Zehnpfennigstücke sind ihnen die Hauptsache. Dieses Zeilen schmiedende Handwerk wird besonders von den Jüdischen Reportern auf die raffinirteste Weise ausgebeutet, und die Juden bilden auch unter den Berichterstattern aller Gattung längst die übergroße Mehrzahl. Man sieht die Semitischen Reporter mit wichtigthuerischer Aufgeblasenheit überall

Digitized by Google

herumlungern, und eine absonderliche Geschmeidigkeit entwickeln, wo es gilt, irgend einen Fang zu machen. Am häufigsten findet man diese Herren in den Gerichtssälen, Bierstuben, Budikerläden und Schnapsschänken, auf den Wochenmärkten, wie in den Ateliers der Barbiere und Haarkünstler. Ein ergiebiges Feld für ihre Studien sind auch die Schreibstuben der sogenannten „Volks"- oder „Linksanwalte" und der Winkel-Consulenten. Während nun diese Neuigkeitsjäger für gewöhnlich mit jeder Kost vorlieb nehmen und nach Allem schnappen, was ihnen in den Weg kommt, so haben doch auch einzelne von ihnen ihre besonderen Fächer, denen sie vor Allem ihre Forschungen widmen. Da sind die „Skandalriecher", die „Unglücksapostel", die „Juristen", die „Wasserleichen-Finder", die „Feuerberichterstatter" ꝛc. ꝛc. Den letzteren ist in Berlin seit einiger Zeit dadurch eine Concurrenz erwachsen, daß Feuerberichte aus erster Hand durch eine officiöse Feder geliefert zu werden scheinen; wenigstens läßt die Schnelligkeit der Zustellung und die Gleichförmigkeit der Abfassung solches vermuthen. Oft auch haben die beschnittenen und getauften Reporter ihre bestimmten Gegenden, die sie unsicher machen. In den gastlichen Herbergen redet man diese Leutchen „Herr Doctor" an, und Dienstleute, Droschkenkutscher, Bierfahrer und Dergleichen sind ihre hervorragendsten Gewährsmänner. Doch müssen die Herren Doctores im Umgange mit den Letzteren eine besondere Vorsicht und Schlauheit an den Tag legen, wenn sie nicht ihrer Wißbegierde zum Opfer fallen und arg geleimt werden sollen. Denn nicht selten kommt es vor, daß ein gesunder „Berliner Junge", während der Herr Doctor eine „Weiße" mit der dazu gehörenden „Strippe" (Schnaps) zum Besten giebt, demselben als Revanche ein „eben passirtes" grauenhaftes Factum aufbindet, das Tags darauf in irgend einer Zeitung das Licht der Welt als „Ente" erblickt.

Eine besonders widerwärtige Sorte der Reporter sind die „Unglücksapostel". Sie sind überall da zu treffen, wo ein Unglück stattgefunden hat, wo entweder ein Kind oder eine alte Frau überfahren, einem Maschinenarbeiter der Arm zerquetscht worden, oder ein Maurer vom Gerüst gefallen ist. Ehe man sichs versieht, ist der „Herr Doctor" zur Stelle, und nimmt die species facti (Thatgeschichte) auf. Da denke man sich nun eine jammernde Frau, deren Gatte lebensgefährlich zu Schaden gekommen ist, und den man eben ins Krankenhaus geschafft hat. Das arme Weib möchte vor Schmerzen und Angst fast vergehen, während der Reporter um sie herumkriecht, sie mit Fragen belästigt und nicht eher von dannen weicht, bis er sich über jede Einzelheit auf das Genaueste unterrichtet hat, um das Gehörte auszunutzen, in die Länge zu ziehen und — „Zeilen zu machen". Einen anderen Zweig der Reporterschaft bilden die sogenannten „Skandalriecher". Mit beispielloser Geschicklichkeit treiben sie ihr unsauberes Handwerk, und wo sie eine, wenn auch noch so schwache Witterung haben von einem Gelüsch oder Zerwürfniß, da sind sie äußerst schnell bei der Hand und schnüffeln so lange um das Haus herum, bis sie Mittel und Wege gefunden, etwas Näheres über die Wirren in der Familie zu erfahren. Dann wird sofort das „Familiendrama" breit getreten, was noch fehlen sollte, dazugelogen und so die Sache mit der unverschämtesten Rücksichtslosigkeit an die große Glocke der Oeffentlichkeit gebracht. Wie manch' kleine ungefährliche Wunde ist erst durch solch' Zeitungsgeschmier unheilbar gemacht, wie manches Familienglück dadurch zu Grunde gerichtet! Einer der verwegensten dieser Art von Reportern in Berlin war der inzwischen zu seinen Vätern gegangene M., welcher sein thatenreiches Leben als „Schneeschipper" beschloß. Er leistete damals das Ungeheuerlichste auf dem Jagdfelde der edlen Reporterei. Wie viele Enten und Böcke hat er zusammengeschossen! Ein Sprößling von ihm setzt gegenwärtig das Geschäft des Alten mit ungeschwächten Kräften fort, treibt sein Wesen namentlich in den Spalten der Jüdischen Zeitungen, bringt die Redactionen in manch' harte Verlegenheit, und nöthigt sie

Digitized by Google

zu demüthigenden Widerrufen. — Gehen wir zu einer anderen Klasse der Berichterstatter über, so fallen unter denselben besonders die „Humoristen" und „Rührlöffel" ins Auge. Sie bilden im Großen und Ganzen die unschädlichste Sorte der Reporterschaft, sind ziemlich harmloser Natur und versehen diejenigen Zeitungsleser mit der nöthigen Kost, welche romantischen Neigungen fröhnen und eine stark gewürzte Speise lieben. Doch müssen die betreffenden Berichte den Stempel der Wahrscheinlichkeit tragen, auf der Alexander-, Brunnen-, Krautstraße oder sonst wo geschehen sein. Eine „wunderbare Erbschaftsgeschichte", ein „unerwartetes glückliches Wiederfinden nach jahrelanger Trennung", „alte Liebe rostet nicht", oder ein „reuig zurückgekehrter, verloren geglaubter Sohn, der seinen Vater im Grabe und seine Mutter auf dem Sterbebette findet" — das sind die interessanten Neuigkeiten, welche den Lesern als frischbackene Waare aufgetischt werden. Reporter dieser Art machen sich die Arbeit leicht; sie stöbern in irgend einer alten Scharteke, in einem „Beobachter an der Spree" oder „Berliner Erzähler" herum, greifen eine Schnurre oder Rührgeschichte heraus, ändern Ort und Namen und — schreiben sie ab. Dies geschieht mitunter so stümperhaft, daß es wohl vorkommt: in einem und demselben Artikel am Anfange den umgeformten neuen und am Schluße den früheren Namen älteren Datums zu finden. Doch was thut das? Der Leser merkt es kaum und wird angenehm unterhalten.

Mit die vornehmsten unter den Reportern sind die „Juristen", die Berichterstatter von Criminalgerichts-Verhandlungen. Diese „Herren von der Presse", wie sie sich gern nennen hören, ergänzen sich oft bei ihren Arbeiten und tauschen ihre Berichte mit einander aus, da sie ja „nicht überall" sein können. Sie tragen eine unendliche Rechtsgelehrsamkeit zur Schau, und suchen durch ihr Benehmen den übrigen Anwesenden klar zu machen, daß sie in den Gerichtssälen zu Hause sind, und ohne sie eigentlich eine Sitzung in gesetzlicher Form nicht stattfinden könne. Mit faltiger Stirn und zusammengepreßten Lippen folgen sie dem Gange der Verhandlung, machen häufig Notizen und prahlen gern durch ihre Bekanntschaft mit der Stenographie. Auf die Angeklagten richten diese Mauschels unausgesetzt ihre Blicke, und suchen durch ihr bewegliches Mienenspiel die Aufmerksamkeit derselben auf sich zu lenken. Wirkliche und erfahrene Verbrecher jedoch würden sich aus derartigen Faxen nicht viel machen; deshalb behelligen die „Rechtsverständigen" nur solche Leutchen, welche geringer Vergehen, begangen aus Unwissenheit, Uebereilung oder Verblendung, sich schuldig gemacht haben, wegen Hausfriedensbruchs, Beamtenbeleidigung, Steuer-Defraudation ꝛc. unter Anklage gestellt sind. Auf solche bedauerswerthe Geschöpfe richten die „Herren von der Presse" hauptsächlich ihr Augenmerk, und nachdem die Verhandlung mit einer Verurtheilung geschlossen hat, lauern sie ihren Opfern auf, schlängeln sich in zudringlicher Weise an sie heran, und machen ihnen durch allerhand Redensarten den Kopf warm. Sie schwatzen ihnen vor: ihre Sache liege, trotz der Verurtheilung, gar nicht so schlecht, da sie ihre Vertheidigung falsch angebracht und in derselben das Wesentlichste vergessen hätten; deshalb sei eine Appellation durchaus gerathen, und in zweiter Instanz die Freisprechung unzweifelhaft. Durch solche Phrasen lassen sich denn diese Aermsten oft bethören, nehmen einen dieser „Rechtsverständigen" zu ihrem Sachwalter, appelliren, zahlen dem „Herrn Doctor" hochbemessene Gebühren, und haben außer den früheren noch doppelte Kosten beim Obergericht. Die Barre des Criminalgerichts ist für diese Art von Reportern eine frisch milchende Kuh, und das Hospitiren daselbst wirft so manches feine „Profitchen" ab, von dem die Wenigsten eine Ahnung haben.

Da giebt es unter den Angeklagten auch solche Leute, die sich bisher eines leidlichen Rufes zu erfreuen hatten, noch unbestraft sind, weil sie so pfiffig waren, sich nicht erwischen zu lassen, die aber jetzt, in einem unbedachten Augenblick, dem Staatsanwalt anheim-

Digitized by Google

gefallen sind. Das Gericht aber hat kein Einsehen und verurtheilt diese Tugendhelden ohne Erbarmen um einer „Kleinigkeit" wegen, welche im Gesetzbuch als „Betrug", „Verleitung zum Diebstahl", „Hehlerei", „professionelles Hazardspiel" oder dergleichen verzeichnet stehen. Solche „Geschäftsleute" kommen, wenn sie Glück haben und der Vertheidiger ihre düstere Sache in ein günstiges Licht zu stellen vermag, mit kleinen Freiheitsstrafen oder wol gar mit Geldbußen weg, möchten nun aber die unsaubere Angelegenheit, die unzweifelhaft einen Schlagschatten auf ihr gesellschaftliches und geschäftliches Leben werfen muß, um Alles in der Welt nicht noch obenein durch die Spalten der Zeitungen gezerrt wissen. Sie setzen sich sofort nach der Sitzung, oft auch schon vorher, mit den Reportern in Verbindung, schmieren ihnen Honig auf die Lippen, und machen dann ihr Gebot, um zu veranlassen, daß der Bericht über die Gerichtsverhandlung entweder aus der Zeitung ganz fortbleibe, oder doch wenigstens ihr Name nur mit einem Buchstaben bezeichnet werde. Es ist nicht uninteressant, eine derartige Unterhandlung zwischen zwei geistesverwandten Seelen mit anhören zu können, wo der Schachergeist der einen dem der anderen die Spitze zu bieten sucht. „Der Herr von der Presse" huldigt dem Grundsatz, daß es ganz in sein Belieben gestellt sei, ob er den Bericht der Zeitungsredaction überantworte oder nicht. Zur Ablieferung verpflichtet, glaubt er sich keineswegs, da sein Honorar sich nur nach den gelieferten Druckzeilen berechnet. Diese Ansicht behält der Reporter aber wohlweislich für sich. Der verurtheilte „Geschäftsmann" bringt nun als Einleitung gewöhnlich eine Empfehlung von einem Freunde des „Herrn Doctor", welcher ihm die Versicherung gegeben habe: es liege ganz in den Händen des „Herrn Doctor", die Sache aus der Welt zu schaffen. — „Ei, was denken Sie, mein Herr?" eifert der Berichterstatter mit würdevoll aufgeputzter Entrüstung. „Ich habe die Verpflichtung übernommen, die Berichte über die hier zur Verhandlung kommenden Criminalfälle für „unsere Zeitung" zu liefern, und von dieser meiner Verpflichtung werde ich in keinem Falle abgehen. Das darf ich nicht und das kann ich nicht!" — „„Aber ich weiß, daß Sie es können, wenn Sie nur wollen, Herr Doctor; und Sie sollen in mir wahrhaftig keinen Undankbaren finden!"" Bei diesen Worten sucht der „Geschäftsmann" dem „Herrn von der Presse" ein Zehnmarkstück in die Hand zu spielen, doch dieser weicht entrüstet zurück. — „Was glauben Sie, mein Herr? Meinen Sie, ich ließe mich bestechen? Nie und nimmermehr!" — So geht die Unterhandlung eine Weile fort, bis der Verurtheilte sein Gebot steigert, und der Reporter sinnend die Worte vernehmen läßt: „Und wenn ich nun auch wirklich wollte, da sind aber noch die anderen „Herren von der Presse', welche gleichfalls das Referat für ihre Zeitungen bringen!" — „„Ei, mit denen bin ich bereits im Reinen!"" platzt der Unglückliche heraus. „„Und wenn Sie damit einverstanden sind, dann ist die Sache abgemacht!"" — „So—o—o?" fragt mit gedehnter Stimme der Sprosse Abrahams. „Mit denen sind Sie bereits einig? — Dann, mein Herr, will ich erst recht nicht! Der Wahrheit muß Rechnung getragen werden!" — Jetzt sieht der dumme Teufel erst ein, in welche Falle er gerathen ist. Er sitzt fest wie die Fliege im Kreuzspinnennest, und des Jüdischen Jünglings Fünfpfennig-Zeilen-Arbeit ist mit einem Mal im Werth gestiegen, wie ehedem die Sibyllinischen Bücher nach der jedesmaligen Verbrennung eines von ihnen. Der „Herr von der Presse" spielt mit dem „Geschäftsmann" wie die Katze mit der Maus, und läßt sich erst erweichen, nachdem Jener einen Fünfzig- oder gar einen Hundertmarkschein darbietet. So treibt's der Jude, so treibt's aber auch wol der Christ, Jeder auf seine Weise." — —

Diese Mittheilungen wollen wir noch einigermaßen ergänzen:

Zu dem Heer der vielgliederigen Reporterschaft gehören auch die Berichterstatter aus

Digitized by Google

den Parlamenten und alle Die, welche über Versammlungen, Congresse, Vereinssitzungen, Privat- und öffentliche Festlichkeiten und Feierlichkeiten zu berichten pflegen. Alle Zweige der Reporterei befinden sich in Deutschland heute vorwiegend in Händen von Juden und Judensprossen; erst sie haben das Reporterwesen so ausgebildet und ausgebreitet, es nach allen Seiten so überaus zu „fructificiren" (auszubeuten) verstanden. Hauptsächlich ihnen fällt auch die Geringschätzung und Mißachtung zur Last, mit welcher man, im Gegensatz zu andern Ländern, bei uns Journalisten und Literaten betrachtet und behandelt. Die „Herren von der Presse" haben immer wieder zu klagen, daß man ihnen hier und dort den Eintritt verweigert, einen schlechten Platz angewiesen, sie nicht zur Festtafel gezogen hat, und was dergleichen Zurücksetzungen mehr sind. Im Deutschen Reichstage wie in beiden Häusern des Preußischen Landtages ist die Journalisten-Tribüne fast nur mit Juden bevölkert, so daß ein fremder Diplomat die Loge für den Berliner Ghetto hielt. Daher kam es wol auch, daß das Präsidium des Reichstages plötzlich den Journalisten den Besuch der für die Abgeordneten eingerichteten Restauration untersagte, und für das „Federvieh" eine besondere unterirdische Gastwirthschaft aufschlagen ließ. Vor zwanzig Jahren hätte man das der Presse nicht zu bieten gewagt! Andrerseits gewinnen Jüdische Reporter, kraft ihrer Zudringlichkeit und Abgebrühtheit, da Zulaß, wo eine Christenseele sich bescheiden zurückhält. Immer mehr reißt es ein, daß auf Bällen und Assembléen der vornehmen Welt und selbst erlauchter Häuser auch Semitische Zeitungsschreiber erscheinen, und hinterher den Verlauf des Festes und die anwesenden Persönlichkeiten in farbigen Feuilletons schildern; und die hochstehenden Damen sind entzückt, wenn ihre Toilette und ihre Reize recht eingehend beschrieben werden, und nehmen dafür auch wol freche Zweideutigkeiten mit in den Kauf. Als das Deutsche Kaiserpaar im vorigen Jahr seinen goldenen Hochzeitstag beging, befand sich bei der Einsegnung in der wenig geräumigen Schloßkapelle von der ganzen Presse nur ein Jüdischer Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" der Herren Moses & Cohn; nur einzig und allein ihm war eine Einlaßkarte zu Theil geworden. Derselbe Jüdische Reporter spaziert seine Cigarre rauchend, durch die Zimmer des Reichstagsgebäudes, die sonst nur den Abgeordneten zugänglich sind. Derselbe Semit schrieb unter dem Titel „Parlamentsbüsten" und unter dem Pseudonym R. A. Theinmal (Rath' einmal) Skizzen für das „Deutsche Montagsblatt" der Herren Moses & Cohn, in welchen er den Präsidenten des Reichstags, Herrn von Seydewitz in ebenso ungehöriger wie ungerechter Weise angriff, und als nun das Präsidium des Reichstags den Redacteur des „Deutschen Montagsblatts", Herrn Levysohn, von der Journalistentribüne ausschloß, fuhr der eigentliche Attentäter in seinen Schreibereien ruhig fort, und spazierte hohnlächelnd seine Cigarre rauchend, nach wie vor im Reichstag umher.

Die Jüdischen Reporter und die Jüdischen Journalisten überhaupt sind zum allergrößten Theil hinter dem Ladentisch oder aus dem Comtoir hervorgegangen. Unter den Deutschen Reportern sind die verschiedensten Berufsklassen und Bildungsgrade vertreten, wie ehemalige Kaufleute, Landwirthe, Beamte, Studenten, Officiere, Buchhändler, Schreiber, Setzer, Barbiere ꝛc. Nicht Wenige beginnen ihre journalistische Laufbahn als Reporter oder Recensenten, weil sich zu solcher Thätigkeit Jeder für befähigt hält. Indeß gehören gerade zum Reporter mancherlei Gaben und Künste. Er muß es verstehn, überall und zuerst zu sein, allerhand Verbindungen nach Unten und nach Oben, auf Hintertreppen und in den Bureaux anzuknüpfen, sich wie ein Gentleman zu geberden und doch wieder mit dem gemeinen Mann zu verkehren; er darf gegen wörtliche und thätliche Beleidigungen nicht empfindlich sein, sich durch Abweisungen, Mißerfolge und Strapazen nicht entmuthigen lassen; er muß im Fluge sehen, hören, errathen und auf der Stelle seinen Bericht abfassen.

Digitized by Google

Es ist hochinteressant zu beobachten und geradezu genial, auf welche Mittel die Reporte verfallen, und wie sie einander den Rang abzulaufen suchen. Kürzlich fand in Berlin das Begräbniß eines hohen Beamten statt. Einer der „Herren von der Presse" erschien in tiefschwarzer Kleidung, am Hute und um den Arm einen Flor, ging mit den Trauergästen in das Sterbehaus, näherte sich den Familienmitgliedern, betrachtete die Leiche, den Sarg und die ausgestellten Orden des Todten, musterte die Anwesenden, hörte den Anfang der Rede des Geistlichen, schlüpfte dann auf die Straße und ging nun die lange Reihe der wartenden Equipagen ab, indem er bei jedem Wagen den Kutscher nach dem Namen seines Herrn frug. Sodann nahm er eine Droschke, fuhr nach der Redaction und schrieb hier seinen Bericht, der Blättchen um Blättchen sofort in die Druckerei wanderte. Die Leiche war noch nicht auf dem Kirchhof angelangt, als die Abendnummer der betreffenden Zeitung ausgegeben ward, und sie enthielt bereits das ganze Begräbniß.

Ein weiteres Erforderniß ist, daß der Reporter Phantasie besitze. Die prosaische Wirklichkeit ist selten ausreichend, der Berichterstatter muß sie ergänzen, bereichern, ausschmücken; und wenn an gewissen Tagen nichts Besonderes passiren will, muß er etwas erfinden. Der „Berliner Börsen-Courier" schrieb unterm 23. September: „Die Kunde von einem Muttermord durcheilte gestern Abend die nördlichen Bezirke unserer Stadt. Die 60 Jahre alte Wittwe B. betreibt seit Kurzem in der Brunnenstraße 126 in einem Kellergeschoß ein schwunghaftes Victualien- und Grünkramgeschäft. Ihr einziger 20 jähriger Sohn Rudolf ist in dem Geschäft gleichfalls thätig, indem er kleine Möbelfuhren ꝛc. ausfährt." Es wird nun weitläufig erzählt, wie Rudolf an „liederliches Gesindel" und „auf die abschüssige Bahn des Verbrechens" geräth. Die Mutter ist genöthigt, ihn durch die Polizei aus dem Hause weisen zu lassen, worauf er in den Vorrathskeller der Wittwe einbricht, und sie „fortgesetzt in höchst frecher Weise" bestiehlt. „Gestern Abend gegen 7½ Uhr" findet die Mutter den entarteten Sohn in ihrem dunkeln Schlafzimmer; er versetzt ihr einen Schlag, daß sie zu Boden stürzt und sucht sie dann zu erwürgen. „Und sicherlich wäre der Mord vollführt worden, wenn nicht im letzten Moment mehrere Hausbewohner hinzugekommen wären." Der ruchlose Patron entfloh durch das Fenster. „Frau B. hat eine ca. 3 Centimeter lange, ½ Centimeter tiefe Stichwunde im Hinterkopfe und schwere Strangulationsmarken am Halse. Auf Rudolf wird eifrigst gefahndet." — Mit diesem „Muttermord" blieb der „Börsen-Courier" aber allein, kein anderes Blatt biß darauf an. Der Reporter hatte des Guten etwas zu viel gethan; wahrscheinlich meinte er, daß es in Berlin, wo fast täglich Unthaten geschehen, auf einen „Muttermord" mehr nicht ankomme. Nach 24 Stunden sah er sich zu folgender „Entschuldigung" veranlaßt: „Von einer Seite, die sich bisher als durchaus zuverlässig erwiesen, wurde mir jener Vorfall mitgetheilt, und glaubte ich umsomehr an die Wahrheit, als die betreffende Person mir die genauesten Details angab, so daß ich der vorgerückten Abendstunde wegen, der persönlichen Recherchen enthoben zu sein glaubte. Leider hat die Außerachtlassung dieser Vorsicht für mich, wie ich zu meinem größten Leidwesen erfahren mußte, recht große Unannehmlichkeiten zur Folge gehabt. Dies veranlaßte mich zu den sorgfältigsten Localrecherchen, wodurch ich aber zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß denn doch ein ganzes Theil Wahres an der Nachricht ist, und sehe ich mich, der precären Lage wegen, in die ich unverschuldet gerathen bin, genöthigt, die persönlichen Erkundigungen Ihrer Kenntniß zu unterbreiten." Der Reporter berichtigt nun, daß der „Vorfall" sich nicht „gestern", sondern schon in „vergangener Woche" zugetragen hat, daß die „Wittwe" B. sich noch ihres Gatten erfreut, daß die Ermordete sich am Leben und durchaus wohl befindet, auch weder eine „Stichwunde" noch „Strangulationsmarken" auf-

Digitized by Google

zuweisen hat, daß Rudolf „stark angetrunken" nach Hause gekommen ist, und seine Mutter, da sie ihm Vorwürfe machte, allerdings zu würgen versucht hat, daß aber die Frau den trunkenen Sohn in ein Zimmer sperrte, wo er aus Furcht vor dem heimkehrenden Vater durch's Fenster auf den Hof gestiegen ist. — Dieser „Muttermord" erinnert an das Läuschen, das Fritz Reuter unter dem Titel „Dat kümmt endlich doch an den Rechten" erzählt. Der Postmeister Möller fragt den Jungen, der die Briefe austrägt, ob er den Brief an den Schneiderlehrling Christian Engel besorgt hat, und der Bote antwortet:

„Ja, Herr. Doch mit den ollen Breiw
Dor gung mi dat tauirst ganz ecklich scheiw;
Denn in de Laagerstrat, dor wahnt hei nich,
Un wahnt en En'n lang wider an den Strand;
Un wahnt nich rechtsch, ne, linker Hand;
Un wahnt ok nich in't drübde Stock,
Ne, hei wahnt unnen in en Keller;
Sin Meister is nich Snider Block,
Sin Meister de heit Snider Teller;
Hei sülwst, hei heit nich Krischan Engel,
Ne, hei heit Ann'meriken Dürten Rist,
Un't is ok keinen Snider-Bengel,
Ne, Herr, 'ne olle Waschfru is't."

Gute Reporter sind sehr gesucht und werden gut bezahlt, oft besser als die Feuilleonisten und politischen Mitarbeiter. Berichte, die „durchgeschrieben" und gleichzeitig einer Anzahl von Zeitungen zugehen, werden allerdings nur mit 5 bis 10 Pfennig die Zeile honorirt, wichtige Notizen und Meldungen aber mit ebensoviel Silbergroschen, und noch höher. Wenn das „Berliner Tageblatt" der Herren Moses & Cohn einst 70,000 (??) Abonnenten besessen haben, und noch jetzt die verbreitetste Zeitung in Deutschland sein will, so verdankt es diesen Erfolg hauptsächlich seinen Local-Reportern, die es fortwährend mit den allerneuesten Mord-, Räuber-, Scandal- und Klatschgeschichten spicken. Das „Berliner Tageblatt" schlägt durch „sensationelle", pikant abgefaßte Nachrichten jede Concurrenz, auch den „Berliner Börsen-Courier", dessen Mittel ihm einen gleichen Aufwand nicht erlauben, wie ihm denn die „Mitglieder-Liste der Antisemiten-Liga" zu theuer war, und er's mit blutendem Herzen geschehen lassen mußte, daß dieselbe vom „Tageblatt" erstanden wurde. Der „Muttermord" ist eine Leistung, über die Moses & Cohn nur mitleidig lächeln können. Mögen die „sensationellen Nachrichten" des „Berliner Tageblatt" sich auch häufig nicht bewahrheiten, mögen sie ein menschliches Geräusch zu einem Donnerschlag aufbauschen: — auf Widerruf und Berichtigung läßt sich das Blatt entweder gar nicht ein, oder es corrigirt sich in einer Weise, daß dem Leser Sehen und Hören vergehen. Mag die „National-Zeitung" der Herren Wolff & Salomon, voll Neid und Eifersucht, das „Tageblatt" auch in politischer Hinsicht der „gesinnungslosen Sensationsmacherei" anklagen: — Moses & Cohn wissen sehr wohl, was sie thun, und daß sie ihre Rechnung dabei finden. Auch Baruch Hirsch Strausberg hat ihnen nichts anhaben können. Als dieser verdienstvolle Mann nach langer Gefangenschaft aus Rußland heimgekehrt war, gedachte er Berlin zu einem Hafen der Nordsee und Ostsee zu machen, debütirte mit mehren Silber- und Goldbergwerken, und verfiel endlich auf das „kleine Journal", das sich aber unsäglich trocken und langweilig gestaltete. Als Oasen in der Wüste erschienen dann und wann allerhand Anekdötchen, namentlich aus Hofkreisen, die indeß auch nicht ziehen wollten. Die Geschichte von dem Barbier des Kaisers, so albern und tactlos sie erfunden war,

Digitized by Google

wurde doch begierig von den größten Zeitungen übernommen. Allein Strausberg spinnt mit dem „Kleinen Journal“ keine Seide, und das liegt hauptsächlich daran, weil er das Reporterwesen nicht gehörig anzubauen verstanden hat.

Die Affaire des Herrn von Voß in Halle. — Wie wir in Heft 9 und 13 des „Kulturkämpfer“ schildern („Das Preußische Herrenhaus früher und jetzt“ und „Federzeichnungen aus dem Preußischen Herrenhaus“), wimmelt das Herrenhaus von Bürgermeistern, und diese Bürgermeister sind fast alle „liberal“, fast alle „Kulturpauker“ und fast alle Aufsichtsräthe und Actien-Verwandte. Der Hervorragendste unter ihnen war ohne Zweifel Franz von Voß, Oberbürgermeister zu Halle a. S. Sein Bildniß haben wir in Heft 13 gezeichnet. Herr von Voß war, soviel wir wissen, fünffacher Aufsichtsrath: bei der jetzt verstaatlichten Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn, der Sächsisch-Thüringischen Actiengesellschaft für Braunkohlen-Verwerthung, der Naumburger Braunkohlengesellschaft, dem Halle'schen Bankverein und der Iduna, Lebens-, Pensions- und Leibrenten-Versicherungs-Gesellschaft in Halle. Die meisten von diesen Gesellschaften hat er wol mit gründen helfen, und bei drei oder vier war er nicht blos einfacher Aufsichtsrath, sondern Vorsitzender des Verwaltungsraths. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Vielseitigkeit, oder die Arbeitskraft, oder die Nebeneinkünfte des Herrn von Voß! Wenn er das Interesse jener fünf Actiengesellschaften genügend wahrnahm, und seine Pflichten als drei- oder vierfacher Verwaltungs-Präsident in vollem Maße erfüllte, war er damit reichlich beschäftigt, und konnte nur noch so nebenbei als Oberbürgermeister walten. Außerdem aber saß er noch im Herrenhause, und entfaltete auch hier eine hervorragende Thätigkeit. Vierundzwanzig Jahre hatte Voß über Halle geherrscht, zweimal war er zum ersten Bürgermeister gewählt, und er sollte zum dritten Mal gewählt werden, als die Stadtverordneten auf den Einfall kamen zu beschließen, der künftige Oberbürgermeister solle keine Nebenämter mehr bekleiden. Es ist dies eigentlich selbstverständlich, weil das Gegentheil durchaus ungehörig ist; trotzdem hatte Herr von Voß den Muth und die Naivetät, gegen jenen Beschluß zu protestiren, und seine Collegen im Magistrat schlossen sich dem Protest an; aber die Bezirksregierung zu Merseburg bestätigte den Beschluß der Stadtverordneten, und entschied, was wieder nur selbstverständlich ist, daß Letztere allein die Wahlbedingungen festzustellen haben. Um dem Herrn von Voß den Verzicht auf seine Nebenämter zu erleichtern, beschlossen die Stadtverordneten, das Gehalt des Oberbürgermeisters von 12,000 auf 14,000 Mk. aufzubessern. Doch nun verzichtete Voß auf die Wiederwahl, trat freiwillig ab und erließ unterm 29. September eine Erklärung, in welcher er an das „Urtheil der Bürgerschaft von Halle“ appellirt. Wenn man diese Erklärung liest, hat man den Mann, wie er leibt und lebt. Er habe den Wunsch laut werden lassen, von Erhöhung des Gehalts abzusehen, und ihn nicht aus den Beziehungen zu den Actien-Gesellschaften heraus zu reißen. Er selber habe nie bestritten, daß bei „Neubesetzung (!) der Oberbürgermeisterstelle die Uebernahme sogenannter Nebenämter zu beschränken sei“: aber die Erwartung hegen dürfen, daß man ihn nehme, wie er ist. Nur die Erwägung, daß sein Ausscheiden „die Interessen der Stadt ernstlich zu gefährden drohe“ (Wer lacht da?), habe ihn noch in zwölfter Stunde bestimmt, auf einen Vermittelungsvorschlag einzugehen, welcher erst angenommen, und dann wieder umgestoßen sei. In Folge dessen habe er die Annahme der Wiederwahl mit seinen „Anschauungen von persönlicher und amtlicher Würde nicht vereinbaren können“. — Wir glauben, Herr von Voß hat einfach seinen Ueberschlag gemacht. Die Aufbesserung seines Gehaltes als Oberbürgermeister konnte ihn nicht entschädigen für den Verlust der Nebeneinkünfte bei den Actiengesellschaften, welche noch jetzt mehr betragen werden als das ganze

Digitized by Google

Oberbürgermeistergehalt, welche aber in der Gründerperiode, Dank vielfachen Emissionen von neuen Actien mit hohem Agio, das Einkommen eines Preußischen Staatsministers wol noch übertroffen haben. Herr von Voß zog also das Facit, wie ein geschäftsgewandter Mann es ziehen mußte; er behält die Actien-Aemter, und bezieht daneben, als Ex-Oberbürgermeister, noch eine sehr anständige Pension. Um sich von der ihm zugefügten Kränkung zu erholen, hat Herr von Voß sich einstweilen nach Italien begeben. Seine Abschiedserklärung beantwortete Stadtverordneter, Justizrath Fiebiger in einer öffentlichen Ansprache, welche die weiteste Verbreitung verdient. Es heißt daselbst: „Wir (Stadtverordnete) sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Uebernahme von Nebenämtern bei Erwerbs-Gesellschaften unverträglich sei mit dem Amte des Oberbürgermeisters. Wir wollen nicht, daß die städtischen Verhältnisse vermengt werden mit den Verantwortungen, welche, berechtigt oder unberechtigt, die Vertreter solcher Gesellschaften zu treffen pflegen, und welche naturgemäß das Oberhaupt einer ansehnlichen Stadt weit stärker berühren. Dazu kommt, daß der Einfluß, welchen der Oberbürgermeister als Verwaltungsrath in solchen Erwerbsgesellschaften zu gewinnen pflegt, ihm auch die Möglichkeit giebt, vorzugsweise bei Vertheilung der reichen Verwaltungs-Dotationen an Andere mitzuwirken, und daß deshalb im Publico ganz natürlich die Annahme Platz greift, daß die Personen, die sich solcher Gunst erfreuen, sowie ferner diejenigen, welche nach solcher Gunst streben, einen Kreis von unbedingten Anhängern um seine Person bilden. Es kommt ferner hinzu, daß die fraglichen Gesellschaften durch ihren Geschäftsverkehr, insbesondere durch die Bewilligung von Credit und von Darlehnen, ohnehin einen sehr erheblichen Einfluß auf die Einzelnen im Publicum üben." „Endlich aber muß das Beispiel des Oberbürgermeisters auch bei den anderen Magistratsmitgliedern und städtischen Beamten ein Verlangen erzeugen, in gleicher Weise einträgliche Nebenämter zu erlangen, und es ist nicht zu leugnen, daß dadurch der Stadt Arbeitskräfte entzogen werden, die ihr gehören. Aus allen diesen Gründen haben wir mit völlig klarem Bewußtsein dem Ziele nachgestrebt, unserm Oberbürgermeister auch äußerlich die analoge Stellung eines königlichen Regierungs-Präsidenten, dem man gar nicht wagen würde, Verwaltungsrathsstellen bei Erwerbsgesellschaften anzutragen, zu geben, indem wir, obwol mit schwerem Herzen, uns nicht scheuten, die Mittel unserer keineswegs reichen Stadt für eine Dotirung der Stelle in Anspruch zu nehmen, welche der eines Regierungs-Präsidenten zum Mindesten gleichkommt." „Wir waren uns bei dem Allen bewußt, daß wir mit unserm Vorgehen wenigstens für unsern Ort eine Aufgabe, welche in vielen Städten der Monarchie zu lösen ist, gelöst, und zwar in dem Sinne gelöst haben, wie dies wohl zweifellos, gegenüber den Erfahrungen über das Nebenämterwesen in den städtischen Magistraten, als ein Bedürfniß allgemein anerkannt wird."

Selbstverständlich hat es aber auch nicht an Stimmen gefehlt, die für den scheidenden Oberbürgermeister Partei nehmen. Das „Magistrats-Collegium" widmete ihm einen „Gruß aus dankbarem Freundesherzen". An der Spitze der Unterzeichner steht der zweite Bürgermeister Freiherr vom Hagen, der aber zu Neujahr gleichfalls abgeht, und mitten inne befindet sich Stadtrath Fubel, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses und ebenfalls mehrfacher Aufsichtsrath. Ein Artikel in dem verbreitetsten Blatte der Stadt, in der „Saale-Zeitung" schildert ausführlich die Verdienste des Herrn von Voß und singt seinen „Ruhm": „Es war eine schlimme Zeit, als es galt, 1856 den damaligen Regierungsrath von Voß in sein neues Amt zu bringen. Einem Ministerium Westphalen mußte der frische thatkräftige liberale Beamte verdächtig erscheinen. Es bedurfte daher zuletzt noch einer persönlichen Audienz bei des Königs Majestät, der sich von Voß sowol durch

Digitized by Google

sein chevalereskes Wesen als auch in seiner Officiers-Uniform empfahl." Es wird dann entwickelt, was die Stadt Alles ihrem bisherigen Oberhaupt verdanke. Zunächst die Vermehrung der Einwohnerschaft von 35,000 auf 70,000; dann Gas- und Wasserleitung, Pflasterung und Durchlegung verschiedener Straßen ꝛc. — „Irrthümer und Fehlgriffe dürfen nicht vertuscht werden; aber sie müssen, wie bei dem Gewinn- und Verlustconto jedes Verwaltungswesens, handle es sich um ein Bauerngut oder um ein Kaiserreich, eines in das andere gerechnet werden." — —

Wir halten den Schritt der Stadtverordneten zu Halle für ein „reinigendes Gewitter", wie einst die Berliner „Nationalzeitung" schrieb, da sie meldete, wie die unschuldig angeklagten Gründer Miquél und Bamberger auf ihre „Verleumder" geschimpft und gewettert. Es ist das Vorgehen der Stadtverordneten zu Halle in Wahrheit ein „reinigendes Gewitter", das den schwülen stickigen Dunstkreis unseres öffentlichen Lebens wohlthuend und hoffnungsvoll erschüttert. Es ist ein bedeutungsvoller Protest gegen die öffentliche Corruption, gegen die allgemeine Actien- und Börsenwirthschaft, welche dem Deutschen Volk das Mark ausgesogen und seine Seele vergiftet hat. Wir „wittern Morgenluft" und merken mit stolzer Genugthuung, daß der Herausgeber dieser Zeitschrift seit sechs Jahren doch nicht so vergeblich gekämpft hat. Wir beglückwünschen namentlich Herrn Fiebiger wegen seiner mannhaften charaktervollen Erklärung, und ziehen vor ihm öffentlich den Hut! Wir begrüßen auch das Verhalten der Bezirksregierung in Merseburg, an deren Spitze, wenn wir nicht irren, Herr von Dieſt steht, ein Bruder des Herrn von Dieſt-Daber, der durch seine Schriften gegen die Corruption in weiten Kreisen bekannt ist. Der Vorgang in Halle wird hoffentlich nicht ohne Nachfolge und Nacheiferung bleiben, denn in großen und kleinen Städten wimmeln die Gemeinde-Collegien von Actien- und Börsen-Verwandten. Das Beispiel, das die Regierung in Merseburg gegeben, regt vielleicht auch andere Behörden und namentlich unsere leitenden Staatsmänner zum Nachdenken an, damit nicht fort und fort Personen mit Ehren und Auszeichnungen bedacht, mit Staats- und Communal-Aemtern bekleidet und als Vertrauenspersonen zugezogen werden, die von der öffentlichen Meinung gerichtet sind, das Gefängniß „mit dem Aermel gestreift", oder sich gar schon unter den Händen des Staatsanwalts befunden haben.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, **Berlin W., Schwerin-Straße 21**, richten.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die **Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31**, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.
Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Im Verlage von Fr. Luckhardt in Berlin ist erschienen:

Deutscher Reichs-Post- und Telegraphen-Kalender
für das Jahr 1881.
Elfter Jahrgang.

Herausgegeben von **Gustav Lüdemann**, Postmeister.
In zwei Bänden und in handlichem Taschen Format. Preis broch. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.

Lüdemann's Kalender ist für jeden Post- und Telegraphen-Beamten ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch und ist wiederholt amtlich empfohlen worden. Von älteren Jahrgängen 1871 bis 1879 sind noch einige Exemplare vorräthig. — Der Preis ist für die älteren Jahrgänge auf je 1 Mk. herabgesetzt.

Druck von Ihring & Fahrenholz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 21.

1. November 1880.

Die Katholiken und der Preußische Staat.

Wenn man den Staat des Großen Kurfürsten nach der hergebrachten historisch-politischen Auffassung als die Grundlage betrachtet, auf welcher das heutige Preußische Staatswesen sich allmählich entwickelt hat, so kann man nicht umhin, diese Grundlage als eine rein protestantische anzuerkennen. Denn jener Staat, der auf 2013 Quadratmeilen 1½ Millionen Einwohner umfaßte, war protestantisch, sowol nach dem Bekenntnisse seines Fürstenhauses und der weitaus größten Zahl seiner Unterthanen, wie nach seiner ganzen politischen und bürgerlichen Existenz. Wo nicht besondere Verträge Ausnahmen zuließen, war den Katholiken nur privater Gottesdienst erlaubt. Und selbst dies nicht einmal überall. In dem Brandenburgischen Landtagsrecess vom 26. Juli 1653 heißt es: „Fürs andere wollen Wir den Pontificiis (Päpstlichen), Arrianis, Photinianis u. s. w. weder publicum, noch privatum religionis exercitium (weder öffentliche noch private Religionsübung) gestatten, und da Wir in Erfahrung kommen würden, daß wider Unser Wissen und Willen in Unsern Landen dergleichen Conventicula angestellet, so soll es an gebürender Ahndung und Bestraffung nicht ermangeln." Diese Versicherung und die Erwähnung der Katholiken in einer Reihe mit Arianern und sonstigen „Ketzern" läßt deren rechtliche Stellung mit aller Deutlichkeit erkennen, und deshalb ist es durchaus nicht auffallend, daß im Jahre 1678 das Consistorium Auftrag erhielt, dem gerüchtweise verlautbarten Umstande nachzuforschen, ob katholische Geistliche in der Residenz heimlich Messe läsen, und daß unterm 24. October 1685 dem Kammergerichte die strenge Weisung zu Theil wurde, „nach Schärfe derer desfalls hiebevor publicirten Constitutionen" gegen die Papisten vorzugehen. Diese Auffassung und die aus derselben sich ergebenden Zustände dauerten im Wesentlichen fort bis in die ersten Regierungsjahre Friedrichs des Großen, denn die zwischenburch hie und da den Katholiken gewährten Erleichterungen und Vergünstigungen dienten als Ausnahmen höchstens zur Bestätigung der allgemeinen Regel. So gestattete namentlich Friedrich Wilhelm I. an mehreren Orten öffentlichen katholischen Gottesdienst. Doch that er dies weniger seinen katholischen Unterthanen zu Liebe, als vielmehr um das

Digitized by Google

Anwerben von Soldaten zu erleichtern, die er bekanntlich aus aller Herren Länder zusammenbringen ließ. Wenn aber in Berücksichtigung dieses Zweckes unterm 4. December 1731 auf königlichen Befehl verkündet wurde, „daß in allen königlichen Ländern der katholischen Religion freier Gottesdienst gestattet werde", so war das eine offenbare Uebertreibung, die mit den thatsächlichen Verhältnissen im schroffsten Widerspruche stand. Es hat noch recht lange gedauert, bis den Katholiken allgemein die freie Religionsübung erlaubt wurde, und selbst dieses Recht beschränkte sich durchweg auf die bloße Abhaltung des Gottesdienstes. Die katholischen Gemeinden wurden staatlicherseits nur als Missionsgemeinden behandelt, ihren Geistlichen blieb jede pfarramtliche Handlung untersagt, und der Uebertritt zum Katholicismus war verboten oder doch an erhebliche Beschränkungen gebunden. Von einer kirchlichen Organisation der Katholiken, wie sie durch das Episcopalsystem bedingt wird, war erst recht keine Rede. Im Uebrigen hätte eine solche Organisation auch die größten Schwierigkeiten dargeboten, da es bis zur Eroberung von Schlesien keinen einzigen katholischen Bischof auf Preußischem Territorium mehr gab. Auch stand kein Theil des Preußischen Gebietes, weder im früheren Herzogthum Preußen noch selbst in den Jülich-Cleveschen Besitzungen — vereinzelte für das Ganze durchaus belanglose Ausnahmefälle abgerechnet — zu einem katholischen Diöcesanoberhirten in directen und officiellen Beziehungen. Erst die Erwerbung einer überwiegend katholischen Provinz mit einer wohlgeordneten kirchlichen Verfassung und Verwaltung führte in diesen Verhältnissen einen Umschwung herbei. Durch die Aufnahme Schlesiens in den Verband des Preußischen Staates wurde die eingehende Berücksichtigung des katholischen Elementes für denselben zur politischen Nothwendigkeit. Die der katholischen Kirche eigenthümliche Verfassung trat mehr und mehr zugleich als ein wesentlicher Bestandtheil der staatlichen Organisation hervor, und nachdem in Folge der Theilung Polens weitere Provinzen mit vorherrschend katholischer Bevölkerung hinzugekommen waren, mußten zumal bei dem immer stärker sich zeigenden Bestreben, den Staat zu einer einheitlichen Monarchie zusammenzufassen, die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten zu einer Staatssache von erheblicher Bedeutung werden. Indessen hielten, auch der veränderten Situation gegenüber, die maßgebenden Factoren in Preußen an dem Grundsatze fest, daß der Staat als solcher ein protestantischer sein und bleiben müsse. Von diesem Standpunkte aus behandelten sie nach wie vor Katholiken und katholische Dinge, und die der sogenannten Toleranz und Parität gemachten Zugeständnisse waren im Grunde genommen weiter nichts, als die unvermeidlichen Consequenzen, welche sich aus der politischen Lage des Staates ergaben.

Dies bis ins Einzelne nachzuweisen, bietet keine Schwierigkeiten dar. So war beispielsweise die Erlaubniß zum Bau einer katholischen Kirche in Berlin, rücksichtlich der allmählichen Emancipation der Katholiken, ein Ereigniß von weittragenden und wichtigen Folgen. Friedrich II. ertheilte sie durch einen offenen Brief, vom 22. November 1746 und schenkte außerdem den Bauplatz. Dabei ist jedoch in Betracht zu ziehen, daß der katholische Schlesische Adel unter dem Vorwande, er fände in Berlin weder Gottesdienst noch Kirche, von der Preußischen Residenz fern blieb und sein Geld und seine Sympathien nach Wien trug. Da mußte man sich

Digitized by Google

wol bequemen, für die Errichtung eines angemessenen katholischen Gotteshauses in Berlin Fürsorge zu treffen, und zwar um so mehr, weil der König gleich bei seinem Einmarsche in Schlesien den Protestanten jede Freiheit zum Bau von Kirchen und Schulen gewährt hatte. Als es sich aber darum handelte, der Berliner katholischen Kirche die Rechte einer Pfarre zu bewilligen, schlug Friedrich II. dies rundweg ab, und nur wiederholte dringende Bitten, so wie der Umstand, daß der Bau darüber ins Stocken gerieth und lange Jahre hindurch dem gänzlichen Ruin anheimzufallen drohte, vermochten den König endlich dazu, durch einen Schutzbrief vom 10. Juni 1766 den Katholiken in Berlin Taufen, Trauungen und Begräbnisse freizugeben. Aber erst das Circulare vom 18. Juli 1779 beseitigte den protestantischen Parochialzwang für die Katholiken der Residenz vollends, indem dasselbe besagte: „Es ist von unserer höchsten Person beschlossen worden, daß die katholische Gemeinde der Sct. Hedwigskirche von nun an und zu allen künftigen Zeiten von allem Parochialzwange der Geistlichkeit anderer Glaubensgenossen befreit bleiben, und ohne Rücksicht ihrer zu protestantischen Kirchensprengeln gehörigen Wohnungen eine eigene Parochie ausmachen solle: „Nach diesem Vorgange erhielten die Preußischen Katholiken mit der Zeit auch an anderen Orten Parochialrechte. Wie jedoch noch unterm 25. November 1743 eine Pommerische Regierungsresolution dem Grafen von Küssow auf sein Gesuch, sich einen katholischen Hausgeistlichen in weltlicher Kleidung halten zu dürfen, abschlägigen Bescheid ertheilt hatte, so wurde der katholischen Gemeinde zu Stendal, als sie gegen 1776 Erlaubniß zum Gebrauche der Sct. Annenklosterkirche widerruflich erhielt, das Glockengeläute ausdrücklich versagt. Daß diese und ähnliche Verordnungen in dem Sonderrecht der einzelnen Landestheile ihren Grund hatten, wissen wir sehr wohl. Doch muß dem gegenüber darauf hingewiesen werden, daß Friedrich der Große in allen Gebietstheilen, über welche er seine Herrschaft ausdehnte, derartige Einzelrechte, sofern sie zu Ungunsten der Protestanten in Haltung waren, unverzüglich beseitigte. Das war für ihn ebenfalls eine politische Maßregel. Denn seine religiösen Empfindungen und kirchlichen Bedürfnisse hatten, wie man zur Genüge weiß, mit dem Protestantismus äußerst wenig zu schaffen. Aber in politischer Beziehung betrachtete er sich als einen protestantischen Monarchen, und sah in den Protestanten die natürliche Stütze für seine Regierung. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch seine Cabinetsordre vom 11. October 1741 zu beurtheilen, in welcher er befahl, die Stellen der regierenden Bürgermeister, Syndici und Kämmerer in den Niederschlesischen Städten lediglich mit Protestanten zu besetzen. Diese durchaus protestantische Anschauungsweise trat in allen Handlungen des Königs zu Tage. Für die Nothwendigkeit, Beziehungen zwischen der Staatsgewalt und einer geordneten kirchlichen Hierarchie herzustellen, fand er zunächst keinen anderen Ausdruck, als den einer vollkommen unzutreffenden Analogie mit der evangelischen Landeskirche. Daher unternahm er noch während des ersten Schlesischen Krieges den Versuch, auch die Katholiken der Monarchie in einer „Landeskirche" zu vereinigen, indem er den Breslauer Fürstbischof, Cardinal Grafen von Sinzendorf zum Generalvicar für den Umfang des gesammten Staates ernannte, mit der Maßgabe, daß alle katholischen Unterthanen in Dispensations- und sonstigen Religionsangelegenheiten, ohne Recurs

Digitized by Google

an den päpstlichen Stuhl zu nehmen, sich an besagten Generalvicar zu wenden hätten. Der damalige Papst Benedict XIV. setzte jedoch diesen nationalkirchlichen Bestrebungen das allerentschiedenste Veto (Nein) entgegen, und der Plan kam nicht zur Ausführung. Daß der König indessen den Gedanken an sich festhielt, ergiebt sich unzweifelhaft aus dem gegen das Ende seiner Regierung ausgearbeiteten „Allgemeinen Landrecht", welches den Grundsatz aufstellt, daß ohne ausdrückliche Einwilligung des Staates, einerseits kein auswärtiger Bischof, überhaupt kein fremder geistlicher Oberer gesetzgebende, richterliche oder sonstige Gewalt oder Direction in Kirchensachen ausüben, und anderseits kein Preußischer Geistlicher an Kirchenversammlungen, namentlich an solchen, die außerhalb des Landes abgehalten würden, theilnehmen dürfe. Damit war der Idee, die katholische Kirche nach ihrem äußern Bestande innerhalb des Preußischen Gebietes auf die Landesgrenzen zu beschränken, nach Möglichkeit Rechnung getragen, wobei freilich die Thatsache, daß eine Weltkirche sich durch staatliche Gesetzgebung niemals in so beengende Fesseln schlagen läßt, vollkommen übersehen wurde. Auch in Hinsicht auf die innere Organisation der katholischen Kirche geht das Allgemeine Landrecht von der durchaus protestantischen Gemeindeverfassung aus und unternimmt den Versuch, durch umständlichen Ausbau derselben den Bedürfnissen der Katholiken in einer Weise zu genügen, die an manchen Punkten der katholischen Glaubenslehre geradezu widerstreitet. Dies geschieht unter Andern durch die Bestimmungen über die Erlangung und den Verlust der geistlichen Würde, über die kirchliche Vermögensverwaltung, und die vielfach in rein geistlichen Dingen theils gestattete, theils geforderte Berufung an die weltlichen Gerichte — alles Angelegenheiten, die nur dann ihre Erledigung im Sinne des Allgemeinen Landrechts finden können, wenn man die protestantische Auffassung auf katholisches Gebiet zu übertragen für zulässig erachtet. Die 1794, acht Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen, erfolgte Einführung des Allgemeinen Landrechts bewies, daß der Preußische Staat an seinen bis dahin verfolgten kirchenpolitischen Tendenzen festzuhalten entschlossen war. —

Weitere sehr erhebliche Concessionen an die Katholiken, aber auch weitere Verwickelungen derselben mit der protestantischen Staatsgewalt ergaben sich aus der Vergrößerung des Preußischen Staates durch die im Jahre 1815 stattgehabte Einverleibung der fast ausschließlich katholischen Rheinprovinz und des mindestens zur Hälfte katholischen Westfalens. Wie bei der Eroberung Schlesiens, so erblickte die Regierung auch in diesen neuen Provinzen ihren hauptsächlichsten Rückhalt in den dortigen Protestanten. Zur Verstärkung dieses Elementes veranstaltete sie gleich nach der Besitzergreifung eine förmliche Massen-Einwanderung von protestantischen Beamten, Professoren und Gewerbetreibenden, bemühte sie sich angelegentlichst, allenthalben protestantische Pfarrsysteme ins Leben zu rufen und zugleich, was erheblich wichtiger erschien, für das allmähliche Heranwachsen einer zahlreichen eingebornen protestantischen Bevölkerung Sorge zu tragen. Das vorzüglichste Mittel zur Erreichung dieses letzteren Zweckes waren selbstverständlich die gemischten Ehen. Schon im Jahre 1803 hatte Friedrich Wilhelm III. einen Schritt gethan, der zu Gunsten der protestantischen Kindererziehung noch über die desfallsigen Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts hinausging. Unterm 21. November „declarirte" er, „daß

Digitized by Google

eheliche Kinder jedesmal in der Religion des Vaters unterrichtet werden sollen, und daß zu Abweichungen von dieser gesetzlichen Vorschrift kein Ehegatte den andern durch Verträge verpflichten dürfe". Das Allgemeine Landrecht schrieb in dieser Hinsicht (Theil 2, Titel 2, § 76) vor, „daß bei Ehen zwischen Personen verschiedenen Glaubensbekenntnisses die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter aber in der Religion der Mutter bis nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre unterrichtet werden sollen". Den Motiven, welche der König in seiner Declaration anführt, daß nämlich die Vorschrift des Allgemeinen Landrechts „nur dazu diene, den Religionsunterschied in den Familien zu verewigen, und dadurch Spaltungen zu erzeugen, die nicht selten die Einigkeit unter den Familien-Gliedern zum großen Nachtheil derselben untergraben", kann man die Berechtigung nicht absprechen; allein, wenn der neuen Bestimmung bloß diese und keine politischen Beweggründe zur Unterlage gedient hätten, so wäre es viel einfacher gewesen, die Frage der religiösen Erziehung der Kinder schlechthin der freien Vereinbarung der Ehegatten zu überlassen. So aber kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß die Declaration in einem Staate mit überwiegend protestantischer Bevölkerung den politischen Zweck verfolgte, staatlicherseits die Vermehrung der protestantischen Einwohnerschaft thunlichst zu befördern. Thatsächlich bildete denn auch die Declaration, welche der König durch Cabinetsordre vom 17. August 1825 auf die Provinzen Rheinland und Westfalen ausdehnte, den Ausgangs- und Angelpunkt des ganzen kirchenpolitischen Streites, der unter der Bezeichnung „Kölner Wirren" seit dem Erlasse jener Ordre, anfangs in latenter, später in acutester Form bis zum Beginn der vierziger Jahre als eine Art von „Kulturkampf" sich abspielte.

In den streng kirchlich gesinnten Rheinlanden war, trotz der von den Französischen Usurpatoren daselbst eingeführten Civilehe, die kirchliche Trauung zur Abschließung einer wirklichen und gültigen Ehe für alle Stände nach wie vor ein unabweisbares Bedürfniß. Sollten daher die von der Regierung aus „Altpreußen" dorthin versetzten Beamten und Militärs oder die zur Einwanderung veranlaßten Handwerker und Gewerbetreibenden mit der heimischen Bevölkerung, Behufs Gründung eines eigenen Herdes, in enge Familienbeziehungen treten, so war die kirchliche Eheschließung nicht zu umgehen. Nun hat aber die katholische Kirche Mischehen von jeher höchst ungern gesehen, und sich zur Einsegnung derselben immer nur unter der Bedingung verstanden, daß der nicht katholische Theil vor der Trauung das bindende Versprechen, der Regel nach sogar schriftlich, abgab, den katholischen Theil in dessen Religion und Religionsübungen auf keine Weise zu beschränken, und die Erziehung aller aus der Ehe hervorgehenden Kinder in der katholischen Religion zu bewirken. Diese Forderungen durch Schließen der Ehe vor dem protestantischen Geistlichen zu umgehen, oder bei Verweigerung des erwähnten Versprechens sich mit der passiven Assistenz des katholischen Pfarrers zu begnügen, wäre nur in ganz vereinzelten Fällen möglich gewesen, da ein derartiger Schritt durchweg zu den schlimmsten Familienzerwürfnissen geführt haben würde, und in weiteren Kreisen der katholischen Bevölkerung kaum anders aufgefaßt worden wäre, als ein freiwilliger Austritt des katholischen Theiles aus der Kirche. An einer solchen Praxis mußte die Preußisch-protestantische Politik

Digitized by Google

in der Rheinprovinz und den katholischen Gegenden Westfalens scheitern, oder in Folge derselben mindestens erheblichen Abbruch erfahren. Das ist nach unserm Dafürhalten der tiefste Grund, weshalb der Streit um die gemischten Ehen damals mit solcher Erbitterung geführt wurde, und welcher der Preußischen Regierung schließlich die Meinung beibrachte, die „staatsfeindliche“ Haltung des Kölner Erzbischofs Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering mache dessen Abführung nach der Festung Minden zur gebieterischen Nothwendigkeit. Allerdings behauptete das Staatsministerium, Clemens August „habe seit der Uebernahme der Verwaltung der Erzdiöcese gegen die vaterländischen Gesetze und Staatsinstitute gefehlt, und durch Verbindung mit zwei revolutionären Parteien der öffentlichen Ruhe Gefahr bereitet“, und ließ diese Anschuldigung durch ein Publicandum vom 15. November 1837, dessen Veröffentlichung am 21. desselben Monats stattfand, nachdem der Erzbischof am Abend vorher verhaftet worden war, zur Kenntniß der Bevölkerung bringen. Allein es dürfte bekannt sein, daß Friedrich Wilhelm IV. in einem Schreiben an Clemens August, d. d. Paretz, den 15. October 1841, diesen Unterstellungen mit aller Entschiedenheit und in einer den Erzbischof vollkommen rehabilitirenden Form entgegengetreten ist. In dem betreffenden Schreiben heißt es wörtlich: „Der Gedanke, daß Sie an politisch-revolutionären Umtrieben Theil genommen, ist von Mir nie getheilt worden, und auch Meine Behörden haben schon früher Veranlassung genommen, denselben zu widerlegen. Da Ich aber weiß, daß Sie und Ihre so ehrenwerthe Familie den dringenden Wunsch hegen, daß diese Erklärung von Mir Selbst ausgesprochen werde, so benutze Ich diese Gelegenheit mit Vergnügen zu der Versicherung, daß sich nirgends der geringste gegründete Anlaß zu dem Verdachte findet, daß Sie die Würde Ihrer Stellung und Ihres Amtes zur Beförderung politisch-revolutionärer Umtriebe oder wissentlicher Verbindung mit Personen, die solche Zwecke verfolgten, gemißbraucht hätten.“ Uebereinstimmend mit dieser Erklärung des Königs veröffentlichte der Oberpräsident der Rheinprovinz von Bodelschwingh in einem Extrablatt zum Amtsblatt der Bezirks-Regierung zu Köln unterm 4. März 1842 eine Bekanntmachung, welche die Bestellung des früheren Bischofs von Speyer, Johannes von Geissel, zum Coadjutor des Erzbischofs Clemens August von Droste-Vischering mittheilte, und mit dem Satze schloß: „Zugleich mit der Verkündigung des gegenwärtigen Erlasses wird das Publicandum vom 15. November 1837 mit allen darin enthaltenen Anordnungen zurückgenommen.“ Uebrigens spricht für unsere Auffassung über den eigentlichen Grund des Conflicts auch der Umstand, daß die Preußische Staatsregierung mit dem Gnesener Erzbischof Martin von Dunin zur selben Zeit und genau in derselben Weise wegen der gemischten Ehen in den heftigsten Streit gerieth. Das Posener Oberlandesgericht verurtheilte den Erzbischof wegen „Ungehorsams“, weil er auf die von confessionell gemischten Brautpaaren vor der katholischen Trauung abzugebende Versicherung der katholischen Kindererziehung, trotz wiederholter Aufforderung Seitens der staatlichen Organe, nicht Verzicht leistete, und untersagte ihm die Fortführung des Oberhirtenamtes. Am 2. October 1839 wurde Martin von Dunin gefangen genommen und nach der Festung Colberg gebracht.

Digitized by Google

Es ist hier nicht der Ort, auf den Kölner und Posener Kirchenstreit specieller einzugehen; wir führen diesen „Kulturkampf" aus den dreißiger Jahren nur an als Beleg für unsere Behauptungen bezüglich der von Preußen von jeher und consequent beobachteten Politik. Diese Politik hat, was sich nicht verkennen läßt, unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. in gewissem Sinne eine Ablenkung oder, richtiger vielleicht, einen Stillstand erfahren. In demselben Augenblick aber, in welchem Preußen, unbehindert durch äußere Verhältnisse, seine „Mission" mit verstärkten Kräften wieder aufnehmen konnte, hat es von Neuem versucht, die kirchenpolitischen Grundsätze des Allgemeinen Landrechts zur Geltung zu bringen. Oder will man in Abrede stellen, daß die unheilvolle moderne Maigesetzgebung einen einzigen legislatorischen Gedanken enthalte, der nicht bereits im Allgemeinen Landrecht Ausdruck oder doch Andeutung gefunden habe? Man muß freilich behaupten, daß Minister Falk und seine Räthe noch viel „Preußischer", noch ausschließlicher „protestantisch" gegen die katholische Kirche vorgegangen sind, als selbst die Redactoren des Allgemeinen Landrechts. Gegen diese Auffassung dürfte sich protestantischerseits nicht viel einwenden lassen, und katholischerseits wird man ihr kaum widersprechen. Man braucht sich nur an gewisse Reden, die noch während der diesjährigen Nachsession, gelegentlich der Berathung des „neuen Maigesetzes", sowol im Abgeordnetenhause wie im Herrenhause gehalten wurden, zu erinnern; man braucht sich nur in der Presse und in der Brochüren-Literatur der Gegenwart ein wenig umzusehen, um von links und rechts Bestätigungen unserer diesbezüglichen Anschauung zu erhalten. Wie aber gründliche Kenner der Verhältnisse auch schon früher über die Preußische Kirchenpolitik dachten und urtheilten, möge man aus dem mit Recht hochgeschätzten Werke des Hallenser Professors der Rechte Dr. E. A. Th. Laspeyres „Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preußens" lernen, in welchem sich Seite 816 folgender Ausspruch findet: „Der Verfechtung des Protestantismus verdankt Preußen — das lehrt die Geschichte in weithin leuchtenden Zügen — Macht, Ansehn und Einfluß, deren es, weit über den Bereich seiner äußeren Kräfte, im Deutschen Vaterlande und im Rathe der Europäischen Mächte seit fast zwei Jahrhunderten, und mehr denn zuvor in unseren Tagen (Laspeyres' Werk erschien 1840) sich erfreut. . . Auf dem Gebiete der Politik und der Wissenschaft darf nicht bloß, sondern muß Preußen sich als evangelischer Staat betrachten und geltend machen. Aber in kirchlich-confessioneller Beziehung ist der Monarchie, seit sie ein gemischtes Territorium geworden, (seit sie) in dem katholischen Bekenntnisse ganzer Provinzen und in der Anerkennung der katholischen Kirchenverfassung ein ursprünglich fremdes Element in sich aufgenommen hat, die noch größere und würdigere, weil schwierigere Aufgabe gestellt, einen wahrhaft paritätischen Staat zu bilden." Letztere Aufgabe, und weiter nichts, hat Friedrich Wilhelm IV. zu lösen versucht durch Feststellung der von den modernen „Kulturkämpfern" wieder beseitigten Artikel 15, 16 und 18 der Preußischen Verfassung. Denn am „evangelischen Staat" hat auch dieser Monarch, sowol auf dem Gebiet der Politik wie der Wissenschaft, durchaus festgehalten.

Dieser Politik gegenüber, die neuerdings im „Kulturkampf" wieder so eigenthümliche Blüthen getrieben hat, wird es Sache der katholischen Staatsbürger

Digitized by Google

Preußens sein, ihre Kräfte zur Erringung der vollen Parität auf allen Gebieten des Staatslebens einzusetzen. Nur erscheint es uns fraglich, ob sie zur Erreichung dieses Zieles stets die richtigen Wege eingeschlagen haben. Uns will bedünken, daß die Katholiken von jeher mehr Gewicht auf den „passiven Widerstand" gelegt haben, als daß sie versucht hätten, durch eine möglichst rege, active Betheiligung am öffentlichen und staatlichen Leben sich den ihnen gebührenden Einfluß zu verschaffen. Haben wir es doch letzthin bei dem vielbesprochenen Kölner Dombaufeste wieder gesehen, daß sie es nicht über sich gewinnen konnten, aus ihrer „würdigen Zurückhaltung" herauszutreten. Wir maßen uns nicht an, die Gefühle, welche die Katholiken dabei leiteten, zu tadeln, aber wir sind der entschiedenen Ansicht, daß die Bethätigung dieser „Gefühlspolitik" unter den obwaltenden Verhältnissen ein großer Fehler war. Nachdem die Katholiken durch ihre, hauptsächlich unter dem Druck des „Kulturkampfes" gewonnene festgeschlossene Organisation und durch ihre bei manchen Anlässen an den Tag gelegte vorzügliche Taktik bewiesen haben, daß sie thatsächlich in der Lage sind, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung zu werfen, wäre es für sie an der Zeit, endlich einmal die passive Rolle mit der activen zu vertauschen, und in ihrem, sowie im wohlverstandenen Interesse des Staates, zu einer entsprechenden Verwerthung ihrer politischen Macht überzugehen

Digitized by Google

Hamburg unter Jüdischer Herrschaft.

Das alte Hamburg sah zwar an manchen Stellen etwas „rustrig“ und baufällig aus; seine hohen Giebelhäuser standen schief und krumm, weil der Moorgrund, aus dem sie emporstiegen, gewichen war; seine Straßen waren eng, seine Wohnungen oft dunkel, und seine Flethe (Kanäle) strahlten zur Zeit der Ebbe nicht gerade den Duft von Kölnisch Wasser aus. Aber es war doch, um das Lieblingswort der Hamburger anzuwenden, eine „nette“ Stadt. Stolz lag sie da, von grünbelaubten Wällen, von tiefen Zickzackgräben umschlossen, beredten Zeugen vergangener Macht und Größe; überragt von einer Reihe himmelanstrebender Thürme, die mit den höchsten der Erde um den Vorrang streiten. Nur durch die Thore gewährte sie Einlaß, und nur zu gehöriger Tageszeit. Wer nach eingetretener Dunkelheit herein wollte, mußte unerbittlich seinen Straf-Schilling erlegen. Im Hafen Segelschiffe und Theergeruch; eine Menge von Händen beschäftigt, die Schiffe zu entladen und zu beladen; ein buntes Wirrsal von Schuten, Jollen und Ewern, von lärmendem, scheltendem Volk, das von Bord zu Bord seine gutmüthigen Grobheiten im denkbar breitesten Platt herüber und hinüber sandte. Und die Bewohner der „freien Reichsstadt“ ein selbstbewußtes, unabhängiges, aber im Ganzen höchst conservativ und ständisch gesonnenes Völkchen. „E. E. Kaufmann“ — Ein Ehrbarer Kaufmann, der diesen Namen nicht als leeren Zierrath, sondern mit Recht führte, von Speculationen sich fern hielt und es peinlich vermied, an der Fondsbörse zu erscheinen; denn solcher Besuch warf einen Makel auf ihn. Ein Handwerkerstand, der zünftlerisch eingerichtet und zusammengeschlossen, in hohem Ansehen stand. Treue Anhänglichkeit an die kirchlichen Ordnungen; Mildthätigkeit gegen die Armen; Reichthum oder doch Wohlstand in allen Schichten der Bevölkerung. Gesellschaftlich ein Patriciat, das Familien-Ueberlieferungen pflegte, das Freiherrntitel und Grafenkronen ausschlug, nicht weil es diese Dinge für nichtig, sondern weil es für unmöglich hielt, daß Jemand höher stehen könne, als ein Hanseatischer Stadt- oder Kaufherr.

Und heute? — — Gewiß ist noch Manches vorhanden, was als gutes Erbtheil der Vergangenheit gelten kann; auch manches Gute hat die Neuzeit gebracht, manches Schlechte beseitigt. Daß die Wälle rasirt, die Thore gefallen sind, daß im Hafen, statt der Segelschiffe, die prosaischen Dampfer hin und her schnaufen, das Alles kann man sich gefallen lassen. Daß statt der hochstöckigen Häuser in den engen Straßen geräumige Villen und luftige Miethskasernen vor den Thoren entstehen, ist sogar ein Vorzug für Alle, die nicht selbst ein Schildlein auszuhängen

Digitized by Google

haben mit der fast an jedem größeren Hause prangenden Inschrift: „Zu vermiethen"; zumal immer neue Pferdebahnen den Verkehr erleichtern. Daß aber in den letzten 30 bis 50 Jahren gerade auf den beiden Gebieten, die eines Volkes Blüthe oder Verfall bedingen, auf dem des Durchschnitts-Wohlstandes und dem der Durchschnitts-Sittlichkeit, Hamburg reißende Rückschritte gemacht hat, das ist eine Thatsache, die um so schwerer in's Gewicht fällt, als sie nur von verzweifelt wenigen Leuten wirklich bemerkt, von den Meisten dagegen, die unter dem Bann des Jüdischen Zeitungs-Gemauschels stehen, für „Fortschritt" gehalten wird. Vorwärts geht es wol, aber auch abwärts. Die ganze „freie Reichsstadt" ist abgründlich liberalisirt. Alle organischen Gliederungen sind verwischt und verwaschen, eine Suppe zusammengegossen, auf der beschnittene und unbeschnittene Juden als Fettaugen schwimmen. Verjudet ist der gesammte Verkehr und Handel, vermauert sind Moral und Charakter in den Logen, vergründet ist unendlich viel Wohlstand an der Börse. Alles überschattend und bedeckend, die Augen verlockend, die Sinne bethörend, prangt der herrlichste „Giftbaum" im Mittelpunkt der Stadt, treibt er seine saugenden Wurzeln und Fasern, zum Mindesten in Gestalt eines auf Pump bezogenen Lotterieloses, bis in die letzte Arbeiterhütte der äußersten Vorstadt, schüttelt er andererseits den Kindern Israel die goldenen Früchte in den wohlverwahrten Arnheim. Die Zahl der Millionäre ist um etliche Dutzend, die Zahl der Besitzlosen um Zehntausende gewachsen. Entsetzliche Armuth und protzenhafter Reichthum stehen vielfach unvermittelt sich gegenüber. Der Jüdische Advocat Wolffsohn und der socialistische Schuster Hartmann sind nicht mit Unrecht die Vertreter Hamburgs im Reichstage; Juden und Socialdemokraten, das ist im Großen und Ganzen die Signatur der Stadt. Die Besitzenden bleiben, trotz aller Furcht, es könne zum „Theilen" kommen, in der Manchesterlehre stecken; Wolffsohn erklärte sogar im April 1879 den unbedingten „Freihandel" für eine „hohe sittliche Schule", weil er, statt „Sonderinteressen", die Pflege der „Allgemeinheit" fördere. Die untern Klassen neigen allerdings mehr und mehr zu Gesetzlosigkeit und Gewalt, zur Verachtung aller göttlichen und menschlichen Autorität, die seit Jahrzehnten nicht erfolglos von der „liberalen" Presse untergraben worden ist. Beweist jede Wahl den Rückgang des Wohlstandes, so beweist die Criminal-Statistik den Rückgang der Durchschnitts-Moral. Es sind nach den Tabellen des Landrichters Schrader in Hamburg abgeurtelt worden:

	im Jahre 1872.	1874.	1876.	1878.
1. Diebstahlsvergehen	192	219	285	361
2. Betrugsvergehen	75	83	117	162
3. Täuschung von Behörden	5	5	11	19
4. Sittenvergehen	20	12	32	48
5. Gewaltthätigkeiten	17	39	40	63
6. Sonstige Vergehen	11	12	22	34

Dazu ist zu bemerken, daß die meisten „Gewaltthätigkeiten" vor dem Polizeigericht verhandelt werden, dieses aber in der Tabelle nicht berücksichtigt ist. Die wirklichen Zahlen stellen sich also viel höher. Die Bevölkerung hat um 3 Procent, die gröberen Vergehen und die Verbrechen um 16 Procent zugenommen. Diesen

Digitized by Google

schweren Mißständen gegenüber, wissen Senat und Bürgerschaft nur neue stattliche behagliche Gefängnisse und Zuchthäuser zu erbauen, und durch gute Verpflegung und humane Behandlung zum fleißigen Besuch derselben gewissermaßen einzuladen.

Indessen, wir wollen nicht ungerecht sein. Wenn wir von einem Alles berührenden Einfluß der Börse sprachen, so darf nicht vergessen werden, daß Hamburg seiner Vergangenheit und Lage nach eine See- und Handelsstadt ist, also das Ueberwiegen der Handelsinteressen seine Berechtigung hat. Ueberseeische- und Binnen-Schifffahrt reichen sich die Hand am Einfluß der Alster in die Elbe; bis hierher ist der Strom für große Schiffe passirbar. Zu diesem ursprünglichen Moment sind nun im Laufe der Zeiten das Kapital und alle die Einrichtungen hinzugekommen, die menschlicher Erfindungsgeist zur Hebung des Verkehrs nur schaffen konnte. Hamburg ist auch ein Eisenbahn-Knotenpunkt geworden, und steht für absehbare Zeit so hoch über der Concurrenz aller anderen Deutschen „Plätze", daß ein paar Mark Zoll auf diesen oder jenen Gegenstand überhaupt nicht ins Gewicht fallen, daß auch die Aufhebung des Freihafens an der commerciellen Stellung nur wenig ändern könnte. Im Gegensatz zu anderen, fast nur schmarotzenden Fonds-Börsen, findet an der Hamburger Börse auch ein ungeheurer Waarenumsatz statt, und mit diesem rechtmäßigen Geschäft haben sich viele vortreffliche Elemente, hat sich viel Rechtlichkeit und Tüchtigkeit im Kaufmannsstande erhalten. Gutmüthigkeit, Wohlthätigkeit und inniges Familienleben findet man hier mehr, als in anderen Großstädten, und auch die untern Stände noch etwas gesitteter, als anderswo. Der Pöbel ist in Berlin viel schlimmer. Aber doch zehrt man auch in Hamburg auf allen Gebieten vom Kapital. Am wunderbarsten kommt dem Fremden die Gepflogenheit so vieler Hamburger vor, Alles und Jedes in Geld umzurechnen, auf Geld und Geldeswerth zu beziehen, und so ziemlich bei jeder Sache eingehend zu erörtern, was sie kostet. Man taxirt die Cigarren, die Jemand raucht; den Wein, den er trinkt; die Kleider und Schuhe, die er trägt; die Pferde und den Wagen, die er hält. Kunst und Wissenschaft interessiren viel mehr nach der geschäftlichen, als nach der idealen Seite; im Concert, im Theater, erregt die Aufführung, die Vorstellung kaum größere Theilnahme als die Einnahme des Unternehmers, die man abzuschätzen sich müht. Jeder prahlt dabei nach Kräften mit seinem Gelde, und spielt im Gespräch mit den unglaublichsten Summen Fangball. So unter 100,000 Mark ist alles Lumperei. In fernen Welttheilen schnell reich gewordene Leute, darunter Schmuggler, Sklavenhändler und vorurtheilsfreie Geister aller Art, wie sie in Uhlenhorst und Wandsbeck zu Dutzenden sitzen, klippern und klappern besonders laut mit ihren Goldstücken. Sie kaufen ohne zu fragen, was die Dinge kosten, zahlen lautlos jede Summe, die gefordert wird, und verderben alle Preise und namentlich die Händler und Krämer, die auf solche Kunden zu laufen wissen. Hamburg dürfte in Folge dessen die theuerste Stadt in Deutschland sein.

Nicht in so freigebiger Weise, aber viel schädlicher, wirkt das in alle Zweige des Handels eingefilzte Semitenthum. Der Procentsatz der Israeliten in Hamburg ist sehr bedeutend; es wird etwa schon auf 25 Menschen ein Jude kommen. In einigen Straßen, z. B. am neuen Steinwege ist ein förmlicher Ghetto aufgeschlagen.

Digitized by Google

Von Alters her haben namentlich vier Gründe die Juden verlockt, nach Hamburg zu strömen: Erstens die Möglichkeit, nach allen Seiten hin Schmuggel zu treiben. Zweitens die Weitherzigkeit der Regierung in Bezug auf das trügerische Lotteriespiel, das ungestraft auch nach auswärts betrieben werden durfte; um so flotter, weil das Hamburger Obergericht die Straf-Urtel auswärtiger Gerichte nicht vollstreckte. Drittens die in solcher Handelsstadt häufigen Auctionen von beschädigten und sogenannten „Ramsch"-Waaren, die dann wieder von Cohn, Herz und Adler in der Provinz als Prima-Waare vertrieben werden. Endlich viertens die tägliche Beförderung von Passagieren nach allen Welttheilen; die fernsten Gegenden sind billig und schnell zu erreichen, wenn man unangenehmen Berührungen mit der Polizei und Justiz aus dem Wege gehen will. Wer Israel kennt, wird das Gewicht dieser Gründe zu schätzen wissen. Natürlich hatten bis zum Aufkommen des „Liberalismus" die Juden auch in Hamburg wenig zu sagen. Sie standen, wie alle Andersgläubigen im contractlichen Verhältniß zum lutherischen Staat, dessen Schutz sie genossen, ohne politische Rechte beanspruchen zu dürfen. Seit aber die Confessionslosigkeit Mode geworden, und seit mit dem Sturze der alten Verfassung aus dem „Bürger der Stadt" der Staatsbürger wurde, hat sich die Stellung Israels in ihr Gegentheil umgewandelt. Wie die Heuschrecken sind sie über alle Erwerbszweige hergefallen, die wenig oder doch keine schwere Arbeit erfordern, aber bei einiger List und Pfiffigkeit goldene Ernten versprechen. Unter 122 Advocaten sind 44 Juden; es kommt 1 Advocat auf 318 Juden und auf 4800 Christen. Ganz ähnlich steht es mit den Aerzten, vor Allem mit den sich in den Blättern anpreisenden Specialärzten für schmutzige Krankheiten. Agenturen und Maklergeschäfte waren längst überwiegend Semitisch; von 100 Bank- und Wechselgeschäften sind etwa 90 Jüdisch. Theater und Presse, Börse und politische Parteileitung — Alles ist in Jüdischen Händen, oder doch übermäßig von Juden beeinflußt. Und wie überall, ist der Jüdische Einfluß zersetzend, verderbend, verfälschend, alles Recht untergrabend, alle Sitte zerstörend. Trotz aller Vertuschung werden so viel Schwindel- und Betrugsfälle alljährlich bekannt, daß man, ohne leichtsinniges Generalisiren, die Behauptung aufstellen darf: es leben weite geschäftliche Kreise in einer von Lug und Trug geschwängerten Atmosphäre. Kracht eine Bank, so kann man sicher sein, daß der Director Reißaus nimmt, oder mit dem Staatsanwalt Bekanntschaft macht, und fast bei jeder Bank, in jedem Bankgeschäft kommen, seitens der Angestellten, Diebstähle und Unterschlagungen vor. Neulich brachte die „Reform" ein Artikelchen mit sittlicher Entrüstung, daß die falschen Wechsel so überhand nehmen. Von unsicheren Cantonisten verlangt man nämlich nicht die eigene, sondern irgend eine andere Unterschrift. Die Sicherheit des Papiers beruht dann auf der Angst des Ausstellers, wegen Wechselfälschung belangt zu werden. Als vor Kurzem ein Adreßbuch der Agenten erschien, wo gewisse, immer wiederkehrende betrügerische Manipulationen auseinandergesetzt und vor denselben gewarnt wurde, zeigte sich das Briefkasten-Orakel eines vielgelesenen Blattes sehr empört, aber nicht über den grassirenden Schwindel, sondern nur über das Ausplaudern der Kniffe. Es könne unmöglich die Achtung vor dem Kaufmannsstande heben, wenn dergleichen gedruckt werde — hieß es in der Notiz. Das Concurswesen

Digitized by Google

in Hamburg war bisher ein Stück Faustrecht. Wie die Raben über das Aas, stürzten alle Gläubiger über die Masse her und suchten „Deckung". Natürlich war die Regel, daß die Großen noch ein oder das andere Stück erhaschten, die Kleinen aber leer ausgingen. Die beliebteste Art der Beilegung von financiellen Stockungen war der General-Accord. Aber die Gläubiger pflegten demselben nur dann zuzustimmen, wenn Jeder von ihnen zuvor vom Schuldner das nach Lage der Dinge Menschenmögliche unter der Hand erpreßt hatte. Wer da glaubte, der Fallit habe noch Geld, drohte dann seinerseits, den meist für den Schuldner günstigen Vergleich zu hintertreiben. Noch vor Kurzem wurde ein solcher Fall in den Blättern verhandelt, und der Held hieß selbstverständlich mit Vornamen Moses. Auf dem Actiengebiet hat die Gründerzeit namenloses Unheil angerichtet. Eine Reihe altbestehender, solide verwalteter Unternehmungen wurde durch bösartige Gründungen von Concurrenz-Gesellschaften geschädigt. Die größten Summen sind wol bei der zweiten Transatlantischen Dampfer-Linie verloren gegangen, die schließlich mit der alten Packetfahrt-Gesellschaft sich verschmelzen mußte. Natürlich leistet die „liberale" Presse, wie überall, auch in Hamburg durch Reden und durch Schweigen dem Gründerthum und der Judenschaft die größten Dienste. Warnungen erfolgen stets, wenn es zu spät ist; wirklicher Lärm wird nur geschlagen, wenn statt einer großen Zahl von kleinen, eine kleine Zahl von großen Kapitalisten in die Schlinge gegangen ist.

Mit dem geschäftlichen Ehrgefühl ist vielfach auch der alte Bürgerstolz geschwunden, und eine wahre Parforce-Jagd auf Baronstitel eröffnet. Namentlich die Juden sind voll Eile hinterher, und die unglaublichsten Freiherren reiten bereits ritterlich die schönsten Hosenböden auf ihren ledernen Comptoir-Böcken durch. Man weiß gar nicht, wer alle die „Erhebungen" in den Adelsstand vornimmt. Der Name eines Freiherrn in Pöseldorf soll auch noch richtig sein, wenn man statt Baron — Aron liest. Freiherr von Embden makelt an der Börse mit Producten oder in andern Artikeln, und soll Portugiesischer Marquis sein. Bekanntlich sind in keinem Lande der Welt Orden und Adelstitel so leicht und so billig zu haben, wie in Portugal. Wahrscheinlich ist Freiherr und Marquis von Embden ein naher Verwandter der Frau Embden, welche jetzt unter dem Namen einer „Herzogin Della Rocca" Erinnerungen an ihren Ohm, den Jüdischen Dichter Heinrich Heine herausgiebt, und in dieser Schrift zugleich ihre Mutter Charlotte Embden geb. Heine feiert, die nach Versicherung der Tochter fast noch geistreicher als der Onkel ist, und nach dem „Berliner Börsen-Courier," gegenwärtig 77 Jahre alt, in Hamburg lebt, wo sie den „Eindruck einer Frau in den Fünfzigern" macht. Zwei andere Hamburger Barone verdanken ihre „Erhöhung" den gefiederten Bewohnern der Westküste Südamerikas, deren Verdauung gesegnet ist, „und flüssig als wie ein Gedicht". Mit Scheffel können sie singen:

„Gott seg'n Euch, Ihr trefflichen Vögel
An der fernen Guano-Küst';
Trotz unserm Landsmann, dem Hegel,
Schafft Ihr den gediegensten Mist."

Noch gediegenere Leistungen haben aufzuweisen, noch größere Verdienste erwarben sich

Digitized by Google

andere Herren durch Sendungen von frischen Fischen und Hummern an die Großwürdenträger derjenigen Staaten, von denen sie mit der Verwaltung eines Consulats betraut, und später mit Krone und Wappenschild geschmückt wurden.

Mit der Sucht in Aeußerlichkeiten zu prunken, geht Materialismus und Genußsucht, die ohnehin in der Zeitluft liegen, brüderlich nebenher. Kein Wunder, daß sie besonders in Hamburg auftreten, wo die besitzenden Klassen reich sind, und Alles was Essen und Trinken betrifft, aus besten Quellen zu haben ist. Die Hamburger Küche ist denn auch berühmt, die einzige, welche Herrn Tissot auf seiner „Reise ins Milliardenland" geschmeckt hat, und in der weiteren Umgegend, d. h. in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, verbindet man ohne Weiteres mit dem Begriff Hamburg auch die Begriffe des Kellers, der Auster und der Magen-Beschwerden. Uebrigens sind die Keller, darunter der gar nicht unterirdisch belegene „Wilckens Keller", thatsächlich sehr gut, werden aber mehr von Fremden als von Eingebornen besucht. Diese letzteren findet man mehr an einigen Gasthoftafeln, welche der Mastochsenfütterung in einer Zuckerfabrik keineswegs unähnlich sind. Das Widerlichste ist aber, wenn man in den Restaurants ganz junge bartlose Leute die Freßfrage mit dem verständnißinnigen Kellner so angelegentlich und feierlich erörtern hört, daß auf die Abwesenheit aller geistigen Interessen mit ziemlicher Sicherheit geschlossen werden kann; ja, daß man zu der Ansicht kommt, der Kopf habe bei ihnen nur den Zweck, die Kinnbacken in Bewegung zu setzen. Das „Geschäft" ist die ausschließliche Welt weiter Schichten der Bevölkerung. Als „Wissenschaft" läßt man sich allenfalls den Kreuzzug der Zeitungen gegen Kirche und Regierung gefallen. Gemälde kauft man nur, wenn sie theuer sind. So hat die Kunsthalle kürzlich eine Makart'sche Menschenfleischerei, den Einzug Karl V. in Antwerpen, für 50,000 Mark erworben. Von 100 Besuchern werden 90 sich weniger an dem lilafarbenen Pferd des Kaisers, als an den unzüchtigen nackten Weibern ergötzen. In der Literatur liebt man in Hamburg aus älterer Zeit den Lessing, aus neuerer Zeit Paul Lindau; ersteren als Verfasser des Nathan in Hosen, letzteren als Verfasser des Nathan im Unterrock, der „Gräfin Lea". Lessing wird in Bälde auf dem „Gänsemarkt" ein Nathan-Denkmal erhalten, und für Paul Lindau's Lea-Statue ist der Platz bereits ausgesucht. Auf dem Theater ist in Hamburg viel Beifall zu erzielen, namentlich wenn man weiß, wie er gemacht wird. In dieser Kunst aber ist groß der Director des Stadt-Theaters, der Jüdische Impresario Pollack, später Pohl und endlich Pollini genannt. Pollack-Pohl-Pollini kauft, wie man weiß, die Dramen Paul Lindau's, wenn der Dichter damit noch in der Sommerfrische zu Schandau schwanger geht; er kauft sie, wie die Katze im Sack, erwirbt sie zum unbeschränkten Eigenthum, zahlt angeblich dafür kolossale Summen, von denen indeß nur der sechste Theil zu glauben ist, und führt sie nun unter Pauken- und Drommetenschall durch die Deutschen Lande und über den Ocean. Unter der Direction von Pollack-Pohl-Pollini agiren auf dem Hamburger Stadt-Theater fast ausschließlich Juden, an der Spitze der große Friedmann und der mehr als große Barnay. Deutsche werden nur in untergeordnete Rollen oder mit dem Anzünden der Flammen beschäftigt. Auch der Director des Thalia-Theaters, Maurice (Moritz) gilt für einen Semiten,

Digitized by Google

aber man merkt es kaum. Die Auswahl der Stücke giebt nicht zu klagen, und die Darstellung ist oft vortrefflich. In der neuerbauten Centralhalle blühen Feerie und Ballet, die Dichtung mit den Beinen. Das Karl Schulze-Theater ist leider verfallen; hier hatte früher das Volksstück sein Heim, das jetzt einige kleine Bühnen in der Vorstadt St. Pauli anbauen.

Noch mehr fast, als Schauspiele aller Art, liebt der Hamburger die verschiedenen Zweige des Sport. Ruderclubs und Segelclubs auf Elbe und Alster, Schwimmen im Sommer, Schlittschuhlaufen im Winter — das sind die Vergnügungen der heranwachsenden männlichen Jugend, deren Pflege man nur wünschen kann. Die Rennen in Wandsbeck sind vollends förmliche Feste für alle Schichten der Bevölkerung geworden; mag sie nun der reiche Kaufmann besuchen, der selber Pferde „gehen" läßt, die aber nur Englisch verstehen; oder mag der duftende Ladenjüngling im Totalisator sein Fünfmarkstück zu verlieren trachten, und sich dann noch Wochen lang gehoben fühlen durch das stolze Bewußtsein, diesen Verlust auf einen der wohlklingendsten Pferdenamen hin erlitten zu haben. Natürlich reizt das Leben und Treiben in Hamburg die Vergnügungssucht, befördert es das Kneipen und Wirthshausgehen, und zieht am letzten Ende viel körperliche und financielle Zerrüttung nach sich. Am verhängnißvollsten in dieser Hinsicht ist natürlich die großstädtische Prostitution, die sich in Hamburg schlimmer als sonstwo ausgebreitet haben dürfte. Irren wir nicht, so kommt schon auf 45 Einwohner eine Buhldirne. So lange Hamburg seine eigene Gesetzgebung hatte, bestanden bevorrechtigte Bordelle, die das Unwesen noch einigermaßen beschränkten; jetzt sind durch die Reichsgesetzgebung die Bordelle aufgehoben, thatsächlich bestehen sie aber fort, und dazu haben sich die Freudenmädchen unter der Firma von Nätherinnen oder Arbeiterinnen über die ganze Stadt verbreitet. Die Polizei läßt die Dinge gehen, und hat nichts dagegen, daß z. B. auch das am Gänsemarkt liegende Eckhaus der berüchtigten Schwiegerstraße von den Dirnen eingenommen, und damit eine der belebtesten Passagen in scandalösester Weise unsicher gemacht wird. Am wildesten geht es in der Vorstadt St. Pauli her, wo ganze Straßen vom abscheulichsten Gesindel besetzt sind. Dort blüht auch der Zuhälter, dessen Erwerbszweig die Plünderung betrunkener Matrosen zu sein pflegt; ein häufig sehr einträgliches Geschäft. Wenn die „liberalen" Blätter in Berlin zeitweilig klagten, daß Herr von Madai eine „Sittlichkeitsära" auf die Beine zu bringen suche, so muß man von solchen Anwandlungen die Hamburger Polizei durchaus freisprechen.

Unentbehrlich für Geschäft und Vergnügen sind die Zeitungen, deren eine stattliche Reihe erscheint. Dieselben sind ausnahmslos „liberal" und werden nach geschäftlichen Rücksichten geleitet; einige fahnden auf das politische Publicum, andere sind reine Klatschblätter. Das fürnehmste ist noch der unlängst in ein Actien-Unternehmen verwandelte „Correspondent" mit der Abendzeitung „Börsenhalle". Der „Correspondent" ist die älteste Zeitung Hamburg's, und ward früher von Julius Eckart nicht uneben geleitet. Herr Eckart, ein geborner Livländer und von Hause Jurist, kam nach 1866 nach Deutschland und redigirte zunächst unter Gustav Freytag und Moritz Busch die „Grenzboten" in Leipzig. Später siedelte

Digitized by Google

er nach Hamburg über, wo er nach einiger Zeit die Stelle eines Secretärs beim Senat erhielt. Sein Amt scheint ihm viel Muße zu lassen, oder er muß ungemein leicht und schnell produciren; denn er schreibt nicht allein nach wie vor für den „Correspondent", und auch wol noch für andere Blätter: er wirft daneben noch jahraus, jahrein ein paar Bücher auf den Markt. Fast alljährlich erscheinen ein paar Bände: Skizzen aus Rußland, und zwar alle anonym; bald bezeichnet sich der Herausgeber als Russen, bald als Deutschen oder gar Preußen, aber der Verfasser ist immer Julius Eckart, der soviel „Aus der Petersburger Gesellschaft" schreibt, daß es Ein Verleger schon nicht mehr bewältigen zu können scheint. Diese Bücher zeigen einen etwas schwerfälligen Actenstil und die Sprache ist oft recht nachlässig und holperig, haben aber mehr und mehr einen officiösen Beigeschmack im Dienste des Fürsten Bismarck angenommen, sind namentlich bemüht, dem Fürsten Gortschakow Abbruch zu thun und die Russische Regierung auf die Anklagebank zu setzen, und vielleicht mit in Folge dessen macht die „liberale" Presse regelmäßig für sie eine solche Reclame, daß jeder Band rasch mehre Auflagen erlebt und Herrn Eckart ein hübsches Honorar abwerfen muß. Heute bringt der „Correspondent" wol noch aus Eckart's oder eines Anderen Feder hin und wieder einen guten Leitartikel, im Ganzen ist er aber ein kritikloses Sammelsurium in allen möglichen Tendenzen geworden. Die Leitung ist ihrer Aufgabe nicht gewachsen, d. h. geistig nicht; geschäftlich soll das Unternehmen floriren. Man hoffte auf Besserung, als Herr Nagel, früher Herausgeber des socialpolitischen Fabrikantenblattes „Concordia", vor etwa Jahresfrist in die Redaction eintrat. Indeß scheint sein Einfluß kein durchgreifender gewesen zu sein, und hat er den kaum warm gewordenen Stuhl nun wieder verlassen, um an Stelle des Herrn Julius Schulze, der bei der Handwerker-Bewegung eine so komisch hin und her schwankende Rolle gespielt hat, Secretär der Hamburger Gewerbekammer zu werden. Die „Börsenhalle" redigirt Herr J. F. H. Dannenberg, der außerdem die wirthschaftlichen Artikel für den „Correspondent" schreibt, in dessen Brust aber auch zwei Seelen wohnen. Sohn eines Hamburgischen Handwerkers, mit den Leiden und Freuden dieses Standes wohl vertraut, hat Dannenberg ganz verständige Beiträge zur Handwerkerfrage veröffentlicht. Aber Herrn Dannenberg, als Seele seiner Zeitung, hält die Börse fest „mit klammernden Organen", und aus diesem Conflict rettet ihn nur der Vorschlag, den er seiner Zeit ungefähr dahin Herrn Bauer machte, daß die gewerbepolitischen Fragen praktisch und conservativ, alles Andere aber „liberal" behandelt werden solle. Uebrigens las man auf den Prospecten verschiedener Gründungen der Schwindelperiode, namentlich der hoch fragwürdigen Anglo-Deutschen Bank in Hamburg und der trostlosen Internationalen Bau- und Eisenbahnbau-Gesellschaft in Frankfurt a. M., seiner Zeit auch den Namen „Dr." H. Dannenberg in Hamburg. Die „Hamburger Nachrichten" sind in der Hauptsache ungeheuer große, von oben bis unten bedruckte Papierbogen, die zweimal täglich den Abonnenten ins Haus gebracht werden. Den Stadtklatsch bearbeitet am ausgiebigsten und zugleich mit Illustrationen „Die Reform"; ein Blatt, das auf den großen Haufen speculirt, und in Betreff seiner Eigenthümer wie seiner Mitarbeiter manch' wundersame Geschichte erzählen kann. In der Redaction sitzt

Digitized by Google

auch oder saß doch Dr. Joseph Kolkmann, gemaßregelter Kreisrichter aus Löbau in Westpreußen, der eine Reihe, meist verklebter Brochüren veröffentlicht hat, in welchen er für den Kreisrichter wie für die Judenschaft noch mehr „Freiheiten" verlangt. Er muß das Redigiren jedoch bald satt bekommen haben, denn er hat sich, wie verlautete, nach Thorn als Rechtsanwalt gemeldet. Mit der „Reform" wetteifert das „Fremdenblatt", wo man Berliner Congreß und confiscirte Aale, St. Stephano und St. Pauli, kirchliche und Circus-Nachrichten in schönster Eintracht beisammen findet. Recht einfältig ist die „Gerichtszeitung" redigirt. Sie ging nach Erlaß des Socialistengesetzes aus dem socialdemokratischem „Volksblatt" hervor, und soll eigentlich die socialistischen Interessen vertreten; hat aber wol vorzugweise durch ihre unverständige, rein „mastbürgerliche" Haltung zum Ausscheiden von Finn und Körner beigetragen, die sich bekanntlich jetzt in Berlin als „Königlich Preußische Social-Demokraten" niedergelassen haben. Die ganze Presse ist Jüdisch beeinflußt, von zahlreichen Mosaischen Mitarbeitern bedient; verjudet ist sie auch da, wo noch unbeschnittene Literaten arbeiten. Die Verjudung verräth sich durch die wüthende Reclame für alle Glaubensgenossen. Fast alle Blätter nehmen Inserate ohne jede Rücksicht auf den Inhalt auf, einige sogar die nur allzuleicht erkennbaren Einladungen der Bordelle. Das Geld riecht nicht!

An der Spitze des großen „liberalen" Wahlvereins stand, so lange dieser etwas zu bedeuten hatte, der Jüdische Advocat May. Aber das sinkende Schiff verlassen die Ratten. May hat seine Entlassung gegeben. Der Candidat des vormals ganz Hamburg umfassenden Vereins, Makler Riege konnte bei der letzten Nachwahl für Bauer nur wenige Stimmen erzielen. Candidat der Fortschrittler war der Jüdische Schuldirector Ree, welcher aber gleichfalls in der kläglichsten Weise durchfiel. Der Socialdemokrat Hartmann ist mit dem Raube davongezogen. Eine wichtige Besonderheit Hamburgs ist die starke Handwerkerpartei, die 1874 die Wahl des Schlossermeister Schmidt und 1877 die Wahl des Maurermeister Bauer durchgesetzt hatte. Aber sie besteht leider aus zu verschiedenen und namentlich aus zu unwissenden Elementen, und ihr Unglück war der Gewerbekammer-Secretär Schulze, der noch tief im Manchesterthum steckt. Maurermeister Bauer nahm gute Anläufe, war aber seiner Aufgabe nicht gewachsen, und hatte schließlich Ja und Nein zu gleicher Zeit gesagt. Eigentliche Conservative giebt es wenige in Hamburg. Kurz nach den Attentaten machte das kleine Häuflein derselben verzweifelte Anstrengungen, den Senator Tesdorpf in den Reichstag zu bringen, aber kaum 2000 Stimmen waren der Lohn aller Mühe.

Die politische Gewalt in Hamburg theilt sich zwischen Senat und Bürgerschaft. An der Spitze des Senats stehen die erwählten Bürgermeister. Dr. Kirchenpauer, ein leidenschaftlicher Freihändler und Freihäfler, hat sogar öffentliche Kundgebungen in diesem Sinne veranlaßt. Minder heftig ist Bürgermeister Petersen, ein gewandter, in allen Sätteln gerechter Mann. In den Stunden, die nicht gerade mit Amtsgeschäften ausgefüllt werden, ist Herr Petersen ein großer Gönner des Theaters, und zwar nach allen Richtungen hin. Daneben war er auch Präsident des Kirchenraths, der höchsten kirchlichen Behörde. Aus dieser Stellung hat ihn aber der

Digitized by Google

Teufel geholt. Es sollte nämlich im vorigen Jahr für die Landeskirche eine Liturgie festgestellt werden, welche die Worte enthielt: „Erlöse uns von der Gewalt des Teufels.“ Nun hat Bürgermeister Petersen gegen Robert den Teufel von Meyer Beer gar nichts einzuwenden, aber der liturgische Teufel erschien ihm und einigen andern Kirchenvätern über die Maßen „unzeitgemäß“. Man entgegnete ihnen, daß der Teufel im Katechismus stehe. Dann müsse der Katechismus geändert werden, meinte ein Kirchenvater. Aber auch in der Bibel komme er vor. Dann müsse die Bibel geändert werden. Anträge zur Verbesserung der Bibel sind nun einstweilen nicht gestellt. Bürgermeister Petersen ist gegangen, und der Teufel ist geblieben, aber der Entwurf ist auch immer noch Entwurf, und muß es bleiben bis der Teufel wieder „zeitgemäß“ ist. Der Senat hat sich, obschon er auch sehr „liberal“ ist, ein gewisses Maß von Unabhängigkeit bewahrt, z. B. mehrere Mörder hinrichten lassen. Ebenso ist der Hamburgische Richterstand vom Streberthum freier, wie der Preußische. Ein nicht unbedeutender und dazu unabhängiger Mann ist Obergerichtsrath Mittelstädt, Verfasser einer mehrfach aufgelegten Brochüre gegen die humanistisch-modernen Freiheitsstrafen, in der die Kritik gut ist, aber die Reform-Vorschläge nur schwach sind. Dr. Mittelstädt fürchtet sich vor den Consequenzen seiner eigenen Kritik. Bei der Presse ist er bestgehaßt, weil er, wenn irgend möglich, die Reporter hinausthun läßt. Oberstaatsanwalt Dr. Braband dagegen ist „allermächtigster, höchst ehrwürdiger Provincial und deputirter Großmeister von sämmtlichen Stühlen der höchstleuchtenden Großen Landesloge in Hamburg“. Orden und Titel dürfen, laut Beschluß der Bürgerschaft, Hamburgische Richter nicht annehmen — Logentitel zählen also nicht mit! Im Gegensatz zum Senat sind die Verhandlungen der Bürgerschaft ein Turnier von zungenfertigen Advocaten, nicht zum wenigsten der Jüdischen, und ein Wettrennen der großen Banken um Betheiligung an den Finanzoperationen des Staates. Deshalb und wegen der kostspieligen Freihafenstellung ist die Finanzlage der Stadt eine mißliche. Von großem Interesse war Anfangs dieses Jahres die bürgerschaftliche Verhandlung der Kirchhofsfrage, wobei sich Juden und Nichtjuden eine Hauptschlacht lieferten. Bei Ohlsdorf hat der Staat ein Terrain von mehreren hundert Morgen zu einem neuen Kirchhof erworben. Einfach, schiedlich, friedlich und allen Streit ausschließend, wäre es nun gewesen, wenn jede Religionsgesellschaft ihre eigene Abtheilung bekommen hätte, um dort nach ihren Gebräuchen die Todten zu bestatten. Dazu war man aber zu aufgeklärt und zu freimaurerisch gesonnen. Protestanten, Katholiken, Juden, Griechen, Türken — Alles sollte vorurtheilslos durcheinander verscharrt werden. Die Katholiken protestirten und verlangten eine eigene Abtheilung. Sie wurde ihnen abgeschlagen. Die Juden protestirten und verlangten eine eigene Abtheilung. Und unglaublich aber wahr, sie wurde ihnen nicht abgeschlagen, sondern einfach bewilligt. Angeblich, weil die „ewige Grabesruhe“ ein Jüdisches Dogma sei. Das war nun selbst den fortschrittlichen, Nichtjüdischen Wortführern der Bürgerschaft, den Advocaten Wex und Gieschen zu arg. Beide hielten Reden, die ganz wol in den Organen der sogenannten Antisemitenliga hätten abgedruckt werden können. Dr. Wex meinte: Gabriel Rießer, der Hamburgische Vorkämpfer der Juden-Emancipation, würde sich trotz der „ewigen

Digitized by Google

Grabesruhe" noch im Grabe umdrehen über die Unverfrorenheit seiner Glaubensgenossen, erst nach Gleichberechtigung für Alle zu schreien, dann aber diese Gleichberechtigung nur für Andere, für sich selbst aber Privilegien zu fordern. Und Dr. Gieschen variirte das Thema: „Nicht Judenhatz, sondern Christenschutz"; der Staat solle herrschen über Alle, nicht aber die Juden über den Staat. Dr. Levi dagegen, Sprecher für Wolffsohn, Lazarus, May u. A. m., verschwor sich, daß die Juden „Alles bezahlen" würden, was man irgend von ihnen verlangen könne. Dieser echt Jüdische Standpunkt, als handle es sich um eine Geldfrage, wurde gebührend zurückgewiesen, auch die „liberale" Presse wagte diesmal gegen den Stachel zu lecken, aber soviel wir wissen, ist bis auf den heutigen Tag noch Alles beim Alten. Die Juden sind bereits so mächtig, daß sie sich um den Widerspruch der Eingebornen nicht zu kümmern brauchen.

Daß die Polizei in Hamburg manchesterlich angekränkelt ist, bemerkten wir schon bei Besprechung der Prostitution. Auch auf anderen Gebieten macht sich dies täglich dem Publicum fühlbar. Es ist unmöglich in Hamburg eine Droschkenfahrt zu machen, ohne mit dem oft noch betrunkenen Kutscher in Streit zu gerathen. Die Taxe liegt im günstigsten Falle unter dem Kissen vom Rücksitz, meist ist sie noch besser versteckt. Auf die Frage nach dem Preis der Fahrt erfolgt die stehende Antwort: „Das wissen Sie ja!" Beharrt man darauf, einen Preis zu hören, so erfolgt irgend eine unverschämte Forderung, die in der Regel erst nach langem Verhandeln auf das Maß einer leichten Uebervortheilung sich zurückführen läßt. Indeß die Polizei kann auch gelegentlich für das Publicum zarte Fürsorge entwickeln. Als vor Jahresfrist Hofprediger Stöcker aus Berlin einen öffentlichen socialpolitischen Vortrag halten wollte, glaubte die Polizei dringend vor der Ausführung warnen, und die Verantwortung für das bei der Erregtheit der Bevölkerung zweifellos zu erwartende Blutvergießen von vornherein den Unternehmern zuschieben zu müssen. Den Brandreden der Socialdemokraten Most und Hasselmann hatte man mit verschränkten Armen zugehört; der christlich-sociale Vortrag mußte unterbleiben.

Hat aber der Staat seine sittlichen Aufgaben ziemlich vergessen, so ist die christliche Kirche immer noch mit einer großen Schaar treuer Bekenner auf dem Plan, um durch thatkräftige Hilfe, durch Schulen und Stiftungen und durch religiöse Einwirkung den Schäden der Zeit entgegen zu arbeiten. Zwar haben auch schon allerlei Leute, die vom Christenthum so viel wissen und halten, wie der Tapir vom Spitzenklöppeln, in kirchliche Dinge hineinzureden. Und es ist ihnen leider gelungen, noch neuerlich den würdigen Senior Rehhof aus dem Amt zu drängen, weil man seinen Protest gegen die Wahl eines aus Gotha verschriebenen, schlechterdings nicht christlichen Pastors einfach zu den Acten legte. Aber wenn auch das Gebälke der Landeskirchen kracht — der Geist ist geblieben und schafft sich neue Formen, und es war andrerseits ein erfreuliches Zeichen, daß der Senior Horsche durch den Hauptpastor Kreusler, der die Cabinetsfrage stellte, zum Austritt aus dem Protestantenverein gezwungen werden konnte. Allsonntäglich versammeln die Pastoren Kreusler, Calinich, Behrmann, Rinck u. A. m. Tausende von Zuhörern um ihre Kanzeln, während die geistliche Wirksamkeit der Logen-Pastoren Glitza, Buck, Sonnenkalb ꝛc. gleich

Digitized by Google

Null ist. Außerdem trägt die Kirche gute Institutionen ins Volksleben hinein; so hat sie zwei stattliche „Herbergen zur Heimat" errichtet, die jährlich 20,000 wandernden Gesellen billige Verpflegung, keinen Branntwein und christliche Ordnung bieten. Ferner bestehen Vereine, in denen politische, sociale, auch allgemeine wissenschaftliche Fragen erörtert werden, Sonntagsschulen, Kindergottesdienste, Diakonissen-Anstalten, Rettungshäuser, Nähvereine, Armenvereine, und alle jene zahllosen Lebensäußerungen der christlichen Mission. Pastor Rinck giebt ein christliches Volksblatt „Der Nachbar" heraus, das schon 40,000, über ganz Deutschland verbreitete Abonnenten zählt. Auch vielfache Volksschulen gründet und erhält die Kirche, obschon das städtische Schulwesen sich des Rufes der Mustergültigkeit seit lange erfreut. Aber daß Halbbildung ohne sittliches Gegengewicht nur verschrobene Köpfe und geriebene Spitzbuben schafft, hat auch Hamburg in seiner Criminal-Statistik erfahren müssen. Die Kirche sucht also auch hier die Sünden des Staates wieder gut zu machen.

Alles in Allem gehört Hamburg zu denjenigen Städten, welche die ersten und hervorragendsten Schauplätze socialer Ausbrüche abgeben werden, denen wir denn doch wol sonder Gnade entgegengehen. In den niederen Klassen, die vom Lande in die Stadt strömen, tritt ein naturwüchsiger Naturalismus mit den sinnbethörenden Verführungen einer alten Kultur in Berührung. Gesellen, jugendliche Arbeiter und Dienstboten liefern nachweislich die meisten Verbrecher. Aber auch im besseren Falle d. h. wenn sie nicht Verbrecher werden, lassen moralische und financielle Zerrüttung schnell den Neid gegen die Besitzenden aufkeimen. Die Vermögenden ihrerseits wollen, trotz unbeschreiblicher Angst vor dem „Theilen", dennoch von dem ganzen Wust der Jüdischen Bank-, Börsen-, Wucher-, Handels-, Münz- und Gründer-„Freiheiten" kein Zipfelchen aufgeben. Von seinem Ueberfluß wirft der Hamburger dem Dürftigen gern einen Brocken hin, baut auch allenfalls ein paar Arbeiterwohnungen auf der „Veddel", aber von der socialen Frage will er nichts wissen, obschon sie ihm auf die Nägel brennt. Der zünftlerischen Gewerbepartei, die sich so leicht in social-conservative Bahnen lenken ließe, erklärt man kurzweg den Krieg. Und die Arbeit der Kirche, so eifrig und treu sie gethan werden mag, ist doch nur Weniges unter Viele. Wo die Judenschaft zur Herrschaft und Uebermacht gelangt, da zieht sie, wider Willen und Wissen, den Socialismus groß, der eben die nothwendige Reaction ist, und in Hamburg haben die Socialdemokraten bei der Reichstags-Nachwahl am 27. April 1880 ihre Kraft und Stärke bereits bewiesen.

Digitized by Google

Deutsche Allgemeine Arbeiter-Versicherung

durch Arbeits-Noten und Reichs-Versicherungs-Amt, mit Aufhebung der Grund- und Gebäudesteuer, sowie Modification der Haftpflicht.

(Aus einer Staats-Industrie mit 231,782 Arbeitern.)

„Schutz der nationalen Arbeit!" So lautet das Paßwort, welches jetzt aller Orten mit großem Nachdruck erschallt. Leider aber haben wir noch Niemand gehört, der offen und frei erklärt hätte, daß im kapitalistischen Staat ein „Schutz der nationalen Arbeit" etwas Unmögliches ist, weil dasjenige, vor dem die Arbeit geschützt werden soll, das mobile Kapital nämlich, gerade das fundamentale Princip des gegenwärtigen Staates ist. Der Hebel, welcher hier angesetzt werden muß, heißt nicht „Schutz der nationalen Arbeit", sondern „Schutz der Arbeiter bei Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit".

Die Pflicht der modernen Gesellschaft zum Schutze der erwerbslosen Arbeiter folgt aus drei Factoren der normalen Vernichtung menschlicher Lebens- und Arbeitskraft, welche begrifflich klar und bestimmt auseinander zu halten sind.

Der erste Factor tritt am einleuchtendsten in die Erscheinung bei dem Vergleich der menschlichen Arbeitskraft mit der einer Maschine. Wenn die Maschine durch ihre Arbeit sich abnutzt, wird Jedermann es selbstverständlich finden, daß Derjenige die nothwendigen Reparaturen trägt, in dessen Nutzen die Maschine gearbeitet hat. Der Arbeitgeber, der die menschliche Maschine für seinen Nutzen arbeiten läßt, hat zunächst die Pflicht, für dieselbe in Krankheits- und sonstigen Unglücksfällen aufzukommen, und ebenso bei eintretender Arbeitsunfähigkeit, im Falle der Invalidität also, für sie Sorge zu tragen. Nur wenn die Arbeitgeber die Verpflichtung zur Invaliden-Versorgung ihrer Arbeiter offen anerkennen und thatkräftig dafür wirken, kann der Haß, welcher jetzt unheimlich die untern Schichten der Gesellschaft bewegt, abgeschwächt werden und in Vertrauen und Resignation sich abklären. Gelingt den Arbeitgebern diese Erlösungsthat nicht, dann bleibt unsere Kultur von einem Vandalismus bedroht, der gräßlicher wüthen wird als jener, der aus Asien dereinst über Europa hereinbrach.

Der zweite Factor ist leider nur allzusehr geneigt, außer Acht zu lassen, daß seine Arbeitskraft ein Kapital ist, welches alltäglich sich selbst wiedererzeugen muß, daß die Möglichkeit solcher Wiedererzeugung aber sich stetig verringert, und daß Derjenige mit der Arbeitskraft endlich auch die Lebenskraft aufbraucht, der nicht vorsorglich für die Zukunft schafft. Der Arbeiter, dessen Arbeits-Kapital sich stetig verringert, hat also gegen sich selbst die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß er von diesem seinem Kapital einen Rest sich aufbewahrt, welcher ausreicht, in Zeiten der

Digitized by Google

Noth ihm die Lebensunterhaltung zu ermöglichen. Verkennt und mißachtet er diese Selbstverpflichtung, dann muß er bei Arbeitsunfähigkeit in Elend und Mangel zu Grunde gehen, und neben die Existenzmöglichkeit hinunterfallen, wie der „überfließende Tropfen am Eimer".

Der dritte Factor wird gewöhnlich ganz außer Acht gelassen, weil die Folgen aus dem normalen Verbrauch der Arbeits- und Erwerbsfähigkeit von ihm nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar empfunden werden. Am letzten Ende sind es doch die Consumenten, welche den Nutzen aus der Thätigkeit der Arbeiter ziehen, und es ist nur logisch, in dem Vertreter aller Consumenten den Entschädigungs-Verpflichteten zu erkennen. Der Staat, als die Summe der Consumenten, ist ebenso verpflichtet, wie der Arbeitgeber und der Arbeiter selbst, die in seinem Interesse verbrauchte Arbeitsfähigkeit zu ersetzen, beziehungsweise sie zu entschädigen. Nur wenn der Staat die Verpflichtung zur Invaliden-Versorgung seiner Arbeiter-Bevölkerung offen anerkennt und thatkräftig dafür einsteht, kann der Uebergang auf eine höhere Kulturstufe ein friedfertiger sein; bleibt diese Lösung aber sich selbst überlassen, dann führt sie über Berge von Leichen und durch Ströme von Blut, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Kapitalisten einen Tag haben werden, wie die Feudalen am 4. August 1789.

Sociale Forderungen aufzustellen, wenn deren Inhalt auch unbestreitbar von der lautersten und menschenfreundlichsten Absicht Zeugniß giebt, genügt noch nicht. Auf die Einführung und Durchführung heilsamer, bestimmt formulirter Institutionen kommt es an, denn Verbesserungen sind schon so viele in Vorschlag gebracht worden, daß alle ferneren nur mit dem größten Mißtrauen und der schärfsten Kritik behandelt werden müssen. Für die Organisation von allgemeinen Versicherungs-Instituten wollen wir zunächst die Hauptmomente kurz feststellen.

a. Die Begründung nationaler Versicherungs-Institute kann keine freiwillige, sie muß eine gesetzlich erzwungene sein.

Die Uebel und Schäden der heutigen Gesellschaft lasten so allgemein auf allen ihren Organen, daß gar nicht die Rede davon sein kann, es auch nur versuchen zu wollen, ihre Beseitigung von der freien Entschließung der einzelnen Interessenten-Gruppen abhängig zu machen. Wie der Kampf gegen Naturgewalten, Epidemien und äußere Feinde ohne Weiteres von der Gesellschaft als einheitlichem Ganzen geregelt und geführt wird, so muß auch der Kampf gegen die socialen Uebel ein Kampf der Gesammtheit im Interesse der Gesammtheit sein, und das allgemeine Interesse rechtfertigt den Zwang, der dem Einzelnen aufgelegt wird.

b. Alle Versicherungszwecke müssen in einem einzigen nationalen Versicherungs-Institute vereinigt sein.

Vom versicherungstechnischen Standpunkt aus, würde das gerade Gegentheil anzurathen sein, weil bei verschiedenen Zwecken auch verschiedene technische Grundsätze zur Anwendung kommen. Dieser Einwand trifft nur zu bei Versicherungs-Instituten mit kapitalistischer Grundlage, wie es die bisherigen ohne alle Ausnahme sind, kommt aber gar nicht zur Geltung bei Versicherungs-Instituten mit genossenschaftlicher Gliederung, wie wir sie planen. Das nationale Versicherungs-

Digitized by Google

Institut muß ein einheitliches und einziges sein, weil bei jeder Vielheit solcher Institute die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß durch eine allzugeringe Anzahl von versicherten Interessenten die Leistungsfähigkeit in Frage gestellt wird; ein Umstand, der besonders bei der ländlichen Bevölkerung schwer ins Gewicht fällt, weil bei ihr ein Theil der Erwerbsquote in Naturalien geleistet wird.

c. Die Versicherungs-Beiträge müssen von Arbeitgebern und Arbeitern gleichartig, beziehungsweise gleichwerthig geleistet; das Grundkapital muß von den Consumenten, bzw. dem Staat aufgebracht werden.

Diese wichtigste Forderung erscheint deshalb als eine sehr einfache, weil sie von der oben erörterten Versicherungspflicht bedingt wird. Ebenso einfach ist auch ihr Zweck zum Unterschiede von allen Erwerbs-Versicherungsgesellschaften der Gegenwart, bei denen der erlangte Gewinn keineswegs gemeinnützigen Dingen gewidmet ist, sondern ausschließlich wieder der Privatwirthschaft, als Zins, Dividende 2c. zu Gute kommt.

Unsere Abhandlung würde ihre Basis verlieren, wenn uns nicht alle Staats-Angehörigen Arbeiter wären, denn wir verstehen unter Arbeit in volkswirthschaftlichem Sinne diejenige Thätigkeit eines Menschen, durch welche er seine und der Seinigen Lebensunterhaltung ermöglicht.*) Demnach geht unser Streben dahin, die Versicherungs-Möglichkeit aller Staas-Angehörigen nachzuweisen. Für ein nationales Versicherungswesen wird es nie gelingen, brauchbare Ausgangsmomente zu finden, so lange man nicht den Gedanken aufgiebt, den Bau eines Deutschen Allgemeinen Versicherungs-Institutes gründen zu wollen auf dem Boden unserer heutigen Kapitalwirthschaft, weil bei dem Mangel ausreichender Erfahrung die Calculation jedes sicheren Fundamentes entbehrt. Auf der Grundlage genossenschaftlicher Gliederung dagegen bedarf es solcher Erfahrungen nicht. Hier sind dergleichen Calculationen überflüssig, weil die zu zahlenden Entschädigungen und Unterstützungen nicht wie dort, in Form und Bedeutung von Zins und Rente aus angesammelten Kapitalien, sondern in Form und Bedeutung von Reservefonds und Sparpfennigen zur Erscheinung kommen. Mithin als die wahr und wirklich gewordene Realität des idealen Gedankens einer Versicherung Aller durch Alle!

Das **Deutsche Allgemeine Versicherungs-Gesetz** muß folgende Abschnitte enthalten:

Erster Abschnitt. Versicherungs-Pflicht.

Die Einwohner jedes landräthlichen Kreises haben auf Grund des Deutschen Allgemeinen Knappschafts-Statutes zu einer Versicherungs-Knappschaft genossenschaftlich sich zusammenzuschließen, unter einem Präsidenten, vier ständigen und fünfzehn unständigen Vorstandsmitgliedern. Zum Eintritt in die Knappschaft berechtigt, aber nicht verpflichtet, sind die Mitglieder des stehenden Heeres und die Staatsbeamten. In jeder Provinzial-Hauptstadt besteht eine Versicherungs-Zunft als vorgesetzte Behörde

*) Eduard Braun, „Die dreistufige Arbeit und der Deutsche Genossenschafts-Staat." Elberfeld 1880, Joh. Faßbender.

Digitized by Google

aller Knappschaften der Provinz, mit einem Präsidenten, vier ständigen Mitgliedern und einer alljährlich zusammentretenden General-Versammlung aller Knappschafts-Präsidenten. Die Versicherungs-Zunft hat sämmtliche Zahlstellen der Reichs-Versicherungs-Bank mit den nöthigen Zahlungs-Anweisungen für die Geldbedürfnisse der bezüglichen Knappschaften zu versehen. Die von den Knappschaften eingezogenen Arbeitscoupons gehen an die Versicherungs-Zunft, und von dieser an die Reichs-Versicherungs-Bank zur Einlösung.

Zweiter Abschnitt. Reichs-Versicherungs-Amt.

Das Reichs-Versicherungs-Amt in Berlin ist die Central-Behörde für das ganze Versicherungswesen des Deutschen Reichs, besteht aus dem Versicherungs-Ober-Präsidenten und sechs Mitgliedern als Abtheilungs-Dirigenten. — Abtheilung I für Statistik hat alljährlich einen umfassenden statistischen Bericht über das ganze Deutsche Reich zu veröffentlichen. — Abtheilung II für Arbeiter-Nachweisung hat genauen Nachweis zu führen über die Arbeitsthätigkeit, Gütererzeugung, Gütervertheilung, Art und Zahl der erwerbsfähigen, erwerbenden und erwerbsuchenden Arbeiter, und durch Verständigung mit den Regierungen diese Verhältnisse zu regeln. — Abtheilung III für Finanzangelegenheiten bildet das Directorium der Reichs-Versicherungs-Bank. Diese Bank darf Arbeitsnoten nur mit Coupons, und zwar im Gesammtbetrage von 1.10, 11.00, 110.00, 1100.00 Mark, oder in einem Vielfachen von 1100.00 Mark anfertigen lassen. Arbeitsnoten und Arbeitscoupons müssen im Werthverhältniß stehen von 10 zu 1. Diese Arbeitsnoten mit Coupons darf die Bank nur gegen 10 Procent Agio ausgeben. Die Reichs-Versicherungs-Bank ist verpflichtet, ihre Noten ohne Coupons bei ihrer Hauptkasse in Berlin wie bei ihren Zweig-Anstalten, dem Inhaber gegen coursfähiges Deutsches Geld einzulösen. Die Reichs-Versicherungs-Bank hat ein Grundkapital von 200 Millionen Mark getheilt in hunderttausend auf Namen lautende Antheilscheine von je 2000 Mark, verzinslich zu 4½ Procent. Aus dem beim Jahresabschlusse der Reichs-Versicherungs-Bank sich ergebenden Ueberschuß werden gezahlt: 1) Die Zinsen für die Antheilscheine. 2) 100 Millionen Mark an die Staatskasse als Aequivalent für die aufgehobene Grund- und Gebäude-Steuer. 3) Von dem verbleibenden Rest fließen ¼ in den Verwaltungsfonds und ¾ in den Reservefonds der Reichs-Versicherungs-Bank. — Abtheilung IV für Fabrik- und Arbeits-Inspection hat die gesetzlichen Vorschriften zu geben für alle Arbeits- und Arbeiterordnungen des Deutschen Reichs. Sämmtliche Fabrikinspectoren stehen unter ihrer Oberaufsicht und Controle. Die Ausführung des Haftpflichtgesetzes hat sie zu überwachen. — Abtheilung V für Feuer-Versicherung soll die Centralstelle sein für die „Deutsche Allgemeine Knappschafts-Versicherung gegen Feuersgefahr", sowie für alle staatlichen und provinziellen Feuerversicherungs-Societäten Deutschlands. — Abtheilung VI für Verwaltung hat die Verwaltungen der Versicherungs-Zünfte, und durch diese die Verwaltungen der Versicherungs-Knappschaften des Deutschen Reiches zu reguliren und zu überwachen. Sie ernennt die Directoren und stellt die Normen fest für Verwaltungs-Angelegenheiten des gesammten Deutschen Versicherungswesens.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt. Strafen.

Wer Arbeitslöhne, Gehälter oder sonstige Geldentschädigung für Arbeitsleistung in anderer Form als in vollen Arbeitsnoten — soweit dies überhaupt möglich ist — auszahlt, oder in seinem Namen auszahlen läßt, wird mit Geldbuße bis zur zehnfachen Höhe des in ungesetzlicher Weise gezahlten Betrages, oder mit entsprechender Gefängnißhaft bestraft. Arbeitsleistung und Waarenlieferung müssen in getrennter „Nota" zur Rechnungslegung kommen. Wer eine Rechnung aufstellt und zur Zahlung präsentirt, in welcher beides, Arbeitsleistung und Waarenlieferung, in ungetrennter Summe enthalten sind, wird mit Geldbuße von 100 bis 500 Mark bestraft. Wer Arbeitscoupons in Zahlung giebt oder annimmt, wird mit Geldbuße bis zum zehnfachen Werthbetrage der ausgegebenen, beziehungsweise angenommenen Arbeitscoupons, oder mit entsprechender Gefängnißhaft bestraft.

Vierter Abschnitt. Uebergangs-Bestimmungen.

Die auf Grund landesgesetzlicher Bestimmungen zur Zeit bestehenden oder sich noch bildenden Versicherungs-Genossenschaften sollen durch dies Gesetz in ihren Gerechtsamen nicht beeinträchtigt werden. Knappschafts-, Gewerks- und andere dergleichen Vereine gelten auf ihr Ansuchen als besondere Versicherungs-Knappschaften, unter Leitung und Ober-Aufsicht des Reichs-Versicherungsamtes, beziehungsweise der Versicherungs-Zunft ihrer Provinz. Sie haben ihre Statuten so zu modificiren, daß sie dem Reichs-Versicherungs-Statut sich anschließen. Inhaber von Feuer-Versicherungs-Policen dürfen dieselben auf die Versicherungs-Knappschaft ihres Kreises übertragen. Die Knappschaft zahlt die laufenden Prämien aus den Arbeitscoupons des bezüglichen Knappschafts-Mitgliedes, und ist dann der Verpflichtung zur Zahlung des bezüglichen Brandschaden-Ersatzes enthoben. Für den Fall, daß der Inhaber die Versicherungs-Police an seine Versicherungs-Knappschaft nicht abliefert, hat diese auf die Versicherungs-Police keine Rücksicht zu nehmen. Andere als Feuer-Versicherungs-Policen dürfen von der Versicherungs-Knappschaft nicht übernommen werden. Mit dem Tage der Veröffentlichung dieses Deutschen Allgemeinen Versicherungsgesetzes gilt das Gesetz vom Jahre 1861 über Grundsteuer und das Gesetz vom Jahre 1859 über Gebäudesteuer für aufgehoben.

Das **Deutsche Allgemeine Statut für Versicherungs-Knappschaften** soll unter anderen folgende Paragraphen enthalten, sich aber im Allgemeinen an die Statuten der bergfiscalischen Knappschafts-Vereine anschließen.

Knappschafts-Mitglieder sind alle im Kreise ansäßigen männlichen und unverheirathet weiblichen Personen, welche das 15. Lebensjahr erreicht haben. Bei Verheirathung scheidet die weibliche Person, wenn sie es beantragt, aus der Knappschaft, und erhält die Hälfte des Betrages der „letzten Schlußsumme" ihres Knappschafts-Buches als Heirathsgut baar ausgezahlt. Als Wittwe wird sie wieder Knappschafts-Mitglied. Jedes Mitglied soll ein vollständiges Knappschafts-Buch mit genauer Angabe seiner Personalien und zwei Quittungsheften besitzen, damit, wenn das eine Heft behufs Revision und Einziehung der Arbeitscoupons dem Knappschafts-Secretariat vorliegt, in das andere die frei werdenden Arbeitscoupons eingeklebt

Digitized by Google

werden können. Alle Knappschafts-Mitglieder haben volle Freizügigkeit. In dem Kreise, wo sie sich niederlassen, müssen sie aber der Versicherungs-Knappschaft ihr altes Knappschafts-Buch einreichen, und erhalten dafür ein neues.

Die Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke erhält die Versicherungs-Knappschaft durch monatliche, beziehungsweise jährliche Einziehung der in den Quittungsheften ihrer Mitglieder eingeklebten Arbeitscoupons, bucht diese und setzt sie bei der Reichs-Versicherungs-Bank mit ihrem doppelten Nennwerth in baar Geld um. Von der eingezogenen Summe werden 30 Procent besonders gebucht, daraus die Wartegelder bestritten und die Sparpfennige gezahlt; der verbleibende Rest wird der Schlußsumme der letztvorherigen Revision zugezählt und heißt „letzte Schlußsumme".

Die Ansprüche der Knappschafts-Mitglieder erstrecken sich auf nachstehende Rechte, und vertheilt die Knappschafts-Verwaltung die eingezogenen „letzten Schlußsummen" nach folgenden Procentsätzen:

a)	Befreiung von Zahlung der Klassen- und Einkommensteuer, mit	20 Procent.
b)	Freie Kur, Arzenei und Beerdigung	„ 2 „
c)	Freie Schule und Bücher für die Kinder	„ 1 „
d)	Versicherung gegen Feuerschaden	„ 1 „
e)	Entsprechendes Kranken- und Unterstützungsgeld	„ 3 „
f)	Lebenslängliche Invalidenpension	„ 20 „
g)	Wittwenpension	„ 15 „
h)	Erziehungsgelder für hinterlassene Kinder	„ 7 „
i)	Knappschaftsbeiträge	„ 1 „
k)	Wartegelder, Sparpfennig, Darlehne	„ 30 „

a. Die Klassen- bzw. Einkommensteuer wird von der Knappschafts-Verwaltung abgeschätzt; diese macht dabei alle Knappschafts-Mitglieder zu Censiten, und führt die fälligen Steuerbeträge als Gesammt-Einkommensteuer der Knappschaft direct ab an die Steuerkasse. Jedes Knappschafts-Mitglied, gleichviel ob Arbeiter, Arbeitgeber, Kaufmann, Rentier ꝛc. ist verpflichtet dafür zu sorgen, daß wenigstens der fünffache Betrag seiner Klassen- bzw. Einkommensteuer-Quote in Arbeits-Coupons seinen Quittungsheften einverleibt wird.

b. Freie Kur, Arzenei, bzw. Beerdigung gewährt die Knappschafft allen ihren Mitgliedern, sowie deren Frauen und Kindern.

c. Kostenfreie Schule und Bücher haben alle Kinder und dürfen sich die Schule wählen, die sie besuchen wollen. Bleibt ein Kind in einer Klasse aber länger sitzen als das Schulstatut bestimmt, so muß es eine niederstufigere Schule wählen, bzw. müssen seine Eltern das Schulgeld direct bezahlen, ohne Entschädigung durch die Knappschaft. Das System der Knappschafts-Knabenschulen hat drei Ordnungen. Die aus den Schulen III. Ordnung (Elementarschulen) Entlassenen haben später eine dreijährige Militär-Dienstzeit zu absolviren, und können Gefreite, bzw. Unterofficiere werden. Die aus den Schulen II. Ordnung (Mittelschulen) als reif Entlassenen haben eine zweijährige Dienstzeit, und können Unterofficiere, bzw. Sergeanten werden. Die aus den Schulen I. Ordnung (Latein-

Digitized by Google

schulen) als reif Entlassenen haben einjährige Militär-Dienstzeit und können Officiere werden.

d. Behufs Versicherung gegen Feuerschaden hat jedes Mitglied alle drei Jahre ein Inventarium seines beweglichen Eigenthums einzureichen, und dient dasselbe als Grundlage bei allen Brandschäden-Vergütigungen. Immobilien, Waaren und Werthsachen nimmt die Knappschaft zur Versicherung gegen Feuerschaden nicht an.

e. Krankengeld zahlt die Knappschaft nur an diejenigen Mitglieder, welche dies besonders beantragen, und auch nur dann, wenn diese durch amtliche Atteste nachweisen, daß sie durch ihr Kranksein mehr als die Hälfte ihres bisherigen Einkommens einbüßen. Die Höhe des Krankengeldes darf bei Verheiratheten höchstens die Hälfte, bei Unverheiratheten höchstens ein Viertel ihres letztjährigen Durchschnitts-Einkommens betragen.

f. Invaliden-Pension gewährt die Knappschaft ihren Mitgliedern bei eintretender Arbeits- oder Dienstunfähigkeit bis zur Wiedergenesung, bzw. auf Lebenszeit. An Invalidengeld werden für je einen Monat soviel Pfennig gezahlt, wie die „letzte Schlußsumme" des Knappschafts-Buches Mark enthält.

g. Wittwenpension wird für je einen Monat „zwei Drittel" soviel Pfennig gezahlt, wie die „letzte Schlußsumme" des Knappschafts-Buches des verstorbenen Mannes Mark enthält.

h. Erziehungsgelder für hinterlassene Kinder. Für jede vater- und mutterlose Weise wird für je einen Monat „ein Drittel" soviel Pfennig gezahlt, wie die „letzte Schlußsumme" des Knappschafts-Buches des verstorbenen Vaters Mark enthielt. Für jede vaterlose Weise wird nur „ein Fünftel" gezahlt.

k. Wartegelder, Sparpfennig und Darlehn. Der Wartegelder-Fonds bildet den Sparpfennig des Knappschafts-Mitgliedes, dessen Zehntel er jedes Vierteljahr baar abheben darf. An Wartegeld wird ebensoviel gezahlt wie an Krankengeld, und auch unter denselben Bedingungen bezüglich des Einkommens. Die Wartegelder werden aus dem Wartegelder-Fonds, der im Knappschafts-Buche besonders gebucht wird, gezahlt. Reicht dieser Fonds nicht aus, so ist die Knappschaft berechtigt, aber nicht verpflichtet, einen Theil, beziehungsweise das ganze Wartegeld aus ihrem Reserve-Fonds zu zahlen; in der Regel aber nur dann, wenn von dem Mitgliede aus seinem Wartegelder-Fonds noch keine oder nur eine geringe Baarabhebung gemacht worden ist. Im Falle der Noth ist der Knappschafts-Vorstand berechtigt, aber nicht verpflichtet, jedem darum nachsuchenden Mitgliede Dahrlehne gegen 3 Procent Zinsen zu gewähren, und dieselben in Raten durch die Arbeitscoupons des Wartegelder-Fonds wieder zu tilgen. Stirbt ein Knappschafts-Mitglied, so wird seinen Erben der ganze Wartegelder-Fonds baar ausgezahlt.

In allen Haftpflichts-Angelegenheiten vertritt die Knappschaft ihre arbeitenden Mitglieder gegenüber ihren Arbeitgebern und umgekehrt, so daß nicht persönliche Interessen einander gegenüberstehen, sondern die unpersönliche Knappschaft die Beziehungen der Interessenten zu regeln hat. Die Knappschaft übernimmt auf Grund des Haftpflichtgesetzes alle Entschädigungen, welche ihre Mitglieder, als Arbeitgeber,

Digitized by Google

zu zahlen haben; es gehen aber dafür auch alle Rechte und Ansprüche, welche die Mitglieder, als Arbeiter, an die Arbeitgeber haben, auf die Knappschaft über.

Seine einmal gewonnenen Rechte und Ansprüche kann kein Knappschafts-Mitglied wieder einbüßen, weil ihm durch das Deutsche Allgemeine Versicherungs-Gesetz über haupt unmöglich gemacht werden soll, die Mitgliedschaft der Knappschaft zu verlieren, d. h. Vagabund zu werden. Wird ein Knappschafts-Mitglied mit Gefängniß oder-Zuchthaus bestaft, so ruhen während der Strafdauer seine Rechte und Ansprüche, treten aber nach seiner Freilassung oder bei seinem Tode sofort wieder in Kraft.

Der Knappschafts-Vorstand besteht aus dem Präsidenten, dem Verwalter, dem Secretär, dem Inspector, als ständigen besoldeten Mitgliedern, und fünfzehn Knappschafts-Aeltesten, welche gewählt werden und nur Tagegelder erhalten.

Schlußfolgerungen.

Die Lasten, welche bei Annahme unserer Vorschläge im Sinne genossenschaftlicher Gliederung, die drei Factoren der Versicherungspflicht, der Staat, die Arbeitgeber, die Arbeiter, zu tragen haben, sind folgende:

A. Der Staat garantirt den Inhabern der Versicherungs-Bank-Antheile 4½ Procent Zinsen bei einer Antheil-Summe von 200 Millionen Mark, also 9 Millionen Mark. Jede Arbeitsnote, welche die Reichsbank mit 12 Mark 10 Pf. ausgegeben hat, zieht sie mit 12 Mark wieder ein; sie gewinnt also bei Ausgabe der Arbeitsnoten 0,9 Procent. Der Werth der jährlichen Arbeitsleistung von 50 Millionen Einwohner des Deutschen Reichs beträgt 12,6 Milliarden Mark, wenn in Rücksicht auf die Beitritts-Pflicht beider Geschlechter mit Beginn des 15. Lebensjahres, 60 Procent der Einwohner als erwerbsfähig gerechnet werden, bei einem Durchschnittswerth der jährlichen Arbeitsleistung von 420 Mark pro Kopf, in Anbetracht, daß auch die nicht productiv Arbeitenden zur Abführung von Arbeits-coupons verpflichtet sind. Daraus ergiebt sich bei 0,9 Procent Gewinnst ein Ueberschuß von 113,4 Millionen Mark. Nach Deckung der Antheilszinsen mit 9 Millionen Mark, sowie der Verwaltungskosten des Reichs-Versicherungs-Amtes und der Versicherungs-Zünfte mit 2,4 Millionen Mark, bleibt also für die Reichs-Versicherungs-Bank ein Betrag von 102 Millionen Mark. Davon hat sie 100 Millionen Mark an die Reichshauptkasse abzuführen, als Aequivalent für die Aufhebung der Grund- und Gebäudesteuer. Der Rest von 2 Millionen Mark jährlich fällt mit 80 Procent dem Reserve-Fonds und mit 20 Procent dem Verwaltungs-Fonds der Reichs-Versicherungs-Bank zu.

B. Die Arbeitgeber haben bei allen Knappschafts-Vereinen und sonstigen gleichwerthigen Versicherungs-Instituten den gleich hohen Betrag wie ihre Arbeiter, also 3 bis 5 Procent des Tagelohnes bisher in die Knappschaftskasse gezahlt. Nach unsern Vorschlägen zahlen sie an die Reichsbank den Betrag von 12 Mark 10 Pfennig für jede Arbeitsnote, die nur 11 Mark Nennwerth hat, also genau 10 Procent des Arbeitslohnes. Von diesen zehn Procent sind aber bei den heutigen Verhältnissen abzurechnen 6 Procent an fortfallender Grund- und Gebäudesteuer, so daß also unsere Vorschläge mit dem bleibenden Rest von 4 Procent genau die Mitte

Digitized by Google

halten von den bisher wirklich gezahlten, beziehungsweise geplanten Beitragsquoten, welche die Arbeitgeber für die Versicherung ihrer Arbeiter zu zahlen haben.

C. Die Arbeiter hat man bei allen, bis jetzt ins Leben getretenen oder in Vorschlag gebrachten Arbeiter-Versicherungs-Instituten mit 3 bis 5 Procent ihres Lohnes verpflichtet. Nach unseren Vorschlägen tragen sie von je 11 Mark ihres Lohnes 1 Mark Arbeitscoupons in ihr Knappschaftsbuch ein, d. h. 9 Procent ihres Lohnes. Von diesen 9 Procent sind aber abzurechnen 2 Procent für Staatssteuern und 3 Procent für den Wartegelder-Fonds, so daß also unsere Vorschläge mit dem bleibenden Rest von 4 Procent ebenfalls genau die Mitte halten bei den bisher verwirklichten und geplanten Arbeiter-Versicherungs-Instituten.

Die segensreichen Folgen, welche die **genossenschaftliche Gliederung** des ganzen Deutschen Arbeiter-Versicherungswesens auf Dotirung, Unterhaltung und Verwaltung sämmtlicher Armen- und sonstigen, Humanitäts-Institute haben würde, sind so groß und liegen so klar auf der Hand, daß es einer eingehenden Erörterung nicht bedarf.

Beispiele:

1. Das Knappschafts-Mitglied N. N. war der Zwillingssohn eines Tagelöhners in einem armseligen Dorfe; er trennte sich von seinem Zwillingsbruder und trat mit 15 Jahren in die Versicherungs-Knappschaft einer Großstadt, woselbst er eine Stelle als Laufbursche erhalten hatte. In dieser Stelle blieb er bis Ende des 20. Jahres und hatte durchschnittlich eine Jahreseinnahme von 200 Mark, in 6 Jahren also . . . . . 1200 Mark.

Vom 21. bis 25. Jahre hatte er als Arbeiter durchschnittlich 450 Mark, also 2250 „

Vom 25. bis 49. Jahre „ „ „ „ „ 600 „ „ 12,000 „

Vom 49. bis 59. Jahre „ „ „ „ „ 500 „ „ 5000 „

Summa 20,500 Mark.

Davon hat er 9 Procent, also 1845 Mark in Arbeitscoupons abgeführt, welche ihm auf Grund des Knappschafts-Statutes in doppelter Höhe gutgeschrieben sind mit 3690 Mark. Davon sind ihm 30 Procent in Wartegelder-Fonds als Sparpfennig gebucht. Wenn er davon nichts baar abgehoben, beziehungsweise wegen Arbeitslosigkeit keine Wartegelder empfangen hat, so erhält er am Tage seiner Pensionirung baar gezahlt als Sparpfenning 1007 Mark. Zur Berechnung der Höhe seiner Invaliden-Pension bleiben also 2683 Mark. Das Knappschafts-Mitglied N. N. erhält demnach monatlich 2683 Pf. oder 26.83 Mark bis zum Tode. Von jenen 2683 Mark sind aber nur etwa die Hälfte, also rund 1340 Mark disponibel, denn die andere Hälfte hat das Mitglied in Form von Steuer, Krankengeld, Schulgeld ꝛc. schon zurückerhalten. Da diese 1340 Mark aber bei einer Pensionsquote von 26.83 Mark kaum für 5 Jahre ausreichen, so wird die Knappschaft, beziehungsweise die Reichs-Versicherungs-Bank nur dann ohne Verlust bleiben, wenn das invalide Mitglied nicht älter wird als 64 bis 65 Jahr. Lebt das Mitglied noch 5 Jahre länger, wird es 70 Jahre alt, dann hat die Knappschaft einen Verlust von 1340 Mark; stirbt das Mitglied mit 60 Jahren, dann hat die Knappschaft

Digitized by Google

einen Vortheil von 1340 Mark. Jegliches Sorgen und Kümmern aber darüber, ob sich diese und tausend andere Differenzen, der Wahrscheinlichkeit nach, ausgleichen müssen, ist eitel und überflüssig. Bei einer Mitgliederzahl von 30 Millionen müssen alle Differenzen naturnothwendig sich ausgleichen, wenn das Princip, aus welchem diese Differenzen resultiren, ein gesundes und naturwüchsiges ist. Ein solches ist unser Princip aber, denn es lautet: Jedes Mitglied soll nur das Kapital zurückerhalten, was **von** ihm, beziehungsweise **für** ihn baar eingezahlt worden ist.

2. Der Zwillingsbruder unseres N. N. war als ländlicher Arbeiter Knappschafts-Mitglied seines landräthlichen Kreises geworden. Er hatte sein Lebelang nie mehr als etwa $^2/_3$ der Einnahme seines Bruders, und in Folge dessen auch nur ca. 18 Mark monatliche Invalidenpension. Trotz dieser geringeren Einnahme aber lebte er in seinem heimatlichen Dorfe nicht kärglicher als sein Bruder in der Stadt.

3. Das Knappschafts-Mitglied P. P. sei ein Beamter im Privatdienst, ein Fabrikdirector, Vorsteher einer Großwerkstatt, Oeconomie-Inspector eines Grundbesitzers, Buchhalter eines kaufmännischen Geschäfts oder sonst dergleichen und habe, im Einkommen allmählich wachsend, mit seinem 60. Lebensjahre ein Gehalt von 4000 Mark. In solchem Falle darf erfahrungsmäßig angenommen werden, daß er bei seiner Pensionirung mit dem 65. Lebensjahre, in 50 Jahren also, an Arbeitscoupons abgeführt hat die Summe von 10,000 Mark. Diese Summe als Guthaben doppelt gerechnet giebt 20,000 Mark. Davon erhält er bei seiner Pensionirung 30 Procent als Sparpfennig mit 6000 Mark. Für die Berechnung der Höhe seiner Invalidenpension bleiben 14,000 Mark. Seine monatliche Pension beträgt also 140 Mark, und rechnet er dazu die Zinsen seines Sparpfennigs mit 5 Procent von 6000 Mark, so ergiebt das ein Jahreseinkommen von 12.140+300 = rund 2000 Mark.

4. Das Knappschafts-Mitglied Börsenbaron Herr von X. war ein reicher Mann und hatte ein Jahreseinkommen von wenigstens 600,000 Mark, also genau tausendmal soviel als unser Tagelöhner, Knappschafts-Mitglied N. N. Wenn er ebenso wie der Tagelöhner mit seinem 60. Lebensjahre erwerbsunfähig würde, dann würde ihm, laut Knappschaftsstatut, ein Sparpfennig von rund 1 Million Mark am Tage seiner Pensionirung ausgezahlt, und er hätte eine Monatspension von rund 26,000 Mark zu beanspruchen. Sind diese Forderungen auch folgerichtig etwa tausendmal so groß als wie die unseres Tagelöhners N. N., so stimmen sie doch darin mit einander überein, daß Beide nur das als Zahlung beanspruchen, was auf ihr Conto wirklich baar eingezahlt worden ist. Sie unterscheiden sich Beide nur dadurch, daß der Reiche seine Arbeitscoupons vollständig selbst hat baar bezahlen müssen, und zwar die Hälfte, als er die Arbeitsnoten von der Reichs-Versicherungs-Bank kaufte; die andere Hälfte, als er die Arbeitscoupons in seine Quittungshefte einklebte. Dem Armen dagegen kosten die Arbeitscoupons scheinbar nur eine Hälfte, denn die andere Hälfte haben seine Arbeitgeber bezahlt. Wenn der reiche Pensionär im 65. Lebensjahre stirbt, dann hat die Knappschaft weder

Digitized by Google

Schaden noch Vortheil; stirbt er im 70 Lebensjahre, so hat die Knappschaft einen Verlust von etwa 1¼ Millionen Mark; stirbt er im 60. Lebensjahre, dann gewinnt sie 1¼ Millionen Mark.

Es liegt die Frage nahe, ob es nicht zweckmäßiger sei, die reichen Leute von der Mitgliedschaft ganz auszuschließen? Nein! sagen wir, das darf aus drei Gründen nicht geschehen:

a. Das demokratische Princip, welches in gewissen Kreisen das herrschende ist, verbietet es, den reichen Mann von sogemeinnützigen Humanitäts-Instituten fernzuhalten.

b. Die Geschäfts-Klugheit, welche in gewissen Kreisen so meisterhaft gehandhabt wird, verbietet es, weil der Fall, daß ein Millionär von 60 Jahren erwerbsunfähig wird, nahezu eine Unmöglichkeit ist. Im kapitalistischen Staate giebt es überhaupt nur werbende Kapitalien. Jeder Besitzer von Kapitalien ist also durch deren bloßen Besitz ein erwerbsfähiger Mann. Die Knappschaft kann nur in einem einzigen Falle in die Lage kommen, dem reichen Mitgliede Pension zahlen zu müssen, und dieser Fall wird gleich folgen.

c. Das Interesse des reichen Mitgliedes, welches in gewissen Kreisen niemals unbeachtet bleiben darf, verbietet sein Fernhalten, weil es nicht grade selten vorkommt, daß auch Millionäre Bankerott machen. Macht unser Börsenbaron in seinem 50. Lebensjahre Bankerott, dann hat er bis dahin an Arbeitscoupons wahrscheinlich abgeführt 1,600,000 Mark. Nach Arrangement mit den Gläubigern beginnt er seine Thätigkeit von Neuem, arbeitet vielleicht noch 10 Jahre als Buchhalter, und führt in dieser Zeit etwa 10,000 Mark Arbeitscoupons ab. Wird er dann mit 60 Jahren pensionirt, dann erhält er, oder vielmehr die Gläubiger erhalten seinen Sparpfennig mit 480,000 Mark; er selbst aber bezieht eine Monatspension von 1230 Mark.

Résumé.

Eine Deutsche Allgemeine Arbeiter-Versicherung auf dem Boden der Kapitalwirthschaft ist absolut unmöglich; auf dem Boden genossenschaftlicher Gliederung dagegen überaus leicht und einfach zu schaffen. Es bedarf dazu keiner Verfolgung und Ausrottung der kapitalistischen Principien, weil es im Wesen der genossenschaftlichen Gliederung liegt, durch ihr bloßes Auftreten die Kapitalwirthschaft naturnothwendig zu verbannen. Dadurch erweist die genossenschaftliche Gliederung sich als die nächst höhere Stufe der Kulturentwickelung.

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

In Sachen der allgemeinen Wechsel-„Freiheit" haben sich bekanntlich zahlreiche Handels- und Gewerbekammern, Bank- und Credit-Institute, Advocaten und Industrielle, dazu der famose Deutsche Juristentag mit seinem Ehren-Präsidenten Herrn Simson gegen jede „Beschränkung" ausgesprochen, und die „liberale" Presse wird nicht müde, diese Proteste triumphirend zu vermerken. Indessen fehlt es nicht an Gutachten, die sich schnurstracks im entgegengesetzten Sinne äußern, und wir hoffen, die Regierung wird den Muth haben, Veranstaltung zu treffen, daß auch diese Voten zur öffentlichen Kenntniß gelangen, und nicht etwa im Actenstaube vermodern. Wir wollen ihr mit gutem Beispiel vorangehen, und drucken heute ein Gutachten ab, das auf Erfordern dem Polizei-Präsidium in Posen eingereicht worden ist. Das uns in Abschrift mitgetheilte Schriftstück lautet:

„Bericht

des Comité-Vorsitzenden des Verbandes der Polnischen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften.

Auf die mir, Seitens des Königlichen Polizeipräsidii, unterm 27. v. Mts. zur Beantwortung gestellten Fragen, betreffend „eine sich etwa empfehlende Beschränkung der allgemeinen Wechselfähigkeit" erlaubt sich Unterzeichneter, nach erfolgter vorhergegangener Berathung des ganzen Comité's, und gemäß den daselbst gefaßten Beschlüssen, folgenden ganz ergebensten Bericht abzustatten:

Ehe wir auf die Sache selbst eingehen, erscheint es vorweg nothwendig sich klar zu vergegenwärtigen: was ist eigentlich ein Wechsel? — Wie bekannt, originirt das „Rechtsinstitut" Wechsel aus denjenigen Zeiten des Mittelalters, zu welchen Handel und Waarenverkehr bereits eine gewisse Blüthe erlangt, dabei jedoch eine allgemeine Valuten- und Münz-Anarchie herrschte, und Wege und Communications-Mittel noch so ziemlich Alles wünschen ließen. Geldsendungen, zumal nach fremden und fernen Gegenden, waren nicht nur überaus risquant, sondern zeitweise geradezu unausführbar. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, etablirten sich in den Verkehrs-Centren sogenannte Wechsler-Banquiers, welche unter einander in Verkehr und Correspondenz traten. Der Hamburger Kaufmann A., welcher an den Kaufmann B. in Mailand eine Zahlung zu leisten hatte, wechselte sein Hamburger Geld bei einem solchen Wechsler gegen in Mailand Cours habende Münze, und ließ sich die betreffende Summe in einer Anweisung auf einen Mailänder Wechsler-Banquier ausantworten. Diese Anweisung übersandte A. an B. zum Incasso und Ausgleich seines Conto's. Eine solche Anweisung nannte man Wechsel.

Bei sich steigerndem Geschäftsverkehr und einer progressiven Stabilisirung der Valuten-Verhältnisse, suchte man sich von solchen Wechslern allmählich zu emancipiren. A. ermächtigte im vorstehenden Falle den Kaufmann B., sein Guthaben direct auf ihn zu

Digitized by Google

beziehen, was dieser denn auch zum Course, welchen ordnungsmäßige Hamburger Münze in Mailand gerade hatte, bewerkstelligte und hieraus noch den Nutzen zog, daß er das betreffende Papier, an Geldesstatt, seinen anderweitigen Gläubigern remittiren konnte. Ein solches Papier nannte man Tratte oder gezogenen Wechsel.

Sowol jener ursprüngliche, als der spätere Tratten-Wechsel, hatte einen ausschließlich kaufmännischen Charakter. Der eigentliche Credit spielte hier gar keine, oder doch nur eine untergeordnete Rolle. Bequeme und billige Ausgleichung der gegenseitigen Forderungen im kaufmännischen Verkehr, war der dominirende Zweck der Einführung solcher Wechsel, die man, als auf öffentlichem Vertrauen basirt, für etwaige Prozeß- und Executionsfälle mit besonderen Privilegien auszustatten für gut fand, ja flagranten Vertrauensbruch sogar criminaliter zu ahnden suchte.

Solche Verhältnisse erhielten sich in Deutschland im großen Ganzen bis zum Jahre 1848, insbesondere bis zur Emanirung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung vom 27. November 1848, einer der markantesten „Errungenschaften" dieses revolutionären Sturmjahres, welche in weiterer Amendirung jeden volljährigen dispositionsfähigen Menschen, sobald er nur seine Unterschrift nothdürftig leisten konnte, mit der „Wechselfreiheit" beschenkte.

Seit dieser Zeit hat sich der ursprüngliche Charakter des Wechsels merklich verändert oder vielmehr vervielfacht. Neben dem früheren kaufmännischen trat, mit denselben äußeren Kennzeichen versehen, der Creditwechsel auf, und zwar nach zwei Richtungen hin: einmal unter Mißachtung des correcten Wechselbegriffes, als Fabrikat von „Creditmaterial" innerhalb der verschwindelten Kaufmanns- und Industriekreise; das andere Mal als Credit- und Darlehnswechsel im Allgemeinen. Nach beiden Richtungen ließ und läßt man sich bis auf den heutigen Tag Ausschreitungen der gröbsten Art zu Schulden kommen, welche die allgemeine Wohlfahrt untergraben. Wir haben es selbstredend hier nur mit dem eigentlichen Credit- und Darlehnswechsel zu thun.

Dieser Borgwechsel ist in seinem Verhältniß zum legitimen Kaufmanns- und Waarenwechsel, wenn man die Sache strenge nimmt, lediglich als ein Falsificat desselben zu betrachten. Während Trassat eines kaufmännischen Wechsels denselben als Gegensatz einer bereits vorerhaltenen Valuta acceptirt, thut Trassat eines Borgwechsels dasselbe nur in der Hoffnung einer zu erhaltenden Valuta. Während Trassant eines kaufmännischen Wechsels den Trassaten als Gläubiger bezieht, wird er beim Borgwechsel dessen Gläubiger erst mit dem geleisteten Accept. Dort wird eine Schuld getilgt, hier in der Regel erst neu constituirt. Während der kaufmännische Wechsel zwischen Trassant und Trassat stets ein unmittelbare's Geschäftsverhältniß voraussetzt, ist dem Borgwechsel ein solch:s Verhältniß oft ganz unbekannt, was beispielsweise überall dort zutrifft, wo Trassat oder Trassant lediglich als vermittelnde Wechselbürgen des eigentlichen Darlehnsnehmers figuriren. Die Kette solcher vermittelnden Wechselbürgen reicht oft über den ersten Remittenten hinaus und wird, sei es aus später leider oft bereuter Gefälligkeit, sei es gegen Entschädigung gebildet. Während bei dem kaufmännischen Wechsel Trassat nur als Acceptant auftritt, ist dessen Unterschrift beim Borgwechsel auch noch unter den Giranten aufzufinden, Zwecks Feiung des eigentlichen Gläubigers vor der exceptio non numeratae pecuniae, falls nämlich zwischen letzterem und ihm jene fremdartigen Zwischenunterschriften eingetreten sind, von denen oben gesprochen.

Wie schon bemerkt, ist der kaufmännische Wechsel, weil er eben die Münze vertrat mithin als Geld betrachtet wurde, seiner Zeit mit besondern Prärogativen bedacht worden. Hatte sich bei seiner Fälligkeit diese ihm beigelegte Eigenschaft als trügerisch herausgestellt

Digitized by Google

so sah man dies als einen groben Vertrauensbruch an, mit welchem man mittelst abgekürzten und verschärften Verfahrens in ein strenges Gericht ging, die Anbringung von Einreden erschwerte, Personal- mit Real-Arrest cumulirte u. dgl. m. Das ganze Arsenal von juridisch-processualischen Härten, welche durch den, dem kaufmännischen Wechsel beiliegenden eigenthümlichen Charakter an sich vollständig gerechtfertigt waren, hat man in Pausch und Bogen auf seinen Bastard, den leibigen Borgwechsel, dem eine ganz andere Eigenschaft anhaftet, mit übertragen. In diesem Umstande ist eine unerhörte Privilegirung des Kapitals gegenüber der Arbeit zu constatiren; hierdurch ist ein bedenkliches Uebergewicht des Gläubigers über den Schuldner, eine Bevorzugung des wirthschaftlich Stärkeren gegen den wirthschaftlich Schwächeren begründet worden, denn wie leicht vorauszusehen war, mußten mit Einführung der allgemeinen Wechselfähigkeit die sonstigen üblichen Verschuldungsformen gelindeter Art bald vor der Alleinherrschaft des Wechsels verschwinden. Und so wurde denn auch diese „Freiheit" den Creditbedürftigen zu einem privilegium onerosum der schlimmsten Art.

Doch nicht genug an dem. Der Borgwechsel wurde zu einem gefährlichen Instrument für Wucher und Betrug, zu einem Ausbeuter der Leichtfertigkeit, der zeitweisen Verlegenheit, sowie der Unerfahrenheit. Ueber diese notorischen Uebelstände sich des Weiteren auszulassen, ist hier nicht die Stelle. Erwähnen wollen wir nur, daß unserer Erfahrung gemäß, das Acceptiren resp. Unterschreiben von Wechseln in blanco ohne Beziffernng der Summe; das Unterschieben von Wechseln gegenüber solchen Personen, die entweder nicht Deutsch oder auch gar nicht lesen, und daher überhaupt nicht wissen können, was sie eigentlich unterschreiben; ferner das dolose Hinterhalten von prolongirten durch dergleichen neue ersetzten Wechsel-Accepten, zu den gebräuchlicheren Mitteln der Ausbeutung leichtfertiger und unwissender Leute gehören. Nicht selten trifft es sich auch, daß gewissenlose Gläubiger sich über dieselbe Forderung neben Wechseln auch noch Hypothekensicherheiten ausstellen lassen, und den Schuldner dadurch in die Zwangslage doppelter Zahlung bringen, eben wegen der leichten Weiterbegebung des erhaltenen Wechsels.

Allen diesen, die Gesellschaft überaus schädigenden Mißbräuchen, zu denen die Wechselform „die gefällige Handhabe" bietet, kann unseres Erachtens in irgend erfolgreicher Art nur durch eine Beschränkung der allgemeinen Wechselfähigkeit vorgebeugt werden. Am zweckentsprechendsten wäre es wol, das Wechselinstitut auf den ursprünglichen legitimen Kaufmannswechsel zurück zu corrigiren, d. h. die Wechselfähigkeit wieder auf im Firmenregister eingetragene Kaufleute und Industrielle zu beschränken. Für Handwerker, die ihr Geschäft nicht fabrikmäßig resp. kaufmännisch betreiben, für Gutsbesitzer, die keine Fabrikanlage im kaufmännisch-industriellen Stil in Betrieb haben, ist die Wechselfähigkeit kein wesentliches wirthschaftliches Bedürfniß. Für Diejenigen dieser Berufsklassen, welche ein solches Bedürfniß verspüren sollten, wären bei Gericht besonders geführte Wechsel-Register anzulegen, in welche sie sich eintragen lassen könnten. Für den Bauer und gewöhnlichen Stadtbewohner, ferner für die Beamten und Militärpersonen ist die Wechselfähigkeit nicht nur überhaupt überflüssig, sondern namentlich für die letzten zwei Kategorien, sowol aus persönlichen als allgemeinen Staatsrücksichten, durchaus schädlich und gefährlich. Ihre Verschuldung wird zwar dadurch erschwert, doch kann ihnen solche Erschwerung, in materieller wie moralischer Hinsicht, nur gute Dienste leisten. Hervorzuheben ist auch, daß die neuere Proceßordnung, welche den Gläubiger in die Lage versetzt, auf ein schnelleres Proceßverfahren selbst einwirken zu können, sowie die neu eingeführte Schuldform mit eingeschriebener „Vollstreckungsclausel" die Anwendung

Digitized by Google

des Wechsels, nur allein um sich einen beschleunigten Proceßweg zu sichern, überhaupt ziemlich überflüssig gemacht haben.

Um jedoch der unglückseligen Zeitströmung auch nach dieser Richtung hin noch gewisse Concessionen zu machen, und in Anbetracht, daß der Wechsel-Creditumfang so enorme Ausdehnung gewonnen, daß demselben auf Einen Schlag nicht beizukommen ist, erlauben wir uns, in Beantwortung der gestellten Fragen, unser Gutachten dahin abzugeben:

1. Als wechselfähig gilt der Regel nach nur Derjenige, der in einem kaufmännischen Firmenregister eingetragen steht.
2. Wer außerdem „wechselfähig" sein will, muß sich in ein zu diesem Behufe besonders anzulegendes gerichtliches Wechselregister eintragen lassen. Den Antrag hierauf kann der Richter nach eigenem Ermessen zurückweisen, gegen welche Zurückweisung jederzeit formlose Berufung an das zunächst vorgesetzte Gericht zulässig ist, welches die Angelegenheit endgültig entscheidet. Ueber Eintragungen ins Wechselregister wird auf Verlangen Bescheinigung ertheilt. Löschungen sind Dritten gegenüber ohne rechtliche Wirkung.
3. Ohne jede Einschränkung gilt allgemeine Wechselfähigkeit gegenüber öffentlichen Geldinstituten, zu welchen zählen alle amtlichen Kassen und Behörden, Actienbanken, Versicherungsgesellschaften, Sparkassen, Darlehns- resp. Erwerbs-Genossenschaften.
4. Eine Unterscheidung zwischen gezogenen und eigenen Wechseln vermögen wir nach keiner Richtung hin zu empfehlen.

Wir erlauben uns noch schließlich zu bemerken, daß der von uns in diesem Gutachten vertretene Genossenschaftsverband über 90 besondere Erwerbsgenossenschaften vertritt, und daß uns eine Beschränkung der allgemeinen „Wechselfreiheit", in der von uns befürworteten Weise, als nothwendiges Pendant zu der neuerdings gesetzlich erfolgten Aufhebung der „Wucherfreiheit" erscheint.

Posen, 16. October 1880. von Lyskowski, Bankdirector."

Dieses Zeugniß muß geradezu als ein klassisches bezeichnet werden, insofern der Verfasser dazu in dreifacher Hinsicht berufen erscheint. Herr von Lyskowski ist nämlich seit einer langen Reihe von Jahren Leiter mehrer Bank- und Credit-Institute; er ist ferner ein alter practischer Jurist, denn er war viele Jahre Richter in Preußen; und er ist drittens ein alter Parlamentarier, war lange Zeit Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses. Ohne das obige Gutachten zu kennen, haben auch wir bereits in Heft 19 des „Kulturkämpfer" („Der neue Preußische Minister für Handel und Gewerbe") vorgeschlagen, daß solchen Nichtkaufleuten, die der Wechsel-„Freiheit" nicht entbehren mögen, die sich durchaus den Halsabschneidern überantworten wollen, es freistehen soll, sich in ein bei den Gerichten anzulegendes Wechsel-Register eintragen zu lassen. Auch wir haben dort betont und schon in früheren Schriften ausgeführt, daß das wesentlichste „Grundrecht", welches der „Liberalismus" im Revolutionsjahr von 1848 davongetragen, die allgemeine Wechselfähigkeit war, welche die Eingebornen zu Gunsten der Judenschaft erfochten, und wodurch sie sich den Fremdlingen tributpflichtig und hörig machten. Die Wechsel-„Freiheit" ist der großen Masse des Volks etwa ebenso heilsam, wie wenn man einen Säugling mit einem haarscharfen Rasirmesser spielen läßt. Nur die großartige Verdummung des Deutschen Volks, welche seit dreißig Jahren die Jüdisch-„liberale" Presse systematisch durchgeführt, hat dies bisher noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein kommen lassen. Nur so ist es zu erklären, daß der kürzlich in Berlin abgehaltene Handwerker-Delegirten-Tag, unter Führung von Meister Brandes, Bierberg und Billing, sich

Digitized by Google

für Beibehaltung der Wechsel-„Freiheit" entschied. Trotz dieses Delegirtentages, welcher von 42 Berlinern und 24 Auswärtigen besucht war, behaupten wir nach wie vor, daß die Masse der Handwerker wie die der Bauern und Arbeiter mit Wollust auf die Wechselfähigkeit verzichten, und eine allgemeine Volks-Abstimmung sich mit ungeheurer Majorität gegen diese echt Jüdische „Freiheit" erklären würde. Um ganz sicher zu gehen, möchten wir, nach der traurigen Ueberraschung, die der Berliner Handwerker-Delegirtentag allen wahren Freunden des Handwerks bereitet hat, freilich befürworten: unmittelbar vor solcher Abstimmung jedem zweifelhaften Kunden auf öffentlichem Markt Fünf aus dem Salz aufzuzählen; falls er dennoch Nein sagt, die Nation zu verdoppeln, und so fortzufahren bis er Vernunft annimmt. Leider ist die Zeit gekommen, wo das Volk nur durch Prügel von den „liberalen Freiheiten" kurirt werden kann, wo man ihm Wohlthaten wider seinen Willen und mit Gewalt erweisen muß. In Sachen der Zwangs-Innung, der Arbeiter-Versicherung, der Pfuscher-, Quacksalber-, Vagabunden-, Wucher- und Wechsel-„Freiheit" darf die Regierung nicht das Vorgehen der selber noch im Schlafe befangenen conservativen Partei abwarten, muß sie die Initiative ergreifen, und bei den bevorstehenden Neuwahlen zum Reichstage ein Programm aufstellen, das eine umfassende gründliche Wirthschafts- und Socialreform enthält. Um aber noch einmal auf die Beschneidung der Wechsel-„Freiheit" zurückzukommen, so hat dieselbe freilich nur dann Sinn und Zweck, wenn gleichzeitig die, in die neue Civilprozeß-Ordnung (§ 702) eingeschmuggelten, ohne richterlichen Spruch sofort vollstreckbaren Schuldurkunden wieder ausgemerzt werden.

„Kauf auf Abzahlung." — Aus Königsberg i. Pr. schreibt man uns:

„Neulich klagte mir ein armer Haushalter, seine Frau habe sich eine Nähmaschine auf Abzahlung gekauft, und in Folge dessen habe er einen Contract unterschrieben, der ihm bei näherer Prüfung viel Kopfzerbrechen verursache, da doch von einem Kauf gar nichts darin stehe. Ich bat ihn, mir den Contract zu zeigen, worauf er ein Büchelchen mit der Ueberschrift „Miethsvertrag" brachte. Hierdurch erfuhr ich etwas von der eigenthümlichen Art und Weise, in welcher die große und angesehene Firma The Singer Manufacturing Co. in New-York ihre Geschäfte betreibt. Dieselbe wird für Deutschland durch G. Neidlinger vertreten, und besitzt in den meisten größeren Städten Filialen. Das Büchelchen enthält zunächst eine Beschreibung der Maschine, Nummer, Apparate und Theile. Hierauf wird der „Werth", als von beiden Contrahenten auf 140 Mark festgestellt, angegeben, und „die wöchentliche Miethe" mit 2 Mark bezeichnet. Als bloße „Miethe" betrachtet — mehr als 74 Procent des angeblichen „Werths" — erscheint der Betrag von 2 Mark pro Woche etwas hoch. § 1 bestimmt, daß außerdem sofort eine Caution von 20 Mark zu leisten ist, über welche im vorliegenden Fall auch quittirt ist. § 2 lautet: „Die erste Miethe ist fällig den (folgt das Datum) und sind alle Beträge beim Vermiether oder dessen Bevollmächtigten zu zahlen. Bleibt Miether mit einer Miethsrate länger als 14 Tage im Rückstande, so ist Herr Neidlinger berechtigt, diesen Vertrag ohne Weiteres sofort aufzuheben, die Maschine zurückzunehmen, und verbleibt derselbe außer dieser im Besitz der geleisteten Caution und der Miethszahlungen. Dasselbe geschieht, wenn Miether den Vertrag einseitig aufhebt." — Also wenn der arme „Miether" bereits 130 Mark bezahlt, wenn er sich ein Jahr und länger jede Woche 2 Mark abgedarbt hat, und er durch irgend einen Unglücksfall, durch Mangel an Arbeit oder dergleichen 14 Tage, resp. 3 Wochen außer Stande ist, zu zahlen, so hat er die ganze Summe verloren. Betrachten wir den Contract als einen reinen Miethsvertrag und sehen wir von der kolossalen „Miethe" ab, so mag sich Nichts dagegen einwenden lassen, daß der „Ver-

Digitized by Google

miether" die „Miethszalungen" in keinem Fall wieder herauszahlt; aber wo in aller Welt nimmt er das Recht her, auch noch die „Caution" zu behalten?! — In § 3 heißt es: „— — und darf der Miether unter keinen Umständen die Maschine veräußern, versetzen oder aus seiner Wohnung entfernen, und behält Vermiether sich vor, daß ohne seinen Willen der Miether mit der Maschine nicht aus obiger Wohnung ziehen darf." Eine Nätherin ist also nicht befugt, die Maschine mit nach dem Hause zu nehmen, wohin sie zur Arbeit gerufen wird. Ja, es sieht fast aus, als ob der unglückselige „Miether" ohne die specielle Genehmigung seines neuen Herrn die Wohnung garnicht wechseln, oder aber die Maschine doch nicht mitnehmen darf. Indeß hat Herr Neidlinger ein Einsehen. § 4 verpflichtet den „Miether", etwaigen Wohnungswechsel acht Tage vorher dem „Vermiether" anzuzeigen, dem neuen Hauswirth aber Mittheilung zu machen, daß die Maschine Eigenthum des Herrn Neidlinger ist, „widrigenfalls Vermiether sich das Recht vorbehält, diesen Vertrag aufzuheben, die Maschine zurückzunehmen, und im Besitz der geleisteten Caution und Miethezahlungen zu bleiben." Natürlich auch die Caution!! § 5 ist ein Meisterstück. Er lautet: „Miether verpflichtet sich, die Maschine in gutem Zustande zu erhalten, für etwaige Beschädigungen aufzukommen, auch entsagt er allen Einreden gegen diesen Vertrag, mögen dieselben Namen haben, wie sie wollen, namentlich daß er durch die geleisteten Miethezahlungen Eigenthumsrecht erworben, sowie der Einrede, daß neben diesem Vertrag noch mündliche Nebenreden existiren." Bedenkt man, daß die „Miether", welche doch meist den weniger gebildeten Ständen angehören, die ganze Schärfe dieses "Vertrages" garnicht verstehen, den ihnen mündlich gemachten Zusagen vertrauen, und in dem guten Glauben unterschreiben, es wird nicht so strenge genommen werden; erwägt man dies, so kann das Schicksal des „Miethers", wie die Altgriechische Tragödie, in unserer Seele nur Mitleid und Furcht erregen. Aber es kommt noch besser. § 6 bestimmt: „Wenn Miether die Maschine als sein Eigenthum zu erwerben wünscht, so ist hierüber ein neuer Vertrag abzuschließen. Miether hat den vollen Werth der Maschine (§ 1) zu entrichten, wobei ihm jedoch die hinterlegte Caution und die geleisteten Miethszahlungen in Anrechnung gebracht werden sollen." Hat also der „Miether" den vollen „Werth" durch „Caution" und „Miethe" gezahlt, so gehört ihm die Maschine noch lange nicht; ja er kann sogar, wenn er es versäumt, einen neuen Contract zu machen, und die Maschine nunmehr als sein Eigenthum zu erwerben, oder wenn er, trotz Tilgung der ganzen Schuld, mit weiteren „Miethezahlungen", die nach dem Wortlaut des famosen „Miethsvertrages" sonst bis in die aschgraue Ewigkeit zu leisten sind, 14 Tage im Rückstande bleibt, laut § 2 seine gesammten Anrechte verlieren. — — Noch mehr hierüber zu sagen, erachte ich für unnöthig; Jeder kann sich selber ein Bild machen, in welche Lage eine arme Familie durch einen derartigen Vertrag kommen kann."

Soweit unser Correspondent. Wir haben das Büchelchen eingesehen, und sind zu der Ansicht gekommen, daß der von G. Neidlinger beliebte „Miethsvertrag" einfach rechtsungültig ist; ebenso rechtsungültig wie die Prima-Sorte der Berliner Wohnungs-Miethscontracte, die wir gelegentlich gleichfalls vorführen werden, und welche die Gerichte in neuerer Zeit mehrfach als nicht zu Recht bestehend erkannt haben. Wir sind der Meinung, daß die „Miether" des Herrn Neidlinger von solchem „Miethsvertrag" jeder Zeit zurücktreten dürfen und berechtigt sind, auf Rückgewährung der geleisteten „Miethsraten" und der erlegten „Caution" zu klagen. Ja wir neigen zu der Ansicht, daß der Neidlinger'sche „Miethsvertrag" gegen die Gesetze des Landes verstößt, und daher die Behörden, auch ohne Anrufung Seitens der „Miether", gegen diese Verträge von Amtswegen einzuschreiten haben. Als bloßer „Miths-" oder Leihvertrag könnte der Neidlinger-Contract, wegen der un-

Digitized by Google

geheuerlichen Verzinsung, vielleicht auch unter das neue Wuchergesetz fallen. — Einen Hauptpunkt hat übrigens unser Correspondent noch übersehen. Mit 140 Mark dürfte die in Rede stehende Maschine doppelt bezahlt sein; ihr reeller Werth mag etwa die Hälfte betragen, zumal ihr nach der beigefügten Beschreibung verschiedene Apparate fehlen, wie 1 Stahlsäumer, 1 verstellbarer Säumer, 1 Bandeinfasser, 1 Sontachenr, 1 Kräusler, 1 Schnureinmäher, 1 Kapper. Diese Theile sind nämlich in dem gedruckten Formular durchstrichen. Wie wir zufällig erfuhren, hat ein Beamter in Berlin eine der besten Singer'schen Nähmaschinen für 100 Mark erworben, und zwar gleichfalls von G. Neidlinger und ebenfalls auf Abzahlung, gegen vierteljährige Abzahlungen von je 6 Thaler. Die in Königsberg vermiethete Maschine ist also von Neidlinger mit einem ganz erstaunlichen „Werth" bedacht.

Heinrich Reh und Max Löwenfeld. Es ist sattsam bekannt, daß in dem Zweikampfe zwischen Staatsanwalt und Gründer, diese stets als Sieger hervorgingen; daß sich auch den blutigsten Gründern gegenüber die Richter stets als ohnmächtig bekannten, weil es angeblich an einem „Betrogenen" fehle, das Publicum als solches dafür nicht angesehen werden könne; daß die schlimmsten Gründer es wagen durften, diejenigen Personen, welche ihre verbrecherischen Gründungen öffentlich beleuchteten, wegen „Beleidigung" und „Verleumdung" zu belangen, und daß die angeblichen „Verleumder" von der „liberalen" Presse „gebrandmarkt", von den Gerichten aber zu hohen Geldbußen, ja zu mehrwöchentlichem und mehrmonatlichem Gefängniß verurtheilt wurden. Einer der verwegensten Gründer war Heinrich Reh in Berlin; seine Gründungen: Rathenower Fabrik für Holzarbeit (Tischlerei), vormals W. Köhler jun., Berliner Societätsbrauerei, Berlin-Tempelhofer Baugesellschaft sind lauter Nachtstücke, bei welchen den Actionären nicht nur das Hemde, sondern auch die Haut abgezogen wurde. Reh verkaufte seine noch nicht einmal fertige Brauerei an eine Actiengesellschaft, welche dafür die Kleinigkeit von 395,000 Thaler zu zahlen hatte. An Actien wurden 450,000 Thaler, an Prioritäts-Obligationen 100,000 Thaler fabricirt, und außerdem das Etablissement mit 244,000 Thaler Hypotheken und 154,000 Thaler Buchschulden belastet. Reh ließ sich zum Director der Societäts-Brauerei ernennen, und wirthschaftete wie ein absoluter Monarch. Für 1873 warf er eine Dividende von 3 Procent aus, bekam hinterher aber Gewissensbisse und zahlte die Dividende nicht aus. Die unzufriedenen Actionäre lud er zu einer Generalversammlung auf den heiligen Christabend von 1874. Wider sein Erwarten, erschienen sie zahlreich und überschütteten den Director, der vorsichtiger Weise zugleich präsidirte, mit Vorwürfen und Drohungen, aber Reh ließ die Actionäre schreien und toben und behielt ruhig das Regiment. Genau nach demselben Recept gründete Reh die Berlin-Tempelhofer Baugesellschaft, der er ein Stück Kartoffelland, das er vorher angekauft hatte, für die Summe von 162,000 Thalern aufhalste. Während bei der Rathenower Tischlerei, welche man mit einem Actiencapital von 260,000 Thaler belud, der Director und Vorbesitzer Köhler schließlich den Actionären eine Abfindung von ganzen 2¼ Procent bot, verkrachten Societätsbrauerei und Berlin-Tempelhofer-Baugesellschaft vollständig, und bei der ersteren hatten auch sogar die Käufer der Prioritäts-Obligationen das leere Nachsehen. Alle diese skandalösen Vorgänge waren offenkundig, aber es vergingen viele Jahre, bevor Reh und seine Genossen endlich, März 1877, vor Gericht gestellt wurden. Wie fast bei allen Gründungen, hatten auch bei der Societätsbrauerei Scheinzeichnungen stattgefunden, aber die Staatsanwaltschaft hatte diesen Punkt verjähren lassen — was übrigens mehrfach vorgekommen ist — und sie erhob nur Anklage wegen Untreue und sonstiger Vergehen. Unter Anderem hatte der Banquier Max Löwenfeld,

Digitized by Google

welcher bei der Societätsbrauerei als Aufsichtsrath und bei der Berlin-Tempelhofer Baugesellschaft als Präsident des Aufsichtsraths waltete, und mit Rey vielfach Hand in Hand gegangen war, eine Forderung an die Societätsbrauerei über 16,000 Thaler für 12,000 Thaler erworben, und den Gewinnst von 4000 Thaler mit Rey brüderlich getheilt. Der ehemalige Rechtsanwalt und jetzige Rath am Reichsgericht, Herr Wiener, früher auch Aufsichtsrath der vielgenannten Rumänischen Eisenbahn-Gesellschaft, und natürlich gleichfalls Jüdischer Abstammung, war als Entlastungszeuge geladen, und gab zu, daß Löwenfeld ihn wegen jenes „Geschäfts" zu Rathe gezogen, und daß er demselben gesagt habe, er könne nichts Bedenkliches darin finden. Dies sei auch heute noch seine juristische Ansicht, erklärte Herr Wiener, und selbstverständlich mußte dieses Gutachten eines Mitgliedes des höchsten Gerichtshofs den tiefsten Eindruck machen, hat auch wol den Ausschlag gegeben. Der Staatsanwalt war dermaßen hingerissen von Bewunderung, daß er ausrief, „die Sache sei so brillant construirt, daß man ihr nicht beikommen könne"; er selber beantragte nun in Betreff aller Punkte und Hinsichts aller Angeklagten die Freisprechung, die natürlich auch kurz und rund erfolgte. Indeß hatte Max Löwenfeld es sich in einem andern Fall leider beikommen lassen, 6000 Thaler, welche ihm die Schauspiel-Unternehmerin Veneta zur Erwerbung einer Hypothek übergeben, anderweit zu verwenden. Diesmal beantragte der Staatsanwalt ein Jahr Gefängniß, und der Gerichtshof verurtheilte Herrn Löwenfeld wegen Unterschlagung zu vier Monaten Gefängniß und einjährigem Ehrverlust. Auch Herrn Rey ereilte die Nemesis, wenn auch später. Am 18. October 1880 ward er gleichfalls wegen Unterschlagung und Untreue — es handelte sich um eine Hypothek von 100,000 Thalern, die auf der Societätsbrauerei, als Sicherheit für die Inhaber der Prioritäts-Obligationen, eingetragen stand, welche Rey aber mit in seinem Privat-Interesse der Ritterschaftsbank in Stettin verpfändet hatte — mit zwei Jahren Gefängniß bedacht.

Max Löwenfeld hatte von jeher eine Vorliebe und auch Anlagen für das Theater, was schon sein „Geschäft" mit der Schauspielerin Veneta beweist. Ohne sich um die gegen ihn schwebenden Untersuchungen zu bekümmern, trat er Herbst 1875 im Wallner-Theater zu Berlin auf, und copirte hier, zum Entzücken der zusammengeströmten Judenschaft, Döring und Haase. Nachdem er sich mit der Göttin Themis auseinandergesetzt hatte, wandte er sich ganz der Muse Thalia zu, und fand eine Anstellung am Hoftheater zu Stuttgart. Aber Herr Löwenfeld will höher hinaus. Ungefähr um dieselbe Zeit, da Rey zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt wurde, meldete die Berliner „National-Zeitung": „Der ehemalige Banquier Max Löwenfeld, eine in Berliner gesellschaftlichen Kreisen wohlbekannte Persönlichkeit, welcher vor einigen Jahren zur Bühne übergegangen ist, wird demnächst im Königlichen Schauspielhaus auf Engagement gastiren." — Wir haben es zwar erlebt, daß unter der Intendanz Seiner Excellenz des Herrn von Hülsen die Semitischen Dichter Paul Lindau und Hugo Bürger (Lubliner) das Repertoire der Berliner Hofbühne beherrschen: aber Max Löwenfeld, der vor drei Jahren vor den Schranken des Criminalgerichts stand, jetzt in derselben Stadt, als Gast im Königlichen Schauspielhaus — das scheint uns denn doch ein zu starker Taback zu sein

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, Berlin W., Schwerin-Straße 21, richten.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.
Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Digitized by Google

Insertions-Gebühr für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 60 Pf. — Inseraten-Annahme in der **Expedition, Magdeburger-Straße 31,** bei **Haasenstein & Vogler** in Berlin, **G. Daube & Co.** in Frankfurt a. M., **Invalidendank,** Berlin und allen Annoncen-Bureaus in Berlin, Breslau, Cöln, Dresden, Frankfurt a. M., Halle, Hamburg, Leipzig, London, München, Nürnberg, Paris, Prag, Straßburg, Stuttgart, Wien, Zürich.

Im Verlage von Fr. Luckhardt in Berlin ist erschienen:

Post- u. Telegraphen-Lexikon für Comtoir u. Haus.

Handbuch für den Geschäftsverkehr

mit der Post und Telegraphie für Jedermann. 1880. Preis 1 Mark.

Dies Handbuch sollte in keinem Hause fehlen, es ist so übersichtlich und vollständig, dass man sofort über alle Verhältnisse der Post und Telegraphie die genaueste Auskunft erhält.

Für Offizier-Kasinos!

Moabiter Klosterbräu

liefert

20 Fl. mit Patentverschluss, helles Lagerbier 25 Fl. für 3 Mk. frei in's Haus und versendet nach ausserhalb 50 Fl. Klosterbräu für 10 Mk., 50 Fl. helles Lagerbier für 7,50 Mk.

Haltbarkeit auf Monate garantirt!

Ferner:

Klosterbräu, pro Hectol. . . . 25 Mk.
Helles Lagerbier, pro Hectol. 18 Mk.
frei Bahnhof Berlin.

(Bei fortlaufenden Bestellungen billiger.)

Brauerei Moabit.

Fangeisen für Raubzeug

wie Füchse, Fischotter, Marder, Katzen, Dachse, Iltis, Ratten. Raubvögel etc. liefert in lang bekannter Güte

Adolph Pieper, Moers a. Rh.

Preislisten gratis gegen 1 Marke.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg a. L.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Die Judenfrage.

Eine Frage an das deutsche Volk und die deutschen Juden

von

Gottlieb August Schüler.

Zweite Auflage.

87 S. gr. 8. Brosch. Preis 1 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Deutsche

Landwirthschaftliche Zeitung

(früh. Nordd. Landwirthsch. Zeitung nebst verein. landw. Intelligenzbl. u. General-Anzeiger)

BERLIN W., Friedrich-Strasse 70.

Die Deutsche Landwirthschaftl. Zeitung ist die gelesenste und verbreitetste unter den lanwirthschaftlichen Zeitungen Deutschlands.

Abonnement 5 Mk., monatl. 1 Mk. 68 Pf. Probenummern gratis und franco.

Neuester Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Kulturgeschichte des Judentums

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Otto Henne – Am Rhyn.

8°. broch. Preis 10 Mark.

Der berühmte Kulturhistoriker liefert mit diesem Buche die erste von einem Nichtjuden verfaßte, bis auf die Gegenwart fortgesetzte Kulturgeschichte.

Das Buch zeichnet sich durch die strengste Unparteilichkeit aus und ist für Gebildete aller Konfessionen von hohem Interesse.

Druck von Ihring & Fahrenholtz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 22.

15. November 1880.

Der „Kulturkampf" im absoluten und constitutionellen Staat.

Es war ein bedenklicher Mißgriff, den gegenwärtig in Preußen herrschenden Streit zwischen Staat und Kirche mit den Christenverfolgungen eines Nero und Diocletian zu vergleichen. Für diese Uebertreibung boten weder die Form, in welcher der Kampf staatlicherseits geführt wird, noch die Beweggründe, die ihn veranlaßt haben, zutreffende Anhaltspunkte. Sie war auch um deswillen ungelegen, weil sie die ruhige sachgemäße Erörterung verdrängte, und auf beiden Seiten der leidenschaftlichsten Erbitterung zum Worte verhalf. Wenn man zur Beleuchtung der Gegenwart der Parallelen bedurfte, so hätte man sie da suchen sollen, wo sie zu finden waren, nämlich in der Preußischen Geschichte. Nicht Nero und Diocletian, sondern die durch ihr Wirken noch in unsere Zeit hineinragenden Gestalten Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III. haben die Wege gezeigt, auf denen das heutige Preußen im „Kulturkampf" wandelt. Das kirchenpolitische System Friedrichs des Großen, welches im Allgemeinen Landrecht zum Abschluß gedieh, hat für unsere Maigesetze Muster und Vorbild geliefert, und die Maßregeln, die Friedrich Wilhelm III., gestützt auf die Souveränetät der Krone, ergriff, um die von ihm beanspruchten Oberhoheitsrechte über die Kirche geltend zu machen, unterscheiden sich nur äußerlich von dem in der Gegenwart, Seitens der staatlichen Behörden geübten Einschreiten zur Wahrung der „Majestät des Gesetzes". Allerdings ist dieser Unterschied nicht selten ein recht auffallender, entsprechend der Verschiedenheit zwischen dem absoluten und dem constitutionellen Staat. Denn der absolute Monarch trägt bei der hohen persönlichen Verantwortung, die ihm aus jedem seiner Regierungsacte erwächst, Bedenken vor der rücksichtslosen Anwendung der in seinen Händen ruhenden Gewalt, wohingegen die an seiner Stelle handelnden constitutionellen Minister an solche Rücksichten sich kaum gebunden erachten, weil sie die ihnen von der Verfassung formell aufgebürdete Verantwortlichkeit zum größten Theil auf die Volksvertretung abzuwälzen vermögen, und von einer gefügigen Kammermajorität erforderlichen Falles

Digitized by Google

jedes gewünschte Vertrauensvotum erhalten. Deshalb haben denn auch die kirchenpolitischen Verwickelungen, welche während der dreißiger Jahre vorzugsweise in Köln und Posen zum Ausbruch kamen, nur ausnahmsweise den heftigen und gehässigen Charakter angenommen, der im Falk'schen „Kulturkampf" zur Regel geworden ist. Gleicher Weise war die Beilegung des damaligen Zwistes bei Weitem nicht mit den Schwierigkeiten verbunden, die sich gegenwärtig stets von Neuem der Herbeiführung des Friedens zwischen Staat und Kirche entgegenstellen.

Die „Kölner Wirren" erstrecken sich, Alles in Allem genommen, über einen Zeitraum von mindestens siebzehn Jahren. Sie nahmen ihren thatsächlichen Ausgang von der unterm 17. August 1825 erlassenen Cabinetsordre Friedrich Wilhelms III. über die in Rheinland-Westfalen befohlene Anwendung der Declaration vom 21. November 1803, bezüglich der gemischten Ehen, und fanden ihren endgültigen Abschluß durch die vom 4. März 1842 datirte Bekanntmachung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, welche die Bestallung des früheren Speyrer Bischofs, Johannes von Geissel zum Coadjutor des Kölner Erzbischofs zur öffentlichen Kenntniß brachte. Jene Declaration verfolgte durch die Bestimmung, daß „eheliche Kinder jedesmal in der Religion des Vaters unterrichtet werden sollen", angeblich den Zweck, die Einigkeit in den Familien zu fördern, war aber in Wirklichkeit auf die Begünstigung des evangelischen Bekenntnisses gerichtet. Letzteres ergiebt sich klar aus dem darüber bekannt gewordenen amtlichen Material. In der officiellen Schrift „Gesetzes-Revision, Pensum V. Entwurf. Allgemeines Landrecht Theil II., Titel 2 (Als Manuscript zur Benutzung bei den Berathungen gedruckt)" findet man nachstehende jeden Zweifel ausschließende Stelle: „Der Grundsatz (der Declaration) ist auf den von Seiner Majestät ausgesprochenen Zweck der Beschützung des evangelischen Glaubens wohl berechnet. Denn in einem Staate, wo die Mehrzahl der Einwohner evangelisch ist, muß der Fall, daß ein evangelischer Mann eine katholische Frau heirathet, häufiger sein, als der umgekehrte, weil gemischte Ehen meistens durch Ortsveränderungen der Männer herbeigeführt werden, und diese Erfahrung scheint dem Gesetze zu Grunde zu liegen." Der katholische Klerus ließ sich durch die Kabinetsordre in der Anwendung der Vorschriften, welche kirchlicherseits über die gemischten Ehen längst bestanden, nicht beirren. Fügte er sich auch insofern, als er das bindende Versprechen der katholischen Kindererziehung vor Einsegnung der Ehe nicht mehr ausdrücklich und in allen Fällen forderte, so suchte er doch dadurch zum Ziele zu kommen, daß er die Trauung ohne Weiteres verweigerte, wenn jenes Versprechen nicht freiwillig geleistet wurde. Daher kam es sehr bald zu den mannigfachsten Klagen über die Renitenz der Geistlichkeit, aber die Regierung ging jedem offenen Conflict mit ihren katholischen Unterthanen geflissentlich aus dem Wege. Statt zu gewaltsamen Mitteln zu greifen, wandte sie sich an die Bischöfe, um die Beobachtung einer mildern Praxis zu erlangen, und als diese erklärten, daß in einer so wichtigen Angelegenheit nur der Papst entscheiden könne, veranlaßte das Ministerium die Bischöfe von Köln, Trier, Paderborn und Münster, die Frage in Rom zur Sprache zu bringen. Im Frühling des Jahres 1828 wurden die bischöflichen Schreiben durch den Preußischen Gesandten, Ritter von Bunsen, der Curie überreicht, und der damalige Papst Pius VIII. be-

auftragte den Cardinal Capellari, mit dem Vertreter des Königs die erforderlichen Verhandlungen zu führen. Nebenbei versäumte die Regierung nicht, den Klerus durch Drohungen gefügiger zu machen. In der vom Römischen Staats-Secretariat veröffentlichten „Urkundlichen Darstellung der Thatsachen, welche der gewaltsamen Wegführung des hochwürdigsten Freiherrn von Droste, Erzbischofs von Kölu, vorausgegangen und gefolgt sind", wird erzählt, die Regierung habe den gegen das königliche Edict handelnden Geistlichen die Anwendung des Strafgesetzes in Aussicht gestellt, und der König selbst habe „ausdrücklich vernehmen lassen, daß er die Beichtväter im Nothfalle zu einer feierlichen Erklärung verpflichten würde, sie hätten den katholischen Frauen, welche ihren katholischen Pfarrer nicht hätten bewegen können, ihrer mit einem nichtkatholischen Manne einzugehenden Eheschließung zu assistiren, und welche dies vor einem protestantischen Diener am Worte gethan, die Absolution nicht verweigert." Unseres Wissens hat es jedoch bei der bloßen Androhung dieser Maßnahmen sein Bewenden gehabt, obwol die katholische Geistlichkeit nach wie vor auf ihrem durch die kirchlichen Interessen gebotenen Standpunkt verharrte. Nach zweijährigen Verhandlungen in Rom kam endlich ein päpstliches Breve an die vier oben erwähnten Bischöfe zu Stande. Dasselbe trägt das Datum des 25. März 1830 und beginnt mit den Worten: „Litteris altero abhinc anno." Es hielt bei aller Milde des Ausdrucks und dem augenscheinlichen Bestreben, der Preußischen Regierung formelle Zugeständnisse zu machen, die alten Vorschriften über die gemischten Ehen ihrem Wesen nach durchaus aufrecht, und damit jede zu laxe Auslegung des päpstlichen Erlasses von vornherein abgeschnitten werde, so war demselben eine ausführliche Instruction des Cardinals Albani beigefügt. Der Preußische Gesandte nahm Breve und Instruction in vier gleichlautenden Exemplaren unter offenem Siegel entgegen mit dem Versprechen, sie durch einen besondern Courier nach Berlin zu senden. Alle Verhandlungen und Geschäfte zwischen den Preußischen Kirchenoberen und dem päpstlichen Stuhle wurden damals bekanntlich durch Vermittelung der Minister des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten besorgt.

Die Preußische Regierung sah recht wohl ein, daß sie mit den beregten Actenstücken wieder auf dem alten Fleck angelangt sei. Sie gab denselben deshalb keine Folge, aber sie ließ sich von dem Vorsatze, auf dem Wege der Unterhandlung zum gewünschten Ziele zu gelangen, nicht abbringen. Als nach dem Tode Pius VIII. Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, schickte Ritter von Bunsen die ihm im Jahre zuvor eingehändigten Originale an das Römische Staats-Secretariat zurück und stellte in zwei Noten, einer vertraulichen vom 13. Juli 1831, und einer officiellen vom 1. September desselben Jahres, das Verlangen, den Text der Schriftstücke an mehreren Stellen mit den Forderungen der Preußischen Regierung in Einklang zu bringen. Daß die Curie diesem Verlangen nicht entsprechen würde und auch nicht entsprechen könnte, hätte für den Preußischen Gesandten kein Geheimniß sein sollen. Selbst wenn er alle inneren Gründe außer Betracht ließ, mußte er dies aus dem Umstande entnehmen, daß derselbe Cardinal Capellari, von welchem er, als Ergebniß beiderseitiger Verhandlung, das Breve Pius VIII. erlangt hatte, nunmehr als Gregor XVI. die Tiara trug. Doch währte es noch bis zum Jahre 1834,

Digitized by Google

bevor Ritter von Bunsen auf den Gedanken, in Rom günstigere Resultate zu erzielen, Verzicht leistete; er nahm das Breve nochmals, so wie es war, aus den Händen des Papstes entgegen, um es selber nach Berlin zu bringen. Im Frühjahr reiste er ab, und als er im August nach Rom zurückkehrte, berichtete er dem Römischen Hofe, Breve und Instruction seien an die vier Rheinisch-Westphälischen Bischöfe abgeliefert worden. Letzteres war in der That richtig, nur hielt der Preußische Gesandte es nicht für ersprießlich, seinem Bericht die Mittheilung hinzuzufügen, daß er zwischenzeitlich mit dem Kölner Erzbischof ein Separatabkommen getroffen habe, demzufolge das päpstliche Breve eine, den Wünschen der Regierung entsprechende Auslegung erfahren, und die Instruction des Cardinals Albani gänzlich unterdrückt werden sollte.

Zur damaligen Zeit saß auf dem Kölner Erzstuhl der Königlich Preußische Geheime Rath Ferdinand August Spiegel, Graf zum Desenberg und Canstein, ein vornehmer Herr und feiner Diplomat, der großes Gewicht darauf legte, daß der Friede zwischen Staat und Kirche nicht gestört werde, und der lieber auf Kosten der Kirche nachgab, als daß er irgend erfüllbaren Forderungen des Staates entgegengetreten wäre. Diese Nachgiebigkeit hat man katholischerseits dem Grafen Spiegel vielfach zum Vorwurfe gemacht, und manchmal sogar von einem durch ihn begangenen Verrathe an seinen kirchlichen Pflichten gesprochen. Letzteres geht indessen zu weit. Ferdinand August hat niemals vergessen, das er katholischer Bischof war, und wenn in ihm gelegentlich der Staatsmann über den Kirchenobern den Sieg behauptete, so darf man nicht übersehen, in welch schwieriger Stellung er sich befand, und in welcher Zeit er lebte. Ihm war die Aufgabe zu Theil geworden, für die innere und äußere Reorganisation der unter Französischer Herrschaft der völligen Auflösung anheimgegebenen Kölner Diöcese Sorge zu tragen, während die dabei unabläßig im Auge zu behaltenden Beziehungen zu der Preußischen Regierung, die als er das erzbischöfliche Amt übernahm, seit knapp zehn Jahren in der Rheinprovinz etablirt war, nach jeder Seite hin mit außerordentlicher Delicatesse behandelt sein wollten. Napoleon I. hatte den bischöflichen Sitz, der von Anbeginn in der Kölner Kathedrale sich befunden, nach Aachen verlegt und das Erzstift zerstückelt. Zwar bestand das Bisthum Aachen nur 20 Jahre (von 1801 — Französisches Concordat — bis 1821 — Bulle de salute animarum) und erlebte nur Einen Bischof, aber die Wiederherstellung des Kölner Sprengels war unter den damaligen Verhältnissen einer Neuschöpfung gleich zu achten. Graf Spiegel nahm sie energisch in die Hand und führte sie nach Möglichkeit zum Ziele. Zugleich war er bemüht, seiner eigenen Stellung nach Außen hin den erforderlichen Glanz zu verleihen, und wenn er in dieser Hinsicht mitunter mehr that, als nach der gegenwärtig herrschenden Auffassung von dem Amte eines Bischofs nothwendig erscheint, so muß man berücksichtigen, daß er sich in gewissem Sinne als Nachfolger der Kölner Kurfürsten betrachtete, deren Thron noch vor wenigen Jahrzehnten mit der großartigen Pracht eines der ersten und reichsten Fürsten in Deutschland umgeben war, und daß die damalige Generation an die Herrlichkeit jener kurfürstlichen Hofhaltung die lebhaftesten Erinnerungen bewahrte. —

Digitized by Google

Mit diesem Kirchenobern hatte Ritter Bunsen sich in Verbindung gesetzt, um ihn als Bundesgenossen zur Durchführung der Preußischen Kirchenpolitik zu verwenden. Graf Spiegel acceptirte die Rolle, die ihm regierungsseitig zuertheilt wurde; er folgte einer Einladung nach Berlin, und dort kam zwischen ihm und dem Preußischen Gesandten eine „Uebereinkunft über die Ausführung des päpstlichen Breve" zu Stande. Das Actenstück ist vom 19. Juni 1834 datirt. Der Kölner Erzbischof mag, wie die damals erschienene Preußische Staatsschrift behauptet, wirklich geglaubt haben, „seiner gewissenhaften Ueberzeugung nach, könne (hinsichtlich der gemischten Ehen) im Wesentlichen jetzt eine gemilderte Praxis durchgängig eingeführt werden"; doch war bei ihm eine Täuschung darüber, daß die „Uebereinkunft" die Vorschriften des Breve und namentlich die Bestimmungen der auf ausdrücklichen päpstlichen Befehl beigefügten Instruction in Bezug auf die wesentlichsten Punkte ins gerade Gegentheil verkehrte, absolut unmöglich. Zum Belege dafür genügt es, nur wenige Sätze aus der zur „Uebereinkunft" gehörigen Instruction an die General-Vicariate hervorzuheben. Gleich unter Nr. 1 heißt es: „Die Kirchendisciplin in Betreff der gemischten Ehen ist aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl der Kirche vom Apostolischen Stuhle so gemildert worden, daß die Allerhöchste Cabinets-Ordre von 1825 über diesen Gegenstand befolgt werden kann." Angesichts des Wortlautes des päpstlichen Schreibens klingt dies beinahe wie bewußte Unwahrheit. Weiter wird in der „Uebereinkunft" unter Nr. 2 gesagt: „Daher kann von Seiten der Pfarrgeistlichen nicht blos Alles vorgenommen oder zugelassen werden, was in dem Breve nicht ausdrücklich untersagt, oder als zu beachten bestimmt ist, angegeben worden, sondern die einzelnen Bestimmungen sind auch jedesmal mildernd zu erklären und anzuwenden." Zur Kennzeichnung des ganzen Spiegel'schen Systems ist dieser Satz ungemein charakteristisch. Man wundert sich daher auch nicht, daß Nr. 5 geradezu erklärt: „Diesemnach ist insbesondere von der Abnahme oder dem Abgeben des Versprechens rücksichtlich der Erziehung der Kinder in der Religion des einen oder anderen Ehetheiles abzusehen." — Graf Spiegel übernahm es, die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster persönlich für die „Uebereinkunft" zu gewinnen. Zu dem Zwecke besuchte er sie einzeln der Reihe nach und erlangte von ihnen, wie es scheint, ohne zu große Schwierigkeiten, die gewünschte Beitrittserklärung. Bereits im Juli traf er mit dem Preußischen Gesandten in Coblenz wieder zusammen, und händigte demselben die zustimmenden Antworten der genannten Bischöfe ein. Letztere erließen bald nachher gleichlautende — ebenfalls zwischen dem Kölner Erzbischof und dem Preußischen Gesandten zum Voraus vereinbarte — Hirtenbriefe an die Pfarrer der vier Diöcesen, um endlich das Breve vom 25. März 1830 zu deren Kenntniß zu bringen, und theilten ihren General-Vicariaten und bischöflichen Gerichten die auf das Sorgfältigste geheim zu haltende Instruction mit.

So schien denn die Preußische Regierung nach zehnjährigen Bemühungen und Verhandlungen ihr Ziel erreicht zu haben. Allein weder in Berlin noch in Rom war die Befriedigung über den zu Stande gekommenen modus vivendi von langer Dauer. Unter dem katholischen Volke in den neuen Provinzen, welches den Kölner Erzbischof schon längst mit wachsendem Mißtrauen betrachtete, hatte sich die Kunde

Digitized by Google

von der „Uebereinkunft" in Form dunkler und zum Theil arg entstellter Gerüchte verbreitet. Viele Pfarrer fanden sich in ihrem Gewissen beunruhigt, und bestürmten die General-Vicariate mit Anfragen sowol über die Lage der Sache, wie zur Erlangung endgültigen Bescheides in einzelnen Fällen. Am 2. August 1835 starb Graf Spiegel im Alter von siebzig Jahren. Sein Tod, den man in manchen Kreisen als eine Art von Gottesgericht aufzufassen nicht übel Lust zu haben schien, vermehrte die herrschende Aufregung. Welche Ansichten damals unter dem Volke verbreitet gewesen sein mögen, entnehmen wir aus dem Umstande, daß man sich heute noch von alten Leuten in Köln erzählen lassen kann, der Erzbischof sei auf dem Paradebett kohlschwarz gewesen, und trotzdem man ihm das Gesicht wiederholt weiß überstrichen, sei die Schwärze immer von Neuem zum Vorschein gekommen. Dabei habe die Leiche einen so abscheulichen Geruch verbreitet, daß man es ungeachtet der massenhaften Verwendung von edlem Räucherwerk und köstlichen Riechwässern in der Nähe derselben nicht habe aushalten können. Auch hieß es, als bald nachher der Münsterer Weihbischof, Clemens August Freiherr Droste zu Vischering an die Spitze der Erzdiöcese gestellt wurde, sein Vorgänger habe sich, voll bitterer Reue über seine Amtsverwaltung auf dem Todesbett, ihn von der Regierung zum Nachfolger ausgebeten, um nach Möglichkeit den der Kirche zugefügten schweren Schaden wieder gut zu machen. Wenn man derartigen Meinungen über den Grafen Spiegel Ausdruck giebt, dann erfordert im Uebrigen die Gerechtigkeit, darauf hinzuweisen, daß er sich da, wo es nach seiner Ueberzeugung auf die Erfüllung unabweisbarer bischöflicher Pflichten ankam, vor den schärfsten Kämpfen mit dem Preußischen Beamtenthum nicht gescheut hat. Sein energisches Eintreten zur Wahrung seiner Rechte, hinsichtlich der katholisch-theologischen Facultät zu Bonn und zur Sicherung der kirchlichen Unabhängigkeit des theologischen Convicts und des Priesterseminars haben dies ausreichend dargethan.

Zu Beginn des Jahres 1836 gelangten die ersten Verlautbarungen von der beregten „Uebereinkunft" nach Rom. Bald nachher erhielt die Curie auch eine Abschrift von der Instruction; sie wurde aber fälschlicher Weise als geheimer Erlaß des kürzlich verstorbenen Kölner Erzbischofs an die anderen Bischöfe in Rheinland und Westfalen bezeichnet, und außerdem war der Text der Abschrift an einigen Stellen nicht ganz genau. Das Römische Staats-Secretariat hielt die Mittheilungen für wichtig genug, um sie zum Gegenstande einer Note zu machen, die es unterm 15. März an den Preußischen Gesandten richtete. Letzterer erwiderte am 15. April und wies, indem er die Nebenumstände geflissentlich in den Vordergrund schob, die Beschwerden des Papstes, als jeder Spur von thatsächlicher Unterlage entbehrend, mit aller Entschiedenheit zurück. Man hat vielfach behauptet, Ritter von Bunsen habe in jener Erwiderung mit dreister Stirn die bewußte Unwahrheit behauptet. Das trifft nicht zu. Der Preußische Gesandte stellte nur ganz kategorisch in Abrede, daß ein geheimer Erlaß in dem von der Curie angeführten Wortlaut existire. Und das konnte er. Doch verrieth er auch nicht mit einer Silbe, daß, was die Curie einen geheimen Erlaß des Erzbischofs nenne, thatsächlich als geheime Instruction der vier Bischöfe an die betreffenden General-Vicariate vorhanden sei, und noch weniger

Digitized by Google

deutete er an, welche Rolle er und Graf Spiegel beim Zustandekommen des Actenstückes gespielt hatten. Also hatte Ritter von Bunsen nicht der Wahrheit Gewalt angethan, wol aber eine Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit bewiesen, die man vom diplomatischen Standpunkt aus als vollendet bezeichnen kann. Die Bunsen'sche Note schien indessen der Preußischen Regierung nicht ausreichend, um neuen Verwickelungen mit der Curie vorzubeugen. Deshalb steckte sich der Cultusminister von Altenstein hinter die Bischöfe selber. Auf sein Betreiben besuchte der Geheime Oberregierungsrath Schmedding, Referent für die katholischen Angelegenheiten, die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster und den Erzbischof von Köln, um dieselben in persönlicher Verhandlung zu veranlassen, den Papst in besonderen Schreiben zu beruhigen. Diesem Wunsche wurde entsprochen, und der Beauftragte des Ministers kehrte mit den bischöflichen Briefen nach Berlin zurück. Viel aufrichtiger als die Bunsen'sche Note sind dieselben, wie man leider einräumen muß, nicht gehalten. So sagt zum Beispiel der Bischof von Münster in seinem vom 15. September datirten Schreiben: „Was über eine Unterdrückung der Instruction des Cardinals Albani oder eine Verfälschung derselben oder Unterschiebung einer andern, als deren Urheber man den bereits verstorbenen Erzbischof von Köln, Ferdinand August, Grafen von Spiegel, nannte, ausgesprengt worden ist, gehört zu den Erfindungen müßiger oder doch keinen Glauben verdienender Leute.“ Aehnlich drückt sich der Paderborner Bischof in seinem Briefe vom 10. October aus, indem er zwar der formellen Wahrheit näher kommend, den in sachlicher Beziehung sehr kühnen Satz hinstellt: „Was endlich von einer Verfälschung der Instruction des Cardinals Albani in einigen Zeitungsblättern eingerückt war, ist durchaus unwahr und verdient gar keinen Glauben.“ — Bevor diese bischöflichen Schreiben jedoch auf dem ressortmäßigen Umwege in Rom anlangen und daselbst übergeben werden konnten, hatte der Papst durch private Beförderung einen anderen und zwar recht eigenartigen Brief erhalten. Der Trierer Bischof schrieb denselben von seinem Sterbelager aus und gleichsam mit dem Tode ringend. In wenigen Zeilen setzt er die ganze Intrigue auseinander. „Jene drei“, klagt er, „der König selbst, der Erzbischof und der Minister Bunsen brachten, ohne daß andere königliche Räthe oder Bischöfe hinzugezogen worden wären, die Sache zu Stande, so nämlich, daß dem Apostolischen Breve eine mildere Auslegung gegeben wurde, als recht war.“ Dann wird mitgetheilt, wie die Zustimmung der drei anderen Bischöfe „aus Liebe zum Frieden und durch Ueberredung gewonnen“ worden, und zum Schlusse ruft der Sterbende aus: „Jetzt aber, da ich von einer sehr schmerzlichen Krankheit ergriffen, in Lebensgefahr schwebe, und durch die göttliche Gnade erleuchtet, eingesehen habe, daß aus jenen Schritten für die katholische Kirche die schwersten Uebel entstehen werden, und daß die kanonischen Satzungen und die Grundsätze der katholischen Kirche durch dieselben verletzt sind, widerrufe ich, von Reue getrieben, freiwillig und aus eigner Bewegung, was ich in dieser höchst wichtigen Angelegenheit irrthümlich gethan habe.“ Der Brief trägt das Datum des 10. November 1836, welches zugleich den Todestag des damaligen Bischofs von Trier, Joseph von Hommer, bezeichnet. — Die Enthüllung riß das ganze diplomatische Truggewebe in Fetzen, und jetzt wurde die Krisis schärfer und bedenklicher, als sie vordem jemals gewesen war.

Digitized by Google

Die Preußische Regierung schien von den bevorstehenden Verwickelungen keine Ahnung zu haben; sie hielt den Streit um die gemischten Ehen, in Folge ihres superfeinen Vorgehens nunmehr für erledigt, und ließ der Curie diese ihre Auffassung in kategorischer Form kund und zu wissen thun. Unterm 15. Januar 1837 übersandte der Preußische Geschäftsträger dem Cardinal-Staatssecretär die vier, vom Geheimen Oberregierungs-Rath Schmedding eingeholten bischöflichen Schreiben. In der begleitenden Note bedient sich Ritter von Bunsen einer äußerst zuversichtlichen Sprache: „Seine Majestät befehlen dem Unterzeichneten bestimmt, förmlich und unwiderruflich zu erklären, daß Sie, Gott allein verantwortlich für die Ruhe Ihrer Monarchie und für die Erhaltung der bestehenden Rechte, niemals darein willigen könnten, daß die Angelegenheit der gemischten Ehen der Gegenstand neuer Erörterungen zwischen Ihrer Regierung und dem heiligen Stuhle bilden könne." Indessen der Curie gegenüber sind solche Erklärungen viel leichter abgegeben, als aufrecht erhalten, zumal wenn der andere Theil, wie im vorliegenden Falle, die ärgsten Blößen darbietet. Das erfuhr auch die Preußische Regierung. Bereits unterm 3. Februar gingen ihrem Vertreter auf Befehl des Papstes Abschriften des vom Trierer Bischof am Tage seines Todes verfaßten Widerrufs und der auf Veranlassung des Grafen Spiegel ausgearbeiteten geheimen Instruction zu, mit dem Ersuchen, die beiden Actenstücke dem König unmittelbar vorzulegen. Zugleich ließ der Papst die Mittheilung machen, daß, wenn der König auf Grund der mit den Bischöfen getroffenen „Uebereinkunft" die Sache für endgültig geregelt halte, Seine Heiligkeit zu dieser Regelung, die dem Breve Pius VIII. zuwiderlaufe, niemals die Zustimmung ertheilen werde. Die Preußische Regierung war somit ein zweites Mal auf den Punkt zurückgedrängt, von dem sie ausgegangen. Dieses Resultat zwölfjähriger, unter Anwendung aller diplomatischen Finessen geführten Verhandlungen war in der That wenig verlockend, zumal sich die Regierung nicht allein der Curie, sondern auch dem Episcopat gegenüber um ihre sämmtlichen, so mühsam errungenen Vortheile gebracht sah. Trotzdem wurden staatlicherseits neue Unterhandlungen angeknüpft, und als die Regierung endlich zu gewaltsamen Maßregeln griff, hielt sie sich von der absoluten Unmöglichkeit, auf einem andern Wege zum erstrebten Ziele zu gelangen, vollends überzeugt. Daß sie indessen durch Anwendung von Gewalt erst recht nichts erreichte, lag damals, wie heute in der Natur der Sache.

Erzbischof Clemens August, Freiher Droste zu Vischering, hatte sein Amt übernommen, ohne die zwischen dem König und dem Grafen Spiegel vereinbarte Ausführung des päpstlichen Breve's vom 25. März 1830 näher zu kennen. Dies haben auch protestantische Schriftsteller auf Grund des authentischen Materials nachgewiesen. Nachdem er von dem wahren Sachverhalt vollständig unterrichtet war, erklärte er sich nur in soweit an jene „Uebereinkunft" halten zu können, als dieselbe nicht mit den Vorschriften des heiligen Stuhles in Widerspruch stehe. Dabei blieb er. Die Versuche der Staatsregierung, ihn durch Vermittelung des Düsseldorfer Regierungspräsidenten, Grafen zu Stolberg zu einer entgegenkommenden Haltung zu bewegen, hatten keinen Erfolg. Dasselbe war der Fall, als sich Ritter von Bunsen, der auf Befehl des Königs den Conferenzen beiwohnte, nochmals in seinen diplomatischen

Digitized by Google

Künsten versuchte. Clemens August war nämlich in Sachen der Diplomatie das gerade Gegentheil des Grafen Spiegel. Er besaß einen festen, unbeugsamen Charakter und liebte im Verkehr mit den Behörden eine gewisse Derbheit der Form. Der Ausgang der Düsseldorfer Conferenzen liefert für beides den Beweis. Ritter von Bunsen hatte über dieselben ein Protokoll angefertigt, welches den in Anbetracht der Umstände höchst auffallenden Satz enthält, daß die geheime Instruction an die Generalvicariate unbedingte Geltung habe, was auch der Absicht des Breve's entspreche, und daß die Zulässigkeit der activen Trauung nicht von dem formellen Versprechen der katholischen Kindererziehung abhängen solle. Wahrscheinlich hat Bunsen bei Abfassung dieses Protokolls seine eigenen Wünsche für die Ergebnisse der Conferenzen gehalten. Als er das Schriftstück dem Erzbischofe zum Unterzeichnen zusandte, erhielt er es nach wenigen Stunden mit einem Briefe von Clemens August zurück, aus dem wir Folgendes hervorheben: „Den procès verbal gehorsamst zurücksendend, nehme ich mir die Freiheit zu bemerken, daß ich vollkommen den Zweck desselben erkenne und achte, auf diese Weise aber die Sache mir zu umständlich wird. . . Wo die Instruction nicht in Einklang zu bringen ist mit dem Breve, da richte ich mich nach dem Breve. Wird solches hinreichend befunden, so erkläre ich mich mit der zurückkommenden Einlage einstimmig; widrigen Falls muß ich gehorsamst ersuchen, keine andere schriftliche oder mündliche Besprechungen über diesen Punkt mehr stattfinden zu lassen, denn ich kann und darf von der oben angeführten Form nicht abgehen; ich will mich nicht in den Fall setzen, in welchem einer meiner confratres eben in Beziehung auf diesen Gegenstand gekommen ist, nehmlich auf dem Todtenbette widerrufen zu müssen, was ich im Leben gethan." Dieses Schreiben ist datirt „Köln, am 18. September 1837", und von weiteren Verhandlungen hat man seit jenem Tage nichts mehr gehört.

Zwischenzeitlich hatte die Verstimmung der Regierung gegen den Kölner Erzbischof noch aus einem andern Grunde eine Steigerung erfahren; sie vermerkte sein entschiedenes Auftreten gegen die damals auf den Lehrstühlen der Bonner theologischen Facultät und in den Reihen des Klerus lebhaft gegen die kirchliche Autorität agitirenden Hermesianer höchst unliebsam, und nahm die Letzteren nach Möglichkeit auf eine ähnliche Weise in Schutz, wie sie in unseren Tagen die sogenannten Altkatholiken protegirt. Dabei verfolgte sie jedoch keinen andern Zweck, als den, Bundesgenossen im Lager des Gegners zu gewinnen. An sich waren ihr die Hermesianer ebenso gleichgültig, wie gegenwärtig Herr Reinkens mit seiner täglich immer mehr zusammenschmelzenden Heerde. Als es zum endlichen gewaltsamen Bruche zwischen Regierung und Erzbischof kam, waren die Hermesianischen Streitigkeiten, so geflissentlich auch manchmal das Gegentheil behauptet worden ist, daran ziemlich unschuldig.

Es liegt nicht in unserer Absicht, allen Phasen des damaligen „Kulturkampfes" bis ins Detail zu folgen. Für unsern Zweck genügt es, darzuthun, daß der Kernpunkt des Conflicts, damals wie heute, in dem Bestreben des Staates zu finden ist, seine Politik bezüglich der katholischen Kirche durchzusetzen. Zugleich aber haben wir uns bemüht, die wesentlich verschiedene Art des Vorgehens unter dem absoluten

Digitized by Google

Regiment und unter der Herrschaft des Constitutionalismus deutlich zu machen. Den Vergleich ausdrücklich anzustellen, halten wir deshalb für überflüssig, weil die maigesetzliche Manier, die Kirche unter die Omnipotenz des Staates zu beugen, Jedermann vor Augen steht. Unsere bisherigen Auseinandersetzungen haben gezeigt, daß die Preußische Regierung in den zwanziger und dreißiger Jahren zwar das zu erreichende Ziel mit zäher Consequenz anstrebte, dagegen hinsichtlich der formellen Behandlung der Sache mit möglichster Schonung und nach sorgfältigster Erwägung aller Schritte zu Werke ging. Dieselben Rücksichten legte sie auch später an den Tag, nachdem die Katastrophe durch Wegführung des Kölner Erzbischofs nach der Festung Minden eingetreten war, und der Conflict in Folge des zwei Jahre später gegen den Erzbischof von Posen beobachteten Verfahrens den Höhepunkt erreichte. In keinem Stadium des Streites haben die damaligen Staatsbehörden eine so bittere und verletzende Sprache gegen Katholiken und deren Kirche geführt, wie Exminister Falk sie sich in seinen Erlassen und Kammerreden erlaubte. Außerdem hat die Regierung Friedrich Wilhelms III. es sich stets auf das Peinlichste angelegen sein lassen, jede Störung in der Befriedigung der religiösen Bedürfnisse nach Möglichkeit zu vermeiden. Als der Erzbischof von Posen in der Festung Colberg internirt war und dem König zu Ohren kam, daß in Folge dessen die heiligen Oele während der Charwoche für die Diöcese nicht geweiht werden könnten, ließ er nach vorheriger Anfrage bei dem Erzbischof daselbst ein geräumiges Oratorium herrichten, und die zur Assistenz bei der Weihe erforderlichen Priester frei dorthin befördern. Mit dieser Handlungsweise vergleiche man die unzähligen Verurtheilungen zu hohen Geldbußen und langwierigen Gefängnißstrafen, welche ausschließlich wegen gottesdienstlicher Verrichtungen über pflichteifrige Priester auf Grund der Maigesetze verhängt wurden, und trotz des „Juligesetzes" noch fortwährend verhängt werden. Nicht minder war die persönliche Behandlung, welche die gefangenen Erzbischöfe erfuhren, eine himmelweit verschiedene von derjenigen, die den Bischöfen und Priestern in der Aera Falk zu Theil wurde. Erzbischof Martin von Dunin hatte in Colberg eine der besten Wohnungen am Markt inne, und dem Erzbischof Droste zu Vischering wurde, nachdem er in Minden beim Commandanten abgestiegen, eine Liste von zu beziehenden Privatwohnungen vorgelegt, aus denen er sich die ihm am meisten zusagende auswählen durfte. Am 22. April 1839 wurde Clemens August durch Cabinetsbefehl aus der Festungshaft nach seinem Stammgute Darfeld entlassen.

Es bedarf wol keiner besondern Versicherung, daß wir weder den damaligen, noch den heutigen „Kulturkampf" in irgend einer Weise billigen oder vertheidigen. Wenn wir indessen die relativ äußern „Vorzüge" des erstern zu beleuchten uns bemühen, so leitet uns dabei zunächst die Absicht, die Katholiken auf diejenige Stelle hinzuweisen, an welcher sie wenigstens in Rücksicht ihrer immer unerträglicher werdenden kirchlichen Bedrängniß zu allererst geneigtes Gehör und thunlichste Abhilfe zu erwarten haben. Dann möchten wir auch, indem wir zum Verständniß der leitenden Ideen im „Kulturkampf" beizutragen suchen, zu dessen gründlicher Beseitigung mitwirken. Der „Kulturkampf" ist, um es nochmals zu sagen, weder heidnisch noch Neronisch, sondern einfach protestantisch und Preußisch. In seiner

gegenwärtigen Gestalt erscheint er als der erneute Versuch, nach den Erfolgen von 1866 und 1870 der staatlichen Gewalt in Preußen, auch der Kirche gegenüber, diejenige Stellung wieder zu verschaffen, die sie bereits nach der Absicht der ersten Begründer der Preußischen Monarchie einnehmen sollte. Was über diesen Versuch hinaus, zum Sturze des Christenthums und der geoffenbarten Religion überhaupt, unter „reichsfreundlichem" Deckmantel sonst noch unternommen wurde, ist auf die Rechnung radicaler Geister zu setzen, die sich dem Staate scheinbar als Bundesgenossen anboten, und von denen er sich im ersten Uebereifer eine willkommene Unterstützung zur Erschütterung des festen hierarchischen Gefüges der katholischen Kirche versprach. Dabei wurde allerdings übersehen, daß jene Beförderer des Umsturzes ihre Minirarbeit zum ärgsten Nachtheil von Staat und Kirche später auf eigene Faust fortsetzen würden. Auch jetzt noch darf man annehmen, daß die Preußische Regierung selbst im heißesten Gewoge des „Kulturkampfes" an demselben Gedanken festgehalten hat, dem Kaiser Wilhelm in den Worten Ausdruck gab: „Ich will, daß dem Volk die Religion erhalten bleibe!" Das katholische Volk, sowol in Schlesien und Posen, wie am Rhein und in Westfalen hat auch das Interesse des Staates an der Religion im Allgemeinen nicht bezweifelt, aber gewisse Maßregeln der Regierung von jeher mit der Bemerkung begleitet: „Man will uns protestantisch machen." Zur Widerlegung dieser Absicht, falls eine Widerlegung irgendwo nöthig sein sollte, genügt es auf die unbestreitbare Thatsache zu verweisen, daß der Katholicismus auf Preußischem Gebiet, weit entfernt davon, seinem Untergange näher gebracht zu werden, sich vielmehr in der kräftigsten Weise entfaltet hat, und zu einer solchen Fülle innerlichen Lebens gediehen ist, daß man Aehnliches in sogenannten katholischen Ländern, wie Bayern, Oesterreich, Frankreich, Italien u. s. w. vergeblich suchen dürfte. Was indessen die katholische Kirche in Preußen, hinsichtlich ihrer äußern Erscheinung und der Besonderheit ihrer Stellung, als Theil eines großen, die Welt umfassenden Organismus angeht, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Träger der Regierungsgewalt seit den Tagen des Großen Kurfürsten unablässig daran gearbeitet haben, sie innerhalb der Grenzen des Staates in dieselbe Abhängigkeit und wo möglich unter dieselbe Schablone zu bringen, in welcher sich die evangelische Landeskirche nach Maßgabe ihrer Verfassung und in Folge des obersten bischöflichen Amtes des Landesherrn von selbst befindet. Naturgemäß geht hiermit die möglichste Begünstigung des Protestantismus und der Protestanten Hand in Hand, und denselben Motiven entspringt die notorisch vorhandene Abneigung gegen die Zulassung streng kirchlich gesinnter Katholiken zu höhern und einflußreichen Staatsämtern. Politischen Einfluß sollen die Katholiken in Preußen nicht gewinnen! Nun, der „Kulturkampf" hat ihnen denselben, ganz wider Willen und zum größten Entsetzen Aller verschafft, welche die Preußisch-protestantische Politik mit Hilfe des „Kulturkampfes" noch zu steigern gedachten. Verstehen die Katholiken es nicht, den gewonnenen politischen Einfluß in ihrem Interesse, welches für sie aber gleichbedeutend mit dem wahren Interesse des Preußischen Staates sein muß, zu verwerthen, dann haben sie in Zukunft kein Recht mehr Klage zu führen, daß man sie als „Preußen zweiter Classe" behandle.

Digitized by Google

Die Petition gegen Israel.

„Von allen Seiten ist die ‚Judenfrage' betrachtet worden — noch nicht eingehend vom Standtpunkte des evangelisch-christlichen Glaubens. Und doch kann nur von diesem Gesichtspunkt aus die ‚Judenfrage' recht beantwortet werden. Denn die Stellung des Volkes Israel zu Cristus und dem Evangelium hat über seine Stellung auf Erden von alter Zeit her entschieden. Die Judenfrage ist deshalb in erster Linie eine religiöse Frage, und fordert vor Allem aus lebendiger Erkenntniß Gottes und seiner Wege eine religiöse Lösung." — — Mit diesen Worten führt sich ein kürzlich erschienenes, bereits zum zweiten Mal aufgelegtes Schriftchen ein: „Die Judenfrage. Eine Frage an das Deutsche Volk und die Deutschen Juden." Von Gottlieb August Schüler. (Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.) Der Verfasser ist, wie wir hören, ein höherer evangelischer Geistlicher, und jene Einleitungs-Sätze kennzeichnen genügend den Geist und die Tendenz der Brochüre. Allerdings sind in neuerer Zeit Dutzende von Schriften über die Judenfrage, gegen und für die Juden erschienen, aber die Judenfrage ist deshalb noch nicht entfernt „von allen Seiten betrachtet worden", vielmehr zeigen die judenfeindlichen wie die judenfreundlichen Brochüren fast alle einen polemischen phrasenhaften Charakter, setzen sich aus Declamationen, allgemeinen Behauptungen und anekdotischem Beiwerk zusammen. Es fehlt noch ganz und gar an einer gründlichen Behandlung der Judenfrage; das verstreuete und zum großen Theil versteckte Material über die Verbreitung und Besitzverhältnisse der Juden in Deutschland, über ihre Betheiligung in Handel und Wandel, Industrie, Handwerk und Landwirthschaft, Kunst und Literatur, Presse und Vereinsleben, über ihr Eindringen in den Verwaltungs-, Justiz- und Gemeindedienst muß erst ausgegraben, gesammelt und gesichtet werden. In dieser Hinsicht liefern alle bisher erschienenen Juden-Brochüren nur geringe Ausbeute, zumal jede neue ihre Vorgängerinnen mehr oder weniger auszuschreiben pflegt, ohne an Thatsachen und Gedanken sonderlich Eigenes zu bringen. Weil die Sache auf der Tagesordnung steht, schreiben die unberufensten Leute darauf los, aber selbstverständlich schaden sie mehr als sie nützen, gleichviel, ob sie gegen oder für die Juden eifern.

Die obengenannte Brochüre ist vom Standtpunkt des frommen Theologen gehalten, der außer dem Bibelwort nichts Anderes gelten lassen, und die Judenfrage nur aus diesem heraus erklären und lösen will. Ihm „ist es klar, daß alle, welche nicht unerschütterlich in diesem (evangelisch-christlichen) Glauben stehen, die vorliegende Schrift verwerfen müssen". Uns dagegen und, wie wir meinen, auch vielen Tau-

Digitized by Google

senden anderer Christen und Eingebornen, ist es klar, daß die Betonung der Judenfrage als einer religiösen ebenso schief wie unheilvoll ist, weil gerade sie Wasser auf die Mühle der Juden trägt. Gerade die Juden sind bemüht, die Judenfrage als eine blos religiöse hinzustellen, jammern deshalb über „confessionelle Hetzereien", die sie angeblich erleiden müssen, und rufen dagegen den Schutz der Behörden, die Sympathien der „Aufgeklärten" und „Freidenker" an. Wenn alle Juden sich heute taufen ließen, so bestände die Judenfrage in voller Schärfe nach wie vor, denn der getaufte Israelit unterscheidet sich im Fühlen, Denken, Wollen und Handeln so gut wie in Nichts vom orthodoxen Juden, und selbst seine Enkel und Urenkel verrathen in körperlicher wie in geistiger Hinsicht noch ihre Abstammung, und sehen im Juden ihren Stammesgenossen. Nein, die Judenfrage ist eine durchaus sociale und nationale Frage, ist, wie der getaufte Jude Disraeli voll Stolz erklärt, eine Racenfrage. Trotzdem begreifen wir, daß der evangelische wie der katholische Geistliche die Judenfrage im religiösen Sinne gelöst haben will, ja, daß er sie anders kaum auffassen darf, und daher in dem zu seiner Kirche übertretenden Juden den vollberechtigten Glaubensbruder anerkennt. Aber man höre einmal herum, ob den Hofprediger Stöcker, der angeblich „Judenhatz" treibt, die getauften Juden und die Judensprossen nicht ebenso hassen und schmähen, wie die orthodoxen und die Reform-Juden. Sie alle fühlen sich als Stammesgenossen und wissen sehr wohl, daß es ihre sociale Uebermacht ist, welche die ausgesogenen und immer weiter zurückgedrängten Eingebornen gegen sie in die Schranken ruft.

Obgleich wir nun die Tendenz der genannten Schrift als eine verfehlte bezeichnen müssen, so enthält sie doch viel des Wahren und Beherzigenswerthen und verdient das Interesse weiter Kreise. „Hat das Deutsche Volk seine Aufgabe an Israel erfüllt?" fragt der Verfasser. „Ist es geworden, was es sein sollte, Christusträger? Mit nichten! Als Volk hat es die Offenbarung in Christo heute verworfen, so daß man, unter Thränen sei es gesagt, in Deutschland vom Christenthum als Volks-Religion jetzt nicht sprechen kann, deshalb auch von wahrer geistiger und nationaler Einheit und Gesundheit nicht." — „Wenn aber so alle Gemeinschaften eines Volkes, seine Geisteserzeugnisse, seine Begriffe und Ueberzeugungen, seine Sitten und Gewohnheiten, Staat, Kirche, Ehe, Familie, Schulen, Gesellschaft, Presse, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Handel, Wandel, bürgerliches, politisches Leben nach Innen und nach Außen, Kindererziehung, Jugend, Sitten, Charakter, Recht — von antichristlichem Geiste durchdrungen sind; wenn auf all' diesen Gebieten christliches Leben und Zeugniß nur unter höchstem Widerspruch an die Bildfläche herauf sich wagt, oder was noch gefährlicher ist, anfängt, als eine überwundene Thorheit überall todtgeschwiegen zu werden; wenn für christliches Zeugniß sich darum kaum ein Buchhändler noch findet, weil er fürchtet, kein Geschäft zu machen, so daß also christliches Zeugniß todt ist in Deutschland, während das Gegentheil in tausend Stimmen lebt: so ist ein solches Volk kein Träger der Offenbarung in Christo mehr!" — „Denn erst nach dem Abfall des Deutschen Volkes von Christo hat das Jüdische Volk Einfluß auf den Geist des Deutschen Volkes erhalten." — Diese Anklage mag nicht unbegründet sein, aber der Verfasser verfällt in arge Ueber-

Digitized by Google

treibung, wenn er das Deutsche Volk beschuldigt, die „armen Juden“ seit Jahrhunderten in unerhörter Weise mißhandelt, dem „Gaste Israel“ „tausend und aber tausend Mal mehr geschadet“ zu haben als dieser ihm, wenn er die Vergehen Israels nur als „Folgen und Rückschläge“ der „eigenen Verbrechen“ erklärt. Sind die Juden in Frankreich, England und selbst im „freien“ Nordamerika, wo sie nie „verfolgt“ und nie „mißhandelt“ worden, denn anders als in Deutschland, sind sie nicht auf der ganzen Welt dieselben? Man glaubt eine Stimme aus Israel zu hören, wenn der Verfasser schreibt: „Mit Unrecht beschuldigt deshalb das Deutsche Volk die Juden, daß dieselben sein Verderben seien in der Presse, im Wucher, in den Parlamenten, in den Regierungskreisen, im Handel und Wandel, im Besitze, im Rauben seines Eigenthums, im Herrschen über das eigene Land. Es ist diese Beschuldigung ebenso lächerlich als niedrig, als feig, als schamlos! Denn die Deutschen sind ja die Masse, die Stärkeren, die Herren, die Besitzer des Landes, und haben nicht weniger geistige Anlagen als die Juden.“ Sehr richtig! Aber der Verfasser schlägt sich selber, indem er unmittelbar darauf erklärt, weshalb die Eingebornen der Jüdischen Ausbeutung verfallen, mit dem „Gaste“ nicht concurriren können: „Namentlich nicht in der Intelligenz ist der heutige Jude dem Deutschen überlegen, sondern vielfach nur in der Gewissenlosigkeit, welche dem berechnenden kalten Verstand keinerlei Schranken mehr zieht, und keinerlei Halt mehr gebietet im Jagen nach dem Einen heiligen Ziele, der Herrschaft und dem Besitz des Mammons; während des Deutschen geistige Thätigkeit noch immer gehalten wird durch eine gewisse Gewohnheit des Gewissens, der Sitte u. s. w.“ — Nicht unrichtig ist dagegen wieder folgende Ausführung: „Die paar (?) Jüdischen Gäste wären wahrlich nicht mächtig über die Masse der Deutschen, wenn die Letzten nicht in ihrer Völlerei, Feigheit, Verschwendung, Leichtfertigkeit, Bauchdienerei, Mammonssucht, Charakterlosigkeit, kurz in allen Folgen der Gottlosigkeit ihnen die Macht selbst in die Hand drücken. Sie selbst setzen sich ihre Herren in den Juden, deren Herren sie sein sollten in Christo. Erst eigene antichristliche Wissenschaft macht Jüdische Mitarbeit hier möglich und heute 70 Jüdische Professoren, die diese Wissenschaft eben für die Deutscheste erklären, und deren stolze Namen für viel höher, als den Namen Christus! Sie selbst zeugen die Spötter und Verächter ihres Glaubens. Sie selbst liefern ihr Eigenthum, ihren Besitz, ihr Land, ihre schönsten Häuser an dieses Volk aus, das in ihrem Lande nur Gastrecht haben sollte um Christi willen. Sie selbst begeben sich unter die Macht seines Kapitals. Sie selbst müssen deshalb in vielen ihren Gliedern brod- und wohnungslos sein, Adel, Bürger und Bauer bankerott machen, sich in tausendfältiger Weise ausbeuten lassen und der Verarmung anheimfallen; während die Glieder jenes Volkes heute in herrlichen Palästen und in Ueberfluß prassen.“ — „Im gesellschaftlichen Leben treten die Juden in die ersten Kreise heute ein, und die Fürsten unseres Volkes verschmähen es nicht, bei ihren Festen zu erscheinen, sogar in der heiligen Passionszeit ihres Erlösers. In Regierungskreisen spielen sie die erste Rolle. In den Versammlungen des Volkes führen sie das große Wort. In der Presse sind die Schüler die Lehrer geworden, ihre Blätter werden am begierigsten gelesen. In die Schulen treten sie als Erzieher ein und greifen damit in das innerste Familien-

Digitized by Google

leben. In die Ehen und Familien ist ihnen der Zugang durch Heirath selbst geöffnet, ja der modern gebildete Deutsche betrachtet es als Kennzeichen seiner Bildung, jede Trennung mit dem Juden aufzuheben, und ihn in jeder Beziehung für gleichberechtigt mit sich — wenigstens zu erklären. Das heißt, er giebt seine Nation, sein Vaterland dem Kosmopolitismus, der Vaterlandslosigkeit des Reformjuden Preis, eines Menschen, der alle Heiligthümer und Gesetze seiner Väter weggeworfen hat, aber zu dünkelhaft ist, um Deutsch oder christlich zu werden." — „Greifst Du die Religion des modernen Juden an, so treten die modernen Deutschen sofort für sie ein; greifst Du das Anti-Christenthum des modernen Deutschen an, so treten die modernen Juden als Mitkämpfer auf den Kampfplatz." — —

Die Hauptsache aber ist, daß der geistliche Verfasser aus biblischen Gründen zu denselben Schlußfolgerungen kommt, welche heute auch Tausende von Laien und Weltkindern ziehen, welche im Deutschen Volke mehr und mehr zum Bewußtsein gelangen. Der Verfasser schreibt nämlich: „Die Juden-Emancipation ist von diesem Gesichtspunkt aus zu verwerfen. Schon, daß sie beginnt im Jahre 1848, der Revolution gegen alle Grundrechte, beweist, daß sie nicht in der christlichen Freiheit und im Geiste des Christenthums wurzelt. Gleichberechtigung haben die Juden nach dem Willen Gottes nicht zu erhalten unter den Völkern, wo sie Gastrecht haben, sondern Duldung — Duldung und Schutz um Christi Willen, also in Christo, deshalb tiefe herzliche Duldung! Aber Herren, Mitregenten sollen sie nirgend sein in ihrer Zerstreuung. Ist der Staat ein christlicher, wie können sie in seinen Angelegenheiten mitsprechen — in seinen Schul-, bürgerlichen, Ehe-, Familien-Gesetzen u. s. w.? Ja, da die Kirche Staatskirche ist, so sprechen sie thatsächlich in den kirchlichen und christlichen Dingen des Staates mit. So lange also die Kirche mit dem Staate verbunden ist, kann ein Nichtchrist niemals gleiche Staatsrechte mit den christlichen Bürgern haben. Geschieht dies doch, so beweist es den völligen Tod jener Staatskirche, und daß die regierenden Kreise sie als todt behandeln." — „Alle Aemter des Volkes können insbesondere nur in Händen der Herren des Landes sein, nicht in der Hand von Fremdlingen — ist das nicht mehr wie recht und billig? Und eben von Recht und Billigkeit redet man ja immer! Soll das Volk in einem Juden der Obrigkeit seines Gottes gehorchen, der seinen Tisch unrein achtet, seine Religion für Gotteslästerung hält, und seinen Heiland einen Betrüger nennt? Soll ein Jude sein Rath, sein Richter, sein Regent sein, der über ein Jahrtausend als Gast an seinem Volkstisch saß, ohne einen Tropfen seines Blutes anzunehmen?" —

Der Verfasser fühlt sich zu einem Warnungsruf verpflichtet, den auch schon vor ihm Andere, und zwar im eigensten Interesse Israels, haben vernehmen lassen. Er sagt: „Die Juden-Emancipation von 1848 ist die Folge einer Fleischeslehre ohne Religiosität und ohne Patriotismus. Sie bezeichnet eine Etappe, einen Riesenschritt auf dem Abwege des Deutschen Volkes zum Heidenthum. Aber auch einen Riesenschritt zur neuen Verfolgung der Juden, die schrecklicher sein wird als jede frühere, weil der Geist christlicher Liebe geringer geworden ist." — „So wird denn auch die Gemeinschaft zwischen Deutschen und Jüdischen Antichristen schon jetzt als

Digitized by Google

ein großer Hader offenbar.“*) — Wenn sie als Streit erum die Herrschaft und den Besitz ungehemmt und allein sich gegenüberstehen, dann wird der Deutsche völlig verwuchert und als Sklave des Juden am Boden liegen! Ob wir wol noch weit bis dahin haben? Dann aber wird auch der verlotterte Sklave seine schmählichen Ketten brechen, durch unerträgliche Noth getrieben, endlich aus seiner feigen Trägheit und stumpfen Trunkenheit sich aufraffend, und das „Hepp, hepp!“ und „Alle Schlag ein Jud kaput!“ wird durch die Gassen tönen.“ — —

Als Anhang giebt das Schriftchen ein hochbedeutsames Document: „Die Judenfrage. Offenes Sendschreiben an das Deutsche Parlament. Clausthal 1848“ — das uns wie eine echte und wahrhaftige Prophezeiung anmuthet. Es heißt darin:

„Oeffnet den Juden die Goldgruben, die glänzenden Titel und Uniformen unserer Staatsämter, und ihre Söhne werden bald unsere hohen Schulen und Akademien überschwemmen. Sie werden sehr fleißig sein, denn Studiren kostet Geld; sie werden sich bei Lehrern und Professoren beliebt zu machen wissen, denn das haben sie umsonst; sie werden gute Examina machen, denn sie verstehen sich darauf, ihre Waare an den Mann zu bringen; sie werden glänzende Empfehlungen produciren, denn ihrem Vater, dem reichen Banquier, erweiset man gern eine kleine Aufmerksamkeit . . . Wer will später ihrem Uebergewicht in den öffentlichen Stellen in den Weg treten? Niemand! Und wenn jemals, so wird der Deutsche Michel sich hinter den Ohren kratzen und sagen: Das hätte ich nicht gedacht . . . Ein unsichtbares Netz ist über die ganze Erde ausgespannt, beherrscht all' unsere Bewegungen, hemmt jede Anstrengung, umstrickt Fürsten und Völker, und wir gehen damit um, Diejenigen zu emancipiren, in deren Händen die Fäden dieses Netzes ruhen! Wir meinen, es seien die edlen Impulse der Freiheit, der Begeisterung für Menschenrechte, Toleranz, Fortschritt, Aufklärung, was uns in Bewegung setze: — Du lieber Gott, seht ihr denn nicht den Juden dort und sein schlaues Lächeln und das Spielen mit den goldberingten Fingern? . . . Er zieht an den Fäden des Netzes, und 100 Zeitungen schreiben und 100,000 Kehlen schreien: „Emancipation! Emancipation!“ „Liberté! Egalité! Fraternité!“ „Evviva la liberta del culto!“ „Rothschild for ever!“ . . . An der Uebermacht des Capitals geht Europa zu Grunde, daher nehmen die Communisten ihre Waffen und drohen den künstlichen Zustand umzuwerfen . . . Ihr Volksvertreter wollt den arbeitenden Klassen aufhelfen? So schützt sie vor allen Dingen gegen die Wucht des Kapitals und gegen Diejenigen, welche am unverschämtesten mit dem Schweiße der Arbeit Schacher treiben en gros und en détail: Aber statt dessen sollen sie von jetzt an unsere Finanzminister werden**), damit sie Alles verpfänden und die fortwährend steigenden Zinsen, die bis in's Unendliche wachsende Judensteuer durch immer neue Anleihen decken. . . . Sehet hinüber nach Frankreich. Louis Philipp haben sie vertrieben, Rothschild haben sie behalten, ja seinen Advocaten, den Juden Cremieux, haben sie zuerst zum Mitglied der Provisorischen Regierung, jetzt zum Justizminster gemacht. . . . Ich bin kein Feind der Juden, im Gegentheil als ihr Freund und Anwalt rede ich. Druck wirkt Gegendruck, Schlag macht Rückschlag; ich will den Druck nicht, insoweit rede ich für meine Deutschen Brüder, aber ich will auch den Gegendruck nicht, und darin führe ich die Sache der Juden. . . Schon jetzt hat der Unwille über den Reichthum, Einfluß und bequemen Erwerb der Juden neben der blutsauren Arbeit unserer Tagelöhner und Handwerker hie und da zu offenen Gewalt-

*) Siehe Bennigsen und Lasker, Eugen Richter und Ludwig Löwe.

**) Siehe Ellstätter in Baden.

Digitized by Google

thätigkeiten geführt, und nun wollt Ihr Volksvertreter diesen Unwillen mit doctrinärem Muthwillen reizen? — Während das Volk die Zähne zusammenbeißt über die klettenweise zusammen gepichten Trödler und Geldwechsler, deren es sich nicht erwehren kann, denen es den Zehnten geben muß von Allem, was es hat, ja denen es seine hohen Steuern bezahlt — denn dahin ist es schon gekommen, daß ein großer Theil unserer Steuern nichts ist als Zinsen auf Jüdische Kapitalien, die sie bei uns erwuchert haben — Hannover allein zahlt eine Million in den Judensäckel — während das Volk darüber mit den Zähnen knirscht, wolltet Ihr von Frankfurt zurückkommen mit der Kunde: was die Juden voraus haben, das haben wir ihnen gelassen, und was ihr bis dahin voraus hattet, das haben wir ihnen geschenkt? Ist das die Weise, in der man jetzt den Unwillen des Volks beschwichtigt? Gegen den Adel empört es sich, und dem nimmt man Vorrechte gegen die Juden empört es sich, und denen giebt man? Heißt das, mit gleicher Wage theilen? Könnt Ihr im Ernst meinen, daß das ohne die bittersten Folgen bleiben werde? Und wer muß denn zunächst dafür büßen? Sind's nicht gerade die Schooßkinder selbst? ... Die Juden haben Ansprüche und Rechte, und die sollen ihnen werden, aber nur auf Schutz und Duldung. Einem Fremden gewähre ich Obdach in meinem Hause, aber gleiches Recht mit mir und meinen Kindern kann er nicht in Anspruch nehmen ... Der freisinnigste und aufgeklärteste Deutsche Kaiser Friedrich II. decretirte: Von den Pflichten der Obrigkeit (Verwaltung) nehmen wir die Juden aus, damit nicht unter dem Vorwande der Obrigkeit — sie die Christen unterdrücken. Der Engländer Thomas Arnold schreibt: Die Juden in England sind Fremde, so wenig befugt, an unserer Gesetzgebung Theil zu nehmen, als ein Miethsmann an den Vorkehrungen, die der Eigenthümer des Hauses darin trifft, denn England ist das Land der Engländer, nicht der Juden! ... Bürgerliche Gleichstellung ist für Israel eine Verlockung, für Deutschland eine Aufreizung, für Beide, und zuvörderst für die Juden selbst, eine Gefährdung der theuersten Interessen. Daß doch endlich die Juden selbst es einsehen möchten, wohin sie von falschen Freunden und eigennützigen Schmeichlern geführt werden: wie bald das Geschrei nach Emancipation — als Gegengeschrei das „Hepp! Hepp!" hervorrufen kann. Es ist nicht gestorben, es schläft nur, und hat gerade in unseren Tagen einen sehr leisen Schlaf. Wer also das wahre Beste der Juden will, der verweigere, was ihnen nicht gebührt, damit nicht gefährdet werde, was ihnen wirklich gebührt, nämlich wohlwollende Duldung, kräftiger Schutz. Daß sie nicht mehr begehren, das verlangt von ihnen die Klugheit; daß ihnen aber auch das unverkürzt und unverkümmert werde, das verlangt von uns die Ehre. Mögen sie nie über uns gebieten; mögen sie aber auch nie vor uns zittern! In der freien öffentlichen Ausübung seiner Gottesdienste und Religionsgebräuche werde der Jude nie gestört, gegen jede Belästigung Quälerei, Zurücksetzung, Beeinträchtigung in Handel und Wandel werde er kräftig geschützt, sein Recht sei in Christenhand heilig und unverletzlich, Niemand dürfe ihn ungestraft verhöhnen, placken und schinden. Damit gebe er sich denn auch zufrieden, und lasse sich nicht gelüsten seines Nächsten Hauses, denn ihm und uns kann es nicht oft und laut genug gesagt werden: Was darüber ist, ist vom Uebel!" — — —

Es ist geradezu wunderbar, daß dies schon vor 32 Jahren geschrieben wurde! Hier ist echt staatsmännische Weisheit, Gerechtigkeit gegen Eingeborne und Fremdlinge; aber eben deshalb war der landläufige „Liberalismus" dagegen blind und taub, und er zerbrach die wahren „Grundrechte" des Deutschen Volks, zum Profit und im Dienste der Judenschaft.

Digitized by Google

Während die „Reaction" in Deutschland herrschte, und ebenso während der Conflictszeit in Preußen, ging die „Juden-Emancipation" ununterbrochen fort. Die Judenschaft bildete fortan das Hauptlager des „Liberalismus", des „Fortschritts", der Opposition. Die Judenschaft drillte das „Volk" in den Arbeiter- und Handwerker-, Bezirks- und Bildungs-Vereinen, und gewann so „das Stimmvieh", mit welchem sie ihre Wahlsiege über die Regierung erfocht. Nachdem aber der „Fortschritt" 1866 bei Königgrätz aufs Haupt geschlagen, ging die Judenschaft mit fliegenden Fahnen zu dem Manne über, den sie bisher auf Leben und Tod bekämpft hatte, und etablirte unter der Aegide Bismarck's den „Nationalliberalismus". Die Krönung der „Juden-Emancipation" geschah nach 1870. Die Juden thaten sich als die eigentlichen „Reichsfreunde" auf, und übernahmen die Führung in dem Feldzuge gegen die „Reichsfeinde", nämlich gegen die Conservativen und gegen die gläubigen Anhänger der beiden christlichen Kirchen. Im sogenannten „Kulturkampf" waren namentlich Juden und Judengenossen die Hetzer und Rufer im Streit, und während sie gegen „Junker und Pfaffen" donnerten, während sie schrieen: „Nieder mit den Jesuiten!" — setzten sie den gewaltigen Börsen- und Gründungs-Schwindel in Scene, und plünderten das gesammte Deutsche Volk bis auf's Hemde aus. Juden und Judensprossen gelangten zur Herrschaft in den Gemeinde-Vertretungen und in den Parlamenten. Lasker und Bamberger, Oppenheim und Wolffson, Strausberg und Sonnemann, Cohn und Mendel, Burg und Wulfsheim, Lipke und Horwitz, Nee und Frankenburger, Reichenheim und Zuckschwerdt, Dernburg und Birnbaum, Eberty und Benda, Benzino und Freund, Friedenthal und Jacobs, Laporte und Pilet, Alexander Meyer und Serlo, Metz und Simson, Bürgers und Herz, Warburg und Emden, Lehfeldt und Douglas, Hahn und Jacobson, Dollfus und Straßmann, Baron Rothschild und Max Kayser, Jacobi und Jacoby, Daniel Hirsch und Max Hirsch, Löwe-Calbe und Ludwig Löwe — wirkten als Gesetzgeber. Die Sündfluth der „liberalen Freiheiten", welche sich seit 1867 über Deutschland ergoß — namentlich die Zins- und Wucher-, Pfuscher- und Quacksalber-, Börsen- und Actien-, Münz- und Präge-, Bank- und Banknoten-„Freiheit" — verdanken wir den Jüdischen Gesetzgebern, und jede dieser „Freiheiten" ist für die Judenschaft zu einer Goldquelle geworden. Literatur und Presse, Musik und Theater gingen mehr und mehr in die Hände der Juden über, wurden eins wie das andere zum Jüdischen „Geschäft", und fast nur noch Jüdische Unternehmer, Jüdische Autoren, Jüdische Schauspieler und Jüdische Virtuosen säckelten Geld und Ruhm ein.

Mit der kolossalen Bereicherung und der Uebermacht, welche den Juden zufiel, wuchs, wie es in der Race liegt, ihre Gier, ihre Anmaßung und ihr Uebermuth. Sie sind im Begehren und Erraffen unersättlich; sie drängen sich überall in den Vordergrund und an die Spitze; sie lassen die Eingebornen kaum noch zu Worte kommen, mischen sich in alle Angelegenheiten derselben und gönnen ihnen weder Licht noch Luft; sie prahlen und prunken, spreizen sich und beweihräuchern einander, und bezeigen den Kindern des Landes ganz offen Geringschätzung und Hohn. — „Warum überholen wir Euch auf allen Gebieten?" sprechen sie. „Weil wir klüger

Digitized by Google

sind als Ihr!" — „Nehmt uns Alles, was wir besitzen", sagte neulich ein Jude: „nach fünf Jahren haben wir doch Alles wieder!" — In der That saugt Israel das Geld, wie ein Schwamm das Wasser auf. Aber mit der Klugheit hapert es bei ihm. Sonst hätte es mehr Vorsicht und Zurückhaltung geübt. Sonst hätte es sich fern gehalten von den Streitigkeiten innerhalb der beiden christlichen Kirchen, und bedacht, wie bald der Spieß sich gegen die Juden kehren könne. Statt dessen hat die Jüdische Presse — voran der „Berliner Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn, das „Berliner Tageblatt" von Moses & Cohn, und die „Berliner Zeitung" des verwegenen Gründers Ullstein — die gläubigen Katholiken und die orthodoxen Protestanten in der unfläthigsten Weise gelästert und beschimpft. Ueber katholische Gebräuche, Processionen und Wallfahrten rissen Jüdische Blätter die gemeinsten Zoten; der „Börsen-Courier schrieb, den katholischen Gruß verhöhnend: „Gelobt sei Alexander Dumas! In Ewigkeit Amen!" Das „Berliner Tageblatt" rief, als im December 1877 die Berliner Kreissynode tagte: „Ecrasez l'infâme! Hinweg mit den orthodoxen Benagern jedes kräftig treibenden jungen Lebens!" Die „Berliner Zeitung" wüthete im vorigen Herbst förmlich gegen die versammelte Generalsynode, gegen die „Glattgescheitelten" mit „glattrasirtem bläulich-grauem Gesicht"; sie nannte den Berathungssaal eine „Budike", welche, um den „dort zu verspürenden Geruch der Heiligkeit" willen, der „Desinfection" bedürfe. Ja, das „Tageblatt" von Moses & Cohn rügte es sogar, als Kaiser Wilhelm nach dem Hödel'schen Attentat zu einer Deputation geäußert hatte: „Auf dem Boden der christlichen Religion müssen wir stehen bleiben!" —

Es gehörte mit zum Wesen des „Kulturkampfes", daß die Einrichtungen der beiden christlichen Kirchen und ihre Diener ungestraft begeifert werden durften, denn die Juden waren ja alle „Kulturkämpfer" und standen in diesem Streite alle auf Seiten des Staates. Hingegen war die Staatsanwaltschaft gleich bei der Hand, wenn eine Zeitung oder eine Brochüre den „Talmud" oder die Privilegien und „Geschäfts"-Praktiken der Juden abfällig zu kritisiren wagte, und die Gerichte haben dieserhalb in vielen Fällen auf langwierige Gefängnißstrafen erkannt. Sogar die fortschrittliche „Staatsbürger-Zeitung" in Berlin schrieb unterm 5. März 1876: „Wir sind in unserm gesegneten Deutschland bis zu dem Gipfel der Scurrilität gelangt, daß jeder junge Jude es als sein unveräußerliches Recht betrachten darf, die christlichen Kirchen mit Koth und Steinen zu bewerfen, während die leiseste Hindeutung auf den verbrecherischen Unsinn des Talmud mit unerhörten Denunciationen geächt wird." Dasselbe Blatt äußerte schon unterm 17. September 1875: „Die liberalen Blätter aller Schattirungen sind frei von dem Verdacht, zu dem in weiten Volkskreisen gährenden Haß gegen das Judenthum auch nur ein Scherflein beigetragen zu haben. Im Gegentheil haben sie demselben allezeit eine Connivenz bewiesen, welche die ruhelose Kritik unserer Tage weder dem Königthum noch der Kirche, weder dem Adel noch der Klerisei, weder der Bourgeoisie noch dem Arbeiterstande gewährt . . . . Leider aber ist damit die Thatsache nicht aus der Welt geschafft, daß das moderne Judenthum in seiner überwiegenden Mehrheit sehr wenig Sinn für seine staatsbürgerliche Emancipation zeigt, und nach wie vor den rücksichtslosen Gelderwerb als

Digitized by Google

den einzigen Zweck seines Daseins betrachtet. Es ist neuerdings ohne Widerspruch constatirt worden, daß 90 Procent unter den Jobbern und Gründern der Schwindelperiode aus Juden bestand. Von den Halsabschneidern der Aristokratie bis zu den Rückkaufshändlern, diesen Würgengeln der arbeitenden Klassen, recrutiren sich die Wucherer durch ganz Deutschland fast nur aus Juden." — — Als Anfang 1876 „Die Goldene Internationale und die Nothwendigkeit einer socialen Reformpartei" erschien — eine Brochüre, welche nachweist, wie sehr das Großkapital durch unsere Gesetzgebung begünstigt wird, und welche Uebermacht die Judenschaft in socialer und wirthschaftlicher Hinsicht einnimmt, verlangte die Jüdische Presse, daß gegen den Verfasser, Stadtgerichtsrath Wilmanns in Berlin, disciplinarisch eingeschritten werde, und die vorgesetzten Behörden wurden in diesem Sinne mit Beschwerden bombardirt. Sobald ein Beamter gegen Israel spricht oder schreibt, wird er seinen Oberen denuncirt, und jeder Privatmann bei Gericht verfolgt. Die Juden sind die gebornen Processirer und Denuncianten. — Hingegen ist *ihnen* schwer beizukommen. Es ist geradezu empörend, wie der Hofprediger Stöcker, als Führer der Christlich-Socialen, tagtäglich vom „Berliner Börsen-Courier" heruntergerissen, verleumdet und besudelt wird. Mit Rücksicht auf sein geistliches Amt scheute Herr Stöcker sich, als Privatkläger aufzutreten, aber ebensowenig zeigte sich die Staatsanwaltschaft geneigt vorzugehen, und sie wies seine Anträge mehrfach zurück. Endlich wurde gegen das Börsenblatt, das nicht aufhörte, Herrn Stöcker zu insultiren, eingeschritten, aber Staatsanwalt und Gerichtshof fanden, daß der Angeklagte Davidsohn berechtigte Interessen wahrgenommen und sich nur im Ausdruck vergriffen habe, und die ganze Strafe lautete auf 50 Mark. Dagegen wurde der Redacteur der Berliner „Germania" wegen Beleidigung des Abgeordneten von Sybel, dessen eigenthümliches Auftreten er beleuchtet hatte, zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt, und der Herausgeber des „Liboriusboten" in Paderborn soll wegen Beleidigung des Redacteurs eines dortselbst neubegründeten Jüdischen Blättchens mit sechs Monaten belegt sein. Es klingt dies fast unglaublich, wenn man damit folgendes Urtel vergleicht. Das Berliner Landgericht I. (Vorsitzender: Rath Markstein) erkannte am 23. October gegen den Redacteur des „Börsen-Courier", Georg Davidsohn, der dem Fürsten Bismarck vorgeworfen hatte, daß dieser den Handel Hamburgs *aus persönlichen Gründen* zu vernichten drohe — trotz der zahlreichen Vorbestrafungen des Angeklagten, und obwol es die dem Reichskanzler zugefügte Beleidigung als eine schwere bezeichnete — auf nur 500 Mark Geldbuße, und nannte diese Strafe noch eine hohe! Hingegen sind wegen ähnlicher Bismarck-Beleidigungen Redacteure katholischer Blätter mit 3 bis 12 Monaten Gefängniß bedacht worden. Es ist eben dem Richter ein wunderbar weiter Spielraum gelassen.

Vor einem Jahr etwa begann die Judenfrage in Deutschland brennend zu werden. Man fing an zu fragen, ob die Juden nicht mindestens ebenso staatsgefährlich und gemeinschädlich seien, wie die aus Deutschland vertriebenen Jesuiten und die andern katholischen Ordensverbindungen, welche in Preußen aufgelöst wurden. Natürlich schrie die Jüdische Presse sofort über „Judenhetze", nannte die Bewegung die „Schmach und Schande des 19. Jahrhunderts", sprach von „schamlosen Dunkel-

Digitized by Google

männern", von „schrecklicher Verrohung" und von einem „Rückfall in die finsterste Reaction". Die meisten „liberalen" Zeitungen halfen redlich; namentlich las das Weltblatt, die „Kölnische" und die „Weser-Zeitung" den Eingebornen die Leviten. Mit ihrem Zetergeschrei und ihren wüsten Schimpfereien wähnte die Jüdische Presse die Sache erstickt und begraben zu haben, oder sie stellte sich doch so, und triumphirte: „Die Judenhetze ist im Sande verlaufen!" „Die Judenhetze hat kläglich Fiasco gemacht!" — „*Nach der Hatz*" betitelt sich eine Brochüre, erschienen in Zürich bei Schabelitz, der hauptsächlich in Jüdischen Flugschriften zu machen scheint. Der Verfasser A. *Reichenbach* versichert in einem Vorwort, daß er weder dem Judenthum noch einer christlichen Confession angehöre, ist also vermuthlich ein abtrünniger Jude und jedenfalls ein Semit, was schon der Name und folgender Satz verräth: „Der Verfasser wollte sich erst um die neueste Judenhetze gar nicht kümmern, aber die Ungerechtigkeit, die Gemeinheit, die sich in der frechsten Weise an den Straßenecken breit machte, die Bornirtheit sogenannter Hochgestellter und hochgebildet sein Wollender *trieb ihm die Schamröthe in's Gesicht*, und rief in seinem Innern die größte Entrüstung hervor. Diese Art von „*Schamröthe*" figurirt in allen Jüdischen Brochüren und Jüdischen Journal-Artikeln: die edlen „anständigen" Juden erröthen nie für sich selber, sondern stets nur für ihre Gegner. Nach Herrn Reichenbach hat Lasker „in seiner berühmten Gründer-Rede faule Flecken im Lager der Conservativen aufgedeckt, welche die Welt erstaunen machten", und Glagau, an Laskerleben „sich reibend", die „Judenhetze" in Scene gesetzt. Glagau sei aus dem Lager der Agrarier hervorgegangen, und habe „seine und seiner wuchtigen Hintermänner ganze Weisheit in Einen Satz zusammengefaßt. Allbekannte Thatsache ist, daß Glagau's Artikel „Der Börsen- und Gründungsschwindel" 1875 in der „Gartenlaube", also in einem liberalen und äußerst Judenfreundlichen Blatte, veröffentlicht wurden, und daß sie allerdings die erste substantiirte Anklage gegen die Judenschaft, als Ausbeuterin des Deutschen Volks, enthielten. Thatsache ist, daß Glagau bis dahin nur für liberale Blätter thätig gewesen war, und als er jene Artikel schrieb, noch nie einen Agrarier mit Augen gesehen oder mit einem solchen irgend wie verkehrt hatte. Die Wahrheit ist, daß Glagau nie „Hintermänner" gehabt hat, sondern stets nur Vordermänner, das heißt solche, denen er Aug' in Aug' gegenüberstand. Nach Herrn Reichenbach gipfelt Glagau's „Weisheit" in dem Satze: „*Die soziale Frage ist wesentlich Judenfrage; alles Uebrige ist Schwindel.*" Reichenbach übersetzt das folgendermaßen: „1) An allem socialen Elend sind nur die Juden schuld. 2) Die Juden haben das Großkapital, sind die eigentlich Besitzenden und beuten ihre Mitmenschen aus, so daß soziales Elend entsteht." — Diese Uebersetzung ist ziemlich zutreffend. Dagegen meint Herr Reichenbach, Glagau's Ausspruch enthalte auch noch: „3) Schlagt die Juden todt, vertheilt deren Geld, und die soziale Frage ist gelöst. Wer dann noch von einer socialen Frage spricht, ist ein Schwindler, dem man den Mund stopfen muß." — Diese Uebersetzung ist mehr als „liberal" und echt Jüdisch. Glagau würde sich begnügen, wenn die Juden, gleich den Jesuiten, des Landes verwiesen würden, und ihnen gern gönnen, daß sie ihre Schätze mitnehmen. Glagau würde auch schon zufrieden sein, wenn es, wie gegen Katholiken und Socialdemokraten,

Digitized by Google

auch gegen die Juden zu Ausnahmegesetzen käme, wenn ihre Privilegien beschnitten und sie wieder als Schutzverwandte gehalten würden.

Am 1. October ist „Die Reform. Zeitschrift für das freisinnige Judenthum", redigirt vom Rabbiner Dr. Emanuel Schreiber in Bonn, aus einem Westpreußischen Städtchen nach Berlin übergesiedelt. Ihre Nummer 40 beginnt: „Die neueste Judenhetze hat, Dank dem trotz aller reactionären Bestrebungen nicht zu hemmenden Fortschritt der Zeit — klägliches Fiasco gemacht. Wie so häufig in der Geschichte, ist das Judenthum auch jetzt aus dem hoffentlich letzten Verzweiflungskampf der Mächte gegen das Licht, dessen Schauplatz — traurig, aber wahr — gerade die „Metropole der Intelligenz," die Residenz Friedrich des Großen, im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts sein mußte, **siegreich** hervorgegangen." Dieser „Prospect" — der Stil erinnert unwillkürlich an die Gründungs-Prospecte von 1871/72 — ist unterzeichnet: „Die Redaction. Dr. Schreiber." „Die Expedition. W. Ißleib." (Soviel uns bekannt, ist Herr Ißleib getauft.) Aber schon in der nächsten Nummer (41) fällt die „Reform" aus diesem „siegreichen" Ton in einen gar jammernden. „Wie lange noch", heißt es im Leitartikel, „werden wir Juden als Fremde angesehen, gehaßt, verachtet, verhöhnt, bespöttelt, getadelt, zurückgesetzt, beargwöhnt werden? . . . Glüht und kocht und gährt der Haß nicht aller Orten? Ist nicht an die Stelle der heiligen Einfalt jenes schlichten Bäuerleins, wohlüberlegte Professorengelahrtheit getreten, um uns zu beweisen, daß wir ‚ein Unglück sind für Deutschland'?" (Treitschke.) Der Artikel ist „Emil Lehmann" unterzeichnet und schließt: „Wie lange noch wird das Judenthum bestehen? Länger als das Christenthum, so lange — bis die Sittenlehren des Judenthums Gemeingut der Menschheit geworden. (Auge um Auge, Zahn um Zahn!) Denn Judenthum ist Humanität. Und die Juden sind ihre Blutzeugen." — Das wagt der Jude in einem christlichen Lande zu schreiben; das darf er ungestraft schreiben, und doch schreit er über Unduldsamkeit und Verfolgung! In derselben Nummer der „Reform" liest man unter den Anzeigen: „Von achtbarer Seite werden Partien in höhere Stände vermittelt." Und: „Gewissenhafte Schadchen (Heirathskuppler) belieben ihre Adressen ꝛc." — Sollen die „Schadchen" etwa auch „Gemeingut der Menschheit" werden, und gehören sie vielleicht auch zu den „Blutzeugen"? Jedenfalls keine „Reform" ohne „Geschäft"!

Dr. Wolfgang Straßmann ist mit Recht der Stolz der Berliner Judenschaft, denn er, ein Israelit, fungirt in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches als Vorsteher der Stadtverordneten! Am 2. November aber, bei den Neuwahlen zur Stadtverordneten-Versammlung, ist Herr Straßmann, der sich vorsichtiger Weise mehrfach hatte aufstellen lassen, in seinem bisherigen Wahlbezirk glänzend durchgefallen. Am Morgen des Wahltages prangten an den Anschlag-Säulen große Placate mit der Aufforderung „Wählet keinen Juden!" Und Abends gab die „Osten-Zeitung" ein Extrablatt heraus, auf dem man die charakteristischen Worte las: „Sieges-Depesche vom Kriegs-Schauplatz im Berliner Osten. Großer Sieg der Germanen! Director O. Bergschmidt hat nach heißen Kämpfen glänzend über Dr. Straßmann, bisherigen Stadtverordneten-Vorsteher, gesiegt." — Der „Börsen-Courier" aber schreibt: „Das Unerwartete, das Unglaubliche ist geschehen — vielleicht eben,

Digitized by Google

weil es unerwartet, unglaublich war!" Das Jüdische Blatt behauptete — was nicht minder charakteristisch ist — der Gegen-Candidat Bergschmidt habe nur deshalb gesiegt, weil man den Wählern vorgeschwindelt, er sei gleichfalls — Jude! Um jene Placate von den Säulen zu entfernen und jenes Extrablatt mit Beschlag belegen zu lassen, sollen die Juden der Polizei fast das Haus eingelaufen haben, und der „Börsen-Courier" wüthete, daß Beides erst so spät, zu spät geschehen sei. Er jammerte: „So schimpflich es sein mag, und so sehr wir erröthen (!!), indem wir es niederschreiben — es läßt sich nicht verschweigen, die Judenhatz ist wieder das Thema des Tages, ist wieder das brennende Interesse des Moments geworden." Aber, meint er, die Juden dürfen nicht zurückweichen. „Nichts würde falscher sein." — „Heraus mit Eurem Flederwisch!" ruft er wüthend. „Was Intelligenz, Liberalismus und Humanität heißt, wird pariren. Es handelt sich nicht um die Sache der Juden mehr dabei — es handelt sich um einen Kampf hierarchischer Pfäfferei und bürgerlicher Heuchelei gegen klarsinnige und großgeistige Auffassungen. Die Sache der Juden ist nur einer der Streitpunkte in dem alten Kampfe, der neu entbrannt ist, in jenem Kampfe, der 1789 auf dem Platze der Bastille, der auf den Barricaden der Julitage und auf denen des Jahres 1848, der in so vielen muthigen Geisteskämpfen entschieden wurde. Entschieden — aber nicht gelöst!" — Man sieht, alle Revolutionen sind um der Juden willen unternommen, und da ihr Straßmann durchgefallen ist, drohen sie verschämt mit einer neuen. — „Gemeinde oder Commune?" schreibt derselbe „Börsen-Courier" über einen flammenden Leitartikel. Man frage den Candidaten nicht mehr nach seinem Charakter, sondern nach seiner — Nase. (Als ob beide nicht mehr oder weniger zusammenfallen!) Wenn das so fortgehe, komme man zu Zuständen, gleich denen der Pariser Commune, und der Anfang sei ja gemacht. Die Antisemiten und die Christlich-Socialen seien ungleich schlimmer und gefährlicher als die Socialdemokraten. — Sehr richtig! Mit den Socialdemokraten werden sich die Juden schon verständigen, haben sie sich längst verständigt. Aber auch die Pariser Commune that ihnen nichts, ließ die Geldschränke Rothschild's und die der andern Jüdischen Finanzbarone völlig unangetastet. Als sich am 4. September 1870 in Paris die Republik etablirte, setzte sich die neue Regierung aus 14 Personen zusammen, und unter diesen waren 4 Juden: Gambetta, Cremieux, Picard und Simon!

Die Judenfrage ist heute für die Eingebornen keine Frage mehr. Sie ergreift immer weitere Kreise, und bemächtigt sich mehr und mehr der öffentlichen Meinung. Selbst „liberale" Blätter können sie nicht mehr ignoriren; selbst die „Gebildeten" und „Aufgeklärten", welche die Uebermacht und den Uebermuth der Judenschaft eigentlich verschulden, derselben bisher ihre Rücken und Schultern zum Hinaufklettern willig darboten, fangen an die Last schwer zu fühlen, und ballen die Faust wenigstens in der Tasche. Selbst Eugen Richter steht in Gefahr, von Straßmann und Ludwig Löwe bei Seite geschoben zu werden. Ueberall regt und rührt es sich. Auf dem Wollconvent in Leipzig sprach der Gutspächter Schirmer aus Neuhaus bei Delitzsch gegen den unsoliden Zwischenhandel, und schloß mit dem kräftigen Wort: „Schmeißen Sie den Wolljuden heraus!" — „„Was hat die Wolle mit der Con-

Digitized by Google

fession zu thun?"" winselt der „Börsen-Courier" sehr naiv. Als ob die Juden nicht durchweg in der Wolle säßen! — Im April gastirte die aus Berlin durchgebrannte Jüdische Sängerin Lucca mit ihrer inzwischen stark abgenutzten Stimme wieder im dortigen Opernhause, und die Judenschaft wußte, vermöge einer fabelhaften Reclame, es durchzusetzen, daß das Theater stets ausverkauft war. Solches gelang jedoch nicht mehr mit der Jüdischen Sängerin Patti, welche im November nach Berlin kam, aber nur mäßigen Zuspruch fand. Auch Paul Lindau, der Semitische Leibdichter der Berliner Hofbühne, erfuhr mit seiner „Verschämten Arbeit", welche eigentlich, gleich der „Gräfin Lea", eine unverschämte Arbeit ist, einen starken Abfall. Das Stück ist so schwach und so albern, daß es selbst die Jüdische Kritik nicht zu loben vermochte. Dennoch versuchte die General-Intendantur es auf dem Repertoire zu erhalten, und als dies nach zwei Wochen nicht mehr gelang, wurde sofort wieder „Gräfin Lea" eingeschoben — jenes famose Schauspiel, welches das Wiener Burgtheater überhaupt nicht zu geben wagte, vielmehr schrieb seiner Zeit Dingelstedt an den „Dichter": Glauben Sie nicht, daß es bei der heutigen Strömung ein wenig gewagt ist, ein verkrachtes adeliges Geschlecht durch eine Jüdin retten zu lassen?" — Herr von Hülsen scheint jedoch nicht dieser Ansicht zu sein; er ist ein besonderer Gönner Lindau's, obgleich, oder vielleicht auch weil dieser ursprünglich seine Amtsführung scharf angegriffen hatte. — Bei dem Kölner Dombaufest haben sich die Juden sehr mausig gemacht und das Unbehagen höchster Kreise erweckt. Die Einweihung des Frankfurter Stadttheaters gab ihnen zu vielen Beschwerden Veranlassung. Sie fühlten sich namentlich verletzt, weil Deutsche Frauen, nicht Jüdische Damen, dem Kaiser hatten den Thee darreichen dürfen. Miquél, der neue Oberbürgermeister, der Erwählte der Judenschaft, sah sich genöthigt, eine Rechtfertigung an die „Frankfurter Zeitung" des Herrn Sonnemann zu richten, in welcher er sich gegen den Vorwurf vertheidigt: 1) bei den Einladungen zum Foyer des neuen Opernhauses insbesondere die Juden und die Journalisten ausgeschlossen zu haben; 2) soweit man die Israeliten nicht umgehen konnte, sie Seiner Majestät nicht vorgestellt zu haben, „und zwar unter der Ausstrenung, der Kaiser liebe die Juden nicht". Miquél verweist darauf, daß unter den eingeladenen 50 Logenzeichnern, sich 29 Hebräer befunden haben; aber das genügte eben der Judenschaft noch nicht, und deshalb ist der vielgewandte Oberbürgermeister bei ihr in Ungnade gefallen. Die Jüdische Presse war außer sich, daß der Semitische „Intendant" des neuen Theaters, Claar, eigentlich Rappaport geheißen, keinen Orden, sondern nur eine goldne Tabacksdose erhalten.

Nicht nur in Deutschland, auch im übrigen Europa steht die Judenfrage auf der Tagesordnung. Die sogenannte „Deutschenhetze" in Ungarn und Böhmen richtet sich wesentlich gegen die Juden, welche diese Länder förmlich aussaugen. In Galizien bereitet sich eine umfassende Agitation gegen das Alles überwuchernde Jüdische Element vor. Rumänien wird seit Emancipation der Juden von diesen thatsächlich aufgefressen. Auch in Dänemark, Holland, in der Schweiz und sogar in Nordamerika wird der Druck, welchen die Judenschaft auf die Eingebornen ausübt, hart empfunden. Die Judenfrage ist eine internationale Frage; sie bedroht

alle Völker, und die Regierungen müßten sich daher über sie verständigen. Die Deutsche Socialdemokratie wie die Russischen Nihilisten und die Rothe Internationale sind stark mit Juden durchsetzt, und diese spielen überall eine wesentliche Rolle, gehören zu den Leitern, Anstiftern, Geschäftsführern und Sendboten. Sogar der Englische Premier Gladstone ist unter die „Judenhetzer" gegangen, und wird deshalb von der Jüdisch-„liberalen" Presse so hartnäckig befehdet. Er erklärte öffentlich, die Europäische Judenschaft sei mit Schuld daran, daß die Befreiung der Christen unter Türkischer Herrschaft eine mangelhafte geblieben.

Vergeblich schwindeln die Judenblätter, Gerson von Bleichröder habe sich beim Kaiser, und beim Fürsten Bismarck über die „Judenhetze" und besonders über Hofprediger Stöcker beklagt, und der Monarch wie der Reichskanzler ihre Mißbilligung dieserhalb ausgesprochen. Auch in den regierenden Kreisen weht ein anderer Wind. Sonst würde Herr von Treitschke, der eine feine politische Witterung hat, sich gewiß nicht vorgewagt haben. Sogar die Officiösen nehmen an der Bewegung theil. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" fragte, weshalb die Juden, trotz aller Emancipirung, noch immer „an der Spitze fast jeglicher Opposition gegen das Reich stehen", und der Durchfall des Herrn Straßmann schien ihr nicht wenig Behagen zu bereiten. Die „Grenzboten" brachten eine Reihe von Beiträgen zur Judenfrage, und forderten schließlich diejenigen Schriftsteller, welche die Agitation in die Hand genommen, auf, ja nicht nachzulassen. „Aber beharrlich, immer von Neuem, ihr Herren; nicht gleich die Flinte ins Korn werfen, wenn auch nicht sofort Erfolg sichtbar wird! Wir müssen uns auf uns selbst besinnen, sowie auf die Kluft, welche die Deutschen vom Semiten trennt, und auf die Gefahr, die uns von diesem droht." Aus den „Grenzboten"-Artikeln ist ein Buch entstanden: „Israel und die Gojim" (Leipzig 1880, bei F. W. Grunow); der Verfasser hat sich nicht genannt, ist aber vermuthlich Moritz Busch, der, wie man weiß, zu dem Fürsten Bismarck in gewissen Beziehungen steht. Auch in diesem Buche wird empfohlen, eine große Partei zu bilden, welche lediglich die Regelung der Judenfrage im Auge hat. Conservative und Liberale, Protestanten und Katholiken, Particularisten und Reichsfreunde mögen sich vereinigen, um entschieden zu erklären, daß sie von einer vollen Gleichstellung und Verschmelzung des Semitischen Elements mit dem alteingebornen nichts mehr wissen wollen. Jeder möge sich verpflichten, bei Gemeinde- und Parlamentswahlen keinem Juden seine Stimme zu geben, „keine von Jüdischen Händen redigirte oder den Jüdischen Interessen das Wort redende Zeitung zu halten, Andere nach Kräften zu gleicher Enthaltsamkeit zu bewegen, und mit allen gesetzlichen Mitteln auf den Ausschluß der Semitischen Eindringlinge aus den Vereinen und Versammlungen, namentlich den politischen, hinzuwirken. Dann wird der Staat, die Regierung und der Reichstag etwas thun können und müssen." Zugleich werden verschiedene Punkte bezeichnet, in welchen, Seitens der Regierung und Gesetzgebung, vor Allem Abhilfe noth thut.

Es ist in der That die höchste Zeit, daß die Eingebornen sich endlich zusammenfassen; es ist Gefahr im Verzuge, und darum begrüßen wir mit ganzer Seele ein Unternehmen, das so eben ins Werk geht! Ueber ganz Deutschland wird gegenwärtig eine Petition an den Fürsten Bismarck verbreitet, die folgenden Wortlaut hat:

Digitized by Google

„Durchlauchtigster Fürst, Hochgebietender Herr Reichskanzler und Minister-Präsident! In allen Gauen Deutschlands hat sich die Ueberzeugung durchgerungen, daß das Ueberwuchern des Jüdischen Elementes die ernstesten Gefahren für unser Volksthum in sich birgt. Allerwärts, wo Christ und Jude in sociale Beziehungen treten, sehen wir den Juden als Herrn, die eingestammte christliche Bevölkerung aber in dienstbarer Stellung. An der schweren Arbeit der großen Masse unseres Volkes nimmt der Jude nur einen verschwindend kleinen Antheil; auf dem Acker und in der Werkstatt, in Bergwerken und auf Baugerüsten, in Sümpfen und Canälen — allerwärts regt sich nur die schwielige Hand des Christen. Die Früchte seiner Arbeit aber erntet vor allem der Jude. Weitaus der größte Theil des Kapitals, welches die nationale Arbeit erzeugt, concentrirt sich in Jüdischer Hand; gleichzeitig mit dem beweglichen Kapital aber mehrt sich der Jüdische Immobiliarbesitz. Nicht nur die stolzesten Paläste unserer Großstädte gehören Jüdischen Herren, deren Väter oder Großväter schachernd und hausirend die Grenzen unseres Vaterlandes überschritten haben, sondern auch der ländliche Grundbesitz, diese hochbedeutsame conservative Basis unseres staatlichen Gefüges, gelangt mehr und mehr in die Hände der Juden.

Angesichts dieser Verhältnisse und des massenhaften Eindringens Semitischer Elemente in alle Stellungen, welche Macht und Einfluß gewähren, erscheint vom ethischen wie vom nationalen Standpunkte die Frage wahrlich nicht unberechtigt: welche Zukunft steht unserem Vaterlande bevor, wenn es dem Semitischen Element noch auf ein Menschenalter hinaus möglich bleibt, auf unserem heimischen Boden gleiche Eroberungen zu machen, wie in den beiden letzten Jahrzehnten? Wenn der Begriff „Vaterland" seiner idealen Bedeutung nicht entkleidet, wenn der Gedanke, daß es unsere Väter waren, die diesen Boden der Wildniß entrissen, die ihn in tausend Schlachten mit ihrem Blute gedüngt haben, unserem Volke nicht verloren gehen, wenn der innige Zusammenhang von Deutschem Brauch und Deutscher Sitte mit christlicher Weltanschauung und christlicher Ueberlieferung erhalten werden soll, dann darf ein fremder Stamm, dem unsere humane Gesetzgebung das Gast- und Heimatsrecht gewährt hat, der uns aber seinem Fühlen und Denken nach ferner steht, als irgend ein Volk der gesammten Arischen Welt, auf Deutschem Boden nie und nimmer zum herrschenden aufsteigen.

Die Gefahr für unser Volksthum muß sich naturgemäß in demselben Maße steigern, in welchem es den Juden gelingt, nicht nur das nationale und religiöse Bewußtsein unseres Volkes durch die Presse zu verkümmern, sondern auch in Staatsämter zu gelangen, deren Trägern es obliegt, über die idealen Güter unseres Volkes zu wachen. Wir denken dabei vor allem an die Berufsstellungen der Lehrer und der Richter; beide waren den Juden bis in die jüngste Zeit hinein unzugänglich und müssen ihnen wiederum verschlossen werden, wenn nicht die Autoritätsbegriffe des Volkes verwirrt und sein Rechts- und Vaterlandsgefühl erschüttert werden sollen. Schon beginnt das Germanische Ideal persönlicher Ehre, Mannestreue, echter Frömmigkeit sich zu verrücken, um einem kosmopolitischen Pseudo-Ideal Platz zu machen.

Soll unser Volk nicht der wirthschaftlichen Knechtschaft unter dem Druck Jüdischer Geldmächte, soll es nicht dem nationalen Verfall unter dem Einfluß einer vorzugsweise von dem Judenthum vertretenen materialistischen Weltanschauung überantwortet werden, dann sind Maßregeln, welche dem Ueberwuchern des Judenthums Halt gebieten, unabweisbar geboten. Nichts liegt uns ferner, als irgend welche Bedrückung des Jüdischen Volkes wieder herbeiführen zu wollen; das, was wir erstreben, ist lediglich die Emancipation des Deutschen Volkes von einer Art Fremdherrschaft, welche es auf die Dauer nicht zu er-

Digitized by Google

tragen vermag. Es ist Gefahr im Verzuge, deßhalb gestatten wir uns Ew. Durchlaucht mit der ehrfurchtsvollen Bitte zu nahen:

Hochdieselben mögen Ihren mächtigen Einfluß in Preußen und Deutschland dahin geltend machen:

1) daß die Einwanderung ausländischer Juden, wenn nicht gänzlich verhindert, so doch wenigstens eingeschränkt werde;
2) daß die Juden von allen obrigkeitlichen (autoritativen) Stellungen ausgeschlossen werden und daß ihre Verwendung im Justizdienste — namentlich als Einzelrichter eine angemessene Beschränkung erfahre;
3) daß der christliche Charakter der Volksschule, auch wenn dieselbe von Jüdischen Schülern besucht wird, streng gewahrt bleibe, und in derselben nur christliche Lehrer zugelassen werden, daß in allen übrigen Schulen aber Jüdische Lehrer nur in besonders motivirten Ausnahmefällen zur Anstellung gelangen;
4) daß die Wiederaufnahme der amtlichen Statistik über die Jüdische Bevölkerung angeordnet werde."

Unter Denjenigen, welche diese Petition verbreiten, befinden sich hochstehende und namhafte Männer, wie: Graf von der Schulenburg-Beetzendorf, Mitglied des Preußischen Herrenhauses; von Kröcher-Vogtsbrügge und C. von Watzdorff-Wiesenburg, Mitglieder des Preußischen Abgeordnetenhauses; Otto Graf Bredow-Görne, Appellrath a. D.; C. Graf von der Recke-Volmerstein, Major a. D.; von Selchow auf Rudnik bei Ratibor; von Wulffen, General-Lieutenant z. D. in Breslau; Hofprediger Stöcker und Amtsgerichtsrath C. Wilmanns in Berlin; Professor Fr. Zöllner in Leipzig; Freiherr Dr. Hans von Bülow, Intendant der Herzoglichen Hofkapelle in Meiningen; Freiherr Hans von Wolzogen in Bayreuth; Max von Poncet auf Friedrichshain N.-L.; Rudolph Meyer von Schauensee in Nürnberg; H. von Pfister, Major z. D. in Philipps-Eich bei Langen in Hessen. Im Uebrigen sind alle Stände vertreten, durch die Prediger Hapke in Berlin, Dreyhaupt in Saaleck, Breyther in Klein-Jena bei Naumburg, Stromberger in Biebesheim bei Darmstadt; Amtsrichter Wahl zu Alsfeld in Hessen und Amtsgerichtsrath Milde in Lublinitz; Rechtsanwalt und Notar H. Widemann in Chemnitz; Hofrath Dr. med. Krug in Chemnitz und Sanitätsrath Dr. Rupprecht in Hettstädt; Professor Dr. Brecher, Lehrer an der Kriegs-Akademie in Berlin; die Gymnasial-Lehrer Professor Dr. H. Fechner in Breslau, Dr. B. Förster und Dr. Hans Jungfer in Berlin; Regierungs-Baumeister Otto March in Charlottenburg und Ingenieur Richard Müller in Berlin; Hofgärtner Kindermann zu Schloß Babelsberg; Rittergutsbesitzer Seydel in Guben und Gutspächter, Amtsvorsteher Schirmer in Neuhaus bei Delitzsch; Dr. Wendeler in Steglitz bei Berlin; Kaufmann Albert Knauer in Berlin, Juwelier Widemann in Dresden, Verlagsbuchhändler Schmeitzner in Chemeitz, Buchdrucker Weber, Buchbindermeister Kühne und Schlossermeister Lumpe in Berlin. — An den letzten Namen hat die Jüdische Presse sofort schnöde Witze geknüpft, ein Beweis, wie sie das ehrsame Handwerk achtet.

Die Petition wird Vielen, sehr Vielen als zu bescheiden und daher ungenügend erscheinen. Aber es ist eben der erste Schritt; weitere Schritte werden und müssen folgen. Das Volk wie die Regierung werden einsehen, daß um der bürgerlichen Gesellschaft wie um des Staates willen, Ausnahmegesetze gegen die Juden nöthig sind,

Digitized by Google

und nicht minder gegen die getauften Juden, weil sonst Israel in Massen zum Christenthum übertreten würde. Desgleichen werden die Nachkommen der getauften Juden erst in der vierten, fünften Generation zum Staats- und Communaldienst zuzulassen sein. Dieses Endziel muß von den Eingebornen festgehalten, und mit allen gesetzlichen Mitteln darauf hingearbeitet werden.

Die Petition ist, wie wir hören, mit voller Absicht und aus praktischen Gründen so überaus maßvoll gehalten. (Trotzdem nannte sie die Jüdische „National-Zeitung" ein „ungeheuerliches Schriftstück"!) Sie beschränkt ihre Bitten auf die Punkte, welche auch in der genannten Schrift „Israel und die Gojim" empfohlen sind. Die aufgestellten vier Forderungen kann die Regierung, ohne jede Zuziehung des Parlaments, sämmtlich auf dem Verwaltungswege durchführen lassen. Andrerseits kann die Petition in ihrer gegenwärtigen Fassung auch dem freisinnigsten tolerantesten Eingebornen kein Bedenken einflößen. Vielmehr gebietet auch ihm die Pflicht der Selbsterhaltung und die Pflicht gegen seine Kinder, in die Agitation mit einzutreten. Niemand, gleichviel ob Privatmann, Geschäftsmann oder Beamter, darf so feig sein, aus Furcht oder Berechnung mit seiner Unterschrift zu zögern. Es ist für jeden Eingebornen Ehrensache, diese Petition zu unterzeichnen und seine Verwandten, Freunde und Standesgenossen zum Mitunterzeichnen zu veranlassen. Es handelt sich um eine Abstimmung des Deutschen Volks gegen Israel!

Mögen sich die Eingebornen ein Beispiel nehmen an dem zähen unermüdlichen Treiben, an dem offenen und geheimen Wühlen der Judenschaft. Wie das Buch „Israel und die Gojim" mittheilt, haben die Juden gegen die angebliche „Judenhatz" bereits früher beim Sächsischen Justiz-Ministerium wie beim Fürsten Bismarck petitionirt — an beiden Orten ohne jeden Erfolg — und gegenwärtig veranstalten sie überall Demonstrationen und Scandale, bieten sie Himmel und Erde auf, um die gegen sie vorbereitete Agitation zu hemmen und zu ersticken. Die Petition muß sich mit Hunderttausenden von Unterschriften bedecken; aber jeder Unterzeichner muß fortan in seinem Kreise auch praktisch thätig sein, der Juden und Judensprossen Uebermacht und Uebermuth unablässig entgegen arbeiten, bei jeder Angelegenheit und jedem Geschäft, bei jeder Handlung und jedem Unternehmen in erster Reihe das Wohl und die Interessen der Eingebornen wahren und fördern — ganz so oder ähnlich, wie es Israel für sich thut!

Digitized by Google

Eine Holländiſche Hochzeit.

An der öſtlichen Grenze von Holland, wo der Rhein die Deutſchen Lande überſchritten und ſich in mehrere Arme getheilt hat, liegt das wieſen- und baumreiche Gelderland. Das Flachland wird im Oſten durch eine ſich von Norden nach Süden ziehende Kette niedriger Haidehügel geſchützt. Obwol kaum einer derſelben mehr als einige hundert Fuß Höhe hat, bilden ſie doch zuſammen eine angenehme Abwechslung gegen das ſonſtig ebene Land. Einer jener verrufenen Nebenarme des im Holländiſchen Sande ſich verlaufenden Rheines iſt die Yſſel. Sie trennt ſich oberhalb Arnheims von dem Hauptarm des einſt mächtigen Stromes, und fließt, wie ein Silberband anzuſehen, über die grünen Wieſenteppiche der Holländiſchen Ebene dahin, dem Norden zu. Bei Zütphen führt eine große eiſerne Brücke über ſie hinweg, welche als Errungenſchaft der modernen Kultur, der Stolz der ganzen Stadt iſt. Kein Fremder wird dieſe beſuchen, ohne auch das Wunderwerk beſichtigen zu müſſen. Im Winter hat man von hier aus in der That einen großartigen Anblick. Der Fluß iſt dann hoch angeſchwollen von den Schneemaſſen, die ſein Mutterſtrom, der Rhein aus dem Gebirge mit ſich führt. Das ganze Land ſteht unter Waſſer, ſo daß man glaubt, die Fluthen rollen in einem einzigen ungeheuren Bette. Donnernd prallen die Eisblöcke an die im Grunde gefeſtigten Pfeiler. Aber umſonſt iſt ihr Bemühen; ſie müſſen weiter bis ans Meer wandern. Im Sommer iſt die Scenerie eine ruhigere. Der Strom iſt ein geduldiges ſtilles Gewäſſer geworden. Einmaſtige Segelſchiffe ziehen den Fluß hinauf und hinab. Von ihm aus laufen unzählige Kanäle und Waſſergräben, und durchſchneiden das ganze Land.

Obwol das Reiſeziel noch nicht erreicht war, zog mich die Gegend ſo an, daß ich einen Umweg zu Fuß machte, um auf dieſem meine Gaſtfreunde zu erreichen. Die frühere Feſtungsſtadt bietet mehrere romantiſche Ueberbleibſel aus vergangener Zeit. Am Fluß und inmitten der Wieſen ſieht man hier und dort einen alten, mit wucherndem Epheu bedeckten Thurm; auch ſtößt man auf Wälle oder Reſte einſtiger Feſtungsmauern. Indeß hat die Stadt ſchon längſt ihre kriegeriſchen Geſinnungen aufgegeben, und ein friedliches Handwerk gewählt. Zütphen iſt bei den Holländern wegen ſeiner vielen Lehranſtalten bekannt. In der Umgegend ſieht man dunkle Baumgruppen zerſtreut. Viele lehnen ſich maleriſch an den Abhang der Haidekette, und zu ihnen führen hohe Linden- Eichen- und Buchen-Alleen. Aus den Bäumen lugen, wie verſchämt, die blendend weißen Landhäuſer der Amſterdamer Mynheers, der Indiſchen Nabobs. Die einfachen, meiſtens zweiſtöckigen Bauten würden nimmer den oft ungeheuren Reichthum ihrer Beſitzer verrathen. Kommt man näher, und

Digitized by Google

sieht die sorgfältig umzäunten Wiesenstücke mit den wohlgenährten Kühen, die prachtvollen Parkanlagen mit den reizend darin versteckt liegenden Teichen, dann freilich merkt man, was Indiens Schätze und Holländischer Fleiß aus einem öden sandigen Küstenstriche geschaffen haben.

Unter solchen Betrachtungen war ich bei der mir schon bekannten Villa angelangt. Sie gehört dem Mynheer van B., und ist einer jener schönen Landsitze (Buitenplaats), die sich in den Schutz des Haideabhanges gelagert haben. An dem weitgeöffneten Eingange stand Mevrouw van B. Die Art und Weise, wie sie die Mägde bedeutete, die Körbe in das Haus zu tragen, und ebenso wie sie mich bewillkommnete, machte einen liebenswürdigen Eindruck. Im Uebrigen sind die älteren Holländischen Damen oft steif. Trotzdem es sehr hübsche junge Mädchen giebt, findet man selten schöne alte Gesichter. Im ganzen fehlt ihnen jener Reiz, von dem eine bekannte Schriftstellerin sagt, sie würde um seinetwillen eine alte Frau einer jungen Schönheit vorziehen. Der Reiz, den sie meint, ist kein anderer, als den Jahre voll liebender Sorge und Selbstverleugnung in manches Matronengesicht schreiben. Solch' stille Kämpfe lassen die feinsten Gefühle reifen, machen die alternden Züge weich und mild, und wir sagen von solchen Frauen, sie haben ein „liebes Gesicht". Die Holländerin dagegen besorgt ihr Hauswesen mit großer Ruhe und praktischem Verständniß. Da sie meistens reich ist, braucht sie Herz und Kopf nicht anzustrengen, wie sie durch eigene Opferwilligkeit Anderen Freude bereite. Diese Lebensruhe giebt den alten Damen leicht einen starren Ausdruck. Ein Holländer sagte mir, die Niederländische Sprache besitze kein Wort für das Deutsche „herzensgut", das bei Deutschen Frauen so ziemlich den Gipfelpunkt der Seelenbildung bezeichnet. „Goedhartig" (gutherzig) will das nicht bedeuten. — Mevrouw van B. führte mich in das Haus. Ein Lied, von jugendlichen Stimmen am Clavier geübt, tönte uns entgegen; doch schien es nicht recht gehen zu wollen. Holland ist wenig musikalisch, und die Stimmen sind selten hell und rein. Das kommt von dem bösen Klima her; die kalte feuchte Witterung macht die Kehle rauh. Selten hört man auf den Straßen singen; gewöhnlich das Niederländische Nationallied „Wien Nederlands bloud in de aderen fluit"; sonst nur unschöne Gassenhauer. „Du bist verrückt, mein Kind" ist bei dem gewöhnlichen Volke sehr beliebt. Selbst in dem modernen Babel Berlin kann man von heimkehrenden Bürgersleuten und Arbeitern vielfach „In einem kühlen Grunde", „Wer hat dich, du schöner Wald" ꝛc. auf den Straßen singen hören. Der Holländer aber hat gar keine Volkslieder. Seit einiger Zeit giebt man sich Mühe, solche zu kultiviren; in den Salons singt man jedoch noch Deutsche oder auch Französische Lieder.

Der ganze Corridor ist mit Blumenwerk bestreut. Ueberall sieht man Bindfaden, Scheeren und Messer herum liegen. Die Blumen werden zu Guirlanden und Kränzen verbunden, und zieren alsbald Fenster, Thüren, Büsten und Kronleuchter. Wenn der Holländer die Außenwände hell anstreicht, so hat er im Innern des Hauses eine Vorliebe für dunkle Farben. Die überall ausgebreiteten Teppiche, die schweren Fenstergardinen, Tischdecken und Möbelstoffe haben ein düsteres Aussehen. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch halb herabgelassene Rouleaux. Man fühlt sich anfangs bedrückt, ohne recht

Digitized by Google

zu wissen warum. Die einzigen glänzenden Punkte in dieser Halbdämmerung sind die Thürschlösser, Kammineinfassungen u. s. w. Im Sommer werden, wie schon erwähnt, die kleinen eisernen Oefen aus allen Zimmern entfernt und die Kamine vermauert. Nachdem alle Räume geschmückt waren, kam als letzter und wichtigster noch ein kleines hübsches Boudoir an die Reihe. Das weiße duftige, reich mit Orangeblüthen verzierte Kleid auf dem Sopha löst das Räthsel, weshalb alle jene festlichen Vorbereitungen getroffen sind. Die jüngste Tochter des Hauses wird heute mit ihrem Bräutigam von einem Besuche bei den Schwiegereltern zurück erwartet. Seit zwei Jahren ist sie mit dem jungen van der C. „engageert", d. h. verlobt. Den Namen Braut führt sie erst seit acht Tagen, und zwar bloß im Familienkreise. Heute soll sie ihn öffentlich annehmen. Heute werden zu allen Bekannten und Freunden Verlobungskarten gesandt. Die Hochzeit (Huwelyk) wird in acht Tagen stattfinden. Bis dahin ziehen sich „de bruidsdagen", lauter Festtage. Jeden Morgen kommen neue Gäste, jeder Tag bietet andere Vergnügungen. Die Braut erscheint stets mit Orangenblüthen — anstatt der Deutschen Myrthe — geschmückt. Ihr Wille ist der tonangebende im Hause. Niemand darf sie jetzt als Schwester, Tochter, Juffrouw anreden. Jeder hat „Bruid" oder „lieve Bruid" zu sagen.

Endlich kamen die Erwarteten. Der Wagen fuhr durch eine prächtige Baumallee, sodann über den feinen gelben Kies des Parkes, und hielt vor der Villa. Ueber der Thür prangen die Worte: „Veel Geluk en Zegen!" Mynheer van B., der Hausherr, stieg zuerst heraus, und ihm folgte das Brautpaar. Die Holländischen Herren sind in der Regel von kleiner schlanker Gestalt, haben röthlich blondes Haar, einen eben solchen Schnurrbart und eine frische Gesichtsfarbe. Wenn sich im Haag eine stattliche Männer-Erscheinung blicken läßt, so wispern die Damen gleich: Das ist ein Deutscher. Die Braut war im Verhältniß zum Bräutigam und für Deutsche Begriffe nicht mehr ganz jung. Aber in Holland, wo der Reichthum groß ist, und die Lebenssorgen klein sind, können die Männer früh heirathen. Die Mädchen dagegen bleiben bis zu ihrem neunzehnten Jahre im Pensionat und ziehen erst ziemlich spät, oft schon lange nachdem sie die Zwanziger überschritten haben, die Haube über die blonden Zöpfe. Die Braut zeigte ebenfalls die blonden glatten Zöpfe der Niederländerinnen, sowie ihren weiß und rothen Teint, aber um ihre schlanke, anmuthige Gestalt könnten die Anderen sie beneiden. Als sie in das Haus trat, wurde sie mit dem vorhin sehr mühsam eingeübten musikalischen Gruß ihrer Freundinnen empfangen. Darauf begab sie sich in ihr blumenreiches Zimmer; die Hochzeitsfeierlichkeiten aber hatten begonnen. — Am Nachmittag erschienen unter der Thür zwei Persönlichkeiten, welche augenscheinlich nicht zu den Gästen gehörten, und doch erwartet wurden. Es waren der Notar und ein anderer schwarzgekleideter Mann, mit einem großen dicken Buche unter dem Arm. In ein Zimmer geführt, nahmen Beide vor einem mit Schreibutensilien belegten Tische Platz. Die Familie sowie der Bräutigam setzen sich um sie herum, und zuletzt erscheint auch die Braut. Die Thüre schließt sich hinter ihr, und die übrige Gesellschaft verliert sich im Haus oder Garten. Der Ehevertrag geht sie ja nichts an.

Wenn sich der Holländer für irgend etwas begeistert, so ist es für die Familie,

Digitized by Google

für den eigenen Herd. Ein großer Theil seiner poetischen Literatur verherrlicht das Eheleben; die Frauen sind meistens sehr solid, und haben keine außerordentlichen Wünsche oder abenteuerlichen Neigungen. Der Mann kehrt nach des Tages Geschäften in sein Haus zurück, oder geht mit der Familie in Gesellschaft, ins Concert oder Theater. Uebrigens muß er um so mehr den schützenden Begleiter machen, als die Frauen wenig Freiheit genießen. Selbst zu Zweien dürfen sie nicht gut ins Theater gehen. Im Haag ist kein junges Mädchen aus gebildeter Familie auf der Straße allein zu sehen; und auch auf der Reise kommt es in Verlegenheiten. Aus einer größeren Stadt wurde erzählt, daß eine junge Dame, welche mit der Eisenbahn um halb eilf Uhr Abends angekommen war und ihren Bruder vergeblich erwartet hatte, sich genöthigt sah, nach einem Unterkommen zu suchen. Sie geht von einem Hôtel zum andern, erhält aber jedesmal den Bescheid, man könne um diese Stunde keine Dame mehr aufnehmen. Sie war ganz ohne Bekannte, und hätten sich ihrer nicht freundliche Menschen angenommen, die sie weinend auf der Straße fanden, so hätte sie wahrscheinlich unter dem lieben Sternenhimmel nächtigen müssen. — In anderer Beziehung hingegen habe ich von mancher Holländerin ein bemitleidendes Wort für ihre Deutschen Nachbarinnen hören müssen. Sie können es nicht begreifen, daß letztere ruhig zu Hause bleiben, während sie ihren Mann im Wirthshaus sitzen wissen.

Um fünf oder sechs Uhr geht man zum Mittagsessen. Noch waren nicht alle Gäste angelangt, und doch bildeten die Anwesenden eine große Tafel. In der Mitte sitzt der Hausherr, ihm gegenüber die Hausfrau, obenan das Brautpaar. Der Hausvater spricht ein kurzes Gebet — ein Gebrauch, welcher in Holland noch allgemein herrscht. Darauf beginnt die Dame des Hauses ihr Vorlegeamt. Keiner bedient sich bei Tische selbst. So patriarchalisch diese Sitte ist, so hat sie doch etwas Leidiges, wenn man nicht unhöflich sein und das Zuviel auf dem Teller liegen lassen mag. Man scheint hier das Sprichwort „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen" ordentlich zu beherzigen. Der Niederländer ißt nicht allein gut, sondern auch viel. Auf die Deutsche Kost sieht er ziemlich verächtlich herab. Unsere schönen Kuchen sind in seinen Augen ebenso weichlich wie unsere Sprache. Nach dem Essen wird ein stilles Gebet gehalten, und dann geht Jeder seinem eigenen Vergnügen nach.

Es war beinahe dunkel geworden. Die Musikanten aus dem Dorfe kamen und spielten ihre Glückwünsche in Form Deutscher Volkslieder gar nicht übel. Dafür wurden sie mit einer Rede des Bräutigams, einem Glase Wein und wahrscheinlich auch mit klingender Münze belohnt. Plötzlich begann ein lautes Rufen; viele „Ah! und Oh!" folgten. Hinter dem Hause steigt eine leuchtende Rakete empor. Dort wieder eine, jetzt noch eine, und dann stürzen sie, prasselnd, zischend, ins Dunkel zurück. Da hüllt ein magisches Licht die Villa in grünen, rothen und gelben Feuerschein. Die grotesken Baummassen, das weiße blumengeschmückte Haus mit der Landesflagge auf dem Dache, darüber der helle Sternenhimmel, das Spiel der Musikanten — es war sehr schön, man vergaß ganz, daß man sich in einem sonst herzlich nüchternen Lande befand. Nach und nach wird es stiller. Die Lampen löschen aus, die Kahnfahrenden eilen ins Haus, und — der erste Tag der Festwoche ist vorüber.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen versammelt sich Alles heiter und plauderlustig am Theetisch. Gegen seines Gleichen ist der Holländer sehr herzlich und mittheilsam, gar nicht steif. Die Damen strichen Butterbrode, legen Eier ins siedende Wasser, oder machen sich mit einer Handarbeit zu schaffen. Alle sind mit der Frage beschäftigt: Was wird es heute für Wetter geben? Man hat ja eine Partie vor. Da hängt Mevrouw eine Tafel an die Wand, auf welcher zu lesen steht: „Men word verzocht niet over het weer te spreken." Und nun folgten eine ganze Reihe kleiner, spaßhafter Verpflichtungen, welche den in Lachen ausbrechenden Gästen auferlegt wurden. Wer zuwider handelte, mußte eine Geldbuße zahlen. Von den Strafgeldern wollte sich die Braut Fußmatten für ihr neues Haus kaufen. — Beständig kamen neue Gäste. Nachmittags versammelte man sich zu einem Ausflug in die Umgegend. Die Gesellschaft fuhr in offenen, mehrsitzigen Wagen unter einer, eine Stunde langen Buchenallee dahin. Später wird die Chaussee baumloser, bis sie wieder in eine ähnliche, freilich nicht so imposante Allee oder „Laan" ausläuft. Die letztere gehört zu einem großen Gute, das sich zu beiden Seiten in weiten Ländereien ausbreitet. Es war früher im Besitze einer Holländischen Adelsfamilie, ist jetzt aber in die Hände eines Deutschen gekommen. Das Herrenhaus, ein altes Castell mit mehreren Seitenthürmen, ist aus rothen Backsteinen erbaut, und von Wassergräben eingeschlossen, über die eine steinerne Brücke führt. Am Eingange befindet sich eine breite Treppe mit einem wappengeschmückten Thor. Solch' alte Castelle trifft man, wie schon erwähnt, in Holland nicht selten auf dem Flachlande. Oft bestehen sie nur aus einem großen dicken runden Thurm, an den die Nachgebornen ein nicht immer geschmackvolles Wohnhaus gebaut haben. Jenes Castell befand sich noch in altem Zustande. Dagegen klagten die Umwohner, der Besitzer habe viele alte Bäume umschlagen lassen und dadurch die Gegend verunschönert. „Es ist ja ein Deutscher!" mußte man immer wieder vernehmen.

Am Abend entschloß sich ein Theil der Gesellschaft, über die Haide zu gehen. In der That, eine dankbare Tour. Nirgends vielleicht auf dem Festlande ist die Haide so schön, als gerade hier. Einsam, öde liegt sie da, in erhabener friedlicher Ruhe. Neben uns zog ein zweirädriger Wagen über den Sandweg, dessen schimmerndes Gelb eine malerische Abwechselung in die sonstige braune Einförmigkeit bringt. Diese mit grauer Leinwand überdeckten Wagen, hörte ich, sind noch ein Ueberbleibsel aus der Römerzeit, und zeugen insofern stark für den am Alten hängenden Sinn der Bewohner. Da sie nur auf zwei großen Rädern stehen, schwanken sie einmal nach vorn, einmal nach hinten. Die Insassen, meistens Bauerfrauen, befinden sich fortwährend in schaukelnder Lage, und man fürchtet, sie müßten mitten auf dem trockenen Lande die Seekrankheit bekommen. Als die Gesellschaft auf der Höhe anlangte, war es schon ziemlich Abend geworden. Auch jetzt that sich dem Beschauer ein wunderbares Schauspiel auf. Die Sonne wirft ihre letzten Scheideblicke über die Erde. Bald wird sich das Wolkenthor ganz hinter ihr schließen. Sie sinkt hinab. Der purpurne goldgeränderte Saum ihres Strahlenmantels zieht langsam ihr nach. Die Luft füllen schwere, aus der Erde aufsteigende und von oben sich herabsenkende Nebel, und hüllen Haide und grünen Thalgrund in ein zauber-

Digitized by Google

haft blauweiß hin und her schwankendes Dämmerlicht. Wenn sich mit dem grausilbernen Dufte die glühenden Strahlen des scheidenden Tages verwebten, entstehen jene Farbenspiele, die auch einen Ruysdael und andere Niederländische Meister angelockt haben. Aber auch manche Krankheit, namentlich das den Fremden angreifende „kalte Fieber" wird dort geboren.

Zu Hause angekommen, wurde die Gesellschaft von Mevrouw am Theetisch erwartet. Im Sommer nimmt man den Thee im Garten; im Winter versammelt man sich um einen gemüthlichen Abendtisch. Die Hausfrau hat an ihrer Seite einen Kohleneimer stehen. Ueber demselben brodelt ein kupferner Wasserkessel. Eine der Mägde stellt vor sie hin eine Platte mit Tassen, Kanne und allem Zubehör. Und nun beginnt sie mit sorglicher Hand die wichtige Theezubereitung. Ist dieselbe beendet, schenkt sie Jedem eine Tasse ein, und gießt für ein zweites Mal Wasser in die Kanne. Die Männer plaudern oder lesen, die Damen haben eine Handarbeit. Die Tassen werden auch gleich bei Tisch in einem hölzernen Becken gereinigt, und dann von dem Mädchen hinausgebracht. Obwol die Hausfrau eigentlich mit der ganzen Sache wenig Mühe hat, erscheint sie dabei doch in einem sehr häuslichen vortheilhaften Lichte. Im Winter vervollständigt diese Situation ein mit glühendem Torf gewärmter „Stoof". Es ist das eine Art von Kohlenbecken, auf dessen Platte man die Füße stellt. Viele Aerzte haben gegen diese Sitte geeifert, weil der brennende Torf, indem er die Luft austrocknet, Kopfschmerzen verursacht. Auch sind die erhitzten Füße beim Aufsetzen auf den kalten Boden, selbst wenn er mit den dicksten Teppichen belegt ist, leicht Erkältungen ausgesetzt. Aber wieviele Holländerinnen möchten sich wol von diesem geliebten Möbel trennen, das sie sich noch bis vor Kurzem in die Kirche haben nachtragen lassen? Uebrigens kennt man dasselbe auch sehr gut in einigen Küstenstrichen Nord-Deutschlands.

Am folgenden Tage, einem Sonnabend, war allgemein auf die Nachmittags-Partie verzichtet worden. Dafür machte sich eine eigenthümlich spukhafte Bewegung im Hause bemerkbar. Dort huscht eine Person im grauen Regenmantel vorüber, dann hört man ein Flüstern, worauf mancherlei Gepolter und geheimes Lachen folgt. Jetzt taucht ein weißes Gespenst auf, und scheint sorgfältig etwas zu verstecken. Die Braut ist auch wenig zu sehen; sie macht in der Umgegend Abschiedsbesuche. Einzig die liebenswürdige Hausfrau sorgt mit unendlicher Geduld und Freundlichkeit für ihre Gäste. — Sonntag Abend ist „Receptie", das heißt Gratulationstag für alle Nachbarn und Freunde. In der Stadt würde der Besuch sich bald wieder verabschieden. Weil man aber auf dem Lande ist, knüpft sich an die Visite wieder ein Fest. Um acht Uhr glänzt das Haus in blendendem Lichterschein. Das Empfangzimmer ist ein wahres Blumenreich. In einer vor Allem schön geschmückten Nische steht die Braut am Arme ihres Bräutigams im duftigen Kleide, den Orangeblüthenkranz im Haar. Beide empfangen die Glückwünsche aller Gäste, die schon vorher prächtige Bouquets gesandt haben. Darauf wird Wein und kleines Backwerk zur Erfrischung gereicht. Man ergeht sich in dem erleuchteten Park, oder unterhält sich im Salon. — Bald sollte es sich zeigen, was die spukhaften Heinzelmännchen gestern vorbereitet hatten. Ein Vorhang wird zurückgeschoben, und auf

Digitized by Google

neckische, launige Weise die Lebensgeschichte des Brautpaars wieder gegeben. Die Holländerinnen haben trotz mancher sonstigen Ungelenkigkeit entschiedenes Geschick zum Komödienspiel. Namentlich für das Lustspielfach, denn ihr angeborner, oft moquanter Beobachtungsgeist kommt ihnen dabei zu Statten.

Der Montag ging ziemlich ruhig hin. Am Dienstag war von den Gastgebern eine große „Buitenparty" (Landpartie) angesagt worden, zu welcher sich wieder eine neue Anzahl von Gästen einstellte. Man fuhr in sechs großen Wagen — die Damen in eleganter Gesellschafts-Toilette, die Braut mit dem unvermeidlichen Orangeblüthen-Schmuck — nach einem, seiner besonderen Schönheit wegen vielgenannten Ort am Rheinufer. Der Bauerhof, bei dem wir hielten, um das Frühstück einzunehmen, lag wie eine Einsiedelei im Walde versteckt. Er war wegen seiner alten Eichbäume — es sollen noch welche darunter sein, die in der Heidenzeit verehrt worden — berühmt. Später fuhr man weiter, um in einem ebenfalls im Walde gelegenen Gasthof zu Mittag zu essen. Der Holländer liebt ebenso wie der Deutsche, viele Toaste auszubringen. Diesmal bezogen sich alle auf das Glück im Familienleben. Außerdem wurden dem Brautpaar zu Ehren eigens für dasselbe gedichtete Lieder gesungen, und dann begab man sich vor das Haus. Da erhellt sich die nächtliche Gegend, und im röthlichen Scheine Bengalischer Flammen sieht man auf einer kleinen Anhöhe, von zwei großen Eichen überschattet, die reizende Gestalt des Mädchens aus der Fremde. Weiter unten stehen Hirten mit ihren Begleiterinnen und sehen vertrauensvoll und bewundernd zu der Segenspenderin empor. Die poetische Wiedergabe des bekannten Kaulbach'schen Bildes, in Harmonie mit der wirklichen Natur gebracht, machte einen wahrhaft ergreifenden Eindruck. Spät trat man den Heimweg an, nicht ohne das angenehme Gefühl, daß morgen für Alle ein Tag der Ruhe kommen werde. Es ist eine schöne Sitte, daß anstatt unseres lärmenden Polterabends, die Holländische Braut den letzten Tag vor ihrer Hochzeit in voller Beschaulichkeit zubringt. Im Hause wird soviel wie möglich jedes Geräusch vermieden.

Heute, an einem Donnerstag, ist der Schlußact der Feier. Gegen Mittag fuhren Alle zur Kirche. Die Deutsche Art, daß die Braut von Brautjungfern und Brautführern zum Altar begleitet wird, kennt man hier nicht. Außer der Braut erscheint Alles in Straßentoilette. Die Predigt war recht ansprechend. Darauf werden die Ringe gewechselt, und unter den Segnungen der Eltern, Geschwister und Freunde haben sich die Wege Zweier für immer zu Einem verbunden. Ein großes Frühstück — kalt, denn das Mittagessen würde ja erst viel später sein — vereinigt noch einmal die ganze Gesellschaft. Nachmittags begiebt sich das junge Ehepaar auf die Hochzeitsreise. Auch die Gäste rüsten zur Abfahrt.

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Zum Lotterie-Unwesen. — Anknüpfend an den Artikel: „Zum Lotteriewesen" in Heft 17 des „Kulturkämpfer", schreibt man uns:

Es ist nicht zu leugnen, daß das Lotteriewesen im Deutschen Reiche und speciell in Preußen bereits zum Unwesen ausgeartet ist, und zwar in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet. Geldlotterien sind in Preußen gesetzlich verboten, und doch: um wie viel besser würde es bestellt sein, wenn diese erlaubt und alle anderen Lotterien verboten wären. An Geldgewinnen kann Nichts gekürzt werden; der Unternehmer muß sie dem Gewinner voll auszahlen, während bei den sogenannten Pferde-, Industrie-, Gold-, Silber- und ähnlichen Lotterien der bodenloseste Schwindel, ja der augenfälligste Betrug geübt und durch die Genehmigung derartiger Lotterien, Seitens der zuständigen Behörden, geradezu sanctionirt wird. In erster Linie bot die „Hebung" der Landespferdezucht, der Rindviehzucht und der Industrie hierzu den willkommensten Anlaß. Es wurden die bekannten Pferde-, Equipagen-, Vieh- ꝛc. Verloosungen ins Leben gerufen, und um namentlich auch das Geld des kleinen Mannes anzulocken, der Preis eines Looses auf nur 3 Mark festgesetzt. So kam es, daß heutzutage jeder Arbeiter, jede Dienstmagd — da den kleinen Leuten das Spiel in der Klassen-Lotterie, theils wegen mangelnder Loose, theils wegen zu hohen Preises, versagt ist — sich bei derartigen Verloosungen betheiligen und größtentheils ihr Geld loswerden, im glücklichsten Fall aber für den gewonnenen Gegenstand nur mit Noth etwa die Hälfte des angeblichen „Werthes" erhalten. Wie Pilze sind die Pferdelotterien emporgewachsen, selbst Inowraclaw hat sich bereits alljährlich einer solchen zu erfreuen. Zu ihnen gesellten sich alsbald die Industrie-Lotterien, und wer sich über die massenhaften Gewerbe-Ausstellungen der letzten Jahre wundern sollte, dem werden sie kein Räthsel mehr sein, wenn er einen Blick auf die stets im Gefolge derselben sich befindenden Lotterien wirft, bei denen aller nur denkbare Schund zur Verloosung gelangt, dagegen Tausende und aber Tausende von Thalern in die Taschen der mit dem Loosvertrieb beauftragten Jüdischen Banquiers fließen. Sieht man sich die Spielpläne derartiger Lotterien etwas näher an, so erscheint es geradezu wunderbar, wie letzteren überhaupt die Genehmigung ertheilt werden kann. Bei den meisten fällt erst auf das 20. Loos ein Gewinn, bei vielen erst auf das 25., 30. oder gar 40. Loos. Allem setzt aber die Krone auf die alljährlich stattfindende Pyrmonter Silber-Lotterie, bei welcher 60,000 Loose à 1 Mark ausgegeben werden, jedoch nur 1070 Gewinne entfallen, welche angeblich einen „Werth" von 35,000 Mark repräsentiren. Daß die Gewinner viele Gegenstände gar nicht gebrauchen können, daß die wenigen Glücklichen, welche einen Haupttreffer machen, für denselben nur zwei Drittel oder die Hälfte des angegebenen „Werthes" erhalten, ist allgemein bekannt. Ebenso ist es kein Geheimniß, daß die für derartige Lot-

Digitized by Google

terien anzukaufenden Gegenstände „geramscht", aus sogenannten Ausverkäufen, Concursen u. s. w. zusammengeholt werden. Erwähnt sei als schlagendes Beispiel, daß der diesjährige, mit 12,000 Mark bezeichnete Hauptgewinn der Pferdelotterie zu Hannover — eine vierspännige Equipage — von dem Gewinner nur mit Mühe für 7000 Mark verkauft werden konnte, während die Gewinner der verschiedenen Pferde froh sein mußten, für ihre mit 1200 Mark angegebenen Gäule 600—800 Mark von den Pferdehändlern, welche sie dem Lotterie-Comité geliefert hatten, wieder zu erhalten.

Als Unternehmer der Silber-Lotterie zu Pyrmont nennt sich: „der Vorstand des Vereins für die Pyrmonter Pferderennen", während der Loosvertrieb, wie bei den meisten ähnlichen Lotterien und Pferde-Verlosungen, dem Bankhause A. Molling in Hannover übertragen ist. Sehr charakteristisch erscheint es nun, daß das „Geschäft" zwischen dem ebengenannten Bankhause und dem erwähnten Vorstande, wie man sich allgemein erzählt, auf folgende höchst einfache Weise abgeschlossen sein soll: Herr A. Molling bezahlte dem Unternehmer der Lotterie für die Pyrmonter Pferderennen — welcher sowol die Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs als auch die der Landes-Direction der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont erhalten hat — für die erwähnten 60,000 Loose im Betrage von 60,000 Mark, in runder Summe 6000 Mark, und übernahm hierfür die gesammte Loosanzahl als sein ausschließliches Eigenthum, mit der Verpflichtung, die auf dem Spielplan angegebenen 1070 Gewinne zu beschaffen. Ob diese Gewinne den planmäßigen „Werth" darstellten, darum scheint sich kein Mensch gekümmert zu haben; mit anderen Worten: nicht mehr der Vorstand für die Pyrmonter Pferderennen, sondern Herr A. Molling war der Unternehmer der Pyrmonter Silber-Lotterie, bei welcher selbstverständlich wieder die meisten Gewinne nicht aus Silbersachen bestanden.

Es ist übrigens nichts Neues, daß die mit dem Loosvertrieb derartiger Lotterien beauftragten Agenten den Löwenantheil erhalten. Bei den meisten Pferdelotterien zahlen die Comité's dem betreffenden Banquier — der Name A. Molling erscheint sehr häufig — 33⅓ Procent des Werthes, welchen die Loosanzahl repräsentirt, lediglich für seine Mühewaltung und für die auf den Loosverkauf bezüglichen Insertionskosten. Es geht die Rede, daß aus den verschiedenen Lotterien Herr A. Molling jährlich eine Revenue bezieht, welche den Zinsen eines Kapitals von mehreren Millionen gleichkommt. Der Gewinn, den dieser Lotterie-Banquier erzielt, ist übrigens nicht auf obige 33⅓ Procent des Loosswerthes beschränkt: auch an den Gewinngegenständen weiß er seinen Profit zu machen. Bereitwillig nimmt er, gegen eine Einbuße von 1000 Mark oder mehr, den Gewinnern von Hauptgewinnen diese ab, und bringt die silbernen Tafel- und Kaffee-Services dann wieder bei einer andern Lotterie unter, so daß z. B. ein derartiger Hauptgewinn im „Werthe" von 5000 bis 6000 Mark, nachdem er bei fünf oder sechs Lotterien die Runde gemacht hat, dem Herrn Molling gar nichts mehr kostet, und nun noch dreißig Jahre bei allen möglichen Verloosungen paradiren kann. Denn fast alle Gewinner nehmen lieber baares Geld, während die „Industrie", welcher in vielen Fällen durch derartige Lotterien aufgeholfen werden soll, dabei gänzlich leer ausgeht. Vor zwei Jahren fiel bei der Gothaer Lotterie ein „Hauptgewinn" an A. Molling zurück, insofern der glückliche Gewinner ihn nicht abholte. Es war ein Reiher in Lebensgröße, aus einer Thonmasse hergestellt. Der Fischreiher stand lange im Comtoir des Herrn Molling; wie wir hören, auf dem Geldschrank. Zur Pyrmonter-Silberlotterie figurirte in dem Local, wo die Gewinne ausgestellt waren, dieser Fischreiher, der neu aufstaffirt worden war, als 11. Hauptgewinn mit der Werthangabe von 500 Mark. Für 10 Mark würde er Jedem zu theuer gewesen sein. Für den 3. Hauptgewinn im angeblichen „Werthe" von 3000 Mark forderte der Gewinner

Digitized by Google

2500 Mark. Molling sagte dem vermittelnden Collecteur, er möge dem Gewinner 2400 Mark bieten, und wenn dieser hierauf eingehe, so solle der Collecteur 100 Mark Provision erhalten. Der Collecteur that also; doch meinte der Gewinner, er wolle den Gewinn sich erst einmal ansehen und fuhr nach Pyrmont. Dort war gerade Molling, und er wußte nun den Gewinner zu überreden, sich mit 2350 Mark zu begnügen. Dem Collecteur in Hannover verweigerte er die Provision von 100 Mark, indem er vorschützte, er sei ja selbst mit dem Gewinner handelseins geworden. Mit den kleineren Gewinnen macht Molling es ähnlich. Wer einen Zaum, Sattel oder dergleichen gewinnt, kann von ihm baares Geld erhalten, d. h. er kauft den Gegenstand, der angeblich 12 Mark werth ist, für 7 Mark zurück, und läßt ihn dann bei andern Lotterien wieder auf die Gewinnliste setzen. Wir schweigen von der fast völligen Werthlosigkeit der kleinen Gewinne; sie sind von dem Gewinner mit 1 Mark bezahlt, und oft nicht einmal 30 Pfennig werth.

Die Lotterie von Baden-Baden ist in ähnlicher Weise, wie die erwähnten Pferde- und Industrie-Lotterien, eine Milchkuh für A. Molling, die — in fünf Klassen eingetheilt — zehnmal im Jahre für diesen Herrn frischmilch wird. Jede Klasse kostet 2 Mark, ein Loos zu allen fünf Klassen also 10 Mark. Zwei Collecteure in Hannover, die mit einem Posten Loose sitzen blieben — Molling giebt die Loose nur fest ab — boten dieselben im October d. J., statt für 10 Mark, mit 8 Mark und resp. 7 Mark öffentlich aus. Pyrmonter Silbergewinne, die Molling mit einem Profit von 1000 resp. 650 Mark zurückgekauft hatte, waren als Gewinne der 5. Klasse der Lotterie in Baden-Baden ausgestellt. Alle Lotterien, für welche der Jüdische Banquier A. Molling in Hannover die Loose vertreibt, dürfen in Preußen gespielt werden. Die Lotterie des Hamburger Zoologischen Gartens — 300,000 Loose à 3 Mark — welche als Hauptgewinne gleichfalls Sachen von Silber aufweist, war dem Jüdischen Banquier Massé in Hamburg übertragen. Jetzt ist Massé der Loosvertrieb abgenommen und A. Molling überwiesen, welcher nun seine Silbergewinne wahrscheinlich auch in Hamburg auf den Gewinntisch setzen wird. Bezüglich des notorischen Minderwerthes aller bei derartigen Lotterien zur Verloosung kommenden Gewinne sei noch ein ganz besonderes Beispiel hier angeführt. Der dritte Hauptgewinn der Düsseldorfer Gewerbe-Ausstellungs-Lotterie war auf dem Plan mit 4000 Mark „Werth“ angegeben. Der glückliche Gewinner erfuhr alsbald, daß ihm ein Oelgemälde zugefallen sei, und ließ dasselbe in der „Kölnischen Zeitung“ zum Verkauf stellen. Auf zweimaliges Annonciren erhielt er Eine Offerte, in welcher man ihm für seinen Gewinn 900 Mark bot. Die Düsseldorfer Lotterie bestand aus 600,000 Loosen à 1 Mark in zwei Serien, und zusammen wurden nur 9060 Gewinne im angeblichen „Werth“ von 300,000 Mark verloost. Nach jenem Oelgemälde zu urtheilen, mag der thatsächliche Werth etwa 60,000 Mark betragen haben. Bei der Düsseldorfer Lotterie entfiel noch nicht einmal auf jedes 66. Loos ein Gewinn, und der Vertrieb der Loose war dem Jüdischen Bankhause H. Magnus in Hannover übertragen. Eine rühmliche Ausnahme von der Regel bildet, unseres Wissens, die Schleswig-Holsteinische Lotterie zum Besten der Invaliden, und auch bei der Königsberger Pferde-Lotterie soll es jetzt reell zugehen.

Das Beispiel der Herren Molling, Massé, Magnus findet selbstverständlich viel Nachahmung. So sehen wir verschiedene Kirchen-Lotterien, namentlich in Süddeutschland auftauchen, deren Ertrag zum Bau oder Ausbau evangelischer Kirchen verwendet werden soll, während auf dem Spielplan Jüdische Bankhäuser als Loosvertreiber figuriren und den größeren Theil des Ertrages für sich einheimsen. Ein rührendes, wenn nicht widerliches Bild. Viele Millionen Mark werden dem Publicum, besonders dem kleinen Mann alljährlich zu Gunsten einzelner Jüdischer Bankhäuser aus der Tasche gezogen, denn

Digitized by Google

die Zahl der jährlich arrangirten Pferde-, Industrie- ꝛc. Lotterien übersteigt die Ziffer 100; in jeder Lotterie beträgt die Loosanzahl 40,000 bis 60,000, bei den Ausstellungs-Lotterien sogar 300,000 bis 600,000, und der Preis eines Looses ist gewöhnlich 3 Mark. Es giebt fast keine Stadt im Deutschen Reiche mehr, welche nicht ihre Ausstellung und in Verbindung mit derselben eine Gewerbe- oder Industrie-Lotterie gehabt hat, selbst Wernigerode a. Harz und Nordhausen mußten jüngst die Liste vervollständigen, und wo keine Gewerbe-Ausstellung zu ermöglichen war, da rief man wenigstens eine Gartenbau-, Obst-, Gemüse- oder auch eine Geflügel-Ausstellung ins Leben, jede einzelne selbstverständlich mit einer Lotterie schließend, weil man die Spiellust des Publicums kennt und dieselbe mit allen Mitteln aufzustacheln weiß. Es ist mehr als erstaunlich, daß die Regierung zu all' diesen Verloosungen fort und fort die Erlaubniß ertheilt, und man könnte fast glauben, daß es auch in Betreff der staatlichen Genehmigung nicht mit rechten Dingen zugeht!

Wie schon früher im „Kulturkämpfer" empfohlen, müßte der Staat das ganze Lotteriewesen allein in die Hand nehmen, dasselbe, den neuen Verhältnissen des Deutschen Reichs angemessen reformiren, und alle Privat-Lotterien, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, verbieten. Der jetzige Zustand ist unhaltbar, auch in Bezug der bereits bestehenden Preußischen, Sächsischen, Braunschweigischen und Hamburgischen Klassen-Lotterien. Daß ein in Preußen wohnender Deutscher Reichsangehöriger bestraft wird, sobald ihm das Spiel in der Lotterie eines andern Deutschen Staates nachgewiesen wird, widerspricht jedem Rechtsgefühl.

Unser Vorschlag geht dahin: Abschaffung der vier im Reiche bestehenden Klassen-Lotterien und Einrichtung einer Reichs-Lotterie. Dieselbe könnte sechs Mal im Jahre gezogen werden, doch müßte jede Ziehung eine Lotterie für sich bilden. Zu jeder Lotterie gebe man 500,000 Loose aus, welche in ganze, halbe, fünftel und zehntel Loose einzutheilen wären. Der Preis eines Looses sei 50 Mark, so daß ein halbes Loos 25 Mark, ein fünftel Loos 10 Mark und ein zehntel Loos 5 Mark kostet. Dies würde bei jeder Lotterie eine Einnahme von 25 Millionen Mark ergeben, die man zum vollen Betrage wieder zur Ausspielung bringt, von den Gewinnen aber 12 Procent, nämlich 10 für den Staat und 2 für die Collecteure, erhebt. Jede Lotterie würde hiernach dem Staat 2½ Millionen Mark, also die 6 jährlichen Ziehungen zusammen 15 Millionen Mark einbringen; ungefähr dieselbe Summe, welche jetzt alljährlich dem Deutschen Volke durch Pferde-, Silber-, Ausstellungs- ꝛc. Lotterien, zu Gunsten einzelner Jüdischer Banquiers, aus der Tasche gezogen werden. Der Plan dieser Lotterie könnte in folgender Weise aufgestellt werden:

1	Gewinn	à	500,000	Mark	=	500,000 Mark
2	„	à	100,000	„	=	200,000 „
2	„	à	50,000	„	=	100,000 „
5	„	à	20,000	„	=	100,000 „
10	„	à	10,000	„	=	100,000 „
1000	„	à	5,000	„	=	5,000,000 „
5000	„	à	1,000	„	=	5,000,000 „
10000	„	à	500	„	=	5,000,000 „
90000	„	à	100	„	=	9,000,000 „
					Summa	25,000,000 Mark.

Man errichte ferner 2000 Einnehmer-Stellen, und gebe jedem Collecteur 250 ganze, oder 500 halbe, oder 1250 fünftel, oder 2500 zehntel Loose. Als Schreibgebühr möge dem Collecteur 1 Mark für ein ganzes, 50 Pfennig für ein halbes, 20 Pfennig für ein fünftel und 10 Pfennig für ein zehntel Loos zustehen, was bei jeder Stelle eine Einnahme

Digitized by Google

von 250 Mark für je eine Lotterie ausmacht, also für die sechs Ziehungen im Jahr zusammen 1500 Mark. Dazu 2 Procent von den Gewinnen, macht für jede Ziehung 500,000 Mark, oder im Durchschnitt für jeden Collecteur 250 Mark, mithin für sechs Ziehungen im Jahre weitere 1500 Mark, sodaß jeder Collecteur eine jährliche Durchschnittseinnahme von 3000 Mark haben würde, welche Summe einer anständigen Pension gleichkommt, und bei wenig Arbeit immerhin als erhebliche Remuneration betrachtet werden darf. Verleiht man nun diese Einnehmer-Stellen an ehemalige Officiere, welche bisher im Durchschnitt nur 600 bis 800 Thaler Pension beziehen, so würde der Etat jährlich um 4 Millionen Mark entlastet, den betreffenden Officieren aber eine behaglichere Existenz in Aussicht gestellt werden.

Der Vortheil des Staates, durch diese Minderausgabe von 4 Millionen und durch die Einnahme aus der Lotterie mit 15 Millionen, würde demnach 19 Millionen Mark betragen, von welcher Summe natürlich noch die Verwaltungskosten für die oberste Lotterie-Behörde in Abzug zu bringen sind.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Bei **Glaser & Garte** in **Leipzig** erschien in **zweiter Auflage** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuer Börsenschwindel

von Germanicus.

Erstes Heft. Dunkles Treiben. „Semestralbilanzen" und Agiotage. Jüdische Censur. — Neue Amerikaner. — Die Lothringer Eisenwerke und das Consortium „Creditanstalt-Bankverein-Effecten- und -Wechselbank".

Preis 50 Pfennig.

Ein interessantes und wichtiges Supplement zu desselben Verfassers „Frankfurter Juden" — doppelt wichtig, wo sich die Börsenblätter um die Schuld an dem neuesten Ausbeutungsversuch streiten —, welches schon durch die bloße Ankündigung solchen Schrecken erregte, daß dem Verfasser für die Unterdrückung 10,000 Mark geboten wurden.

Kleines Post- und Telegraphen-Lexikon

für Comtoir und Haus.

Ein Nachschlagebuch für Jedermann, insbesondere für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbsleute, Advocaten, Behörden, Apotheker, Gutsbesitzer, Müller, Berg- und Eisenwerke, Gasthöfe ꝛc., als auch für den Verkehrs-Beamten

herausgegeben von

Gustav Lüdemann

Postmeister.

Preis eleg. cart. **1** *M.* — Preis eleg. cart. **1** *M.*

Dies Buch, von einem der besten postalischen Schriftsteller, dem Verfasser des „Post-Katechismus" und „Post-Kalender" bearbeitet, ist so praktisch eingerichtet und das Material so übersichtlich geordnet, daß es bald **für jedes Comtoir, für jede Familie ein unentbehrliches Handbuch sein wird.** — Nach Schlagwörtern geordnet, ertheilt das Lexikon sofort Antwort auf jede Frage, welche das Gebiet der Post und Telegraphie betifft. Der billige Preis erleichtert die allgemeinste Verbreitung.

Berlin W., Magdeburgerstraße 31. **Friedrich Luckhardt.**

Druck von Ihring & Fahrenholz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 23.

1. December 1880.

Kämpfe und Bündnisse am Dönhoffsplatz.

Seit dem 28. October ist die Preußische Volksvertretung wieder zu Berlin, im ehemaligen Hardenberg'schen Palais am Dönhoffsplatz versammelt, nachdem eine kaum viermonatliche Pause einige Ruhe von den Anstrengungen der voraufgegangenen Session und Nachsession gewährt hatte. Am 3. Juli trennten sich die Landboten in ziemlich gedrückter Stimmung; was zwischenzeitlich geschehen, war in keiner Weise dazu angethan, diese Stimmung zu heben. Die „Secessionisten" haben im Laufe des Sommers den Ausspruch bewahrheitet, den wir seiner Zeit gethan: „Die kirchenpolitische Campagne kostet den Nationalliberalen die Existenz." Der Mißmuth der Conservativen gegen das Centrum und umgekehrt, welcher während der Berathung des „neuen Maigesetzes" bereits zu einer ziemlichen Höhe sich gesteigert hatte, war in Folge des Kölner Dombaufestes stellenweise zur Verbitterung angewachsen, und so ist es gekommen, daß an das verfehlte Ende ein wenig verheißender Anfang sich anknüpfte. Wer sich in dieser Beziehung noch im Zweifel befand, den belehrte die Präsidentenwahl sehr schnell eines Andern. Ueber diese Wahl ist viel geschrieben und geredet worden, und mancher Politiker, dem mehr zuzutrauen wäre, hat sich über dieselbe ganz außerordentlich gewundert. Sie konnte indessen kaum anders ausfallen, als es geschehen. Daß nicht gerade ein Freiconservativer auf den Platz des zweiten Vicepräsidenten gestellt werden mußte, darf man auch jetzt noch behaupten; daß aber zunächst kein Mitglied des Centrums mehr im Präsidium figuriren werde, war schon vor Beginn der Session vorauszusehen. Das Resultat der Wahl hat das Centrum selber schwerlich überrascht, so sehr diese Partei auch Ursache hat, über die ihr zugefügte Ungerechtigkeit und Unbill laute Beschwerde zu erheben.

Vielen Conservativen ist die Erscheinung eines Centrumsmannes auf dem Präsidentenstuhl niemals sympathisch gewesen. Aber sie begriffen die politische Nothwendigkeit eines solchen Zugeständnisses und fügten sich zwar ungern, aber ehrlich. Sie mußten sich sagen, daß eine Partei, die dem Fürsten Bismarck zu 130 Millionen neuer Reichssteuern verholfen, unmöglich fernerhin von der Ehre des

Digitized by Google

parlamentarischen Vorsitzes unter dem verbrauchten Vorwande der „Reichs- und Staatsfeindlichkeit" ausgeschlossen bleiben könne, und sie sagten sich dies um so eindringlicher, als sie hofften, in Zukunft am Centrum eine feste Bundesgenossenschaft zu finden. Doch schwanden ihre Hoffnungen rasch, als ihnen klar wurde, daß nur mit Hilfe der Nationalliberalen die Verlängerung des Socialistengesetzes und die Erhöhung des Militäretats im Reichstage zu ermöglichen sei, und als sie im Landtage gar den Versuch unternahmen, auf die Beendigung des „Kulturkampfes" nach Deutsch-conservativen Recepten hinzuarbeiten, da sank ihnen vollends der Muth. Was nützte ihnen Herr von Heereman auf dem Präsidentenstuhl, wenn es doch der depossedirte Herr von Bennigsen wieder war, der eine Majorität zusammentreiben mußte, um die „werthvollen Rudera" des „neuen Maigesetzes" zu einem ziemlich werthlosen „Justizgesetz" zu gestalten?! Diese und ähnliche Erwägungen waren längst angestellt worden, ehe noch das Kölner Dombaufest im Plan existirte. Als dasselbe unter der „würdigen Zurückhaltung" der Katholiken gefeiert wurde, da bot es nur die äußere Veranlassung dar, um die bis dahin im Stillen gehegten Gedanken offenbar werden zu lassen, und seine Einwirkung auf die Präsidentenwahl im Abgeordnetenhause war unter den obwaltenden Umständen die einfachste und natürlichste von der Welt. Will man indessen der Wahrheit nicht zu nahe treten, dann muß man hervorheben, daß die wirklich politischen Köpfe unter den Conservativen sich durch den Verlauf des Dombaufestes nicht von der Absicht hatten abbringen lassen, bei der Wahl des Präsidiums den thatsächlichen Verhältnissen und dem parlamentarischen Anstand die gebührende Rechnung zu tragen. Waren auch ihre Hoffnungen auf ein ersprießliches Zusammenwirken mit dem Centrum durch die Erfahrungen der letzten Session erheblich vermindert worden, sträubte sich auch ihr Preußisches Gefühl gegen die Verleihung eines parlamentarischen Ehrenamtes an eine Partei, welche nach ihrer Auffassung die unter allen Umständen zu beobachtenden Rücksichten gegen die Person des Monarchen außer Acht gelassen hatte, so verschlossen sie sich doch keineswegs der Betrachtung, daß Conservative und Centrum, besonders in Hinsicht auf die im Reiche durchzuführende Steuer- und Wirthschaftspolitik, nach wie vor auf einander angewiesen seien, und daß dem Centrum, nachdem es durch den Abfall der Rickert'schen Gefolgschaft von den Nationalliberalen, zur zweitstärksten Fraction im Abgeordnetenhause geworden, weniger als jemals ein Sitz im Präsidium verweigert werden könne. Dazu kam, daß der bisherige zweite Vicepräsident, Freiherr von Heereman, sich in allen Kreisen des Rufes eines untadeligen Edelmannes erfreut, und daß sein Fernbleiben vom Kölner Feste aus demselben Grunde herzuleiten war, mit dem auch der erste Präsident, Herr von Köller seine Nichtanwesenheit in der Rheinischen Metropole entschuldigt hatte. Zwar wurde hin und wieder die Bemerkung gemacht, Herr von Heereman hätte in seinem Absageschreiben sich nicht mit dem kurzen Hinweis auf seine Krankheit begnügen dürfen, sondern ausdrücklich versichern müssen, er würde andernfalls der Einladung des Hofmarschallamtes sehr gern gefolgt sein, aber die Vorurtheilsfreieren ließen sich nicht dazu herbei, politische Consequenzen aus derartigen Fragen der Etiquette zu ziehen. Allein, was meistens sich zeigt, geschah auch diesmal. Das Gefühl

Digitized by Google

der Menge siegte über den Verstand der weiter Blickenden. Vergebens bemühten sich die Letzteren mit dem ganzen Aufwande ihres Ansehens und ihrer Beredsamkeit, der Politik zu ihrem Rechte zu verhelfen; sie drangen nicht durch. Man hat vielfach behauptet, der Ausschluß des Centrums vom Präsidium sei auf Anweisung von Friedrichsruh her erfolgt. Es fehlt jedoch an allen bestimmten Anhaltspunkten für diese Lesart, und sie erscheint Angesichts des Umstandes, daß Fürst Bismarck bis zum letzten Augenblick ein entschiedener Gegner des Dombaufestes geblieben ist, und dies auch durch seine Zurückhaltung von der Feier unzweideutig dargethan hat, äußerst zweifelhaft. Doch kann es sein, daß der Reichskanzler sich, bezüglich der Haltung der Katholiken und ihrer Wortführer, einer jener drastischen Wendungen bedient hat, die er im privaten Verkehr mitunter liebt, und daß einer seiner übereifrigen freiconservativen Schildknappen es sich hat angelegen sein lassen, daraus Kapital zu schlagen. Thatsache ist und bleibt es bei alledem, daß die einsichtigeren Elemente unter den Conservativen in sämmtlichen Wahlgängen mit dem Centrum gleichen Schritt gehalten haben; sie vertreten auch heute noch die Ansicht, daß die abweichende Haltung ihrer weniger politisch angelegten Fractionsgenossen ein Unrecht, und mehr als das, daß sie ein Fehler war. Mit der bisherigen Auseinandersetzung scheint jedoch im Widerspruch zu stehen, daß Herr von Rauchhaupt, Namens der vereinigten Conservativen, im Plenum den Antrag stellte, die Wahl des Präsidiums der vorigen Session durch Acclamation vorzunehmen. Jener Antrag beruhte in der That auf einem am Tage der Kammereröffnung gefaßten Fractionsbeschlusse, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß kaum die Hälfte der Mitglieder in jener Sitzung anwesend war. Die übrigen trafen erst nachträglich ein, und sie zeigten sich durchweg von der Dombaufeier so stark betroffen, daß sie sich der privaten Einwirkung der Führer als unzugänglich erwiesen. Als ihnen nun gar bekannt wurde, daß Herr Gneist der Acclamationswahl widersprechen werde, da glaubten sie jenem Fractionsbeschlusse, zu dem sie überdies nicht mitgewirkt hatten, eine weitere Rücksicht nicht mehr schuldig zu sein. Von dem Verhalten der Freiconservativen, Nationalliberalen, „Secessionisten" und Fortschrittler braucht man nicht ausführlicher zu reden. Daß diese ganze Gesellschaft, die in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung vom „Kulturkampf" ihr Dasein fristet, zu jeder Action gegen das Centrum bereit ist, bedarf weder der Begründung noch des näheren Nachweises. Trotzdem mußte es einen höchst eigenthümlichen Eindruck machen, daß es die Stimmen des Fortschritts waren, welche den gegen das Centrum agitirenden Conservativen die Beseitigung des Herrn von Heereman ermöglichten. Das Unnatürliche dieses Bündnisses ist der Rechten denn auch sehr bald zum Bewußtsein gekommen. Während der Wahlhandlung aber haben einige Hochtories Herrn Eugen Richter direct um seinen und seiner Freunde Beistand ersucht. Und Herr Richter war freundlich genug, für den von ihm beeinflußten Kreis die Parole auszugeben: „Keine Spaltung!" Wie es hieß, hatte der Fortschritt ursprünglich beschlossen, sich an der Wahl der Präsidenten durch weiße Zettel zu betheiligen. Ob der Beschluß ernstlich gemeint war, mag dahingestellt bleiben. Der Umstand, daß Herr Hänel 22 Stimmen im ersten, 23 im zweiten und 30 im dritten Wahlgang erhielt, spricht nicht dafür. Auf alle Fälle aber steht fest,

Digitized by Google

daß die engere Wahl zwischen Stengel und von Heereman durch die fortschrittlichen Stimmen zu Gunsten des erstern entschieden wurde. Nicht ganz klar ist die Rolle, welche die Führer des Centrums in Bezug auf die Präsidentenwahl gespielt haben. Es scheint nicht, daß sie große Mühe darauf verwandten, ein festes Abkommen mit den Conservativen zu erzielen; vermuthlich, weil sie in keiner Weise dem Gedanken Nahrung geben wollten, als hielten sie die, schon vor Zusammentritt der Kammer von der Presse für die Ausschließung des Centrums vorgebrachten Gründe nach irgend einer Seite hin für maßgebend. Großen Kummer hat ihnen die Beseitigung des Herrn von Heereman schwerlich bereitet. Die Politik der freien Hand, die allein Herrn Windthorst die Entfaltung seiner ganzen Meisterschaft gestattet, erhielt durch das unpolitische Vorgehen der Conservativen wieder ausgiebig Luft und Raum, und wenn auch Herr von Schorlemer-Alst die seinem persönlichen Freunde von Heereman angethane Kränkung so bitter empfand, daß er aus der Agrar-Commission ausschied, weil er mit Hilfe der Conservativen nicht wieder zum Vorsitzenden dieser Commission gewählt sein wollte, so hat Herr Windthorst ähnliche Gefühle gewiß kaum empfunden. Ein „großer Staatsmann" ist über solche Schwächen erhaben. Im Uebrigen läßt sich nicht verkennen, daß die Parteistellung des Centrums durch den Schwabenstreich der Conservativen eine neue Stärkung erfahren hat, denn die hinter der Fraction stehenden Wähler werden sich angelegentlichst bemühen, die ihrer parlamentarischen Vertretung erwiesene Zurücksetzung durch um so größere Anhänglichkeit wieder wett zu machen. Die Conservativen aber, welche die Bundesgenossenschaft des erklärten „Fortschritts" nicht scheuten, werden in den Augen der Centrumspartei wahrlich nicht gewinnen, und da im kommenden Jahre die Reichstagswahlen vorzunehmen sind, so ist die mit dem Centrum beliebte Abrechnung aus den angeführten Gründen zwar leicht zu erklären, aber mit Rücksicht auf die gesammte Situation sehr schwer zu entschuldigen.

Es hat nicht lange gedauert, bis das unnatürliche Bündniß sich wieder in die erbittertste Gegnerschaft verwandelte. Bei der ersten Berathung der neuen Kreisordnungen ergaben sich sofort ganz andere Constellationen, und als die Etatsdebatten begannen, da trat die erklärteste Feindschaft wieder mit aller Schärfe hervor. Ja es scheint, daß man sowol rechts wie links ein recht drückendes Unbehagen darüber empfindet, sich gegenseitig compromittirt zu haben, und daß diese Empfindung dazu drängt, die vorhandenen Gegensätze mit großer Lebhaftigkeit zu betonen. Herr Richter, der den Conservativen in so entgegenkommender Weise auf den „Stengel" half, war bei seiner diesjährigen großen Etatsrede gegen sie und Alles, was ihnen werth ist, bissiger als jemals. Er suchte förmlich etwas darin, seinen Auseinandersetzungen einen möglichst brennenden Beigeschmack zu geben. Seine Malicen gegen die Conservativen wie gegen die Regierung wirkten wie Aetzwasser. Jene mußten unter Anderm sich sagen lassen, daß ihre Schwungkraft und ihr Idealismus den höchstmöglichen Grad erreicht habe, wenn sie zur Empfehlung der Prügelstrafe übergingen; und damit diese Bosheit noch verletzender wirke, setzte der Redner hinzu, das sei eine Altpreußische Erfahrung. Die Art, wie er mit den Ministern, insbesondere mit Herrn Bitter umsprang, der auch diesmal wieder vom „homogenen

Digitized by Google

Ministerium" sprach, läßt sich außerhalb eines verfassungsgemäß vor jeder Verfolgung geschützten wörtlichen Parlamentsberichtes kaum wiedergeben. Diese Manier sank mitunter bis zum Unwürdigen hinab, und erregte Unwillen auch bei Solchen, die sonst nicht gerade sehr zartfühlend, bezüglich der den Regierungsvertretern gebührenden Behandlung sind. Ueberhaupt scheint es, daß Herr Richter sich immer mehr vom hochstehenden, sein Gebiet im großen Stil behandelnden Parlamentarier entfernt, um zum polternden Agitator zu werden. Es wäre schade um den Mann. Denn er besitzt ein bedeutendes calculatorisches Talent, eine ungewöhnliche dialektische Gewandtheit und ein vorzügliches Gedächtniß. Doch besteht, um dies gleich zu sagen, sein Hauptverdienst in dem Umstande, daß er noch keinen Concurrenten gefunden hat, denn auch Herr Rickert kann als solcher nicht gelten. Eugen Richter beherrscht das Budget als seine Domäne, und es ist aus verschiedenen Gründen nicht leicht, ihm dieselbe zu bestreiten. Denn mit den unendlichen Zahlenreihen des Etats zu manöveriren, erfordert lange Uebung, eisernen Fleiß und eine ganz besondere Geschmacksrichtung. Zudem hegt Herr Richter eine ungemeine Werthschätzung von der eigenen Meinung, und aus derselben entspringt die rücksichtsloseste Angriffsweise gegen Jeden, der die Verwegenheit hat, sich mit ihm messen zu wollen. Das schreckt Manchen ab. Sachlich wäre Herrn Richter schon beizukommen. Liest man nämlich seine Reden, die den mit Millionen und Hunderttausenden überschütteten Zuhörer in ein an Betäubung grenzendes Erstaunen versetzt haben, nachträglich in aller Ruhe durch, dann findet man dieselben immer noch sehr reich an Zahlen, aber recht arm an wirklichen Gedanken. Das Calculatorische, das Rechnungsmäßige ist die Hauptsache. Aber positive Finanzpläne, schöpferische oder selbst nur durchgreifende reformatorische Ideen sucht man meist vergebens. Herr Richter kritisirt, tadelt, nörgelt, reißt herunter — denn wie er selber zu sagen pflegt, beurtheilt er den Werth seiner Reden nach der Zahl der Personen, die er durch dieselben geärgert hat — doch möge der Himmel dem Staate beistehen, der sich dazu entschlösse, diese calculatorische Größe zum Finanzminister zu erheben! Das Aeußere des Herrn Richter, der augenblicklich im 43. Jahre steht, bildet sich stets banquiermäßiger aus. Sein stark entwickelter Kopf ist mit einer angehenden Glatze, und das wohlgenährte, eine unendliche Selbstgefälligkeit wiederspiegelnde Gesicht mit einem dunkeln Vollbart geziert. Der Rumpf besitzt die feiste Fülle, die dem kunstverständigen Gourmand eigen zu sein pflegt. Offenbar leidet dieser unermüdliche Bejammerer des „armen Mannes" selber nicht die mindeste Noth. Die scheinbar ein wenig zu kurz gerathenen Arme harmoniren mit den unmerklich zur Säbelform neigenden Beinen, aber die ganze Haltung des zu einer anständigen Mittelgröße emporgewachsenen Mannes, in seiner etwas vernachlässigten Toilette, ist stattlich nach aller Möglichkeit, und scheint durch jede Bewegung und jede Miene zu sagen: Ich bin Eugen der Erste und Einzige, und Ihr anderen seid alle miteinander — Kohlköpfe!

Von conservativer Seite traten Herr von Heyden-Cadow und Freiherr von Minnigerode als Etatsredner auf. Ersterer bewegte sich in rein geschäftlichen Formen, während der Letztere in cavaliermäßiger „Schneidigkeit" und mit parlamentarischem Aplomb Aehnliches zu leisten versuchte, wie Herr Richter in fortschrittlicher Bissigkeit

Digitized by Google

und malitiöser Kritik. Seine mit anerkennenswerthem Geschick gegebenen Auseinandersetzungen beschränkten sich keineswegs auf die Abwehr erfolgter Angriffe, sondern variirten durchweg das Thema: Die Offensive ist die Seele des Erfolges. Das conservative Finanzprogramm, „hervorgegangen aus den Bedrückungen der Landwirthschaft und der communalen Haushalte", entwickelte er in präcisen Sätzen und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß es seiner Partei gelingen werde, dasselbe mit gesunden und einfachen Mitteln durchzuführen. Vielleicht findet Herr von Minnigerode im Laufe der Jahre Gelegenheit, sich als Minister an dieser Aufgabe zu betheiligen. Zur Zeit hat er die „parlamentarische Manier" noch nicht vollständig überwunden. Man merkt jedoch an seinem, von Tag zu Tag an Sicherheit gewinnenden Auftreten, daß dieser Kampfhahn zu einer guten Race gehört. An den sonstigen Erfordernissen zu einem conservativen Minister mangelt es Herrn von Minnigerode ebenfalls nicht. Er ist von gutem Adel und hochgewachsener, wohlgestalteter Figur; seine streng monarchische und loyale Gesinnung empfiehlt ihn nicht minder, wie sein beinahe hübsch zu nennendes Gesicht von echt Deutschem Typus. Für einen Aristokraten trägt er nach heutigen Begriffen sein blondes Haar etwas zu lang und zu wenig militärisch arrangirt, was um so mehr Wunder nimmt, da er längere Zeit Officier im Garde du Corps-Regiment war. Seine jetzige Frisur würde in Verbindung mit dem kurzen krausen Vollbart eher zu einem Professor für klassische Philologie passen. Da zu seinen sonstigen bemerkenswerthen Eigenschaften noch der Besitz mehrerer wohlarrondirter Rittergüter und das aufrichtige Streben, Carrière zu machen, gehört, so darf er bei seinen vierzig Jahren immerhin mit den besten Hoffnungen der Zukunft entgegensehen. Indeß hat selbst Graf Bethusy-Huc, obwol er den „Strom der Zeit" bei der „Stirnlocke" zu fassen verstand, mit dem Landrath anfangen müssen. — Bei dem heftigen Gefecht, welches während der Etatsdebatte von rechts und links stattfand, hatte das Centrum eine recht angenehme Position. Wie Freiherr von Huene das „militärisch" sehr zutreffend ausdrückte, fühlte sich seine Fraction „im unbestrichenen Raum bei der Kanonade". Zwar fehlte es ihr nicht an Anzapfungen von beiden Seiten; aber dieselben gestalteten sich selbst im Munde des Herrn Richter zu Lob und Anerkennung. Auch Herr von Minnigerode sah sich veranlaßt mit besonderer Befriedigung hervorzuheben, „wie gemäßigt und entgegenkommend gerade der Vertreter des Centrums sich geäußert habe". In fast elegischem Ton wies er darauf hin, daß er durch die Darlegungen des Herrn von Huene angenehm zurückversetzt worden sei in die Zeiten, die er mit dem Centrum im Reichstage verlebt habe. „Ich sehe", fuhr er fort, „daß Sie Ihre Finanzpolitik von damals zu verleugnen auch heute keinen Grund haben, und ich spreche es, um keiner Mißdeutung nach anderer Richtung ausgesetzt zu werden, hier allgemein aus: ich gebe der Hoffnung offen Raum, daß wenn auch das Centrum sich jetzt wieder versöhnlich zeigt, daß es allen Parteien, die es ehrlich in der Arbeit nach vorwärts meinen, möglich sein wird, auf gesunder Basis für die Zukunft auf diesem Gebiete weiter zu kommen." — „Sehr wahr!" rief zu dieser Wendung ihres Wortführers die Rechte und — verurtheilte damit ihre eigene Haltung bei der Präsidentenwahl. Denn wenn die Bedeutung des Centrums eine

Digitized by Google

so große in ihren Augen ist, wie will sie es verantworten, dasselbe durch kleinliche Zurücksetzungen und verletzende Machinationen in die Opposition zu drängen?! Weshalb Herr von Minnigerode sich gegen „Mißdeutung nach anderer Richtung" zu verwahren für angemessen hielt, begriffen die mit den Coulissengeheimnissen des Hauses vertrauten Politiker sehr wohl. Er hatte mannhaft und consequent, mit Wort und Stimmzettel für die Wahl des Herrn von Heereman gekämpft. Sein offenes Zeugniß setzte das Centrum wiederum auch äußerlich in die Stelle der ausschlaggebenden Fraction ein. Dies ist das Facit der Etatsdebatten.

War somit die Gruppirung der Parteien wieder auf ihre naturgemäßen Bedingungen und Verhältnisse zurückgeführt, so wurde dieselbe, wenigstens für den ganzen Umfang des wirthschaftlichen Gebietes, befestigt und besiegelt in der zwei tägigen Discussion über die Judenfrage. Conservative und Centrum fochten Schulter an Schulter, und als es am ersten Tage schien, daß die Rechte nicht recht vorwärts wolle in dem Streite für Christenthum und Germanenthum, da nahm das Centrum, trotz der schwächlichen Rede des Herrn Windthorst, durch das vom Beifall der gesammten Fraction lebhaft unterstützte Vorgehen des Abgeordneten Bachem sogar die Führung. Dieser Rheinische Advocat ergriff die Offensive mit solcher Bravour, daß nachher die Herren Stöcker und Stroßer ein bereits recognoscirtes Terrain vor sich hatten, wo sie ihre schweren Geschütze mit Erfolg placiren konnten. Diese drei Redner drückten der großen Judendebatte den bestimmten Charakter auf: sie sorgten dafür, daß die Besprechung der Hänel'schen Interpellation nicht in eine Verherrlichung des Judenthums ausartete, wozu es am ersten Tage beinahe gekommen wäre. Nunmehr läßt die Zurückweisung Jüdischer Ueberhebung an Gründlichkeit und Deutlichkeit wenig mehr zu wünschen übrig. Eine recht erhebliche, geschlossene Majorität hat sich gegen die Interpellation offen und energisch ausgesprochen, sodaß als politischer Effect der zweitägigen Debatten die Bundesgenossenschaft der Conservativen mit dem Centrum, gegenüber der Triplealliance zwischen Fortschrittspartei, Manchestermännern und Judenthum, sich darstellt. — Die Fortschrittspartei, welche die beiden einzigen erklärten Juden des Abgeordnetenhauses, den „Jüdischen" Ludwig Löwe und den „Mosaischen" Dr. Wolfgang Straßmann zu ihren Mitgliedern zählt, hatte die Interpellation eingebracht, und die sogenannten „Secessionisten", die euragirten Verfechter des Manchesterthums, unter der Führerschaft des Herrn Rickert, haben dieselbe durch ihre Unterschrift und ihr thätiges Eingreifen unterstützt. Herr Hänel trat als officieller, fast möchte man sagen, als Festredner auf. An einem Sabbath begann die große Vorstellung, und in hellen Haufen waren die Kinder Israel herbeigeströmt, um das Lob ihrer Väter und ihren eigenen Ruhm aus dem beredten Munde des Kieler Professors verkünden zu hören. Doch hatten sich mit ihnen auch christliche Zuhörer in solcher Menge eingefunden, daß die Tribünen vollgepfropft erschienen bis auf den letzten Platz. Sogar in der Diplomaten- und selbst in der Hofloge saßen Damen und Herren in so großer Zahl, daß die sonst in jenen Abtheilungen vorhandene vornehme Ruhe und aristokratische Leere einem fast spießbürgerlichen Gedränge gewichen war. Doch hatte der Präsident, der vor Beginn der Sitzung alle Tribünen persönlich in Augenschein genommen,

Digitized by Google

durch nachdrückliche Anweisung dafür gesorgt, daß jede Ueberfüllung vermieden wurde. Er fürchtete nicht mit Unrecht sehr erregte Debatten und unbefugtes Einmischen einer vorlauten Zuhörerschaft in dieselben. Im letzteren Falle wären die Tribünen unverzüglich geräumt worden, und damit eine derartige Execution sich möglichst glatt abwickeln könnte, wurde strenge darauf gehalten, daß die Gänge zwischen und hinter den Sitzbänken freie Passage gewährten. Freilich erlitt die Billetausgabe dadurch eine merkbare Beschränkung, und dies trug nicht wenig dazu bei, das in den Vorräumen des Hauses herrschende Gedränge zu steigern. Dort nämlich hatten sich Diejenigen aufgepflanzt, welche irgend eine Verbindung mit einem Abgeordneten zu haben glaubten, und auf Grund derselben Zulaß in den Sitzungssaal zu erhalten hofften. Indessen gerade auf der den Mitgliedern des Hauses zur Verfügung stehenden Tribüne machten sich die erwähnten Vorsichtsmaßregeln des Präsidenten am meisten fühlbar, weil dieselbe fast zum dritten Theil aus einem hinter ihrer ganzen Breite herlaufenden Gange besteht, der zu den Plätzen der Journalisten führt. Daß den Letzteren bei einer solchen Gelegenheit unter allen Umständen ungehinderte Verbindung mit der Außenwelt garantirt werden muß, ist selbstverständlich. So kam es aber auch, daß an Sitzplätze schon seit dem vorhergegangenen Abend nicht mehr zu denken war, und „Stehplätze" unbedingt nicht bewilligt wurden. Nicht wenige Landboten haben an jenem Morgen mehr Proteste, Betheuerungen und Beschwichtigungen an derartige Bittsteller verschwenden müssen, als sie für gewöhnlich in ihrer ganzen öffentlichen Laufbahn, gegenüber ihren Wählern zusammt der Regierung, zur Verwendung bringen. — Als Herr Dr. Hänel am 20. November Vormittags 12½ Uhr die Tribüne des Abgeordnetenhauses bestieg, hielt er sich zweifellos für einen Mann, der einen welthistorischen Act begeht. Unwillkürlich erinnerte er uns an Napoleon, als dieser vor der Schlacht bei den Pyramiden seiner Armee zurief, daß vierzig Jahrhunderte auf sie herabsähen. Dieser fortschrittliche Schönredner repräsentirt den modernen „liberalen" Professor, wie er leibt und lebt. Besagte Menschenart ist breitspurig bis zur Langeweile, wenn es sich um eine von ihr mit Vorliebe cultivirte Specialität handelt, und seicht zum Bemitleiden, da wo ihre Wissenschaft nicht ausreicht. Aber stets ist sie rechthaberisch, hochtrabend, phrasenhaft, voll Geringschätzung gegen jede andere Meinung und immer bereit, sich und ihre Ideale mit Weihrauchwolken zu umgeben. Wenn Herr Hänel eine „große" Rede hält, kann man ihn diese ganze Rolle mit allen Zuthaten, die Tonfall und Gestus zu bieten vermögen, durchspielen sehen. Doch wird er dabei eine gewisse weltmännische Höflichkeit und Vornehmheit niemals verleugnen. Denn Herr Hänel ist geborner Leipziger, und die langjährige Collegenschaft des Herrn Eugen Richter hat in ihm den „feinen Sachsen" nicht zu unterdrücken vermocht. Sonderlichen Eindruck machen indessen seine Reden im Parlamente selten, trotz des geschniegelten und gebügelten Gewandes, in dem sie, gleich ihrem Urheber, regelmäßig erscheinen. Auch seine letzte Judenrede ließ das Haus im Allgemeinen ziemlich kühl, obwol es nicht häufig vorkommt, daß ein Abgeordneter unter so günstigen Verhältnissen zum Worte gelangt. Es war zweifellos ein arger Mißgriff, daß er sich gleich im ersten Satz auf Lessing berief, denn Lessing immer wieder als Auctorität zu Gunsten der Juden-

Digitized by Google

schaft vorreiten zu sehen, wirkt nachgerade komisch, und auch Herr Hänel wurde geradezu ausgelacht. Höchstens kann man noch mit der Wendung Glück machen, mit der Herr Stroßer, dieser knorrige, ehrenfeste Vertreter des wahren Conservatismus, dem judenfreundlichen Beschwörer des Lessing'schen Geistes die Thür wies, indem er erklärte, daß, „wenn alle Juden so sind, wie Lessing Nathan den Weisen schildert", die Judenfrage sofort aus der Welt geschafft sei.

Das von uns gekennzeichnete Bündniß der Conservativen mit dem Centrum ist durch die Antwort, welche die Regierung den Interpellanten zu Theil werden ließ, in keiner Weise geschädigt worden. Denn diese Antwort beschränkt sich mit ungemeiner Nüchternheit auf das Nothwendigste, und was sie darüber hinaus zu thun scheint, deutet mit keiner Silbe darauf hin, daß die Staatsregierung für die Verwirklichung ihrer wirthschaftlichen Ziele nach einer andern Hilfe sucht, als sie ihr, sowol bei der Etatsdebatte, wie besonders bei der Discussion über die Judenfrage, auf Grund der naturgemäßesten Bedingungen sich dargeboten hat. Hoffentlich bleibt das Centrum seiner sachlichen und versöhnlichen Politik treu; hoffentlich bemühen sich aber auch die Conservativen, dem Centrum das Innehalten der richtigen Wege nicht zu erschweren. Mögen sie es in Zukunft vermeiden, sich durch unnatürliche Bündnisse der Gefahr auszusetzen, isolirt und actionsunfähig zu werden, und die Spaltung in ihre eigenen Reihen zu tragen. Noch eine Präsidentenwahl, wie die letzte, und die große conservative Fraction fällt in ihre Bestandtheile von Alt- und Neuconservativen wieder auseinander! Dann aber steht das Centrum nicht nur als „der starke Thurm" im Lande da, sondern auch als die stärkste Partei im Reichstage wie im Abgeordnetenhause.

Digitized by Google

Lessing's Vermächtniß.

Der Historiker Professor Heinrich von Treitschke sagt gegen den Jüdischen Geschichtschreiber Grätz: „Wenn Leute dieses Schlages, die von dem Geiste Nathans des Weisen gar nichts ahnen, ihren Haß und ihren Namensdünkel hinter dem Namen Lessing's, des Deutschen und des Christen zu verschanzen suchen, so schänden sie das Grab eines Helden unserer Nation." Professoren, darunter auch Historiker, und andere „Crême der Gesellschaft" haben neuerdings die Abwehr Jüdischer Ueberhebung als eine „nationale Schmach" zu brandmarken gesucht und das „Vermächtniß Lessing's" mit pathetischen Worten angerufen. Wer hat nun recht? Sehen wir uns dies angebliche Vermächtniß Lessing's etwas genauer an. Welches war Lessing's Stellung zum Judenthum und zu den Juden?

Schon 1749, in seinem 20. Lebensjahre, hat der Dichter ein einactiges Lustspiel geschrieben: Die Juden. Er sagt darüber (1754) selbst: „Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und itzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie gar nicht vermuthet." So der junge Lessing vor 130 Jahren. „Itzo" werden die Juden schwerlich noch die Stirn haben zu behaupten, sie lebten in einer schimpflichen Unterdrückung, und man traue ihren Glaubensgenossen überhaupt keine Tugend zu. Die Unterzeichner jener Judenfreundlichen „Erklärung" blicken schwerlich deshalb mit Ehrerbietung auf dies Volk, weil ehedem so viel Helden und Propheten aus ihm aufgestanden sind, obwol sie von uns etwas Derartiges fordern, da wir ihm ja den Glauben an Einen Gott verdanken! Warum also noch von jenem Lustspiel reden? Darum, weil vor einigen Jahren Herr Lasker im Preußischen Abgeordnetenhause diese Komödie als literarhistorischen Lehrgegenstand in Schutz nahm, und zwar wegen ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung. Es sei dies das erste bedeutungsvolle Wort für die Emancipation der Juden, die erste Toleranzpredigt Lessing's. Allerdings kann man das Stück für ein Vorspiel zum Nathan halten, in dem, beiläufig gesagt, Kant weiter nichts zu erblicken vermochte, als den zweiten Theil der Juden. Doch hören wir den Prediger selbst.

Digitized by Google

Ein Reisender hat einen Edelmann von Strauchdieben befreit, und wird zum Dank dafür von ihm bewirthet. Die Tochter des Hauses, noch ein Backfisch und schon mannstoll, möchte sich dem vermuthlich hübschen Reisenden gern an den Hals werfen, und der Vater hätte nichts dagegen, wenn er nur den Stand des zukünftigen Schwiegersohnes erfahren könnte. Lisette, das Kammermädchen, übernimmt die Ausforschung des Reisenden, durch dessen unverschämten Bedienten Christoph, der für eine goldene, vom Vogt des Barons dem Fremden gestohlene Dose und einen Kuß die Lüge ausstreut, sein Herr sei ein Holländischer Edelmann und befinde sich wegen eines unglücklichen Duells auf der Flucht. Nun stürmen Vater und Tochter zugleich auf den Erwählten ein, der sich ihren Werbungen nur entziehen kann durch die Entdeckung, daß er ein — Jude sei. „Grausamer Zufall!" ruft der Baron. Zwar das Fräulein meint: „Ei, was thut das?" — Lisette wird ihr hernach erklären, was es thut — aber der Baron will lieber sein ganzes Vermögen verlieren, als von seinem Standesvorurtheil lassen. Der Reisende weist das angebotene Vermögen zurück, da ihm „der Gott seiner Väter mehr gegeben hat, als er braucht". Er wünscht nur, daß der Baron „künftig von seinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheile". Mit gegenseitiger Bewunderung und Versicherung der allergrößten Hochachtung schließt die Komödie. „O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!" versichert der Baron. Ja, wenn! Aber man kann und darf niemals aus einzelnen Persönlichkeiten auf ein ganzes Volk schließen. Darum beweisen Musterbeispiele nichts. Und gar solche Beispiele! In dem alten Narren von Baron wird kein rechter Edelmann sein Vorbild sehen, und dem reisenden Idealjuden wird keiner seiner Standesgenossen gleichen wollen. Er ist zu einfältig, in allgemeine Menschenliebe und in Humanitätsdusel dermaßen versunken, daß er weder sieht noch hört, und die diebischen Schufte auch da noch nicht heraus kennt, als jeder halbwegs verständige Mensch schon mit Fingern auf sie zeigen möchte. Es ist geradezu kindisch, daß er die guten ehrlichen Leute nicht in einen falschen Verdacht bringen will, als er die Beweismittel bereits in Händen hat, nämlich das bei den Spitzbuben gefundene corpus delicti, den Judenbart. Auch gegen seinen unverschämten Bedienten, der ihn ausbeutet und ihm seine „Alfanzereien", wie die Enthaltung vom Schweinefleisch und dergl. vorwirft, ist er ganz Edelmuth. „Ich kann es Euch nicht zumuthen, daß Ihr besser als der andere christliche Pöbel denken sollt." Er schenkt ihm die goldene Dose, weil er ihn in dem ungegründeten Verdacht hatte, nicht der Vogt, sondern er habe sie gestohlen. Den christlichen Pöbel schmäht er, aber den Jüdischen entschuldigt er. Als der Baron von den nicht ungewöhnlichen Wechselgeschäften erzählt — man kennt sie! — weiß er nichts zu erwidern. Aber zuvor hat er schon so reflectirt: „Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn unter neun Malen der Christ vielleicht sieben Mal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viele Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein: und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht! Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andere zu verfolgen?" —

Digitized by Google

Die armen, unschuldigen Juden, die unter einem so verderbten Volke leben müssen! Fließt, ihr Thränen des Mitleids! Wo sind die schützenden Flügel, die sich über die lieben Küchlein ausbreiten werden? — —

„Die Juden" hatten noch ein interessantes Nachspiel. Johann David Michaelis, der berühmte Professor der Theologie und gelehrte Orientalist, hatte sich in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen gegen die Wahrscheinlichkeit eines solchen Charakters ausgesprochen und behauptet, daß er poetisch unwahr und unmöglich sei. Sein Tadel sollte den Dichter und sein Geschöpf treffen; gegen die Juden hatte er kein einziges unfreundliches Wort gesagt. Dennoch schrieen sie Au waih! und tief gekränkt schreibt Moses Mendelssohn an Freund Gumperz einen Brief, den wir aus Lessing's Theatralischer Bibliothek hier mittheilen, weil er für den Hochmuth und die Selbstgerechtigkeit des Volkes auch heute noch charakteristisch ist: „... Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von je her als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwarte ich jederzeit eine billigere Beurtheilung... Wie sehr habe ich mich geirrt... In Wahrheit, mit welcher Stirn kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Menschen aufweisen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der „Juden" ausdrückt, alle Propheten und die größten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet: welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet: welche Schande für ihn! — Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen, sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertigt werden? — Man fahre fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus: nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen! — Jedoch man spreche sie uns ab, was gewinnen die Herren Recensenten dabei?... Man weiß, daß sich der Dichter überhaupt und insbesondere, wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung zu richten habe. Nach dieser aber muß der unvermuthete Charakter des Juden eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer thun. Und insoweit ist ihm die ganze Jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit sein muß. — Sollte diese Recension, diese grausame Seelenverdammung, nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären.... Was können uns unsere strengen Beurtheiler, die nicht selten ihre Urtheile mit Blut versiegeln, Erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geiz hinaus, den sie vielleicht durch ihre eigene Schuld bei dem gemeinen Jüdischen Haufen zu finden frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu: wird es dann deswegen aufhören wahrscheinlich zu sein, daß ein

Digitized by Google

Jude einem Christen das Leben rettet? ... Wie aber, soll dieses unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! so regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben! (Folgt eine Beräucherung des Dr. Gumperz. Dann heißt es weiter:) Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner als den Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude (ich nehme die Diebe von Profession aus) einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen, seinem Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sei Niederträchtigkeit bei den Juden. Wohl! wenn die Niederträchtigkeit Menschenblut verschont, so ist Niederträchtigkeit eine Tugend. — Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meisten Christen gegen ihre Armen genannt zu werden? Es ist wahr, sie treiben diese beiden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu empfindlich und hindert beinah die Gerechtigkeit, und ihre Milde ist beinah Verschwendung. Allein wenn doch alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten! — Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hinreichend genug, die Göttingischen Anzeigen zu widerlegen und ich bedaure Den, der eine so allgemeine Verurtheilung ohne Schaudern lesen kann."

Und all dieser Schwall, all diese sittliche Entrüstung um ein reines Nichts! Die Göttingischen Gelehrten Anzeigen hatten wirklich bloß die poetische Wahrheit des Charakters des Idealjuden angezweifelt, und weiter nichts daran auszusetzen gehabt, als dies, daß er viel zu edel und großmüthig sei. „Das Vergnügen", sagen sie, „das wir über die Schönheit eines solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unserer Seele nichts als der bloße Wunsch für sein Dasein übrig." Aber so sind die Kinder Israel bis auf den heutigen Tag. Wehe dem, der an ihrer Vortrefflichkeit und Gottähnlichkeit zu zweifeln wagt! Wenn es gegen die Christen geht, stehen sie alle für Einen Mann. Lessing trug Bedenken, die Antwort des Adressaten mitzutheilen. „Sie ist mit zu viel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beide Correspondenten auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben." Nun, wir dächten, daran haben es die Christen nicht fehlen lassen. Und die Juden? Sie geberden sich wie die verzogenen Kinder und ungezogenen Jungen. Wie Mendelssohn und Gumperz sich förmlich bene thun im Selbstlob und in Schmähungen

Digitized by Google

der Christen, so geschieht es heute noch: gewisse Schriftsteller und Journalisten unter ihnen schütteln sich vor Vergnügen, wenn sie von den Deutschen und den Christen etwas recht Unsläthiges sagen können. Die Gebildeten unserer Nation klatschen ihnen Bravo. Es ist ganz heillos! Was vor 130 Jahren erklärlich und entschuldbar gewesen sein mag, ist heute unbegreiflich und geradezu widerwärtig. Lessing, der den Unterdrückten gern zu Hilfe kam, die Verkannten zu „retten" suchte — Lessing würde heute der Herrschsucht und maßlosen Ueberhebung der Juden unzweifelhaft entgegentreten. Das lehrt folgende Erwägung.

Die Juden sind stolz auf ihre Nationalität, ihre Race, und denken nicht daran, sich dem Deutschen Wesen zu assimiliren. Sie sind weit davon entfernt, ihre väterliche Religion aufzugeben, oder dem Christenthum als Religion irgend welchen Vorzug zuzugestehen: entweder glauben sie gar nichts oder sie sind orthodoxe Juden. Wie dachte nun Lessing über das Judenthum als Nationalität und als Religion? Darauf muß es für jeden klar denkenden Menschen bei der Judenfrage doch ankommen. Hat Lessing irgend ein Wort zu Gunsten des Jüdischen National-Charakters gesagt, hat er irgendwo und irgendwie der Jüdischen Religion einen Vorzug vor der christlichen gegeben? — Nirgends und niemals, in keiner Weise. Man zeige uns in seinen Werken irgend eine solche Stelle, und wir wollen ihn, für einen Vorkämpfer des Judenthums halten, wollen an sein „Vermächtniß" glauben.

Zunächst ist es männiglich bekannt, daß Lessing ein Deutscher Mann war vom Wirbel bis zur Zehe. Auch Herr Grätz, Verfasser der Geschichte des Judenthums, hält ihn für den „größten Deutschen", freilich um alsbald zu versichern: „Börne war mehr als Lessing!" Risum teneatis, amici! Lessing mit Börne oder Heinrich Heine in einem Athem zu nennen, ist schon eine Beleidigung des großen Todten und seines Volkes. Der gereifte Börne und Heinrich Heine, sagt Grätz, wurden die „zwei Racheengel, welche mit feurigen Ruthen die Querköpfigkeit der Deutschen peitschten und ihre Armseligkeit schonungslos aufdeckten". Ihre Armseligkeit! Doch es lohnt nicht, dergleichen Albernheiten weiter zu besprechen. Wir wissen, welche Reichthümer wir Lessing verdanken. Er hat die besten Jahre seines Lebens daran gesetzt, uns ein Nationaltheater zu schaffen, und hat es tief beklagt, daß wir damals noch keinen Nationalcharakter, keinen Nationalstolz besaßen. Der Charakter der Deutschen ist, so zürnt er, keinen Charakter haben zu wollen. Eine Hauptfrage in all seiner literarischen Kritik war die: Entspricht das Werk unserem Deutschen Naturell, unserer Art zu fühlen und zu denken? Weil er Deutsches Wesen bei den Franzosen so gar nicht fand, wies er uns auf die Engländer hin, empfahl er mit zündenden Worten vor allen Shakespeare. Er vorzüglich hat die geistige Herrschaft der Franzosen über uns gebrochen, er hat uns frei gemacht von fremdem Joche und uns auf unsere eigenen Füße gestellt. In hellen Farben schildert er die Deutschen Tugenden, im Gegensatz zu den Französischen Untugenden. Ist denn die Hamburgische Dramaturgie für gewisse Leute nicht vorhanden? Kurz, wenn wir eine Deutsche Literatur haben und unsere Sprache ordentlich schreiben können, so verdanken wir das zum großen Theile Lessing. Auch ein Patriot war dieser Mann,

Digitized by Google

der Dichter von Minna von Barnhelm, dieser wahren Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, ein Stück von echt Deutschem Nationalgehalt: dies Urtheil Göthe's sollten doch auch Jüdische Professoren kennen. Wenn derselbe Lessing einem Gleim gegenüber den Patriotismus für eine heroische Schwachheit erklärte, so that er es in der Furcht, die Linie zu überschreiten, wo Patriotismus aufhört Tugend zu sein. In ihm war, als einem Kinde des 18. Jahrhunderts, ein kosmopolitischer Zug. Was konnte er dafür, daß es ein staatlich geeintes Deutschland damals noch nicht gab und das h. Römische Reich Deutscher Nation schon eine Fratze war? Wollen wir ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er in dem Staate Friedrichs des Großen den künftigen Kern und Hort Deutschlands nicht erkannte? Lessing begriff wohl die Nothwendigkeit eines Staatswesens, aber die Aufgabe und das Wesen des Staates verstand er nicht zu würdigen. Er hielt die Besonderung der Menschen nach Staaten für ein nothwendiges und natürliches Uebel, das nur dadurch erträglich würde, wenn es nicht hindere, sondern helfe die Vernunft anzubauen. Sein Auge schaute aus nach einer Gemeinschaft von Männern, die durch das Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister zusammen gehalten würden, und deren Bestreben darauf gerichtet sein müsse, die trennenden Schranken der Nationalität und Religion niederzureißen. In dieser idealen Gemeinschaft haben natürlich auch die Juden einen Platz. Aber würde Lessing ihnen für ihre Nation und Religion ein Privilegium zugestanden haben? Ein Privilegium, wie sie es thatsächlich genießen und in immer weiterem Umfange erstreben! Es ist abgeschmackt, solchen Widersinn einem Lessing zuzumuthen. Man braucht klaren Blick und hellen Verstand gar nicht zu haben, um einzusehen, daß das Judenthum eine Anerkennung seiner Nationalität als einer höhern Race neben und über der Deutschen nicht beanspruchen darf, daß mit Gewährung solcher Ansprüche unser Volksthum der Vernichtung anheimfallen, der Rechtsboden zusammenbrechen würde, auf dem die Emancipation ruht. Der in der großartigsten Weise eine Assimilirung der Völker predigte, sollte den Juden in ihrem Racendünkel eine Ausnahme gestatten, diesen Fremdlingen in aller Welt?! — O Menschenverstand und Logik.

Hätte Lessing von dem Jüdischen Nationalcharakter eine hohe Vorstellung gehabt oder von dem Jüdischen Volksthum etwas Besonderes für die Kultur erwartet, so müßten sich darüber doch Andeutungen in seinen Schriften finden. Das ist nicht der Fall. Wohl aber finden sich Aeußerungen, die nichts weniger als schmeichelhaft sind. In der ‚Erziehung des Menschengeschlechts' wird das Jüdische Volk bekanntlich als das erste dargestellt, das Gott seiner besonderen Erziehung würdigte, um aus seiner Mitte die Erzieher des Menschengeschlechts zu gewinnen. Sehr weit hat er es mit denselben nicht gebracht. Die Unsterblichkeit der Seele begriff es noch nicht, Gott konnte ihm bloß Fingerzeige davon geben. Mit dem Glauben an den Einen Gott stand es auch nur mißlich; einen reineren, tieferen Gottesbegriff erlangten die Juden erst durch die Bekanntschaft mit dem Parsismus während der Babylonischen Gefangenschaft. Es war eben ein während der Knechtschaft in Egypten verwildertes, rohes, ungeschicktes Volk, dessen Blick kaum über dies Leben hinausreichte, dessen Vernunft sich für transscendente Begriffe als unfähig erwies. Es war keiner andern moralischen Erziehung fähig,

Digitized by Google

als die dem Alter der Kindheit entspricht: der Erziehung durch unmittelbar sinnliche Strafen und Belohnungen. Seine Religion ist vollends durch das Auftreten Christi, eines bessern Pädagogen, antiquirt und völlig ungenügend geworden. Was die Juden seitdem mehr und besser geworden sind, verdanken sie dem Christenthum und wie wir hinzusetzen, der Deutschen Kultur, die sie verlästern. Die geschichtliche Entwickelung und Wahrheit wird auf den Kopf gestellt, wenn die „bedeutenden Unterzeichner einer unbedeutenden „Erklärung" uns Deutsche auf den Dank verweisen, den wir den Juden schulden. — Lessing hat sich wohl der Juden, aber niemals des Judenthums angenommen. Was er in dem Fragmentenstreit gegen das Neue Testament und das Christenthum sagt, gilt in gleichem Maße auch gegen das Alte Testament und das Judenthum. Ob er darin Recht hat oder nicht, ist hier nicht die Frage. Ebenso wenig können wir untersuchen, mit welchem Recht er den Islam dem Mosaismus gleichstellt, und nur erwähnen wollen wir den „Beweis seines Arabers, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind".

Ja, aber Lessing hat doch Nathan den Weisen gedichtet und durch dies sein „Vermächtniß" die Juden verherrlicht? Allerdings ist Nathan ein Jude, ebenso weise als reich. Wir glauben wohl, daß der jubelnde Beifall, den das Drama bei der gesammten Judenschaft findet, auf Rechnung dieses Umstandes kommt. Mit dem stolzen Bewußtsein: Seht, das sind unsere Leute, so sind wir! — werden die Semitischen Besucher das Theater verlassen. Reich wie Nathan sind ja viele; den Willen es zu werden, haben sie alle; die Weisheit wird stillschweigend hinzugedacht oder vorausgesetzt. Das schlechteste, schwärzeste Licht fällt in dem Stück auf die Christen. Gewissermaßen hat der Dichter diese Wirkung beabsichtigt: er wollte den Theologen einen Possen spielen, und hat den Christen einen Possen gespielt. Er kannte sein Publicum und wußte, was die Halbbildung und Oberflächlichkeit verlangt, welcher Verblendung die Parteisucht fähig ist. Jeder empfängt von dem Kunstwerke den Eindruck nach dem Maße seiner Bildung, und es verräth eine Oberflächlichkeit, ja Rohheit des Urtheils und Geschmacks sondergleichen, wenn man in dem Nathan nichts sieht als eine Verherrlichung des Judenthums. Von dem Geist des Gedichtes haben solche Hörer oder Leser keine Ahnung. Ist denn Nathan, um mit dem Handgreiflichsten anzufangen, wirklich ein Jude? Der Mensch hat den Juden bis auf einige Aeußerlichkeiten völlig aufgesogen. Ist er so weise, weil oder trotzdem er ein Jude ist? Offenbar nicht weil, sondern trotzdem. Erst nachdem er sich dem Tempelherrn entpuppt hat als ein Mann, der sein Volk nicht für das auserwählte hält und keine ‚Menschenmäkelei' mehr treibt, gewinnt er dessen Gunst. Ihm genügt es ein Mensch zu sein, und er denkt nicht daran, seine Pflegetochter Recha in der Religion seiner Väter zu erziehen. Trotz seines Mosaischen Glaubens oder vielmehr wegen seines Mosaischen Unglaubens hat er eine so hohe Stufe der Sittlichkeit und Weisheit erreicht; das Judenthum bildet nur die Folie, von dem sich der Glanz seiner Tugend desto heller abhebt. Die lebendige Quelle, welche den Gestalten des Dichters Seele und Leben einflößt, fließt nicht im Judenthum, sondern im Christenthum. „Das göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl",

Digitized by Google

welches den Dichter beseelte, entstammt der Religion, die zuerst das „Liebet eure Feinde!" gepredigt hat. Ein Jude oder Muhamedaner wäre absolut unfähig gewesen, ein Stück wie Nathan den Weisen, nach seinem sittlichen Gehalt betrachtet, auch nur zu concipiren. Die Literatur dieser Völker beweist es unwidersprechlich. „Im Grunde gereicht Lessing's Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinauf schwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte!" Das gestehen nicht wir uns, das gesteht ein Jüdischer Mann, Lessing's Freund, Moses Mendelssohn. Er giebt damit zu, daß die aus seiner Religion zu schöpfende Kultur und Bildung nicht entfernt heranreicht an die sittliche Bedeutung der größten Kulturmacht, des von ihm persönlich verschmähten Christenthums. Was faselt man also von einer Verherrlichung des Judenthums durch Lessing? Wollen wir Jüdischer sein als die Juden? als der Jude Mendelssohn?! — Geistreiche Erklärer, wie Kuno Fischer, belehren uns, daß Lessing im Nathan darauf ausgehe, das Echte in der Religion vom Unechten zu unterscheiden. Der echte Grundzug der Religion sei die selbstverleugnende Liebe, der unechte Zug der Hochmuth. Die meisten Hindernisse stelle dieser Selbstverleugnung die Jüdische Religion mit ihrem nationalen Stolz, ihrer Intoleranz entgegen. Damit nun Nathan's Tugend in hellstem Licht erglänze, müsse er ein Jude sein; in dieser Religion erzogen, vermöge er am besten zu zeigen, was sich der gottergebene Mensch für Thaten abgewinnen könne. — Wenn dem so ist, dann sinkt der sittliche Werth des Judenthums auf eine ziemlich niedrige Stufe herab. In der That treffen wir damit Lessings Meinung von dem Werth oder Unwerth aller positiven oder geoffenbarten Religion.

Die verschiedenen Religionen sind (nach Lessing-Nathan) entstanden aus natürlichen, ethnologischen und klimatischen Bedingungen, wie eben die verschiedenen Nationalitäten auch. Seine Nationalität zu ändern oder seine Religion zu wechseln, hat keinen Zweck. Es kommt für jeden Menschen nur darauf an, innerhalb der väterlichen Nationalität und Religion das allgemeine Menschenthum, die Religion der Humanität so rein als möglich darzustellen. Darum bleibt äußerlich Nathan ein Jude und Saladin ein Muhamedaner. Wohin sollen sie auch austreten? Jede Religion ist gleich wahr und gleich falsch. Die wahrste und beste ist diejenige, welche die wenigsten conventionellen Zusätze hat, und somit die Ausübung und Herausarbeitung der Vernunftreligion mit ihren Grundbegriffen Gott und Tugend am wenigsten hindert. Von Seiten ihrer Gründe ist keine Religion besser als die andere. Denn alle gründen sich auf Geschichte, und zufällige Geschichtswahrheiten können niemals allgemeine Vernunftwahrheiten begründen. Die drei Ringe sind alle miteinander unecht, der echte Ring vermuthlich ging verloren. So sind auch die drei geoffenbarten Religionen unecht, die Religion als solche will erst gefunden sein. — Das predigt der Nathan. Wir haben hier nicht zu untersuchen, welche Unwahrheiten diese Sätze neben dem Körnchen Wahrheit enthalten. Aber wir fragen jeden: klingt das wie eine Apologie, eine Empfehlung des Judenthums? Ist das ein Vermächtniß für die Juden? 1779 vollendete Lessing seinen „Nathan", 1780

Digitized by Google

die „Erziehung des Menschengeschlechts". In dieser seiner letzten Schrift, auch einem ‚Vermächtniß', stellt er, historisch betrachtet, das Judenthum tief unter das Christenthum, das so lange dauern wird als es Menschen giebt, die einer Erlösung, eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit, bedürfen, d. i. ewig — Lessing's eigene Worte („Neue Hypothese", § 63). Was ist also Lessing's Vermächtniß?

Hinsichtlich der Nationalität: Vergeßt nicht über eurer Nationalität, daß ihr Menschen seid! Hinsichtlich der Religion: Laßt euch durch euer Judenthum oder Christenthum nicht hindern, vernünftige und sittliche, weise und gute Menschen zu werden! Das ist Alles? Ja, Alles. Darauf beruht die berühmte Toleranzpredigt des weisen Nathan. Und diese Predigt wäre heute noch nöthig? Sind wir nicht tolerant bis zur Gleichgültigkeit gegen unser Volksthum und unser Christenthum? Genießen die Juden nicht alle Rechte eines Deutschen Staatsbürgers? Dulden wir nicht ihre Schmähungen und Verhöhnungen unserer nationalen und religiösen Heiligthümer? Sie herrschen über uns durch die Presse, durch ihr Geld. Sie wollen nicht Rechte, sondern Vorrechte, und wir waren auf dem besten Wege, durch die Simultanschulen unsern Glauben zu verleugnen: aus lauter Zärtlichkeit gegen die lieben Semitischen Mitbürger wagten wir in der Schule kaum noch den Namen Jesu Christi auszusprechen, und waren nahe daran, das Kreuz und andere Symbole unserer Religion zu verstecken. Sie aber denken nicht daran, sich unserm Volksthum anzubequemen. Alle Wohlthaten einer milden Gesetzgebung, alle Segnungen der Deutschen und christlichen Kultur genießen sie; aber dabei pochen sie auf ihre höhere Race und kehren den nationalen Gegensatz gegen uns schroff heraus. Wenn Leute aus Liebe zum Deutschen Volk und Christenthum den Uebergriffen einer fremden Nation und fremden Religionsgesellschaft — beides wollen die Juden sein — entgegentreten, und weiter nichts verlangen als ein wenig mehr Bescheidenheit, Schonung und Toleranz: dann wagt man gegen diese das Vermächtniß Lessing's anzurufen, des Mannes, der nationalen Dünkel und religiöse Ueberhebung wie die Pest haßte? Weiß man denn gar nicht mehr, wie bitter und wie schneidig Lessing alle Religionsspötterei, von der die Jüdischen Blätter strotzen, abfertigte? Was würde er zu den Sottisen sagen, die in dem heutigen Berlin gegen die Religion laut werden! Einen ernsten Deutschen Mann anzurufen als Bundesgenossen undeutscher und frivoler Gesinnung, ist mehr als naiv. Wer Lessing als einen Vorkämpfer für die Stärkung und den Schutz nationalen Dünkels und religiöser oder religionsloser Ueberhebung hinstellt, der blamirt sich unsterblich. Entweder kennt er seine Schriften nicht, oder er rechnet auf die Unkenntniß und Urtheilslosigkeit seiner Leser, die sich durch eine elende Phrase bestechen lassen. Wenn aber gebildete Männer, die Deutsche sein wollen und Christen sein sollten, undeutsche und widerchristliche Bestrebungen durch das Gewicht ihres Namens zu decken suchen, so steigt Denen, die auch Deutsche sind und es mit dem Christenthum ernst meinen, die Schamröthe, mit der Juden und Judengenossen fortwährend coquettiren und soviel Unfug treiben, thatsächlich, feurig und brennend in's Gesicht!

Digitized by Google

Israel auf der Retirade.

Am 9. November 1880 unterhalten sich zu Berlin in einem Wagen der Pferdebahn zwei Gymnasial-Lehrer, Dr. B. Förster und Dr. Hans Jungfer, über die Judenfrage, wobei der Eine von ihnen sich so sehr vergißt, daß er den Jüdischen Stadtverordneten-Vorsteher der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches, Herrn Dr. Wolfgang Straßmann, „Straßmannleben" nennt. Mit ihnen fährt der Jüdische Schnaps-Fabrikant Edmund Kantorowicz, der in „unmittelbarster Nähe" der beiden Lehrer, nämlich ihnen gegenüber sitzt, aber daran noch nicht genug hat, sondern sobald der Platz frei wird, hinüber rückt und sich dicht an die Seite des einen Lehrers pflanzt. Schon vorher hat „ein anscheinend Jüdischer Herr unter Zeichen des gegebenen Aergernisses den Wagen verlassen". Als das Wort „Straßmannleben!" fällt, ruft ein Herr Levin aus: „Diese Unverschämtheit geht denn doch zu weit." Der Destillateur Kantorowicz aber tritt nun vor die Lehrer hin, „ihnen erklärend, daß sie Beide ganz unverschämte Buben seien, von denen es eine Schande und Schmach sei, daß sie, anscheinend gebildete Leute, sich zum Sprachrohr solcher Hetzereien machten, wofür sie eigentlich Ohrfeigen verdienten". Inzwischen hält der Wagen. Dr. Jungfer ruft nach einem Schutzmann, während Dr. Förster Herrn Kantorowicz am Ausrücken zu verhindern sucht und gegen ihn äußert: „Ach was, Sie sind ja nur ein Jude!" — „Die Antwort darauf war eine kräftige Ohrfeige." Als Dr. Förster dieselbe erwiedern will, hindert ihn daran das Publicum, welches „ohne Ausnahme" für Kantorowicz Partei nimmt. „Drei Herren, von denen zwei Christen, gingen freiwillig mit zur Polizei", um dem Juden „als Zeugen zu dienen". —

So erzählt Held Kantorowicz, der neue Makkabäus, die Historie. Von Seiten der beiden Lehrer wird sie freilich etwas anders berichtet. Diese erklärten öffentlich, daß ihr Zwiegespräch von zwei Jüdischen Herren in brüsker Weise unterbrochen, und sie von denselben gröblich insultirt worden. Indeß sei der Geschlagene nicht Dr. Förster, sondern Dr. Jungfer, welchen die beiden Juden auf der Straße mit gellenden Schmähungen überschüttet hätten, während sie zugleich mit den Händen ihm vor dem Gesicht fuchtelten. Endlich sei ihm (Jungfer) die Geduld gerissen, und er habe seiner Entrüstung Luft gemacht, indem er gegen Kantorowicz, welcher namentlich ihn mit einer Fluth von Schmähworten bedachte, ausrief: „Und Sie sind nur Jude!" Hierauf habe sich Kantorowicz an ihm vergriffen. — Dr. Jungfer ist ein kleiner schwächlicher kränklicher Mann, während Kantorowicz eine robuste Gestalt hat. Auch soll Jungfer keine Ohrfeige, sondern von hinten einen Schlag

Digitized by Google

an den Kopf erhalten haben, und als er diesen zu erwiedern gedachte, sah er sich von anderen Juden umringt und eingeschlossen. Endlich ist es sehr schwer, die beiden Lehrer, die sich im Aussehen ungemein unterscheiden, und deren Namen auf dem Polizei-Büreau festgestellt wurden, mit einander zu verwechseln, den hellen Jungfer hartnäckig für den dunkeln Förster zu nehmen.

Folgen wir indeß der Darstellung des Herrn Kantorowicz, denn im neuen Deutschen Reich findet schon lange Ein Jude mehr Glauben, als zwei Eingeborne. Kantorowicz meldet seine Heldenthat sofort mündlich und schriftlich dem Vorgesetzten der beiden Lehrer, dem Director des Friedrichs-Gymnasiums, Herrn Kempf, und er läßt den Brief, welchen er an den Letzteren „auf dessen Ersuchen" richtet, sofort in den Zeitungen abdrucken. Desgleichen schreibt er, da Dr. Förster Lieutenant in der Landwehr ist, sofort an das Bezirks-Commando und stellt Jenen, als von ihm geohrfeigt hin. Als nun die beiden Lehrer in öffentlicher Erklärung ihre Personen richtig stellen, schreibt der „Berliner Börsen-Courier", der eigentliche Moniteur des Herrn Kantorowicz: Dr. Jungfer habe die Ohrfeige, welche Dr. Förster thatsächlich erhalten, auf sich genommen; Förster sei Landwehr-Lieutenant, Jungfer sei es nicht; darum wolle sich dieser Orest für seinen Pylades opfern. — Endlich mußte Kantorowicz doch bekennen, sich geirrt zu haben, aber, wie erwähnt, ist dieser Irrthum geradezu wunderbar. Inzwischen entdeckte auch die katholische Zeitung „Germania", daß die Firma des Herrn Kantorowicz, wie durch gerichtliches Erkenntniß festgestellt, sich lange Jahre hindurch einer ganzen Reihe fremder Marken und Etiquetten zum Nachtheil der rechtmäßigen Eigenthümer bedient, und sich so einer unreellen, illegalen, eines anständigen Kaufmanns unwürdigen Handlungsweise schuldig gemacht hat. Auf diese, „mit confessioneller Gehässigkeit durchtränkten (!) Angriffe" wußte Kantorowicz nur zu erwidern: „Derartige geschäftliche Streitigkeiten (!!) sind sehr häufig" — und er fand später einen Ritter an Herrn Virchow, der im Abgeordnetenhause erklärte: „daß nicht nur Herr Kantorowicz, sondern eine ganze Anzahl von Firmen im Spritgeschäft in ähnlicher Lage gewesen sind, und zum Theil sich noch gegenwärtig befinden".

Zwei Eingeborne, den bessern Ständen angehörig und von unbescholtener Vergangenheit, sind also von einem Juden — „mit etwas sehr zweifelhaften gerichtlichen Attesten", wie der Abgeordnete Strosser sich ausdrückte — öffentlich beschimpft, beziehungsweise thätlich gemißhandelt. Das müßte, sollte man meinen, die öffentliche Meinung tief erregen, empören. Aber was geschieht? Die gesammte „liberale" Presse nimmt für den Juden Partei, und bricht über die beiden insultirten Eingebornen den Stab, fordert ihre disciplinarische Bestrafung und sofortige Suspension vom Lehramt. Kantorowicz wird von der Judenschaft wie von der „liberalen" Christenheit als eine Art von Nationalheld gefeiert und, wie der „Börsen-Courier" zu melden wußte, mit Glückwünschen, Dank-Adressen und sogar mit Blumensträußen bombardirt. Am dritten Tage sitzt über die beiden unglücklichen Lehrer bereits die Berliner Stadtverordneten-Versammlung unter dem Präsidium des Jüdischen Herrn Straßmann zu Gericht. Ueber die pädagogischen Leistungen der beiden studirten Männer äußert sich ziemlich abfällig der Stadtverordnete Dr. Hermes, ein ehemaliger Apotheker-

Digitized by Google

gehilfe, der, wie schon vor Jahren in einem ganz ähnlichen Falle, mit wahrem Feuereifer die Sache der Judenschaft verficht. Sein Mitgesellschafter beim „Berliner Aquarium, Commanditgesellschaft auf Actien", Dr. Langerhans ruft gegen die beiden gemißhandelten Eingebornen das Zeugniß der Mit- und Nachwelt auf. Der Stadt-Schulrath Cauer — natürlich ein Mann Jüdischer Abkunft und eigentlich Krakauer geheißen — hat „einen ausführlichen schriftlichen Bericht in Händen", den ihm auf sein Ersuchen Kantorowicz, also der Attentäter, geliefert hat, und er erklärt die von demselben in den Zeitungen veröffentlichte Darstellung der Affaire als correct, nur daß sich Herr Kantorowicz in den Personen der beiden Lehrer, „die ihn beleidigt haben" (!!) geirrt hat. Herr Cauer überbringt der Stadtverordneten-Versammlung die „Entrüstung" des Gymnasial-Directors Kempf, des Vorgesetzten der beiden Lehrer, der da gesagt habe, „es könne das garnicht so stark ausgesprochen werden, wie er es empfinde". Herr Cauer versichert, diese unsägliche Entrüstung gegen die beiden insultirten Lehrer bezeichne die Stellung zur Sache „eines jeden gesund denkenden und empfindenden Menschen". Wer also diese Entrüstung nicht theilt, wer vielmehr ob der Dreistigkeit und Brutalität des schimpfenden und schlagenden Juden empört ist, ist nach Herrn Cauer krank an Hirn und Herz. Herr Cauer verspricht im Namen des Magistrats dafür Sorge zu tragen, daß die strengste Untersuchung eingeleitet werde, „die strengste und nachdrücklichste Bestrafung" der beiden gemißhandelten Lehrer erfolge, „daß also der Magistrat Alles thun wird, was er thun kann, um Sühne eintreten zu lassen".

Dr. Förster und Dr. Jungfer gehören zu den Personen, welche die an den Reichskanzler zu richtende Petition gegen Israel in Umlauf setzen. Daß sie im Pferdebahnwagen, also am öffentlichen Ort, ein lautes Gespräch über die Judenfrage führten, ohne auf die anwesenden Juden zu achten und Rücksicht zu nehmen, daß sie diese gewissermaßen herausforderten — war tactlos und unrecht, muß scharf getadelt und verurtheilt werden. Daß sie sich einer solchen Provocation schuldig machten gerade im Moment, wo die Petition allgemein versandt wurde, ist eine Unbesonnenheit sonder Gleichen und kaum zu begreifen. Indeß haben sie ihr Vergehen auch grausam büßen müssen. Welche Genugthuung, welch' wilde Freude für Kantorowicz und Genossen, als sie in den so gröblich insultirten Personen zwei Verbreiter der Petition entdeckten! Dr. Förster spielt in der Agitation gegen Israel eine Hauptrolle; er ist auf allen Exemplaren der Petition als „Herausgeber" genannt. Er sollte jetzt um jeden Preis vernichtet, unmöglich gemacht werden. Daher auch die Denunciation gegen ihn beim Landwehr-Bezirks-Commando; daher das hartnäckige Festhalten an der Behauptung: er, nicht Dr. Jungfer, habe den Schlag erhalten. Um die Verbreitung der Petition zu hemmen, um vor dem Unterzeichnen derselben abzuschrecken — der wüste Lärm in der Jüdisch-„liberalen" Presse, die Demonstration in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung, die „Erklärung" der „Notabeln", endlich die Interpellation im Abgeordnetenhause. Indeß bemerkte die „Schlesische Zeitung" sogleich, daß das unbesonnene Verhalten zweier jüngeren Männer das Werk nicht scheitern lassen werde. Dazu ging die Strömung im Deutschen Volke bereits zu tief und zu breit. Ein-

Digitized by Google

sichtige, Weiterblickende sagten sofort, daß die Juden und Judengenossen durch ihr wildes überstürztes Gebahren nur Oel ins Feuer gössen, daß jene gewaltsamen Demonstrationen zum Unheil der Urheber ausschlagen, statt der beabsichtigten Wirkung das Gegentheil erzielen würden. Und so ist es denn auch geschehen, schneller, gründlicher und mächtiger als die Anhänger der guten Sache es sich träumen ließen.

Neben und nach Kantorowicz standen noch andere Helden in Israel auf. In Tübingen fand ein Duell zwischen Studenten statt. Der Jude Tykociner aus Warschau schoß den Christen Carl Grimm aus Brück in Brandenburg mitten in's Herz. In Hersfeld kam es zu einem Zweikampf zwischen dem Jüdischen Referendar Goldschmidt und dem Premier-Lieutenant von Kaphengst, wobei der Letztere lebensgefährlich verwundet wurde. In beiden Fällen scheint der Jude der Beleidigte gewesen zu sein. Die Jüdische Presse brach in ein Triumphgeschrei aus, ohne zu bedenken, daß es für Israel heilsamer gewesen wäre, wenn statt der Christen, der Jüdische Theil niedergeschossen wäre. In Leipzig erfuhr die Affaire Kantorowicz eine neue Auflage. Der Verlagsbuchhändler Otto Klasing saß mit Bekannten im Wirthshause und sprach mit diesen über die Judenfrage. Plötzlich rief ihm ein Jude, Namens Leo Alexander, zu: Das ist eine Lüge! Es kam zu einem Handgemenge, aus welchem Leo Alexander als Sieger hervorgegangen sein will. So berühmte er sich in einem Briefe, welchen er im „Berliner Börsen-Courier" abdrucken ließ, und den er diesem Blatte „persönlich" überbrachte. Herr Klasing dagegen erklärte in einer öffentlichen Erwiderung die Schilderung seines Gegners für eitel Prahlerei. Die Verbreiter der Petition wurden mit Preßangriffen, Denunciationen und mit meist anonymen Schmäh- und Drohbriefen heimgesucht. Im „Sprechsaal" der Jüdischen „Schlesischen Presse" in Breslau erschien eine mit dem Namen des Generallieutenants von Wulffen unterzeichnete Erklärung voll der plumpsten Ausfälle gegen die Juden, und nun rückte „ein geachteter Mitbürger, Herr Carl Schlesinger, Vice-Feldwebel a. D." dem General auf das Zimmer und forderte von ihm Rechenschaft. Selbstverständlich war die Einsendung gefälscht, und es bleibt nur zu bewundern, daß die „Schlesische Presse" sie ohne Weiteres aufnahm. Wahrscheinlich ist das Stückchen von den Juden selber besorgt worden, und das Manuscript des „Sprechsaals" wurde hinterher von der Polizei mit Beschlag belegt. In Breslau, wo die Judenfrage vielleicht noch brennender ist, als selbst in Berlin, empfahl der Magistrat, an dessen Spitze der Semitische Herr Friedensburg steht — betheiligt bei Gründung der Königs- und Laurahütte, sowie der Breslauer Möbel-, Parquet- und Holzbau-Gesellschaft — gegen den Mitverbreiter der Petition, Professor Dr. Fechner, Oberlehrer am „confessionslosen" Johannes-Gymnasium, woselbst auch vier Juden als Lehrer wirken, die Disciplinar-Untersuchung zu beantragen, welchem Winke der Gymnasial-Director Dr. Müller, ein bewährter Fortschrittsmann, natürlich entsprach. Leider lehnte das Provinzial-Schul-Collegium diesen „liberalen" Antrag, als völlig unbegründet, rundweg ab.

Sonntag am 14. November, fünf Tage nachdem Kantorowicz berühmt geworden, las man an der Spitze der „liberalen" Zeitungen Berlins die „Erklärung" der 75

Digitized by Google

„Notabeln", welche da jammern, daß „der Racenhaß und der Fanatismus des Mittelalters" wieder lebendig geworden, „wie eine ansteckende Seuche" „die Verhältnisse zu vergiften drohen", und daß „an dem Vermächtniß Lessing's Männer rütteln, die auf der Kanzel und auf dem Katheder" wirken. Hierunter waren unzweifelhaft Hofprediger Stöcker und Professor von Treitschke verstanden, und der Aufruf „an die Christen aller Parteien" geschah für Israel und gegen die Petition. Zu den Unterzeichnern der „Erklärung" gehören: eine Reihe von Gelehrten, welche dieselbe wol nur aus Unverstand mit ihren Namen versehen haben, aus völliger Unbekanntschaft mit den Stürmen, welche um sie her brausen und die Nation in der Tiefe aufwühlen. Zwei Professoren, von welchen sich Herr von Treitschke eine gewisse „Erklärung" über die „Erklärung" erbat, mußten bekennen, daß sie sich darüber nicht ganz klar geworden sind. Zu den Unterzeichnern gehören ferner die beiden Bürgermeister von Berlin, verschiedene Stadträthe und städtische Schuldirectoren, und die beiden Stadtschulräthe Cauer (Krakauer) und Bertram, welcher letztere als Verfasser des Schriftstücks genannt wird. Endlich die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft, Herr Beisert, der Syndicus der Börse und wol auch Semitischer Abkunft, zwei protestantenvereinliche Prediger und eine Reihe von Advocaten. Unter den 75 „Notabeln" treten folgende Männer hervor, welche in der Periode des „großen Aufschwungs" als Gründer, „Erste Zeichner", Aufsichtsräthe ꝛc. genannt wurden:

1) Professor Dr. Ed. Albrecht; ist bei der Gründung der vergründeten (Strausberg'schen) Viehmarkt-Gesellschaft betheiligt, wo er unter den „Ersten Zeichnern" figurirt.
2) Adalbert Delbrück, Vetter des Exministers, der den famosen Ausspruch that: „Es liegt außerhalb der Macht einer jeden Gesetzgebung, Leute, die nun einmal ihr Geld los sein wollen, daran zu hindern." Herr Ad. Delbrück, der inzwischen bis zum Geheimen Commerzienrath vorrückte, ist bei sehr zahlreichen Gründungen (darunter recht argen) betheiligt. Zu seinen Werken gehören: Deutsche Bank, Berliner Bankverein, Deutsche Baugesellschaft, Berliner Hotelgesellschaft (Kaiserhof), Baugesellschaft Pleßner, Norddeutsche Fabrik für Eisenbahnmaterial, Woll-Import-Gesellschaft, Preußische Bernstein-Gesellschaft, Actiengesellschaft für Bau-Ausführungen, Cröllwitzer Papierfabrik, Vereinigte Chemische Fabriken zu Leopoldshall, Donnersmarckhütte, Danziger Bankverein, Hamburger Bankverein ꝛc. ꝛc.
3) Gustav Dietrich; ist Gründer der Actien-Brauerei Friedrichshain (Lipps), der Maschinenbaugesellschaft Wilhelmshütte bei Sprottau und der verunglückten Allgemeinen Eisenbahnbaugesellschaft Strausberg; war auch Aufsichtsrath der in Liquidation getretenen Centralbank für Industrie und Handel.
4) Commerzienrath Carl Wilh. Eger; ist Gründer der Actiengesellschaft Berliner Holz-Comtoir, einer sehr unbescheidenen Gründung.
5) Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Engel; ist Gründer der Maschinenfabrik Freund, der Dannenberger'schen (Liebermann'schen) Cattunfabrik, der Berliner Messingwerke Borchert jun., der Vereinigten Deutschen Telegraphen-Gesellschaft, der Preuß. Boden Credit-Actien-Bank, der Continental-Wasserwerke Neptun.
6) A. Frentzel, Aeltester der Kaufmannschaft; ist u. a. Gründer der Deutschen Hypothekenbank A.-G., der Berliner Producten-Makler-Bank und der Berliner

Digitized by Google

Producten- und Handelsbank, von denen namentlich die letztere eine üble Gründung ist.

7) Geh. Commerzienrath Fr. Gelpcke; ist als Gesellschafter der Berliner Handelsgesellschaft an zahlreichen und darunter recht übel beleumdeten Gründungen und Emissionen betheiligt, z. B. an der Bergwerks-Gesellschaft Hibernia und Schamrock in Düsseldorf, der Deutschen Nationalbank in Bremen, der Tabacksgesellschaft Union (Kronenberg) in Warschau, des Westfälischen Drath-Industrie-Verein in Hamm, und an der Einführung der Prioritäts-Obligationen der Moskauer Actiengesellschaft für Eisenbahnbedarf.

8) Commerzienrath Ernst Hergersberg; Gründer des Paderstein'schen Bankverein und der Woll-Import-Gesellschaft.

9) Dr. Friedrich Kapp; „Erster Zeichner" des Berliner Bankverein, Director der Preußischen Bernstein-Gesellschaft, Aufsichtsrath der Deutschen Bank, der Internationalen Eisenbahnbaugesellschaft, der Posen-Kreuzburger Eisenbahn, des Boden- und Communal-Credit in Elsaß-Lothringen, der Lebens-Versicherungs-Gesellschaft Germania in New-York, der Berlin-Dresdener Eisenbahn.

10) Rechtsanwalt Karsten; Gründer des Deutsch-Ungarischen Wald-Industrie-Verein, des Industrie-Verein Vietmannsdorf, Aufsichtsrath der Marienhütte bei Kotzenau, der Stralsunder Dampfmühlen und der Strausberg'schen Deutschen Actien-Gesellschaft für Bergbau, Eisen- und Stahlindustrie, schrecklichen Angedenkens. Gegen die Gründer der letzteren schwebte ein Untersuchungsverfahren, das indeß im Sande verlief, da Karsten und Genossen erklärten: der Prospect sei ohne ihr Wissen und Wollen erlassen.

11) Julius Kauffmann, Aeltester der Kaufmannschaft; Aufsichtsrath der vielgründenden Disconto-Gesellschaft, und Gründer der unglückseligen Provinzial-Disconto-Gesellschaft.

12) Gustav Keibel, Aeltester der Kaufmannschaft; Gründer des Paderstein'schen Bankvereins, der verkrachten Spener'schen Zeitung und der schrecklichen Preußischen Creditanstalt.

13) Geheimer-Ober-Regierungsrath a. D. und Abgeordneter Kieschke; Gründer der Berliner Hotel-Gesellschaft (Kaiserhof), Aufsichtsrath des Berliner Bankverein, der Sächsischen Eisenbahnbaugesellschaft, der Preußischen Immobilien-Bank und Director der Deutschen Baugesellschaft. In der letzteren Eigenschaft wurde er von dem Premier-Lieutenant a. D. Assing, der bei einem Geschäft mit der Deutschen Baugesellschaft sein Vermögen eingebüßt hatte, vor dem Portal des Abgeordnetenhauses öffentlich geohrfeigt.

14) Rechtsanwalt Koffka; Gründer der verunglückten Deutsch-Russischen Handels- und Industrie-Bank.

15) Verlagsbuchhändler Paul Parey; Gründer der todtgeborenen Buchhändlerbank.

16) Stadtrath Sarre; Gründer der Neuen Gas-Actien-Gesellschaft Nolte und Aufsichtsrath der sehr traurigen Maschinenfabrik „Deutschland" zu Dortmund.

17) Dr. Werner Siemens; Gründer der Maschinenfabrik Cyklop und, in Firma Siemens & Halske, „Erster Zeichner" der Deutschen Bank. Mit den Actien dieser Bank wurde eine so großartige Agiotage betrieben, und die „Ersten Zeichner" machten solche Privilegien geltend, daß selbst die Börsenpresse in einen Sturm des Unwillens ausbrach.

18) Dr. Georg Siemens; ist als Director der Deutschen Bank bei zahlreichen

Digitized by Google

Gründungen betheiligt, wie Berliner Hötelgesellschaft (Kaiserhof), Internationale Bau- und Eisenbahnbaugesellschaft in Frankfurt a. M., Maschinenbaugesellschaft Schwartzkopff, Maschinenfabrik Cyklop, Mecklenburgische Hypotheken- und Wechselbank, Actiengesellschaft für Boden- und Communal-Credit in Elsaß-Lothringen, Woll-Import-Gesellschaft, Commanditgesellschaft Joh. Hoff.

19) Geh. Commerzienrath Emil Stephan; bei zahlreichen, fast durchweg anrüchigen Gründungen betheiligt, wie Preußische Baubank, Redenhütte, Halle'sche Creditanstalt, Erdmannsdorfer Spinnerei, Pinnauer Mühlen, Magdeburger Spritfabriken, Westpreußische Eisenhütte. Wegen der letzteren, wahrhaft entsetzlichen Gründung saß er mit seinen Genossen zu Elbing auf der Anklagebank, ward aber mit ihnen freigesprochen.

20) Rechtsanwalt von Wilmowski; ward unter den ersten Aufsichtsräthen genannt bei Gründung des Oberschlesischen Eisenbahnbedarf und der Schlesischen Boden-Credit-Actien Bank, sowie als Aufsichtsrath des Bades Königsdorff-Jastrzemb, welches letztere in Concurs gerieth.

In diese Liste sind nicht aufgenommen: Geh. Commerzienrath Ed. Conrad, mehrfacher Verwaltungsrath, und Commerzienrath Vollgold, zweifacher Verwaltungsrath, da Beide inzwischen gestorben sind und an Actiengesellschaften betheiligt waren, die schon aus der Zeit vor der Schwindelperiode datiren.

Also um in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs 75 Judenfreundliche „Notabeln" auf die Beine zu bringen, muß man 20 Gründer und Actienräthe mit nehmen, dazu noch verschiedene Semiten und Börsen-Verwandte. Ist das nicht geradezu tragisch?! Zu den Unterzeichnern der „Erklärung" gehören auch der frühere Abgeordnete Lesse und der jetzige Abgeordnete Rickert. Rechtsanwalt Lesse ist Mitverfasser des famosen Actiengesetzes, von dem er damals im Reichstag fand, daß es die Freiheit der Bewegung noch viel zu sehr beschränke; und besonderen Ruhm hat er erworben als siegreicher Vertheidiger der angeklagten Gründer in Magdeburg, wo er das „Denunciantenwesen der Actionäre" verdammte und den Gründungs-Prospet für eine gewöhnliche Waaren-Anpreisung erklärte! Herr Rickert, der es wunderbar verstanden hat, sich aus den dürftigsten Verhältnissen zum reichen Mann herauf zu arbeiten, ist Besitzer der „Danziger Zeitung", welche in der Schwindelperiode für dortige Gründungen so mächtig in's Horn stieß, daß darüber sogar in der Berliner „Neuen Börsen-Zeitung" Beschwerde geführt wurde. Ein gewisses Befremden erregt die Unterschrift des Professors Dr. Förster, Directors der Berliner Sternwarte. Gegen den Mann selber ist nicht das Geringste zu sagen, doch ist er ein Bruder der beiden Förster, welche die Stadt Grünberg i. Schl. vergründet haben, und sich dieserhalb seit Jahren in Untersuchung befinden. Dieses Schicksal, dünkt uns, hätte ihn abhalten sollen, sich an der Demonstration für Israel zu betheiligen, denn die Judenfrage ist wesentlich Gründer- und Corruptions-Frage.

Als eigentliche Anstifter der Demonstration wurden von der Jüdischen Presse — Oberbürgermeister von Forckenbeck und Professor Mommsen bezeichnet. Beider Ruhm beginnt stark zu verblassen und hat eine Auslackirung nöthig, welche denn auch die ihren Freunden stets sehr dankbare Judenschaft zu besorgen bemüht ist. Herr von Forckenbeck zeigt, was nach 1866 aus einem Edelmann werden konnte,

Digitized by Google

wenn er mit dem „Liberalismus" ging. Hätte er sich zur conservativen Partei gehalten, er säße noch heute ungenannt und ungekannt als Advocat in Elbing. Denn Herr von Forckenbeck ist ein Mann von den allermäßigsten Kenntnissen und Fähigkeiten. Als er am 10. August 1866 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt wurde, überraschte dies allgemein und wahrscheinlich auch ihn selber. Als Präsident des Reichstags reichte er seinem Vorgänger Simson nicht das Wasser. In Kleidung und Haltung nachlässig und spießbürgerlich, ohne Würde, mit einem ziemlich unverständlichen Organ, war er kurz angebunden, befehlshaberisch und ließ selbst gegen die Schriftführer des Parlaments zuweilen die nothwendigste Höflichkeit vermissen. Zum Oberbürgermeister von Breslau erwählt, fand er in Folge seiner parlamentarischen Thätigkeit kaum Zeit, sich um sein eigentliches Amt zu bekümmern, und dasselbe gestaltete sich für ihn zur reinen Sinecure. Trotzdem glaubte der „Liberalismus" ihm noch eine größere Belohnung schuldig zu sein, und übertrug ihm die Leitung des größten Gemeinwesens in Deutschland. Daß er dieser Stellung wirklich gewachsen ist, hat Herr von Forckenbeck bisher nicht bewiesen, vielmehr scheint er auf Selbstständigkeit so ziemlich zu verzichten, und sich ganz und gar von der Woge des „Fortschritts" tragen zu lassen. Sein Eintreten für die Judenschaft ist vielleicht noch unpassender, als seine verhängnißvolle Rede im Zoologischen Garten „bei den wilden Thieren", denn er hat sich damit in entschiedenen Widerspruch zu der Mehrheit der Bürgerschaft gestellt, und eine einseitige Parteinahme bekundet, die am allerwenigsten dem Oberhaupt der Stadt ziemt.

Noch schlimmer steht es mit Herrn Mommsen. Nach dem hochbedenklichen Unfall, der ihm am 11. Februar 1879 in der Abendsitzung des Abgeordnetenhauses passirte, und den die Presse sorgfältig todtgeschwiegen hat; nach der gräulichen Reclame, welche im letzten Sommer mit dem Brande in der Villa Mommsen getrieben wurde, wo die „liberale" Presse wochenlang für eine „Nationalsubscription" zu Gunsten des „Gran Teodoro" agitirte, dessen Ruhm angeblich bis in die entlegensten Dörfer Italiens gedrungen ist — bis Herr Mommsen endlich erklärte: er sei „mit einem nennenswerthen Betrage versichert, und materieller Ersatz für den Verlust stehe somit bevor"; nach diesen wunderbaren Vorgängen hätte man meinen sollen, Herr Mommsen werde das Bedürfniß fühlen, sich etwas im Hintergrunde zu halten. Statt dessen ergreift er die erste Gelegenheit, um wieder von sich reden zu machen, reitet für Israel in die Schranken und stürmt selbst gegen seinen Collegen von Treitschke an. Er unterschreibt und vertritt die famose „Erklärung", ohne zu bedenken, daß er in seiner ‚berühmten' „Römischen Geschichte" just das Gegentheil ausgeführt hat. Es heißt hier: „Wie zahlreich selbst in Rom die Jüdische Bevölkerung vor Cäsar war, und zugleich wie landsmannschaftlich eng die Juden auch damals zusammenhielten, beweist die Bemerkung eines Schriftstellers dieser Zeit, daß es für den Statthalter bedenklich sei, den Juden in seiner Provinz zu nahe zu treten, weil er dann sicher darauf zählen dürfe, nach seiner Heimkehr von dem hauptstädtischen Pöbel ausgepfiffen zu werden. Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geschäft der Juden der Handel: mit dem erobernden Römischen Kaufmann zog damals der Jüdische Händler ebenso überall hin, wie später mit dem Genuesischen und Venezianischen, und neben der Römischen

Digitized by Google

strömte das Kapital allerorts bei der Jüdischen Kaufmannschaft zusammen. Auch zu jener Zeit begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen diese so gründlich Orientalische Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten." — „Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition (Zersetzung)." — Diese Sätze könnten ebenso gut in der „antisemitischen" Petition an den Reichskanzler stehen, gegen welche Herr Mommsen jetzt eifert, um eine „nationale Schmach abzuwenden". Ein College des Herrn Mommsen ließ, bevor noch die Judenfrage auf der Tagesordnung stand, gegen uns die Aeußerung fallen: „Hinter einem Professor dürfen Sie nicht gerade Charakter suchen!" und dieses Wort bewahrheitete sich in der gegenwärtigen Bewegung vielfach. Wie man uns aus Leipzig schreibt, hat man dort eine Sammlung veranstaltet, um Herrn Mommsen zu seinem 63. Geburtstage (30. November) ein „Ehrengeschenk" zu überreichen. Den betreffenden Aufruf sollen Minister Friedberg und Herr Bamberger mit unterzeichnet haben. Es sind indeß nur etwa 800 Mark zusammengekommen, und diese Kleinigkeit hat man denn doch dem „Gran Teodoro" nicht anbieten mögen. Ist diese Geschichte gegründet, so würde sie eclatant beweisen, wie sehr die Stimmung im Deutschen Volke umgeschlagen ist, und daß es für Mommsen besser gewesen, wenn er den in seiner „Römischen Geschichte" entwickelten Ansichten treu geblieben wäre.

Nicht genug an dem Auftritt in der Stadtverordneten-Versammlung, nicht genug an der „Erklärung" der „Notabeln": der Protest gegen die Petition sollte auch noch in das Abgeordnetenhaus getragen werden. Herr Hänel richtete, unterstützt von seinen fortschrittlichen Collegen und den Secessionisten, an die Staatsregierung eine Interpellation, betreffend die „Agitation gegen die Jüdischen Staatsbürger". Der „Fortschritt" verdammte plötzlich die „Agitation", der „Fortschritt unternahm es, das Petitionsrecht zu verkümmern! Unter den Unterzeichnern finden wir die Herren Kieschke, Rickert, Virchow, dazu Hermes, den Bruder des gelehrten Stadtverordneten, und Dr. Langerhans, den Volkstribun Eugen Richter, den Aufsichtsrath der „Aktien-Bierbrauerei „Mark", Herrn Uhlendorff aus Hamm, und die Juden Straßmann, Ludwig Löwe und Warburg. Die Jüdische Presse wußte schon im Voraus, daß die Regierung sich scharf gegen die Petition aussprechen werde, daß Fürst Bismarck von Friedrichsruh aus dazu Anweisung gegeben habe, und daß demgemäß auch die conservative Partei von der Petition nichts wissen wolle. Die Jüdische Presse hatte wieder die Unverschämtheit, den Kronprinzen als Anwalt der Judenschaft vorzuführen, und ihm verschiedene Judenfreundliche Aeußerungen in den Mund zu legen, die sie alsbald widerrufen mußte. Kaum aber war die Interpellation auf die Tagesordnung des Abgeordnetenhauses gesetzt, so begriffen die Veranstalter plötzlich, daß sie mit derselben eine große Unvorsichtigkeit, ja Dummheit begangen, und sie hätten sie am liebsten zurückgezogen. Viele nationalliberalen Blätter erklärten die Interpellation geradezu für unzeitgemäß, und selbst der Fortschritt suchte abzuwiegeln. Nur der Interpellant Herr Hänel sollte jetzt sprechen, die Antwort der Regierung entgegen genommen, und daran weiter keine Besprechung geknüpft werden; Alles sollte „ruhig und würdig" verlaufen. Wer weiß, was auch

Digitized by Google

geschehen wäre, hätte nicht das leitende Blatt des Centrums, die „Germania" erklärt: wenn schon eine Interpellation, dann auch eine gründliche Besprechung!

Am 20. November begann im Abgeordnetenhause die große Judendebatte. Nachdem Herr Hänel sehr lang gefragt, und Minister Graf zu Stolberg sehr kurz geantwortet, eröffnete Peter Reichensperger das Rede-Turnier. Ein alter echter Liberaler, sprach er, wie immer, edel und freisinnig, wollte er das Princip der Gleichheit für die Juden auch auf dem Boden der Verwaltung gewahrt wissen. Doch mußte er zugeben, daß die Juden sich der ihnen verliehenen Gleichberechtigung bisher kaum werth und würdig erwiesen haben, daß sie, in allen Ländern eine winzige Minorität, bereits eine „unermeßliche internationale Macht" bilden, daß ihre Anmaßung und ihre Ausschreitungen eine bedrohliche Volkserbitterung hervorgerufen, und „daß auch die allerchristlichste Geduld endlich reißen kann". Von den Conservativen sprach von der Heydebrand und der Lasa, ein junger Parlamentarier, der gewisse Hoffnungen erweckt, aber seine Ausführungen waren zu sanft und zu versöhnlich, und sogar der „Börsen-Courier" machte sich darüber lustig, daß der Redner unter den Juden nur „achtungswerthe und gute Staatsbürger kennen gelernt habe". Rechtsanwalt Träger, der „Dichter der Gartenlaube", der Biograph Paul Lindau's, dazu Aufsichtsrath resp. Liquidator bei der Hof-Eger- und Saal-Unstrut-Eisenbahn, bei der Centralbank für Industrie und Handel und bei der Thüringer Bank — auf den Trümmern der letzteren im Mondschein sitzend, soll er den klassischen Vers recitirt haben: Es ist kein Mensch so arm, daß er nicht sterben kann!" — besang die Tapferkeit, welche die Juden angeblich in den Befreiungskriegen bewiesen, welche aber in Wahrheit eine bloße Dichtung ist. Ungefähr von demselben Werth war die Rede des Herrn Windthorst; nur ist es höchst merkwürdig, daß der „Börsen-Courier den Inhalt dieser Rede bereits kannte, noch ehe sie gehalten war. Unterm 13. November schrieb das Judenblatt: „Dagegen ist es richtig, daß der Centrumsführer Dr. Windthorst Gelegenheit nehmen wird, mit aller Entschiedenheit den antisemitischen Unfug zu geißeln und denselben als eine Schmach für die civilisirte Deutsche Nation zu bezeichnen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um daran zu erinnern, daß Herr Windthorst ganz ebenso, wie die antisemitische, auch die Stöcker'sche Agitation verurtheilt. . . ." Und als die „Germania" fortfuhr, die Judenfrage nachdrücklichst zu betonen und zu erörtern, wurde „der größte Staatsmann des Jahrhunderts" von dem „Börsen-Courier" dafür direct zur Rechenschaft gezogen. Am 14. November las man in dem Jobberblatt: „Herr Windthorst hat, wie wir wissen, in den allerletzten Tagen im Abgeordnetenhause in ganz formeller Art privatim die Erklärung abgegeben, er sei auf das Entschiedenste gegen das Judenhetzerische Treiben, und an diese Aeußerung hat er eine energische Mißbilligung der confessionell gehässigen Aeußerungen der Centrumsblätter geknüpft. Der Führer des Centrums ging weiter und erklärte, seinen Einfluß in die Wagschale werfen zu wollen, um die Blätter der Partei von einem weiteren Vorgehen Judenhetzerischer Art zurückzuhalten. Ist nun der Einfluß des Herrn Windthorst in der Partei und auf die Parteiblätter ein so überaus geringer, oder hat er die privatim abgegebenen Erklärungen völlig aus dem Gedächtniß verloren? . . . . . Wir wünschen von Herrn Windthorst

Digitized by Google

lebhaft eine Aufklärung über seine Stellung zur Sache im Sinne obiger Andeutungen." — — In denselben Tagen hatte, wie die „Neue Westfälische Volkszeitung" meldete, der kleinen Excellenz fortschrittlicher und kulturkämpferischer Neffe, Gerichtsrath Windthorst im „liberalen Verein" zu Bielefeld eine Glorificirung des Judenthums zum Besten gegeben, sich selber „Israel's Bayard" genannt, und den Nachweis unternommen, welch' empfindliche Lücken unsere Kulturgeschichte ohne die Juden aufzuweisen haben würde. Auch von dem Onkel, welcher im Verwaltungsrath der Hannoverschen Bank sitzt, erzählte man immer, daß er den Juden gar hold sei und eine besondere Vorliebe für die Israeliten in der Stadt Hannover hege, welche nach seinem Urtheil lauter Tugendhelden seien. Dennoch hielten wir die Behauptungen des „Börsen-Courier" für eitel Prahlerei und Unverschämtheit, bis uns die Judendebatte eines Andern belehrte. Herr Windthorst begann seine Rede mit der auffälligen Erklärung, daß das, was er sagen werde, nur seine persönliche Ansicht enthalte, und war dann bestens bemüht, der Aufforderung des „Börsen-Courier" nachzukommen. Wirklich mißbilligte er „laut" die Weise, wie jetzt „im Allgemeinen" gegen die Juden vorgegangen werde, und empfahl eine „gegenseitige Duldung". Es war geradezu rührend, als er den „Jüdischen Mitbürgern" an's Herz legte: „Die Duldung, die Sie von uns verlangen, müssen Sie selbst auch uns gewähren." Wirklich erklärte sich Herr Windthorst gegen die Christlich-Socialen, indem er meinte: es sei im höchsten Grade mißlich und bedenklich, die Frage der „socialen Stellung unserer Jüdischen Mitbürger in das Tagesleben hinein zu werfen", vor Volksversammlungen zu bringen. Diese Frage dürfe nur behandelt werden „an den wahren Stätten wahrer Wissenschaft und unter den Formen der Wissenschaft". — Wir wollen hier gleich bemerken, daß auch diese Methode gefährlich werden kann und bereits Schiffbruch gelitten hat. Nach dem Recept des Herrn Windthorst versuchte Herr Lasson — eigentlich Lazarussohn geheißen und Privat-Docent an der Berliner Universität — in einem philosophischen Colleg die antisemitische Bewegung „wissenschaftlich" zu verurtheilen, erregte aber in Folge dessen unter der Studentenschaft einen so massenhaften Auflauf und einen so ungeheueren Tumult, daß er das Katheder räumen mußte und meuchlings verschwand.

Herr Windthorst hatte mehr den Beifall der „Liberalen" als den des Centrums geerntet, und es war Abend geworden, ohne daß ein Redner zu Worte gekommen, welcher der Judenschaft ordentlich den Text gelesen hätte. Dennoch fühlte sich diese ängstlich und bedrückt. Die „National-Zeitung" schrieb: „Unmöglich ist es, die Besorgniß abzuweisen, daß die Agitation aus der heutigen Debatte nur neue Nahrung ziehen wird." Ja, schon vorher waren die Jüdischen Blätter sich untereinander in die Haare gerathen. Die „National-Zeitung" hatte eine Zuschrift der Schüler der Obersecunda des Friedrichs-Gymnasiums aufgenommen, in welcher diese ihrem Lehrer Dr. Jungfer Dank und Anerkennung aussprechen. Darob gerieth der „Börsen-Courier" aus dem Häuschen und übergoß auch die „National-Zeitung" mit Spott und Hohn. Diese antwortete: „Wir fürchten keinen Widerspruch, wenn wir behaupten, daß die Art, wie der „Börsen-

Digitized by Google

Courier" die Sache der Juden führt, diesen zum empfindlichen Schaden gereicht." Zugleich erklärte sie gegen die „Kreuz-Zeitung", von der sie daran erinnert wurde, daß sie vor acht Jahren geschrieben hatte: „Es scheint wirklich, als ob es in Deutschland bald nöthig werden soll, im Gegensatz zu früheren Bestrebungen, für Emancipation der Christen zu agitiren" — sie stehe noch auf demselben Standpunkt und nehme von jenem Satz kein Wort zurück. Selbstverständlich schäumte der „Börsen-Courier" vor Wuth. Er schrie: die „National-Zeitung" sei fast noch schlimmer als Stöcker, und sie habe „kaum mehr das Recht, laut in diesem Streit mitzureden".

Der zweite Tag der Judendebatte, Montag, am 22. November, sollte die Ankläger Israel's endlich zu ihrem Rechte verhelfen. Was der alte Advocat Herr Windthorst nicht vermocht hatte, that der junge Rechtsanwalt Bachem aus Köln: er brachte die Ansicht des Centrums zum Ausdruck, und gewann den rauschenden Beifall der großen Majorität des Hauses. Vergeblich witzelte hinterher Eugen Richter: man habe auf Windthorst „einen Herrn aus dem zweiten Range des Centrums folgen lassen". Bachem ist schon jetzt ein Redner ersten Ranges, und er hat die beste Aussicht, Windthorst's Nachfolger zu werden, falls er nicht eines Tages den greisen Herrn einfach bei Seite schiebt. Sehr treffend äußerte Bachem: „Die Interpellation ist in etwas hervorgegangen aus einer Verwechselung des Preußischen Abgeordnetenhauses mit der Berliner Stadtverordneten-Versammlung." Dem Hofprediger Stöcker drückte er für dessen Muth volle Anerkennung und Bewunderung aus. „Ich erkenne eine Judenfrage als vorhanden an in socialpolitischer, wirthschaftlicher und sittlich-religiöser Beziehung", sprach er, und schilderte dann die Thätigkeit der Judenschaft, zu deren Gunsten eine ungeheure Verschiebung des beweglichen und unbeweglichen Besitzes stattgefunden hat; wie sie jobbert und wuchert und bankerottirt, das Volk materiell aussaugt und durch seine Presse es geistig vergiftet. — Eugen Richter hat sonst auch eine Suade, die sich sehen lassen kann, aber heute sprach er jammerhaft. Auch der glänzendste Redner versagt, wenn er eine schlechte Sache vertheidigt, wenn er der Wahrheit in's Gesicht schlägt. Und das that Herr Richter. Mit gußeiserner Stirn schob er den Conservativen den Gründungsschwindel in die Schuhe, feierte er den Gründertödter Lasker. Wäre das der Linken passirt, sie hätte sich wie Ein Mann erhoben und den Redner niedergezischt, aber auf der Rechten entstand nur eine gewisse „Unruhe". Herr Richter pries seinen Freund Straßmann als den modernen Ritter St. Georg, der durch Gründung einer Volksbank den Lindwurm des Wuchers bekämpfe. Unwillkürlich senkte Straßmann die Augen: vermuthlich dachte er an seine Gründung „Centralbank für Genossenschaften", an die heillose Agiotage, welche dieselbe getrieben und an die faulen Actiengesellschaften, welche von ihr in die Welt gesetzt wurden, wie Berliner Bauvereinsbank, Rostocker Zuckerfabrik, Bergwerk Ritterburg, Dortmunder Brauerei 2c. 2c. — „In meinen Augen ist die christlich-sociale Bewegung viel verderblicher, viel gefährlicher als die socialdemokratische", versicherte Herr Richter. — „„Für Sie!"" rief man ihm aus der Rechten zu, und jenes Wort darf man ihm glauben. Wenn es gegen die Christlich-Socialen und gegen die Antisemiten

Digitized by Google

ginge, würden die Herren Richter und Straßmann, würde der „Fortschritt" mit Wollust für Ausnahmegesetze stimmen.

Endlich kam derjenige Abgeordnete an die Reihe, der zur Sache das größte, weil ein persönliches Interesse hat, und dessen Person fast von allen Vorrednern herangezogen war. Hauptsächlich um seinetwillen hatten die Conservativen, zum großen Unbehagen der „Liberalen", für die Judendebatte noch einen zweiten Tag durchgesetzt. Unter allseitiger Spannung betrat Hofprediger Stöcker die Tribüne. Die Gabe der Rede, der freien fließenden und dabei kernigen und packenden Rede, ist ihm in hohem Grade eigen, und er hat in dieser Hinsicht gegenwärtig im ganzen Parlament nicht seines Gleichen. Seine Stimme ist voll und wohl tönend, und sie füllt sonder Anstrengung den größten Raum. Weder Tonfall, noch Haltung und Geberden erinnerten an den Kanzelredner; er sprach mit großer Ruhe, Einfachheit und Wärme. Gleich die ersten Sätze zündeten. „Ich bin mir der ganzen Verantwortlichkeit bewußt, die in diesem Moment auf meinen Schultern liegt: dafür, daß ich in diese Bewegung eingetreten bin, daß ich als Geistlicher eingetreten bin, und daß ich jetzt, in dieser Stunde, wo diese gewaltige Frage im großen Stil vor unserer Landesvertretung abrollt, hier reden darf. Ich stehe nicht allein, hinter mir sind Millionen, darunter sehr viele von der Partei, deren Redner (Eugen Richter) eben gesprochen hat . . . Wenn der Fortschritt fortfährt sich mit dem Judenthum zu identificiren, so kann ihm das in der That das Leben kosten, und ich wünsche das von Herzen . . . Ich kann hier als ein ehrlicher Mann sagen: mich hat Niemand in die sociale Bewegung hineingeschickt, ich bin von Niemandem unterstützt; ich habe nur viel Feindschaft erfahren, und diese schwere Arbeit mit wenigen Freunden getragen . . . Da bin ich, weil die Bewegung der Socialdemokraten hoch ging und nichts geschah, in diesen Abgrund hinabgesprungen; ich wußte nicht, wie tief er war." Als Führer der Christlich-Socialen sei er „von einer bubenhaften Presse gehetzt worden, wie ein wildes Thier", sagte Stöcker. Er sprach immer maßvoll, ja verbindlich, ohne Groll, Bitterkeit und Hohn; aber trotzdem wußte er große Effecte zu erzielen. So, als er Herrn Eugen Richter die „Säule der Ordnung und der Monarchie" nannte — „auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht". So, als er ein Jüdisches Blatt citirte, das da geschrieben hatte: man müsse den Saal, wo die Generalsynode getagt hatte, desinficiren — und dann einfach bemerkte: Der Abgeordnete Virchow lacht! Das thut mir leid!" Herr Virchow fühlte sich dermaßen getroffen, daß er hinterher versicherte, er habe nur gelächelt, still vor sich hin gelächelt. Stöcker entwickelte eine hinreißende Beredsamkeit, die ihre Wirkung auch auf die Gegner nicht verfehlte. Endlich regten sie sich und suchten ihm eine Falle zu stellen. Als er zu der Petition gegen Israel kam, riefen ihm Hänel und Genossen zu: „Haben Sie sie unterschrieben?" — Stöcker hätte nur zu antworten brauchen: Warten sie doch ab; Sie werden es schon hören! Statt dessen sagte er „Nein!" — Stöcker ist ein Mann, der an sich und seine Mission glaubt, und deshalb von echter Naivetät und großer Offenheit. Thatsächlich hatte er die Petition ursprünglich nicht unterschrieben, sondern erst später, auf Andrängen der Freunde, als man das Schriftstück auch den Geistlichen zugehen ließ, um diese desto sicherer zu gewinnen, seinen Namen hergegeben. Er hätte aber garnicht so

Digitized by Google

genau zu unterscheiden brauchen, sondern einfach Ja! antworten können, und es bleibt unbegreiflich, weshalb er es nicht gethan hat. An Muth dazu fehlt es ihm sicherlich nicht, und er hatte ja auch nicht die geringste Ursache, sich seiner Unterschrift zu schämen. Aber nun hatte er sich eine Blöße gegeben, und die „Liberalen" waren wie Windhunde um ihn her, und suchten fortlaufend seine Angaben der Unwahrheit und Unrichtigkeit zu zeihen. Er verwechselte den Stadtverordneten Hermes mit dessen Bruder, dem Abgeordneten; er nannte den getauften Israeliten Horwitz einen Juden; er hielt auch den Botaniker Schleiden für einen Hebräer. Wenn Herr Virchow den Historiker Leo, einen Urgermanen, als Juden anspricht, so hat das nichts zu bedeuten: wenn aber Stöcker einen solchen Irrthum begeht, so ist das ein Criminalverbrechen. In einem andern Falle hatte Stöcker sogar vollkommen Recht. Er sagte: „In Dänemark ist ein Dr. Brandes, der nichts lieber thut, als die christliche Kulturentwickelung in den Staub zu ziehen." — „„Brandes ist nicht Israelit, ist ein Atheist!"" rief man ihm entgegen. — „Ja, das kann man doch sein; um so schlimmer für ihn!" erwiderte Stöcker sehr schlagend. Nun sitzt der Jude Dr. Ed. Brandes, welcher sich „Atheist" nennt, in der Dänischen Volksvertretung, wo er, indem er trotz seines „Atheismus" den vorgeschriebenen Eid leistete, ein öffentliches Aergerniß bereitete. Stöcker dagegen meint den Bruder des Letzteren, den Jüdischen Literarhistoriker Dr. Georg Brandes, welcher inzwischen von Kopenhagen nach Berlin übergesiedelt ist, in seinen ästhetisch-materialistischen Schriften der christlichen Kirche giftige Feindschaft zeigt, und sich noch nicht zum Atheismus bekannt hat. In solchen Finessen besteht die eigentliche Kunst und Stärke der heutigen „Liberalen", und wehe ihrem Gegner, wenn ihm die nebensächlichste Ungenauigkeit unterläuft! Sie wissen ihm daraus einen Strick zu drehen.

Nun aber ließ sich Stöcker einen wirklichen Fehler zu Schulden kommen, und dieser hat sich schwer gerächt. Er wies darauf hin, daß von den 75 „Notabeln", welche die famose „Erklärung" erlassen „mehr als der vierte Theil ein, zwei, drei, fünf, ein Dutzend mal Theil genommen haben an jenem Hexentanz um's Goldene Kalb". Schon dieser Ausdruck war zu allgemein und bot den „Liberalen" willkommene Anhaltspunkte. Stöcker hätte einfach sagen müssen: Unter den 75 „Notabeln" befinden sich 20 Gründer, beziehungsweise Aufsichtsräthe aus der Schwindelperiode. — Ob und inwieweit diese Männer eine Mitschuld tragen, durfte er dem öffentlichen Urtheil überlassen. Jetzt forderten die „Liberalen", Stöcker solle die Namen der betreffenden Personen nennen, und dazu waren sie berechtigt. Stöcker hingegen weigerte sich dessen, obgleich er sehr wohl dazu im Stande war, und damit lieferte er seinen Gegnern eine scharfe Waffe. Zweifelsohne kennen Rickert und Genossen die bezüglichen Namen ebenso gut, aber sie ließen es darauf ankommen, ob Stöcker dieselben nennen werde, und sie rechneten darauf, er werde es nicht thun. Stöcker blieb bei seiner Weigerung, aus „Tactgefühl" und „Schonung für Andere", wie er erklärte; aber diese „Schonung" stellte ihn vor der Welt in ein falsches Licht, und trug ihm die niederträchtigsten Angriffe im Parlarment wie in der Presse ein. Solche Schonung und Zurückhaltung ist eben Halbheit und der Fluch der Conservativen, welcher die „Liberalen" schon Dutzend Mal über sie triumphiren ließ. Man denke nur an das

Digitized by Google

Gaukelspiel, das Lasker mit seinen „Enthüllungen" Jahre lang getrieben hat! Stöcker hat in Betreff der Anzahl von „Notabeln", die bei Gründungen betheiligt sind, nicht zuviel behauptet. Das beweist die Liste, welche wir veröffentlichen. Diese Liste ist urkundlich, wovon sich Jeder selber überzeugen kann; denn sie beruht in der Hauptsache auf den Beilage-Acten zum gerichtlichen Handelsregister, die zu Jedermanns Einsicht öffentlich ausliegen.

Auch die „Deutsche Landeszeitung" veröffentlichte in ihrer Nummer 277 vom 25. November eine solche Liste, welche jedoch nicht vollständig ist, und welche Herr Rickert am 3. December im Abgeordnetenhause einer Kritik unterzog. Selbstverständlich unterscheidet er, wie Lasker, zwischen edlen und unedlen Gründern, und selbstverständlich sind die „liberalen" Gründer alle edel und Wohlthäter der Gesellschaft, denen die unglücklichen Actionäre noch ein Denkmal setzen müßten. Aber die Beispiele, welche Rickert herausgriff, waren nicht glücklich gewählt. Sein „verehrter Freund" Kieschke quittirte in der Schwindelperiode seine Stelle als Oberbürgermeister von Königsberg i. Pr. und trat in die Dienste der Gründer. Als Director der Deutschen Baugesellschaft bezog er einen Ministergehalt, und daneben als mehrfacher Aufsichtsrath noch erkleckliche Tantièmen. Die Angabe, daß Herr Kieschke Mitgründer der Berliner Hôtelgesellschaft (Kaiserhof) war, ist nicht, wie Herr Rickert behauptete, erfunden, sondern actenmäßig. Welche Agiotage mit den Actien der Deutschen Baugesellschaft getrieben, und welch kolossale Verluste die Actionäre erlitten, ist allgemein bekannt. Das ganze Unternehmen war ein waghalsiges, in seiner Ausdehnung ungeheuerlich, und darum mußte es scheitern. Was den andern „persönlichen Freund" Rickert's, Herrn Kapp, betrifft, so kam dieser in der Schwindelperiode aus Amerika nach Deutschland zurück, und trat hier zu den Gründer-Matadoren in enge Beziehungen. Namentlich scheint er ein Günstling des Generalgründers Adalbert Delbrück zu sein, denn man findet ihn bei verschiedenen Gründungen dieses Herrn unter irgend einem Titel herangezogen. So figurirt Kapp bei Gründung des Berliner Bankverein (Februar 1871) als „Erster Zeichner" und erster Aufsichtsrath, später als stellvertretender Director, und schließlich, da man die Entgründung vornahm, als Liquidator. Zwischen den Gründern und „Ersten Zeichnern" besteht in der Regel nur ein formeller Unterschied, beide sind meist identisch, und auch nur als „Erster Zeichner" muß Herr Kapp ein hübsches Geschäft gemacht haben, da die 40 procentigen Interimsscheine des Berliner Bankverein à 120 bis 124, also mit einem unverschämten Aufgeld', begeben und die Actien bis 170 hinaufgetrieben wurden. Der Berliner Bankverein war die überflüssigste Gründung von der Welt; trotzdem versuchte man das riesige Grundcapital von 6 Mill. Thaler noch zu verdoppeln, was aber der „Große Krach" glücklicher Weise verhinderte. Herr Kapp war resp. ist achtfacher Aufsichtsrath, und die Tantièmen resp. Coursgewinne, die er in den Gründerjahren bezogen, werden ein Vermögen erreichen. Werner Siemens ist allerdings nicht in eine Reihe mit Kapp und Kieschke zu stellen, jedoch befand er sich (in Firma Siemens & Halske) unter den „Ersten Zeichnern" der Deutschen Bank, die ebenso angegriffen wie beneidet wurden. Sein junger Verwandter Georg Siemens wurde bei der Deutschen Bank als hochbesoldeter Director

Digitized by Google

eingeschoben. — Während unter dem Präsidium des conservativen Herrn von Köller Herr Rickert es sich gestatten darf, als Anwalt von Gründern und Gründergenossen zu debütiren, die im Hause garnicht genannt worden sind, war unter den „liberalen" Präsidenten von Bennigsen und von Forckenbeck es nicht möglich, daß Männer, die z. B. von Lasker, Bamberger auf der parlamentarischen Tribüne verleumdet wurden, selbst durch Abgeordnete ein Wort der Abwehr verlautbaren konnten.

Von den Conservativen ließen sich noch von Kröcher und Strosser vernehmen. Herr von Kröcher auf Vogtsbrügge bei Havelberg gehört zu den Trägern und Verbreitern der Petition gegen Israel. In frischer kerniger Weise, mit lauter schallender Stimme machte er sich über die „Liberalen" lustig, führte er ihnen zu Gemüthe, wie illiberal und thöricht die Interpellation Hänel sei, und daß sie mit derselben den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Wohlmeinend rieth er ihnen, wenn sie für ihre Sitze im Parlament und in der Stadtverordneten-Versammlung fürchteten, es doch lieber nicht so merken zu lassen; und er hatte die Lacher auf seiner Seite. Strosser, Director der Strafanstalt zu Münster i. W., besitzt die Tapferkeit und Geistesgegenwart, die sonst den Conservativen im Parlament zu fehlen pflegt. Er sprach etwas zu lange und nicht abgerundet genug, aber er heimste die Ehren des Tages ein und gewann der Rechten den unbestrittenen Sieg. Wie er den „Liberalen" auf den Köpfen herumhämmerte, wie er die Kempf, Krakauer, die Berliner Stadtverordneten, die Träger, Hänel, Eugen Richter, Rickert, Ludwig Löwe, Straßmann, Langerhans, Virchow vermöbelte — war wirklich zwerchfellerschütternd, und selbst die Minister krümmten sich vor Lachen. Strosser hat mit den Juden und Judendienern scharfe Abrechnung gehalten, und ihnen nichts geschenkt.

Seit der großen Judendebatte im Abgeordnetenhause bläst die Jüdisch-„liberale" Presse zum Rückzuge. Selbst der „Börsen-Courier" predigt den „Frieden", wird aber, wenn er so fortfährt, seinen Lesern bald langweilig werden. Israel findet es für gerathen, sich auf der ganzen Linie rückwärts zu concentriren, befindet sich auf der großen Retirade. Die ganze Atmosphäre ist mit der Judenfrage geschwängert, in jeder Familie, in jeder Gesellschaft, in jedem Wirthshaus bildet sie fast das einzige Gespräch. Virchow sagte schon vor zwei Jahren auf dem letzten Parteitage der Fortschrittspartei: „Die heranwachsende Generation ist von einem uns fremden Geiste erfüllt und, genau genommen, reactionär." Wie „reactionär", zeigt namentlich die Studentenschaft, die in Berlin, Leipzig, Breslau, Greifswald 2c. in Demonstrationen gegen Israel schwelgt und die Petition massenhaft unterzeichnet. Das merkwürdigste Ereigniß ist aber doch, daß, wie der „Börsen-Courier" meldete, die Petition auch von einem Manne unterschrieben wurde, der selber eine Jüdin zur Frau hat, dessen Stiefmutter die Jüdin Fanny Lewald, und dessen Vater Adolph Stahr, der Biograph Lessing's, ist. Trotzdem rühmt sich Herr Alwin Stahr, auf dem Boden der Humanität und des Liberalismus zu stehen. Unter solchen Umständen darf man hoffen, daß es den Eingebornen zu dämmern beginnt, und daß sie endlich auf dem Wege sind, sich von der Oberherrschaft und Vormundschaft Israel's zu befreien.

Digitized by Google

Der Adjutant.

„Als der Allgemeine sich mit seinem Beistande dem Schlachthaufen näherte — —“ — So lasen wir in einem Buche, welches sich die unbedingte Ausmerzung der Fremdwörter zur Pflicht gemacht hatte, und das sollte heißen: „Als der General sich mit seinem Adjutanten dem Bataillon näherte.“ Uns fehlt eben ein Deutsches Wort für „Adjutant“, und wir müssen wohl oder übel an dem fremden festhalten. Ueber den „Beistand“ lächeln wir, und doch trifft diese Uebersetzung im großen Ganzen das Richtige. Die lieben Kameraden haben natürlich noch tausend andere schöne Benennungen für ihn. Der Adjutant zählt als Vorsteher eines Büreau's selbstverständlich zu den „tintenflüssigsten“ Mitgliedern der Armee, daher der herrliche Name: Tintenspion. Den „Spion“ hat er sich zugezogen, weil es sein Hauptgeschäft ist, Formfehlern in den verschiedenen schriftlichen Eingaben nachzuspüren.

„Der Adjutant, das ist der Mann,
Der Alles weiß und — garnichts kann!“

So sagen die neidischen Kameraden und fügen wol noch hinzu: So einem „berittenen Feldwebel“ sei nicht wohl, wenn er nicht schon zum ersten Frühstück ein Quart Galläpfelextract-verzehrt habe! Neidisch nannten wir die Kameraden, und wir müssen an dem Worte festhalten, denn nirgend wo ist, trotz aller Kameradschaft, der Egoismus mehr vertreten als in der Armee, und der Neid ist ein Kind des Egoismus.

Der Adjutant hat nun auch eine beneidenswerthe Stellung. Als Vertrauensperson zwischen dem Commandeur und seinen Officieren ist er eine einflußreiche, gesuchte Persönlichkeit — das gilt namentlich vom Regiments-Adjutanten. Und die weiteren Vorzüge! Wenn die armen Kameraden schon stundenlang mit verfrornen Ohren und tröpfelnder Nase auf den Exercirplätzen gestanden haben und beinahe daran verzweifeln, die anscheinend gleichfalls eingefrorene Intelligenz der zukünftigen Vaterlandsvertheidiger aufzuthauen, trinkt der Adjutant behaglich seinen Morgen-Kaffee, wickelt sich gegen 10 Uhr in den Pelzmantel und schlendert in aller Gemüthsruhe dem nahen Büreau zu, wo gewandte Schreiber die meiste Arbeit schon gethan haben. Kein drängelnder Hauptmann steht hinter ihm, keine Rekruten-Vorstellung, keine Escadron- oder Compagnie-Besichtigung mit grollendem Oberst und der von allen Subaltern-Officieren so sehr gefürchteten Vorinstruction droht ihm. Und wenn einmal viele Arbeiten gleichzeitig auf ihn einstürmen, dann legt er es sich selber zurecht, wie und wann er sie erledigen will. Ein paar Abende werden geopfert, und er bleibt sein eigner Herr. Zum praktischen Dienst erscheint er erst, wenn die Exer-

Digitized by Google

citien in größeren Verbänden beginnen, und dann noch — wir haben in erster Linie immer die Infanterie im Auge — zu Pferde, während die Kameraden im Schweiße ihres Angesichtes zu Fuß laufen. Natürlich führt er trotzdem und trotz seiner weitläufigen Satteltaschen niemals ein Butterbrod und einen Schnaps bei sich und naßsauert sich grundsätzlich, was er bedarf, zusammen. Wenn auf dem Rendezvous irgendwo kalte Cotelets oder Hähnchen verzehrt werden, oder wenn ein Kork sich mit wohlbekanntem Laut von der zugehörigen Flasche trennt, pflegt er nicht weit davon zu sein. Alles schimpft; aber Jeder giebt ihm schließlich lachend ab, und der Adjutant kommt nicht um.

Und wie herrlich sind nicht die äußeren Abzeichen des Adjutanten! Wie angenehm klingt die Musik der klirrenden Sporen! Jeden runden Pflasterstein weiß er geschickt zu benutzen, um durch festes Auftreten die geliebten Töne zu erzeugen, und je kleiner der Adjutant — desto länger gewöhnlich die Sporen! Und schwillt nicht jedes Officiers männliche Brust voll Selbstgefühl, wenn er zum ersten Mal die Adjutantenschärpe anlegt? Sie wird bekanntlich nicht um den Leib, sondern über die rechte Schulter getragen, so daß die breiten Quasten graziös auf der linken Hüfte schaukeln. Welch' Hochgefühl dann an der Seite des Commandeurs zum Klange der Musik durch die Stadt zu reiten!

„Wenn die Soldaten durch die Stadt marschiren,
Stehen die Mädel an Fenster und Thüren!"

Und alle schauen natürlich zuerst auf den Adjutanten mit der breiten Querschärpe und dem ewig tänzelnden Pferde, denn überall, wo er ein hübsches Gesicht entdeckt, bearbeitet er die Flanken seines Rappen oder Braunen heimlich mit den langen Sporen, so daß das Pferd sich der übermüthigsten Laune zu erfreuen scheint. Dann ein rascher, aber intensiver Blick nach dem Balcon hinauf und — um eine Eroberung reicher zieht er seines Weges. Dem Commandeur neben ihm paßt aber die Lebhaftigkeit des Adjutanten-Gaules durchaus nicht, denn sie beginnt selbst seine alte getreue „Liese" anzustecken, und er sagt wol endlich in ärgerlichem Tone: „Können Sie denn gar nicht vernünftig reiten?!" Das dämpft dann für kurze Zeit den jugendlichen Uebermuth. — Am zufriedensten ist der Commandeur mit seinem Adjutanten bei den Gesellschaften und Bällen, die er dem Officier-Corps oder den Honoratioren der Stadt giebt. Da hat der Adjutant — wie er sein soll — etwas vom „persönlichen". Immer diensteifrig, immer mit einem Auge und einem Ohre beim Commandeur, selbst während er mit der im Herzen Stillverehrten — sie hat kein Geld, er auch nicht, und darum kann aus der Partie nichts werden — den zärtlichsten und elegantesten Walzer tanzt. Er reicht den Eintretenden die Tanzkarten, flüstert nachher, während der Gastgeber zu den älteren Herren geht, den jüngeren Kameraden ins Ohr, welche Dame sie zu Tische führen sollen, macht sich bei der Commandeurin liebenswürdig, und wird von allen Seiten verzogen und verhätschelt. In ganz natürlicher Folge davon ist er sich seines hohen Werthes wohl bewußt, und es versteht sich von selbst, daß er einen so kostbaren Edelstein auch entsprechend zu fassen weiß. Untadelhafte Lackstiefelchen, der Hosenschnitt so eng, daß man unwillkürlich an das klassische Wort jenes Lieutenants gegenüber dem

Digitized by Google

Schneider erinnert wird: Wenn ich in die Hosen hinein kann, nehme ich sie nicht! — Drei Paar weiße Glacé-Handschuhe für Einen Ballabend, das Haar sorgfältig bis zum Halskragen gescheitelt u. s. w. u. s. w.

Salonheld! wird Mancher sagen. Ja, aber dieser Salonheld, der bis 2 oder 3 Uhr Morgens in unverwüstlicher Laune getanzt hat, der Meister in der leichten, eigentlich recht nichtssagenden Ballunterhaltung, der immer der letzte am Platze sein muß, wo nur Gesellschaften zusammenkommen, und der es schließlich auch nicht verschmäht, in der vorgerücktesten Stunde — nach einem Tanzfest — noch ein Glas Bier in fröhlichem Kreise zu trinken, sitzt, wenn die Arbeit drängt, um 7 Uhr doch schon wieder hinter dem Schreibtisch, sagen wir einmal, hinter dem Mobilmachungs-Kalender. Das ist nämlich der Alp, der in jedem Frühjahr jegliches Adjutanten-Herz bedrückt. Es ist bekannt, wie sorgfältig in unserem Heer auch die kleinsten Anordnungen für eine etwaige Mobilmachung bereits im Frieden getroffen werden, und was es da Alles zu regeln giebt mit Commandirungen, Transporten, Fahrplänen ꝛc.: das einem Laien auseinanderzusetzen, ist fast unmöglich. Alljährlich zum 1. April wird die ganze Mobilmachung neu aufgestellt, alljährlich daher dieselbe Arbeit. Auch der im November jeden Jahres einzureichende Schießbericht nebst Munitions-Berechnung kostet viel Zeit und Kopfzerbrechen, denn die Militär-Behörden im Deutschen Reiche sind noch recht genau und gewissenhaft.

Und denselben Salonhelden, der nur für den Parquetboden geschaffen zu sein schien, sehen wir, sobald das Kriegsspiel zum furchtbaren Ernste geworden ist, vier undzwanzig Stunden ununterbrochen im Sattel, als wären seine Muskeln und Nerven von Stahl; immer bei der Hand, immer bereit, Befehle auf weite Entfernungen zu übermitteln. Bringt dann das Marschiren in starken Colonnen — in Armee-Corps, die eine ganze Meile Marschlänge haben — unvermeidliche Stockungen mit sich, so verlangt der übermüdete Körper wol sein Recht: der Adjutant gleitet vom Pferde und schließt, auf einen Haufen Chausseesteine gebettet, in der nächsten Secunde die Augen zu tiefem Schlaf. Da ertönt das Commando: „An die Gewehre!" Der Schläfer reibt sich die Augen, ist im Nu wieder Herr seiner selbst und schwingt sich elastisch in den Sattel. Und des Nachts, wenn die Kameraden sich der wohlverdienten Ruhe hingeben, arbeitet der höhere Adjutant Marsch-Dispositionen und Aufträge für die Truppen aus, und der niedere Adjutant muß viele Meilen weit zum Befehlsempfang hinaus. Sein einziges Pferd ist ermüdet — am nächsten Morgen stehen wieder 30—40 Kilometer in Aussicht. Da requirirt er einen Wagen, und unter Führung eines mißvergnügten Franzosen geht es in die dunkle Nacht. Hinten auf dem Wagen hockt die verschlafene Ordonnanz mit der Mappe, während sich der Adjutant zur besseren Controle des Kutschers neben diesen gesetzt hat. Der junge Officier träumt von seinen Angehörigen, von seiner Heimat; endlich senken sich bei dem gleichmäßigen Rollen der Räder die müden Augenlieder. Ein plötzlicher Ruck bringt ihn zu sich: der Wagen steht still, und auf der Straße hört er den Galoppschlag des davoneilenden Pferdes. Der Franzose hat die Stränge durchschnitten, sich auf den Gaul geschwungen und ans dem Staube gemacht! Was thun? Denn zum Befehlsempfang muß er; wohin soll sonst am nächsten Morgen

Digitized by Google

das Bataillon, das Regiment marschiren? Er faßt den Revolver fester, schimpft auf die Ordonnanz, als ob sie allein an dem Malheur Schuld trage, und wandert auf unbekannten Wegen in fieberhafter Hast vorwärts. Sollte ihm ein Hinterhalt drohen? Endlich schimmert ein Licht durch die dunkle Nacht. Nur mit Gewalt erzwingt er sich Eintritt in die Ferme (Französisches Bauerhaus), und nur mit Hilfe des gespannten Revolvers erreicht er es, daß zwei Percherons mit sehr unzulänglichem Zaumzeug aus dem Stalle geholt werden. Da kein Wagen vorhanden, setzt er sich auf den einen Gaul, während sich die Ordonnanz auf den andern klemmt. Es hatte des wiederholten Befehls bedurft, ehe der brave Musketier sich dazu verstand: war er doch von Haus aus ein ehrsamer Zimmergesell, der vom Reiten nicht viel hielt. Eine Strecke weit wird ein Knecht mit der brennenden Laterne mitgenommen. Er geht voraus, und der Revolver in der Hand des Officiers pflanzt ihm die friedlichsten Gedanken ein. Nun ist die Chaussee erreicht und der Weg nicht mehr zu verfehlen, aber es ist auch mehr als eine Stunde vergangen. „T — r — a — a — b!“ commandirt der Adjutant und setzt seinen klobigen Gaul in raschere Gangart. Der andere geht von selbst mit. Um das Jammergeschrei der unglücklichen Ordonnanz kümmert er sich anfangs nicht; als sie aber schließlich immer ängstlicher „Halt! Halt!!“ schreit, bringt er mit einem energischen Anzug den Koloß zum Stehen. — „Herr Lieutenant“, ertönt die Unglücksbotschaft: „die Mappe ist verloren!“ — Die Mappe mit all' den wichtigen Papieren?! „Kehrt! Marsch!“ Und nun wird in übelster Laune nach der Mappe gesucht, die auch endlich glücklich wiedergefunden wird. Natürlich ist die für den Befehlsempfang angesetzte Stunde längst verstrichen, und der höhere Adjutant, der sich gern endlich schlafen gelegt hätte, ist gar nicht erbaut davon, daß er nun dem einen Nachzügler die ganzen langen Befehle nochmals dictiren muß. Aber der wunderbare Aufzug der Verspäteten, die Erzählung von ihren Leiden, und vor Allem das noch immer verstörte Gesicht der Ordonnanz versöhnen ihn so sehr, daß er lacht, einen Grog bereitet, und es sich selber angelegen sein läßt, für die Heimkehr einen sicheren Wagen zu besorgen.

Denselben Salonhelden endlich, dessen Lebensaufgabe darin zu bestehen schien, den Damen Liebenswürdigkeiten zu sagen, sehen wir am Schlachttage verhängten Zügels gerade in das Feuer der Tod und Verderben speienden Batterien jagen, die auf das Heftigste einen Punkt beschießen, den sie noch vom Feinde besetzt wähnen, während er doch längst in unserer Hand ist. Nun schlagen die eigenen Granaten in unsere Reihen — bis der Adjutant, ihnen direct entgegenreitend, die erlösende Meldung überbracht hat.

Die letzten Feldzüge haben gezeigt, daß wir stolz sein dürfen auf unsere eleganten Adjutanten! Und das will soviel heißen, als auf unsere eleganten Officiere überhaupt, denn die Adjutanten-Carrière steht Jedermann offen, der nur einigermaßen mit der Feder Bescheid weiß. Bei den höheren Adjutanten werden natürlich auch erhöhte Anforderungen an Intelligenz und Stilgewandtheit gestellt. — Untereinander betrachten sich die Adjutanten gewöhnlich als eine ganz besondere Art der Kriegerkaste. Sie fühlen sich collegialisch verbunden, und der eine fragt wol den „Amtsbruder“: „Bei wem schreiben Sie denn?“ — Und der Gefragte antwortet: „Früher beim Major von Luchs, jetzt beim Oberst von Fuchs.“

Digitized by Google

Es hat nun jeder Truppenbefehlshaber, vom Bataillons-Commandeur bei der Infanterie und den Pionnieren, vom Regiments-Commandeur bei der Cavallerie und vom Abtheilungs-Commandeur bei der Artillerie aufwärts, seinen Adjutanten, der dem Büreau vorsteht, die Befehle vermittelt und überhaupt den Commandeur unterstützt, wie und wo er kann. Bis zur Brigade einschließlich werden meist Lieutenants als Adjutanten commandirt, bei den Divisionen Hauptleute oder Rittmeister und bei den General-Commandos Majors. Bei den Divisionen und General-Commandos befinden sich außerdem noch Generalstabs-Officiere. Der Vollständigkeit wegen wäre noch der „persönlichen Adjutanten" bei fürstlichen Personen zu gedenken, die mit ihren breiten rothen Streifen an der Hose schon manche Wache in Verlegenheit gesetzt haben, ob sie präsentiren solle oder nicht. Und mancher Civilist hat gewiß schon gedacht: welch jugendlicher General! — während er doch nur einen Major oder Rittmeister vor sich hatte. Die persönlichen Adjutanten tragen nämlich eine ganz besondere Uniform.

In Vorstehendem haben wir natürlich immer nur den Truppen-Adjutanten und zwar den jüngeren im Auge gehabt. Der geringste unter den „Tintenspionen" ist also der Bataillons-Adjutant. Wenn seine Mappe auch in der Regel nur unbedeutende Sachen enthält — eine Meldung an das Regiment, daß der Füselier Kalischke auf Posten geschlafen hat und vom Füselier Meyer XVII. abgelöst ist; eine Liste der Abcommandirten, ein „Stärke-Rapport" ꝛc. — so schreitet er doch gravitätisch zum Commandeur. Forscht Jemand, wohin? — so antwortet er ernst und gemessen: „Zum Vortrag!" Hat dann der Commandeur die paar Unterschriften erledigt, so fragt er wol: „Sonst nichts Neues?" — „„Nein!"" —

„Na, dann kommen Sie frühstücken." — Er nimmt Degen und Mütze und ruft ins Nebenzimmer, wo die gestrenge Commandeurin waltet: „Liebe Marie, ich muß noch in Dienst." Dann wandeln die Beiden ernsthaft dem gemüthlichen Frühschoppen zu. — Des Bataillons-Adjutanten Peiniger sind nicht selten die vier Hauptleute, mit denen er zu thun hat. Er führt die Commandir-Rollen, wonach die verschiedensten Lasten gleichmäßig auf die Compagnien vertheilt werden, und häufig fühlt sich einer der Compagnie-Chefs über die Gebühr in Anspruch genommen. Das setzt dann Erörterungen, Verklagungen — — der „ewige Friede" ist und bleibt im Großen wie im Kleinen eben ein frommer Wunsch.

Der Regiments-Adjutant ist schon eine wichtigere Persönlichkeit und fühlt sich dementsprechend. „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." Der Oberst hat den weitgehendsten Einfluß auf das Wohl und Wehe seiner Officiere. Er schreibt die gefürchteten geheimen Qualifications-Berichte, er bestimmt zum großen Theil die Commandirungen, er regelt die Versetzungen innerhalb des Regiments. Natürlich kann daher sein Adjutant mit allerlei geschickt angebrachten Vorschlägen viel thun und manchem guten Freunde nützen. Jeder will denn auch sein guter Freund sein, selbst die Hauptleute, die Stabsofficiere, obgleich sie es doch nur mit einem einfachen Lieutenant, einem Untergebenen zu thun haben. Der Regiments-Adjutant ist daher ein großer Mann.

„Doch auch dieser wird ganz klein,
Denn ein Höh'rer stellt sich ein!"

Digitized by Google

So singt ein bekannter Armee-Humorist von den Commandeuren: es paßt aber auch auf die Adjutanten. Dieser Höhere ist der Brigade-Adjutant. Meist dicht vor dem Hauptmann und sich seiner bevorzugten Stellung wohl bewußt, hält er sich gewöhnlich in vornehmer Reserve. In schriftlichen Sachen ist er unerbittlich, und er kennt jede Bestimmung. Wir wollen wieder dem vorhin angeführten militärischen Dichter das Wort geben. Er redet von dem Brigade-Commandeur, dem der schmeichelhafte Reim gewidmet wird:

„Ist es möglich, daß Ein Mann
Soviel Weisheit bergen kann?“

und fährt dann fort:

„Doch auch dieser wird jetzt klein,
Denn ein Höh'rer stellt sich ein.*)
Aus dem Halse hängt zum Lohn
Ihm die „zweite Klasse“ schon,
Und der Stern auf seinem Kleid
Deutet auf Unfehlbarkeit,
Die sich auch der Adjutant
Höchst bescheiden zuerkannt!“

Schreiber dieser Zeilen war auch lange Adjutant, aber auf Unfehlbarkeit macht er keinen Anspruch.

*) Der Divisions-Commandeur.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, Berlin W., Schwerin-Straße 21, richten.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagshandlung gestattet.

Druck von Ihring & Fahrenholtz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google

Der Kulturkämpfer.

Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten.

Erster Jahrgang. Heft 24.

15. December 1880.

Das allgemeine Verschuldungssystem.

Wir leben im Zeitalter des Capitalismus, des Credits, der Schulden. Capital und Schulden sind eine und dieselbe Sache; es kommt nur darauf an, von welcher Seite man sie betrachtet. Vom Standpunkt des großen Capitalisten aus pflegt ein rosiges Bild der „Creditwirthschaft" und ihrer „segensreichen" Folgen entworfen zu werden; Alles trieft von „Aufschwung" und „Fortschritt". Vom radicalen Socialisten wird dagegen sogar die bekannte Behauptung Proudhon's: „Eigenthum ist Diebstahl" — „la propriété c'est le vol" — mit Feuereifer vertreten, und damit von den Anarchisten die nicht ganz leicht zu verwirklichende Parole „Nieder mit dem Capital!" ausgegeben, von den praktischeren Jüngern des Juden Marx aber die zweifellos verlockendere Losung „Her mit dem Kapital!" auch „wissenschaftlich" begründet.

Man höre die Worte eines Franzosen, welcher sich also äußert: „Wenn wir unser Augenmerk auf die Gesellschaft und ihre Verhältnisse richten, so drängt sich uns sogleich ein allgemeiner Gedanke auf, der jedenfalls in Erwägung gezogen zu werden verdient. Es ist nämlich der Gedanke, daß alle bürgerlichen Einrichtungen zum Besten der Eigenthümer geschaffen sind. Man erschrickt, wenn man die Gesetzbücher aufschlägt und darin allenthalben nur auf Beweise für diese Wahrheit stößt. Man möchte sagen, eine kleine Anzahl Menschen habe sich in die Erde getheilt und alsdann die Gesetze gemacht, um sich gegen die Masse der Uebrigen zu vereinigen und zu schützen. Gesetze über das Eigenthum, die Rechtspflege und die Freiheit sind gegeben, aber für die zahlreichste Klasse der Staatsbürger hat man bisher fast noch gar nichts gethan. Was gehen uns eure Eigenthumsgesetze an? — könnten die Arbeiter sagen; wir haben kein Eigenthum. Was gehen uns eure Proceßgesetze an? — wir haben nichts zu verlieren. Was haben wir von euren Freiheitsgesetzen? Wenn wir morgen keine Arbeit finden, so müssen wir verhungern." — Der Franzose, welcher diese Worte geschrieben, ist nicht etwa ein moderner Agitator, sondern der bekannte Finanzminister Necker, der sie vor mehr als hundert Jahren

Digitized by Google

(1775) und 14 Jahre vor dem Ausbruch der großen Revolution in einer Schrift „Kornsetze und Kornhandel" drucken ließ. Das Citat beweist, wie sehr damals schon die socialen Hoffnungen des vierten Standes dem politischen Streben des dritten Standes die Wege bahnten, und wie es nicht an Stimmen fehlte, die den Sitz des Uebels mit scharfem Blick erkannten und mit treffenden Worten der Zeit vor die Augen stellten. Man weiß, wie trotzdem die Dinge liefen. Dem Finanzmann Turgot jubelte man zu, so lange er akademisch „liberal" war. Als er aber den oberen Ständen zumuthete, wirkliche Opfer zu bringen, waren die Tage seines Ministeriums gezählt. Man lebte eben zu sehr in dem aus vielhundertjähriger Geschichte nur allzu erklärlichen Vorurtheil, es sei die historische Kategorie des Adels eine absolute, oder auf Deutsch: es könne nicht nur, sondern es müsse rechtlich privilegirte und bevorrechtete Stände geben. Man blieb in diesem Wahn bis die Sansculotten den „Cidevants" die wahnvollen Köpfe fabrikmäßig vom Rumpfe trennten.

Die besitzenden Klassen unserer Zeit stehen in demselben Wahn, wie der Adel des vorigen Jahrhunderts. Man hält die historische Kategorie des Capitals für eine absolute; man hat nichts dagegen, wenn akademisch dem Nichtbesitzenden das größte Wohlwollen entgegen gebracht wird, man ist „liberal" genug, hier und da von dem reichen Ertrage capitalistischer Privilegien einen größeren oder kleineren Brocken dem Darbenden zu spenden — aber nur bei Leibe keine Einschränkung dieser Privilegien selbst. Das ist socialistisch und socialdemokratisch, ja christlichsocial und antisemitisch! Ob dem heutigen Zustand ein Ende gemacht werden wird durch vernünftige Reformen oder durch unvernünftige Sansculotten, ist vorläufig nicht abzusehen. Anläufe zu Reformen sind genommen, wenn auch mit möglichster Schüchternheit und Halbheit. Daß im Fall nichts daraus wird, die Danton, Marat und Babeuf nicht auf sich warten lassen werden, kann schon nach den bisherigen Leistungen von Most und Hasselmann einem Zweifel wol kaum noch unterliegen.

Der Widerstand unserer Besitzenden, der Conservativen wie der „Liberalen", liegt vielfach im reinen Egoismus. Vielfach aber auch in der Verkennung des Umstandes, daß der ganze Capitalismus, statt der einzig normalen Baarwirthschaft, eine ungeheure Schulden- und Borgwirthschaft zur Voraussetzung hat, daß glücklich durchgeführtes Schuldenmachen dem Besitzenden zu Gute kommt, daß aber verunglückte Credit-Operationen stets zum möglichst großen Theil auf die Nicht-Besitzenden abgewälzt werden. — Wir wollen das im Einzelnen ausführen und zu diesem Zweck vier größere Systeme der Verschuldung ins Auge fassen: die persönliche Verschuldung durch den Wechsel; die Verschuldung des Grundbesitzes durch Hypotheken; die Verschuldung von Bank-, Handels- und Industrie-Gesellschaften durch die Actie; die Verschuldung der Staaten, Städte und sogar schon der Dörfer durch Obligationen, bisweilen auch durch Papiergeld. Die verwerflichste Art der Verschuldung, das Papiergeld der Zettelbanken, also die Notenfabrikation abseiten beliebiger Juden und Gründer, wird leider auch in Deutschland noch von einer Anzahl Banken im Kleinen, und von der sogenannten „Reichsbank" im Großen betrieben.

Ehe wir indeß die socialen Folgen der kolossalen Schuldenmacherei klar legen,

Digitized by Google

wird es nöthig sein, annähernd festzustellen, wie groß der Procentsatz der Bevölkerung ist, der Geld auszuleihen vermag, und wie groß der andere Theil, der durch Ausnutzung seiner Arbeits- und Anspannung seiner Steuerkraft zur Aufbringung der Zinsen für die Gläubiger in Anspruch genommen wird. Zinsen können eben nur gezahlt werden, wenn Neuwerthe in die Volkswirthschaft eintreten, und Neuwerthe werden nicht, wie die Socialdemokraten wollen, nur durch menschliche Arbeit erzeugt, wol aber niemals ohne menschliche Arbeit. Nach den Berechnungen des Jüdischen Banquiers und vielfachen Gründers Adolf Samter in Königsberg i. Pr., welcher sich auf amtliche Zahlen stützt, zählte man 1872 in Preußen, bei einer Bevölkerung von nahezu 24 Millionen, rund 8,900,000 selbstthätige Personen. Von diesen sollen nun beziehen 81,48 Procent ein Einkommen von etwa 200 Thalern, 13,45 Procent ein solches von 420 Thalern, 3,27 Procent ein Einkommen von gegen 900 Thalern, und 1,80 Procent ein solches von etwa 3000 Thalern im Durchschnitt. Nach dieser Aufstellung würden 98,20 Procent des Volkes selten oder gar nicht in die Lage kommen, dem Grundbesitz, der Industrie, dem Staat, den Gemeinden, oder auch Einzelnen Gelder zu leihen, und die sogenannten „oberen Zehntausend", welche ein für alle Mal Gläubiger sind, bilden eine erschreckend kleine Minderheit.

Betrachten wir nun die einzelnen Verschuldungsformen. Was zunächst den Wechsel, betrifft, so ist bereits früher in dieser Zeitschrift ausgeführt*), daß er ein ungeheures Privileg zu Gunsten des Capitals enthält, und daß die Wechselfähigkeit auf Kaufleute und Industrielle, Actiengesellschaften und Genossenschaften, Sparkassen und amtliche Institute eingeschränkt werden müßte. Sogar für Geschäftsleute ist der Wechsel eine zweischneidige Waffe. Er verführt zur Wechselreiterei, wonach geldbedürftige „Häuser" sich Geld künstlich machen. Selbst die Reichsbank ist solchen Manipulationen schon mit großen Summen zum Opfer gefallen. Hinsichtlich der Nichtkaufleute stellt sich die Sache in der Praxis so, daß es eine große Menge von Gutsbesitzern und Bauern, Handwerkern, Beamten und Officieren giebt, denen es nie im Leben eingefallen ist, einen Wechsel zu unterschreiben, die ihn auch nie vermißt haben, weil sie in geordneten Verhältnissen leben. Auf der anderen Seite giebt es eine ganze Menge von Landwirthen, Handwerkern, Officieren und Beamten, die in ungeordneten Verhältnissen leben und darum mit Wechseln arbeiten. Daß diesen Creditbedürftigen der Wechsel eine Hilfe wäre, wird Niemand im Ernst behaupten: im Gegentheil verschlimmert er in der Regel nur ihre Lage und beschleunigt ihr Ende; und gegenüber unkundigen Bauern und Handwerkern, ist er nichts weiter als gesetzlich freigegebene Plünderung und Erpressung.

Ist es demnach die sociale Wirkung des Wechsels, den wenig Besitzenden zu Gunsten des mehr Besitzenden zu enteignen, so erfaßt die Actie auch den gar nichts Besitzenden. Ihre erste Wirkung übt sie freilich auch unter den Besitzenden, und hier schon sind die Resultate recht erbaulich. Glagau hat in seinen Büchern vom „Börsen- und Gründungsschwindel" nachgewiesen, daß allein in der jüngsten Gründer-

*) „In Sachen der allgemeinen Wechsel-Freiheit", Heft 21 des „Kulturkämpfer".

Digitized by Google

periode Hunderte von Millionen Thalern aus den breiteren klein-capitalistischen Kreisen des Volkes, in das meist Jüdische Groß-Capital hineingesogen sind. Die zweite Wirkung erstreckt aber sich auf die Nicht-Besitzenden, die dem von Marx aufgestellten Gesetz der Anziehung und Abstoßung unterliegen. Die durch unerhörtes Schuldenmachen übermäßig gesteigerte Production zieht alle Arbeitskräfte des platten Landes mittelst verlockend hoher Löhne in die Industrie-Städte, um sie bei eintretendem Krach arbeitslos und brotlos auf die Straße zu setzen. Der Landbau leidet dabei an Arbeitern Noth, oder muß diese überaus hoch bezahlen, während die Arbeitslosen in der großen Stadt sitzen bleiben und der öffentlichen Unterstützung anheimfallen. Die Städte müssen ihrerseits wieder Schulden machen, um die lawinenartig anschwellende Armenlast zu tragen. Die Verderblichkeit der Actie beruht vorzugsweise auf dem Privileg des Unpersönlichen, d. h. darauf, daß die Gründer im Stande sind, mit dem zusammengeborgten Gelde eine Gesellschaft zu fabriciren, die sofort rein unpersönlich wird, für deren Thun oder Lassen Niemand verantwortlich, Niemand haftbar ist. Für entfallende Tantièmen pflegen sich gern Personen zu finden; vorkommenden Lug und Trug hat aber stets nur die unpersönliche Gesellschaft begangen. Die Behauptung Perrot's, daß die Verschuldungsform der Actie entbehrlich und ersetzbar sei, nämlich durch Unternehmungen des Staats und der Gemeinde, also sehr wohl für die Zukunft verboten werden könne, muß in der Theorie als richtig zugestanden werden; ob es sich auch für die Praxis bewähren würde, ist freilich nicht so leicht zu entscheiden. Nicht unerwähnt darf endlich ein Umstand bleiben, den die schrankenlose Schuldenmacherei mittelst Actien nach sich zieht und die alle Stände, in erster Linie aber wieder die Armen und alle von festem Gehalt lebenden Beamten trifft. Jede neue Actie bedeutet ein neues Werthzeichen, trägt aber, wenn die Zeichen sich unverhältnißmäßig schneller vermehren als die Werthe, zur Entwerthung der vorhandenen Zeichen, d. h. des gesammten Geldes bei. Damit werden die Lebensmittel und alle Waaren theurer; was nur die „oberen Zehntausend" wenig empfinden. Eine Steigerung der Löhne für die Arbeiter steigert auch mit Nothwendigkeit wieder die Preise; und die Erhöhung der Gehälter für die Beamten erhöht auch das Budget der Staaten und Gemeinden, die neue Schulden contrahiren müssen. In Summa: die Actie ist ein Ausbeutungs-Instrument des Capitalismus und ein Pionnier der Socialdemokratie.

Die dritte Art des Credits ist die Verschuldung des Grundbesitzes mittelst Hypotheken — verhältnißmäßig noch die solideste Form, weil das, was beliehen wird, in der Regel vorhanden ist, und nicht ohne Weiteres fort- oder abgetragen werden kann. Wir sind nun im Princip Gegner der Capitalverschuldung, namentlich der des ländlichen Grundbesitzes, der seiner ganzen Natur nach nur mit Rente sollte belastet werden dürfen. Trotzdem mag eine solid begrenzte Capitalsverschuldung hingehen, wenn der Zinsfuß niedrig und das Capital unkündbar steht und sich amortisirt. Unter diesen Bedingungen arbeiten die Preußischen Landschaften, die Ritterschaftlichen Creditvereine in Hannover und Mecklenburg, und ihre Organisation hat Krisen und Kriege ohne Erschütterung überdauert. Neben dem legitimen Hypothekenverkehr läuft aber heutzutage eine ungeheure „Hypotheken"-Verschuldung

Digitized by Google

ländlicher und städtischer „Grundstücke", die diesen Namen im Grunde schon gar nicht mehr verdient, und vorzugsweise von Actien-Banken angebaut wird*), die wo irgend angängig, auch die Form des Wechselcredits zu Hilfe nehmen. Solche „Hypotheken", für welche als Versicherung gegen Capitalsverluste, von vornherein ein hoher Zinsfuß gezahlt wird, mögen hier und da den großstädtischen Hausbesitzer aus zeitiger Verlegenheit reißen; ländliche Besitzer dagegen, gleichviel ob Gutsbesitzer oder Bauern, werden durch solche „Hypotheken" langsam, aber sicher enteignet. Rückwirkend in socialer Hinsicht sucht sich der von Schulden überlastete Grundbesitz durch schlechte Löhnung und härteste Ausnutzung der Arbeiter, der städtische Hausbesitz an den Miethern aller Stände schadlos zu halten. Miether und Arbeiter sind auch hier die Letzten, und den Letzten — beißen die Hunde.

Die vierte Form der Verschuldung ist der Staats- und Gemeinde-Credit, der in den seltensten Fällen auf objectiven Einnahmequellen, meistens vielmehr auf der persönlichen Steuerkraft der Staats- und Stadtbürger beruht. Das System der Staatsschulden ist nun das bedenklichste von allen und sollte nur als äußerster Nothbehelf zulässig sein, während es jetzt vielfach zur Regel geworden ist. Wenn man, entgegen der orthodoxen Manchester-Lehre, den Staat nicht nur als Nachtwächter und Hüter der doppelt verschlossenen Geldschränke ansieht, sondern als sittliche Potenz, welche über den Personen steht, mit dem Zwecke, Macht zu entwickeln und Recht zu schaffen, so gehört zu diesem Recht schaffen auch das Hinwirken auf eine möglichst gerechte Vertheilung des National-Einkommens. Natürlich ist hier kein mechanisches Auftheilen, sondern es sind weitaussehende socialpolitische Reformen gemeint, vor Allem die Beschränkung der Privilegien des Capitals. Durch Schuldenmachen werden aber diese Privilegien nicht beschränkt, sondern gestärkt, ja der Staat verliert schließlich geradezu seinen freien Willen; er wird, wie die Fliege von der Spinne, von den Netzen einer raffinirten Bancokratie umsponnen, die mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das financielle Interesse der Rentner, der „oberen Zehntausend", dem Staat und den arbeitenden 98 Procent des Volkes gegenüber, wahrnimmt und deren Herzenssache und Lebensaufgabe es ist, aus den Finanzen aller ganz- und halbcivilisirten Staaten einen unentwirrbaren Rattenkönig von Schuldverbindlichkeiten zu machen. Natürlich werden, je tiefer der Borgende in Schulden versinkt, die Bedingungen des Credits drückender, die Procente höher, der Emissionscours niedriger. Die Anleihen arten in Wuchergeschäfte aus, und es ist ein einfaches Rechenexempel, daß in stark verschuldeten Staaten die Summe, welche der Staat an Zinsen den Gläubigern zahlt, viel höher sich beläuft, als die Summe, welche die Gläubiger an den Staat steuern. Die „oberen Zehntausend" zahlen also nicht mehr Steuern, sondern umgekehrt, es werden ihnen aus den Steuererträgen der misera contribuens plebs vom Staate Steuern gezahlt. Das ist die wahre Sachlage. Der Staat vermittelt die Abgabe der Armen an die Reichen — „denn wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat". (Matthäi 13,12).

*) Vergl. „Von den Hypothekenbanken", Heft 15 des „Kulturkämpfer".

Digitized by Google

Im Jahre 1876 betrugen die Staatsschulden:

In Großbritannien	775,000,000	Pfd. St.
Auf dem Europäischen Festland . .	2,772,640,000	„
In Amerika	774,867,000	„
In Asien	131,410,000	„
In Australien	48,607,000	„
In Afrika	75,365,000	„
Summa	4,577,889,000	Pfd. St.

Die Staatsschulden der Welt betrugen demnach 1876 über 95,000, jetzt sicher schon 100,000, sage: hunderttausend Millionen Mark. Rechnen wir die Zinsen zu 5 Procent, trotzdem gewisse Länder (Ungarn, Oesterreich, Italien, Türkei, Aegypten u. a. m.) mit Freuden 6 bis 10 Procent zahlen, wenn man ihnen nur noch borgt, so ergiebt sich, daß die 2 Procent Banquiers, Rentiers und Kapitalisten zunächst die Kleinigkeit von 5000 Millionen Mark alljährlich von den Steuererträgen der Nationen als Rahm oben abschöpfen. Das ist aber nicht Alles. Es kommen hierzu die gewaltigen Schulden der Provinzen, Kreise und Gemeinden, welche leicht die oben genannte Summe auf das Doppelte erhöhen dürften.

Hier wäre nun offenbar ein Gebiet, auf welchem wirkliche Fürsorge für den „armen Mann" entwickelt werden könnte. Aber merkwürdig genug sind grade hier die „Liberalen" sterblich. Sie mühen sich ab, dem „armen Mann" weis zu machen, daß ein Eingangszoll auf Getreide gleichbedeutend sei mit einer Steuer auf Getreide, während doch unter günstigen Umständen der Zoll vom Auslande wenigstens getragen werden *kann*, und eine Mehrbelastung des inländischen Verbrauchs gar nicht herbeizuführen braucht. Dagegen häufen sie in leichtsinnigster Weise Schuld auf Schuld, bald um populäre Wünsche zu erfüllen, bald um nothwendige, aber unpopuläre Steuererhöhungen zu vermeiden, die doch das einzig ehrliche Mittel sind, um das mit einem Defizit behaftete Budget wieder ins Gleichgewicht zu bringen. „Liberale" Staatsweisheit verliert eben nie den Charakter der Wahlagitation, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß Staaten und Städte um so tiefer in Schulden sitzen, je „liberaler" sie regiert werden. — Greifen wir als Beleg ein Paar Zahlen aus der Statistik des „liberalen" Musterlandes Baden heraus, woselbst als Präsident des Finanzministeriums der Israelit Ellstätter waltet. Ein Vergleich des Gemeindevermögens mit den Gemeindeschulden ergiebt (nach Reichold) Folgendes:

Jahrgang	1868	119,560,927	Fl.	Vermögen,	8,363,521	Fl.	Schulden.
„	1869	121,198,351	„	„	8,329,780	„	„
„	1870	120,686,437	„	„	8,709,163	„	„
„	1871	123,565,055	„	„	9,866,503	„	„
„	1872	124,219,550	„	„	10,261,022	„	„
„	1873	124,226,012	„	„	10,175,501	„	„
„	1874	127,388,442	„	„	13,849,510	„	„
„	1875	131,211,255	„	„	18,463,878	„	„
		(= 224,933,580 M.)			(= 31,652,362 M.)		
„	1876	234,612,716	„	„	36,838,481	„	„
„	1877	248,559,565	„	„	38,605,053	„	„

Digitized by Google

Somit betrugen in Baden 1868 die Schulden nicht ganz 7 Procent des Vermögens, während sie 1877 über 15½ Procent betragen. Das Vermögen der Gemeinden ist in 10 Jahren nicht ein Mal um 50 Millionen Mark gestiegen, während das steuerpflichtige Umlagecapital, welches der Staat als Grundlage seiner Erhebungen berechnet, in einem Jahre um über eine Milliarde höher veranschlagt worden ist. 1868 betrug dasselbe 925,588,313 Gulden; 1875: 1,187,558,581 Gulden oder 2,035,814,710 Mark; 1876: 2,019,211,194 Mark; 1877: 3,137,845,308 Mark. Die Schulden der Gemeinden, zu denen Schulden für Schulhaus- und Kirchenbauten und Kriegskosten nicht beigerechnet sind, haben sich dagegen fast verdreifacht.

In Frankreich erforderte die Rente (fundirte Schuld) 1851 — 232, 1870 — 364, 1876 — 748 Mill. Francs Zins. Nach dem Kriege war das ganze Französische Volk darauf gefaßt, die Kriegskosten als Capital aus Steuer-Erträgen aufzubringen. Aber natürlich hatte Rothschild es anders beschlossen. — In Italien betrug der Hauptposten consolidirter 5 procentiger Rente 1861 — 97,8; 1870 — 263,2 Mill. Francs Zins. Dabei ist die Steuerkraft des Landes in bedenklichster Weise gesunken, neue Einnahmequellen sind nicht erschlossen, wol aber hat ein dauerndes Defecit sich eingestellt. — Oesterreich hat schon mehrfach unter der Bezeichnung „Convertirung" verhüllten Staats-Bankerott gemacht, obschon es zu verzweifelten Studenten-Operationen seine Zuflucht nahm, so gelegentlich einen Bahncomplex, der 336 Mill. Gulden gekostet hatte, für 168 Mill. Gulden losschlug. In Oesterreich wird jetzt etwas besser gewirthschaftet; Ungarn dagegen ist inzwischen derjenige Staat geworden, der in Bezug auf die verhältnißmäßige Höhe der Schuldzinsen, die er zu leisten hat, wol unerreicht dasteht. — Preußen's Finanzverhältnisse waren früher berühmt. Erst unter der Aera Camphausen begannen sie zu kränkeln, und die Börse gewann Gewalt über sie. Das Nähere findet man in dem Buche „Des Reiches Noth und der neue Kulturkampf" von Otto Glagau.

Haben wir so eine flüchtige Skizze der vier wesentlichsten Verschuldungsformen entworfen, so bleibt noch übrig, dieselben als „allgemeines Verschuldungssystem" in ihrer Gesammtheit anzusehen. Dazu genügt ein Blick in die Fondsbörse, wo alle nur erdenklichen Sorten des papiernen Capitals als Objecte für Schacher und Wucher und namentlich für das Spiel herumflattern. Mit dem Ertrage der nationalen Arbeit, die noch gar nicht gethan ist, mit der Summe der Steuern, die noch gar nicht gezahlt sind, wird von der Börse nicht nur gehandelt, sondern auch in wüster Weise gejobbert. Aufschwung und Krise, Schwindel und Krach, Steuerdruck und Arbeitslosigkeit gehen von der Fondsbörse aus und erzeugen als naturnothwendige Reaction den radicalen Socialismus. Und da es feststehen dürfte, daß jederzeit die „Liberalen" eine warme Vorliebe für die Erhaltung der allgemeinen Wechselfähigkeit, für die unbegrenzte Beleihung des Grundbesitzes, für Actien-„Freiheit" und Schuldenmachen der öffentlichen Gewalten entwickelt haben, so kann man in diesem Sinne nicht mit Unrecht den Liberalismus als Vater des Socialismus bezeichnen. Wachsendes Capital, wachsende Schulden, wachsende Socialdemokratie — diese drei Dinge gehören zusammen.

Das allgemeine Verschuldungssystem erschwert, da es eine Steigerung aller

Digitized by Google

Preise, eine fortschreitende Theuerung bedingt, den Kampf um des Lebens Nahrung und Nothdurft, erschwert die Begründung selbstständiger Existenzen, und belastet die nachfolgenden Geschlechter in unerträglicher Weise. Es verschlingt die Einnahmen des Staats und der Gemeinden, wie der Privaten. Die große Masse des Volks arbeitet schließlich nur für Steuern und Zinsen. Das allgemeine Verschuldungssystem mobilisirt Grund und Boden, verflüchtigt jeden Besitz, zerreibt die Stände und atomisirt die Gesellschaft. Es bedroht die Unabhängigkeit, ja die Existenz der Staaten und schlägt die Massen in Knechtschaft. Das Capital häuft sich mehr und mehr in den Händen Einzelner an, deren Zahl immer geringer wird, während das Heer der Armen und Besitzlosen sich stetig und reißend vermehrt. Das allgemeine Verschuldungssystem dient namentlich der Judenschaft zu kolossaler Bereicherung, zur Aufsaugung alles Capitals, während es die Eingebornen ausplündert und verkümmern läßt.

Digitized by Google

Nihilismus und Nihiliſten.

Von den vielen Büchern, die über den Nihilismus geſchrieben ſind, iſt das Werk von Arnaudo, das in dieſem Jahre zu Paris in Franzöſiſcher Ueberſetzung erſchien*), eines der beſten. Der Verfaſſer behauptet: das Meiſte, was wir über Rußland wiſſen, ſtamme aus fremden Quellen, zumal Deutſchen und Oeſterreichiſchen, und ſei mit viel Unrichtigem vermiſcht. Zwiſchen Deutſchland und Rußland, ſagt er, exiſtire eine Antipathie der Racen, die von der Zeit Peter's des Großen bis zu der des Kaiſers Nikolaus datirt, weil während dieſer Jahre die Staatslenker faſt immer Deutſche oder Abkömmlinge von Deutſchen geweſen ſeien. Die Folge davon war, daß alle nationalen Traditionen und Sitten verletzt wurden. Es giebt ein Ruſſiſches Sprichwort, das jeder Bauer kennt: „Was für den Deutſchen Leben iſt, das iſt für den Ruſſen Tod.“ Der Verfaſſer beſpricht ſeinen Gegenſtand mit Ruhe und ganz objectiv. Er hält den Nihilismus für eine Krankheit, die jede Nation befallen könnte und ſucht deshalb, ſeine Urſachen und ſeine Behandlung darzulegen. Das Wort Nihilismus ſei keine neue Erfindung; Royer-Collard und Victor Hugo hätten es beide gebraucht als ein Synonym für Skepticismus. Der Nihiliſt par excellence nennt ſich übrigens ſelbſt „l'homme nouveau“, womit er ſeine Abſicht kundgeben will, Alles neu zu machen, nachdem er Alles, was jetzt exiſtirt, umgeſtürzt hat. Nach ſeiner Idee iſt die heutige Geſellſchaft nichts werth und der Vernichtung geweiht; die Todesengel aber ſind die Nihiliſten, nachher kann erſt das tauſendjährige Reich ſeinen Anfang nehmen. Arnaudo hält es für wahrſcheinlich, daß der Nihilismus nie entſtanden, wenn Alexander Herzen nicht zur Welt gekommen wäre. Dies iſt wol etwas übertrieben; denn man kann nicht einmal ſagen, daß Herzen der Urheber der nihiliſtiſchen Principien war. Er führte nur in Rußland und zwar in modificirter Form ein, was in Deutſchland unter einem anderen Namen ſchon lange exiſtirte. Er war geboren 1816, und alſo noch nicht zehn Jahre alt, als die Revolution von 1825, gleich nach dem Tode Alexander's I., ausbrach. Im Jahre 1834 war Herzen bereits ein Revolutionär und Socialiſt, und 1835 ward er nach Sibirien verbannt. Bei ſeiner Rückkehr nach Moskau, ein oder zwei Jahre ſpäter, fand er eine Partei junger Leute, von denen einige im ſpäteren Leben berühmt wurden, und die nicht nur bereit waren, ihm zu folgen, ſondern auch in ihren Geſinnungen weit über ihn hinausgingen. Herzen, der an Intelligenz und Bildung

* Le Nihilisme et les Nihilistes. Traduit de l'Italien par Henry Bellenger. Paris, Dreyfous.

Digitized by Google

höher stand, als viele von ihnen, gab sich große Mühe, ihre hirnverrückten Ideen zu mäßigen.

Da Herzen eine große revolutionäre Bewegung im Westen Europas voraussah, suchte er um die Erlaubniß nach, auf Reisen gehen zu dürfen, die er auch nach langen Mühen endlich von der Regierung erhielt. Er kehrte nie mehr nach Rußland zurück, sondern lebte bald in England, bald in Frankreich oder Italien, immer auf die große Revolution wartend, welche seiner neuen Aera vorausgehen sollte. Die Revolution brach zu Paris aus 1848, aber sie brachte nur eine politische Republik, nicht eine sociale, wie er gehofft hatte; im Gegentheil, sie wurde ein größerer Feind des Socialismus, als es Louis Philipp und seine Regierung gewesen waren. Voll von Unwillen und bitter enttäuscht, rief Herzen heftiger als je zuvor: „Fort mit der alten Welt! Willkommen Chaos und Zerstörung! Willkommen der Tod! Macht Platz für die Zukunft!" Obgleich ihn seine Freunde oft baten, nach der Heimat zurückzukehren, nie ging er darauf ein. Nicht, wie er sagte, weil es ihm im alten Europa besser gefiel als in Rußland, sondern weil dort der Kampf um die Freiheit ausgefochten ward, und die große Frage des Socialismus binnen Kurzem zur Entscheidung kommen mußte. Im Jahre 1851 gründete Herzen zu London eine Druckerei, deren Erzeugnisse in ganz Rußland verbreitet werden sollten. Eines seiner ersten Werke, betitelt „A qui la faute", machte seinen Namen berühmt, und 1857 veröffentliche er in London eine Russische Zeitung, den „Kolokol" (die Glocke). Seine vielen Verbindungen in Rußland setzten ihn in den Stand, für sein Journal geheime Nachrichten aller Art zu erlangen; dazu sein sprühender Witz und seine beißende Satire, sein klarer eleganter Stil: alles Das verschaffte dem neuen Blatt einen ausgedehnten Leserkreis. Er schien Alles zu wissen was passirte, selbst die größten Geheimnisse aus des Kaisers Cabinet, und jeden Mißbrauch, den er erfuhr, stellte er an den Pranger. Obgleich auf das Strengste von der Censur verboten, fand der „Kolokol" doch massenhaft seinen Weg nach Rußland, und selbst dem Czaren ward er regelmäßig zugeschickt.

Natürlich hatte ein so begabter Mann, wie es Herzen war, sehr viele Anhänger. Aus ihnen bildete er, wie der Verfasser mittheilt, eine geheime Gesellschaft zur Verbreitung seiner Lehren. Dies wird jedoch von seinem Sohne abgeleugnet, der Herrn Arnaudo Folgendes schreibt: „Mein Vater war von Natur und aus Ueberzeugung ein Feind der Verschwörungen, und wollte nie an irgend einer geheimen Gesellschaft Theil nehmen. Er war fanatisch für Licht und Freiheit eingenommen und glaubte, seinen Zweck durch offenes und öffentliches Wirken erreichen zu können. Die Verschwörungen überließ er Anderen, weil er sie nicht davon abhalten konnte. Er selbst begnügte sich damit, dem Publicum die Mißbräuche, Grausamkeiten und die Corruption der Regierung und Polizei vor Augen zu legen. Hierin allein bestand seine Thätigkeit, er war der Enthüller von Rußlands Leiden, die ohne seine Zeitung, den „Kolokol" unbekannt geblieben wären." Herzen starb 1870. Ein Jahr vor seinem Tode machte er, was Arnaudo sein „politisches Testament" nennt, und das einem Widerruf ziemlich ähnlich sieht. Denn 1848 schrieb er: „Die Freiheit wird keinen Frieden haben, bis alles, was religiös und politisch heißt, einfach human ge-

Digitized by Google

worden und dem Kriticismus und der Negation unterthänig ist. Es ist hohe Zeit, die Gesetzgebung und die Republik vor den Richterstuhl zu fordern. Viele Todesurtheile wird es geben; Alles, was uns am liebsten ist, muß geopfert werden. Wir sind nicht dazu berufen, die Früchte einzuheimsen, sondern die Scharfrichter der Vergangenheit zu sein; wir müssen sie verfolgen, verurtheilen, unter jeder Maske aufspüren und sie der Zukunft zum Opfer bringen. Unsere Arbeit ist es, jeden Glauben zu zerstören, alle Hoffnung auf das Alte zu entfernen und alle Vorurtheile ohne Gnade zu vernichten." Im Jahre 1869 lauten seine Worte aber ganz anders; er sagt: „Ein langer und schmerzlicher Zwischenraum hat den Leidenschaften Zeit gegeben, sich zu beruhigen und den Ideen stärker zu werden. Er gab die nöthige Zeit zum Nachdenken. Ich habe keinen Glauben an die alten revolutionären Bewegungen. Ich versuche den Lauf der Menschheit in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu verstehen, damit ich lerne, Schritt mit ihr zu halten, weder zurückzubleiben noch ihr so weit vorzuschreiten, daß Niemand mir folgen kann oder will." — Man möchte wünschen, daß auch nur ein Zwischenraum von wenigen Jahren nöthig wäre, um die Anhänger des Nihilismus zu ähnlichen Schlüssen zu bringen.

In Herzen's Gesellschaft waren noch zwei andere Apostel des Nihilismus, die viele Convertiten gewannen: Tschernitschewski und Bakunin. Nach Jenem hätten sich die ersten Symptome des Nihilismus schon 1857 gezeigt. Aber es war erst im Jahre 1860, als die „hommes nouveaux" von dem berühmten Novellisten Turgeniew den Namen „Nihilisten" erhielten. Auf der Insel Wight herumwandernd, traf Turgeniew zufällig mit einem Russischen Arzte, Namens Andreiew, zusammen, der gerade die Universität St. Petersburg verlassen hatte. Dieser seitdem verstorbene junge Mann bekannte sich zur Theorie der absoluten Negation und in ihm entdeckte Turgeniew den Typus einer ganz neuen Schule. Nun schrieb er seine Novelle „Väter und Söhne", worin die Worte Nihilist und Nihilismus zum ersten Mal die verdorbene Generation junger Leute bezeichnen. Die Väter repräsentiren die alte Generation, die Söhne die neue. In dieser Novelle zeichnete Turgeniew, was er für ein echtes Bild der Nihilisten und ihrer Lehren hielt, die man nach demselben fast als reif für das Irrenhaus bezeichnen muß. Das Buch machte große Sensation in Rußland, aber Niemand war damit zufrieden. Jede Generation fand das Portrait der anderen sehr ähnlich, das eigene aber erschien ihr wie eine Caricatur. Die Gefühle der Väter wurden gekränkt, und die Söhne waren wüthend. Nach der Caricatur kam nun das wirkliche Portrait, dieses Mal aber war Tschernitschewski der Künstler; er besaß viel Originalität, und da seine Helden und Heldinnen demselben Glauben angehörten wie er, so konnte er sie richtig schildern. Das Werk, welches seinen schriftstellerischen Ruf am meisten vermehrte, war ein Commentar zu den „Principien der National-Oekonomie" von Stuart Mill, worin er der Schule von Adam Smith und Mill ihre Gleichgültigkeit für die schreiende Ungleichheit, die in den socialen Verhältnissen der Europäischen Nationen herrscht, vorwarf und worin er die Sache der Proletarier zu vertheidigen unternahm. Obgleich wenig anderes als die Theorien eines Babeuf, Saint Simon, Owen u. A. darin zu finden sind, so übte diese Schrift doch

Digitized by Google

einen sehr großen Einfluß aus auf die neue Generation durch ihre bitteren Sarkasmen und ihre naturwüchsige Beredsamkeit. Im Jahre 1862 ward er, wegen Aufreizung der Bauern zur Revolution, verhaftet und zu sieben Jahr Zwangsarbeit nebst lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Während seiner Gefangenschaft schrieb er den bekannten nihilistischen Roman „Que faire“, worin er von seinem „l'homme nouveau“ spricht: „Obgleich es von Zeit zu Zeit immer Individuen gegeben hat, die sich zu unseren Lehren bekannten, so waren sie doch keine vollkommenen Vorbilder. Der richtige Typus entstand erst neuerdings. Zu meiner Zeit existirte er noch nicht, obgleich ich erst das mittlere Lebensalter erreicht habe; deshalb kann ich ohne Scrupel meine Hochachtung für diese ‚hommes nouveaux‘ ausdrücken, denn unglücklicher Weise rühme ich nicht mich selbst, wenn ich von ihnen sage, daß es ausgezeichnete Männer sind. Obgleich neu, vermehrt sich doch dieser Typus sehr rasch. Er ist ein Zeichen der Zeit, und ich muß sagen, er ist leider bestimmt, nur eine kurze Periode zu dauern und wird verschwinden mit der Epoche, die ihn hervorgebracht hat. In wenigen Jahren wird das Volk zu diesen Männern sagen: Rettet uns! und was sie befehlen, wird von Jedermann gethan werden. Einige Jahre, oder vielleicht nur wenige Monate später werden sie verflucht und aus der Gesellschaft ausgestoßen werden. Aber was liegt daran? Treibt sie fort! Verflucht sie! Sie werden euch nützlich gewesen sein, und das wird ihnen genügen. Sie werden den Schauplatz ihrer Thaten verlassen, stolz und bescheiden, streng und gut, wie sie waren, als sie kamen. Nicht Einer wird zurückbleiben. Ohne sie kann das Volk nicht wohl leben, nach ihnen werden die Dinge besser werden als zuvor. Viele Jahre werden vorübergehen, und dann werden sich die Leute wieder nach ihnen zurücksehnen.“ u. s. w.

Arnaudo citirt lange Stellen aus den beiden Novellen, aus „A qui la faute“ von Herzen und aus dem „Que faire“, worin Tschernitschewski die Lösung des Problems giebt, welches Herzen vorgeschlagen hat. Der Gegenstand der Besprechung ist die Ehe und ihre Folgen. Herzen verheirathet seine Heldin an einen Mann, den sie achtet, aber nicht liebt. Später erscheint der Mann, den sie zu lieben bestimmt ist, auf der Scene und es kommen die gewöhnlichen Folgen: Uneinigkeit, Trennung u. s. w., worauf der Verfasser frägt: wessen Schuld ist es? Tschernitschewski giebt die Antwort, indem er seine Heldin auf echt nihilistische Weise heirathen läßt — d. h. Gatte und Gattin sind vollkommen frei, zu thun und zu lassen was sie wollen, und gerade so unabhängig wie unverheirathete Leute, respectiren aber die Principien und Rechte des Anderen. Ein langer Dialog findet im Eingange zwischen den beiden Liebhabern statt, worin das Thema auf das Eingehendste besprochen und schließlich auf freundschaftliche Weise festgesetzt wird. Wahrscheinlich dachte Tschernitschewski, diese antiplatonischen Argumente würden in allen Theilen der Welt eine unbegrenzte Anzahl von Convertiten herbeizaubern, sonst hätte er es kaum für nöthig erachtet, seinen Codex von Moralitätsgesetzen zum Besten der „hommes nouveaux“ zu veröffentlichen, da er doch wissen konnte, daß es diesen nur um eine Abschaffung aller Gesetze, der religiösen sowol als der weltlichen zu thun war, und daß sie keine Scrupel fühlen würden, auch die Ehe aufzuheben.

Digitized by Google

Aber obgleich Tschernitschewski so frei über die Herzen und Gewissen verheiratheter Leute disponirt, so kommt ihm doch die Idee, es könnte möglicher Weise passiren, daß dieser Wechsel der Zuneigung dem verlassenen Theile Schmerzen verursacht. Für diesen Fall weiß der humane Weltverbesserer ein untrügliches Mittel, nämlich — eine Dose Morphium für den Patienten! Er sagt ganz naiv: „Gegen eine hinreichende Quantität Morphium kann kein Schmerz aufkommen!“ Arnaudo bemerkt hierzu: „O Allmacht des Morphiums und o Materialismus! Warum habt ihr Dichter so viel über die Leiden des Herzens geschrieben? Das Morphium ist ja allmächtig! Wisset nun, eure Kunst ist überflüssig; wenn das Herz brechen will, laßt den Verzweifelnden eine Dose Morphium nehmen, und Alles ist wieder gut!“

Auf die Frage, die so oft erhoben wird, wie es kommt, daß die Russische Jugend so leicht diese absurden Lehren annimmt, antwortet Arnaudo: „Auf dreierlei Weise ist die Sache zu erklären. Erstens studiren die Russen gern eine Wissenschaft, wenn sie ihnen von Anderen ganz mundgerecht gemacht worden ist. Dieses diene zur Erklärung der Thatsache, daß Rußland wenig originelle Talente producirt hat. Zweitens, die junge Generation zeigt großen Hang zur Trägheit und großen Geschmack an Conversation und gelehrten Discussionen. Dann hat sie zwei Mängel: sie erregt sich zu leicht und giebt sich nie die Mühe, einen Gegenstand gründlich zu untersuchen. Die jungen Russen sind intelligent und eignen sich mit außerordentlicher Schnelligkeit Alles an, was von außen kommt. Aber sie nehmen es, wie es kommt, und bauen ihre eigenen Theorien oben drauf. Drittens, alle diese jungen Männer und Frauen, die die Universitäten besuchen, zeigen dieselbe Unfähigkeit für scharfes Denken und für abstracte Ideen; ihr Verstand erfaßt und behält leicht die Einzelheiten, kann sich aber nur schwer zur Generalisirung und zur Schlußfolgerung aufschwingen.“ So lasen sie 1856 und in den darauf folgenden Jahren mit Gier die Werke von Feuerbach, Schopenhauer, Büchner und ähnlicher Autoren, aus denen sie ihre eigenen Schlüsse zogen. Als Beispiel diene folgendes Programm, das 1868 entworfen und von 84 Mitgliedern des „Internationalen Bundes der socialistischen Demokratie“ unterzeichnet ward. Dieser Bund erklärte sich für atheistisch. Er erstrebt die Abschaffung jedes Gottesdienstes, die Substituirung der Wissenschaft für den Glauben und der menschlichen für die göttliche Gerechtigkeit; er erstrebt die Abschaffung der Ehe und aller politischen, religiösen, gerichtlichen und Civil-Institutionen. Er erstrebt die politische und ökonomische Gleichheit der Klassen und Individuen beider Geschlechter, wobei mit der Abschaffung der Erbschaftsgesetze zu beginnen ist. Er erklärt, daß alle jetzt existirenden Staatsgewalten und Behörden in der allgemeinen Vereinigung freier industrieller und landwirthschaftlicher Associationen verschwinden müssen.“

Seit 1868 ward mit der Zahl der Anhänger des Nihilismus auch sein Programm noch erweitert. Nicht nur sagen jetzt die „Nihilisten,“ was sie wollen, sondern erklären auch ihren festen Entschluß, es zu erlangen, und die Mittel, wodurch sie es erlangen wollen. Einer ihrer Schriftsteller schreibt: „Fort mit Unterricht und Wissenschaft, wir haben für tausend Jahre genug davon. Der Durst nach Wissen ist ein aristokratischer, der, wie der Wunsch nach ehelichem Glück, die Liebe zum Reichthum erzeugt. Wir müssen diesen Geschmack ausrotten und an seine Stelle die Trunkenheit, die Verleum-

Digitized by Google

dung und eine bis jetzt unbekannte Corruption setzen; alle Genies müssen schon in der Wiege erstickt werden. Auf diese Weise werden wir zu einer vollständigen Gleichheit gelangen. Wißt ihr, daß wir bereits sehr stark sind? Zu uns gehören nicht nur Die, welche morden, brennen und verleumden. Der Lehrer, welcher den Gott seiner Schüler lächerlich macht, ist einer von uns. Der Advocat, der den Mörder vertheidigt, weil er von besserer Geburt ist als sein Opfer, ist einer von uns. Der Geschworene, der den schuldigen Verbrecher freispricht, ist einer von uns." Und so geht es weiter. Kurz, der Schreiber hofft zuversichtlich, seine Genossen in jeder Gesellschaftsklasse zu finden, was in einem gewissen Grade auch zutrifft; Autoren wie Büchner und Consorten haben ja vorgearbeitet. Unter der großen Mannigfaltigkeit von Nihilisten, mit Einschluß derer, welche sich so nennen, weil es gerade Mode ist, sind die Fanatiker vom Schlage der Vera Sassulitsch die gefährlichsten. Arnaudo erzählt die Begebenheiten, welche dem Mordversuche dieses Mannweibes auf den General Trepow vorhergingen auf etwas andere Weise, als die Zeitungen berichten. Er sagt, Bogoliubow, der zu sechs Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde, weil er sich an der Bewegung zu Gunsten der Befreiung Tschernitschewski's betheiligte, sei weder ein Freund noch Liebhaber oder Verwandter der Vera Sassulitsch gewesen. Sie faßte ihren Entschluß, weil General Trepow den Bogoliubow auspeitschen ließ, nachdem dieser nicht den Hut vor ihm abgenommen. Die Sassulitsch saß zwei Jahr im Kerker, weil sie als Zwischenträgerin bei ihrem Bruder und einem Revolutionär gedient hatte. Sie beschloß während ihrer Haft, sich von nun an aller Opfer der Ungerechtigkeit anzunehmen, und benutzte die erste Gelegenheit, um dies auszuführen. Mit andern Worten, sie rächte sich.

Arnaudo meint, Rußland hätte in wenigen Jahren vom Nihilismus curirt werden können, wenn die nihilistischen Lehren nicht mit denen der Socialisten vermischt worden wären, was nach unserer Ansicht übrigens nur folgerichtig ist. Die Negation der göttlichen Autorität mußte nothwendig auch zur Negation jeder politischen und socialen Autorität führen; Materialismus und Socialismus verbanden sich, und die Revolutionspartei war fertig. Ein anderer Autor, Fürst Lubomirski meint, die Hauptsache des Russischen Nihilismus liege in den vielen Kastenunterschieden. Die Hauptkasten in Rußland waren früher der hohe Adel, der niedere Adel, die Kaufleute, die Geistlichen und die Leibeigenen, und alle diese Klassen hatten wieder ihre Unterabtheilungen. Die Klasse des Tschin oder der Staatsbeamten bestand aus vierzehn Rangstufen; seine Thore waren für die Söhne des hohen Adels weit geöffnet, aber die Söhne der Geistlichen und des niederen Adels konnten nur heimlich hineinschlüpfen. Nach Lubomirski hat Alexander II. durch seine Emancipation der Leibeigenen eben so viel Schaden angerichtet als Gutes gewirkt; nur theilweise war es ein Schritt zur Freiheit. Die anderen Klassen verlangten jetzt auch ein Aequivalent, und da dies unmöglich war, so wurde die Zahl der Unzufriedenen immer größer, welche nun meist in die Reihen der Socialisten eintraten. Auch die emancipirten Leibeigenen suchte man unzufrieden mit ihrem neuen Loose zu machen — das auch theilweise nicht besser sich gestaltete, als es früher war — indem man ihnen einredete, in den freien Ländern, wie England oder Frankreich, gebe es keine

Digitized by Google

Steuern, keine Reisepässe und keine Conscription; dort sei das Volk der Herr, und die Czaren würden nach seinem Willen gewählt oder abgesetzt. Die früheren Sklavenbesitzer waren natürlich nicht unter den am wenigsten Mißvergnügten; auch hier, ebenso wie in der Armee, fand der Nihilismus seine Anhänger. Die Conscription, das Einreihen in das Heer von politischen Gefangenen, die Bevorzugung der Söhne des hohen Adels in der Armee, zum Nachtheil anderer verdienstvollerer Candidaten: alles Dies trug dazu bei.

Nun wollen wir noch das Heilmittel betrachten, das gegen diese Krankheit vorgeschlagen wird. Der Verfasser meint, die bis jetzt angewandten Mittel würden höchst wahrscheinlich das Uebel eher verschärfen als vermindern. Nicht dadurch, sagt er, könne der Friede wieder hergestellt werden, daß man Hunderte oder Tausende von Leuten in die Verbannung schickt, die mit Recht oder Unrecht großer oder kleiner Verbrechen angeklagt wurden. Dasselbe hätte man in Italien versucht, aber damit nichts erreicht, und die Italienischen Revolutionäre hätten weit weniger verlangt, als die Russischen Nihilisten. Die Russischen Liberalen nun — und mit ihnen scheint der Verfasser theilweise übereinzustimmen — halten für das einzige Heilmittel eine — Constitution. Abgesehen davon, daß eine Constitution auch ehrlich ausgeführt werden müßte, was bekanntlich in Rußland nicht so leicht ist, so hatten wir im westlichen Europa Gelegenheit genug, die „Segnungen" des Liberalismus kennen zu lernen, und sind deshalb seinen Versprechungen gegenüber arge Skeptiker geworden. Seine Feindschaft gegen die Religion, seine lare Moral und seine Milde gegen das Verbrecherthum haben die Entsittlichung in immer weitere Kreise getragen, und seine Volkswirthschaft die größte Ungleichheit in der Vertheilung der Vermögen hervorgerufen, die Macht der Plutokratie in's Ungemessene gesteigert und das Proletariat unendlich vermehrt, so daß man mit Recht sagen kann, der Liberalismus hat die Wege für die Socialdemokratie geebnet. Und wenn er dies im Westen gethan hat, wie kann er dann im halbbarbarischen Osten als Regenerator auftreten? — Die Russischen Liberalen — d. h. die Vernünftigeren unter ihnen — geben zu, daß sich einer constitutionellen Regierungsform sehr erhebliche Hindernisse in Rußland entgegenstellen, doch seien diese zu überwinden. Rußland hat Provinzen, deren 200,000 bis 300,000 Einwohner auf Landstrecken zerstreut leben, die größer sind als Frankreich, und wo zu gewissen Zeiten des Jahres jede Communication unterbrochen wird. Ebenso hat es Länder, die fast nur von Barbaren bewohnt werden. Alles dies seien Schwierigkeiten, die nicht so bald sich wegräumen lassen, doch könnte jetzt schon Manches geschehen, um eine Besserung herbeizuführen. Die Abschaffung der Kastenunterschiede und die Proclamirung bürgerlicher Gleichheit, die Gewährung des Petitionsrechtes an die Provinzialversammlungen, Rede- und Preßfreiheit, Steuerreform, freie Zulassung Aller zu den Schulen, Unterdrückung des Tschin, Gewissensfreiheit, Emancipation der Juden und aller Secten, die heute noch der bürgerlichen Rechte beraubt sind u. s. w. — das ist, was die gemäßigten Liberalen, die durchaus nicht mit den Nihilisten verwechselt sein wollen, von der Russischen Regierung verlangen und wovon sie eine Besserung der heutigen Zustände erwarten. Theilweise mögen sie Recht haben, nur fürchten wir, diese „Freiheiten" würden hauptsächlich den Juden — wie es in Deutschland

Digitized by Google

der Fall war — zu gute kommen und von ihnen auf eine Weise ausgebeutet werden, daß der ehemalige Leibeigene sich bald nach seiner früheren Lage zurücksehnen dürfte. Denn von allen Knechtschaften ist die Zinsknechtschaft die härteste, und Niemand wird derselben leichter verfallen, als der leichtlebige und unwissende Russische Bauer. Sein früherer Herr, der adlige Gutsbesitzer, hatte den Grundsatz: Leben und leben lassen; sein neuer Herr, der Jude aber wird aus ihm herauspressen — Alles natürlich auf ganz legale Weise — was nur herausgepreßt werden kann. Nach unserer Ansicht wäre es für Rußland weit ersprießlicher, wenn vor allen anderen Dingen — und vor der Gewährung einer papiernen Constitution — die Axt an die Wurzel der Corruption gelegt würde. Bessere Schulen braucht das Volk und wahre Religion; deshalb beginne man gleichzeitig mit anderen nöthigen Reformen, mit der Reform des Russischen Klerus, des unwissendsten, rohesten und unsittlichsten der Welt, von dem kein heilsamer Einfluß auf das Volk ausgehen kann.

Arnaudo bringt schließlich in seinem Werke eine Skizze über den jetzigen Czaren, der allgemein für ziemlich gutherzig gehalten wird, wiewol seine Duldung der gräßlichen Grausamkeiten, die mit den unglücklichen Unirten in Littauen und Polen begangen wurden — und ganz unbekannt können sie ihm nicht geblieben sein — etwas dagegen spricht. Nach dem Verfasser soll er geringen Ehrgeiz, aber den besten Willen gehabt haben, als er den Thron bestieg. Allein seine Energie hielt nicht Stand der Opposition, welche gegen die Emancipation der Leibeigenen sich erhob, zumal er es kaum über sich bringen kann, den Personen, die er gern hat, Unangenehmes zu bereiten. Diese Schwäche ward vom Hofe ausgenutzt. Er soll früher die Absicht gehabt haben, Rußland eine Constitution zu gewähren, wozu aber die Abschaffung des Tschin nothwendig gewesen wäre. Nun hatte er schon den hohen Adel durch die Aufhebung der Leibeigenschaft geschädigt; durch die Abschaffung des Tschin hätte er ihm noch eine andere Machtquelle geraubt — dazu fehlte aber dem Czar Alexander der Muth.

Digitized by Google

Der Westfälische Bauernverein.

Wenn wir die verschiedenen Deutschen Volksstämme überschauen, so wissen wir nicht, ob unser Auge auf irgend einem derselben mit mehr Wohlgefallen ruht, als auf dem Sächsischen, welcher zwischen Weser und Rhein seinen Herd gegründet hat. Denn im Gegensatze zu der Unnatur, welche überall sociale Fragen gebiert, finden wir hier ein natürliches und darum gesundes wirthschaftliches und sociales Leben. Der Westfälische Bauer sitzt auf einsamem Gehöft, und waltet wie ein Patriarch über sein „Volk", d. h. über seine Familie, Dienstboten und Heuerleute. Alle essen sich satt, aber auch Alle arbeiten, der Bauer nicht ausgeschlossen. Die Sitte bannt alle ins richtige Geleise. Hier ist es wahrhaft ländlich-sittlich. Wie idyllisch malt Immermann den Westfälischen Schulzen- oder Oberhof! Hohe Poesie liegt darin, und doch ist alles Wahrheit und Wirklichkeit:" — diese Reinlichkeit, diese Fülle und Behäbigkeit, diese einladende Treuherzigkeit, diese Geschäftigkeit und doch diese selige Ruhe!

Der Hof ist wie der Eichbaum, Westfalens Wahrzeichen, ein in Jahrhunderten zusammengewachsenes Ganze; gerade groß genug für die darauf lebende Familie, naturgemäß zusammengesetzt aus Wald, Weide und Kornacker. Würdest du die Eiche theilen, so hättest du lebensunfähige Splitter. Zersplittert man das westpfälische Erbe, so sind auch seine Theile wirthschaftlich todt, und der Bauer selbst ist kein Bauer mehr. Deshalb bleibt es, der Regel nach, beim Sohn und Enkel, wie es beim Vater und Großvater war, und die jeweilig abgehenden Geschwister sind es nicht nur zufrieden, sondern haben selbst den Wunsch, daß es so bleibe. Ihr Erbtheil ist nicht größer, als der Hof gut leiden kann, um in der hergebrachten Verfassung zu bleiben. Auf diese Weise bringt die Erbfolge keine Störung in der Wirthschaft mit sich; der Hof verspürte nichts davon, daß der Vater ging und der Sohn kam. Selbst der Name des Hofes bleibt durch Jahrhunderte derselbe, denn gesetzt auch, es erbte die Tochter, so würde doch der Mann, den sie erwählt, den Namen des Hofes annehmen müssen. Besitz und Familie gehören hier zusammen, wie Leib und Seele. Der Uebergang des Hofes an fremdes Blut erscheint dem echten Westfälischen Bauer gar als ein Eingriff in die natürliche Ordnung und als ein großes Unglück. Darum verkauft er sein Gut nur gezwungen, und fürchtet die Hypothekenschuld als das, was sie ist, als einen halben Verkauf. Selbstbesitz und Selbstwirthschaft ist das Ideal des Westfälischen Bauern. Der traditionelle Widerstand gegen jede Veräußerung der Scholle aber hat bewirkt, daß in Westfalen nur selten Schulden aus Erbgeldern oder rückständigen Kaufgeldern auflaufen konnten.

Digitized by Google

Nun wird der Leser vielleicht denken, solch klassisches Bauernthum sei auch in Westfalen gewiß nur zerstreut vorhanden, etwa in den von den Adern des Verkehrs entfernten Gegenden. Weit gefehlt! Der Bauer bildet in Westfalen die Regel, er hat zwei Drittel der ganzen Grundfläche inne; der Häusler, Pächter und Edelmann befinden sich hier in der Minderheit. Die Provinz zählt an 36,000 Colonate, und zwischen Bauerngut und Rittergut ist hier kein so großer Unterschied. Manches Colonat umfaßt 1000 Morgen, während es schon Rittergüter von 600 Morgen giebt. Daher kennt man in Westfalen weder Garten- noch Latifundienwirthschaft. Hier hat der natürliche Landbau bislang noch das Feld behauptet. Bauern, ganze Bauern, freie Bauern, feste Existenzen, welche die Hauptquelle der Volkskraft bilden, giebt es wol nirgend in so großer Zahl, als in Westfalen. Wer hat Westfalen mit seinem kräftigen Mittelstande gesehen, mit einer Bodenvertheilung, wie sie sonst nicht mehr so günstig zu finden ist, mit einer sich darauf gründenden Wohlhabenheit, Steuerkraft und Privat-Wohlthätigkeit, welche das öffentliche Armenwesen, mit Ausnahme der industriellen Bezirke, fast auf Null herabsetzt — und wird nicht den Segen solcher Verhältnisse anerkennen und ihre Fortdauer wünschen? Leider ist diese sehr in Frage gestellt.

Was die Zeiten seit Tacitus, dessen Germanen in den Bewohnern der Rothen Erde lebendig dastehen, nicht zu verderben vermocht haben, das droht unsere grundstürzende Aera zu vernichten. Sie kennzeichnet sich als die Feindin der Vergangenheit und aller historischen Stetigkeit. Die Ablösung vom Grundherrn, welche das Jahr 1848 mit sich brachte, so vortheilhaft sie in vieler Hinsicht ist, ermöglichte doch zunächst die unbeschränkte Veräußerung, Theilung und Verschuldung des bäuerlichen Grundbesitzes. Das Römische Recht, berechnet auf die ungesunden Verhältnisse einer Weltstadt des Alterthums, zwingt, falls kein Testament vorliegt, zur Theilung des Grundbesitzes in soviel gleiche Theile als Erben vorhanden sind. Die sich zum Organ der öffentlichen Meinung aufwerfende „liberale" Presse, nicht zufrieden damit, die Bauern gegen den Adel aufzuhetzen, wiegelt auch noch die Kinder gegen die Eltern auf, indem sie gegen die „ungerechte Bevorzugung des Anerben" eifert. Sie stellt den Grundbesitz als ein bloßes Capital hin, während er doch, seiner Natur nach, ein Festes, Unbewegliches ist, dem nur durch der Arbeit Schweiß ein Ertrag abgewonnen werden kann; und sie sieht in dem möglichst lebhaften Tausch und Handel in Grund und Boden lauter „Aufschwung" und „Fortschritt". Auf dieser Anschauung beruht auch die ganze neuere Hypothekengesetzgebung. Die Verdrängung des Bauers aus der Naturalwirthschaft, wozu verschiedene Umstände, z. B. unerhörte Staats- und Gemeindelasten, hohe Stempelsteuern, hohe Arbeitslöhne, die Nothwendigkeit einer höheren Bodenkultur u. s. w. mitgewirkt haben, läßt ihn aus einer Geldverlegenheit in die andere gerathen. Der Bauer braucht Credit, und zwar wohlfeilen Credit, weil er wenig verdient, und langen Credit, weil er das Wenige im Jahre nur einmal verdient; und er findet heutigen Tags weder das eine noch das andere. Alles Geld fließt ab in die Reservoirs der Banken und der Börse. Alle Gaunerei und Schwindelei ist im Namen der „Freiheit" losgelassen, und hat es am meisten auf den harmlosen Bauer abgesehen, was in Westfalen um so schlimmer ist, als er

Digitized by Google

mit der Welt hier wenig in Berührung kommt. Auch in Westfalen fehlt es nicht an Ruinen; die zahlreichen Eintragungen in das Hypothekenbuch, die vielen Subhastationen reden laut genug. Schon die Jahre 1865, 1866 und 1867 sahen hier 295 Höfe verschwinden.

Angesichts der drohenden Gefahr vereinigten sich am 10. Juni 1862 zu Burgsteinfurt 16 Westphälische Bauern zu gegenseitigem Schutze, unter dem Vorsitz des jetzt als Abgeordneten so viel genannten Freiherrn von Schorlemer-Alst. Einige Jahre später, am 19. November 1868, gründeten 13 Bauern zu Westerholt im Kreise Recklinghausen ebenfalls einen Bauernverein. An die Spitze des letzteren trat ein intelligenter Bauer, Namens Breuker aus Kirchhellen bei Dorsten. Eine Annäherung beider Vereine machte sich im Jahre 1870 wie von selbst, als man ein Vereinsorgan ins Leben zu rufen und eine Petition wegen des Hypothekengesetzes an den Landtag zu richten für nöthig hielt. Der Burgsteinfurter Verein war zu jener Zeit 260, der Recklinghauser 319 Mitglieder stark. Es blieb vor der Hand bei einem freundschaftlichen Verhältniß, bis im nächsten Jahr die Verschmelzung gelang. Breuker machte von Anfang an, Namens seines Vereins, geltend: Die Großen müssen für die Kleinen und die Kleinen für die Großen sorgen, dann können Alle bestehen. Man würde sich am Bauernstande gröblich versündigen, wenn man ihn in zwei oder drei Klassen theile und so Parteiungen hervorriefe. Eine Scheidung etwa nach der Morgenzahl hieße die Kraft des Bauernstandes zersplittern, und die sociale Frage auf Leiterwagen in ihn hineinfahren. Dieses war die Ansicht des schlichten Bauern von Kirchhellen, welche auch durchdrang. § 4 des Statuts lautet einfach: „Der als Mitglied Aufzunehmende muß einen selbstständigen Grundbesitz haben und Landwirthschaft betreiben." Ueber die weiteren Erfordernisse der Mitgliedschaft herrschte nie eine Meinungsverschiedenheit: Erfüllung der Pflichten je seiner Confession; sei es die katholische oder evangelische, ein moralischer, nüchterner Lebenswandel, Großjährigkeit und Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte. Auf diese mehr persönlichen Eigenschaften wurde stets mehr Gewicht gelegt, als auf die Größe des Besitzes. Anfangs zahlten die Mitglieder jährlich 50 Pfennige, seit 1870 jährlich 1 Mark zur Vereinskasse. Wie glücklich die Idee einer bäuerlichen Genossenschaft war, zeigte sich bei Gelegenheit der Sammlung von Unterschriften für die gedachte Petition an den Landtag. Damals tauchten Bauernvereine nach dem Muster der beiden bereits bestehenden in fast allen Kreisen Westfalens auf. Mit den Anstoß hierzu hatten zwei Schriften gegeben: die vortreffliche Brochüre „Die Lage des Bauernstandes in Westfalen und was ihm Noth thut" von Freiherrn von Schorlemer-Alst und das originelle Büchlein vom Bauer J. Breuker „Buer et is Tied". Anfangs war beabsichtigt, den Bauernverein des Kreises Steinfurt, welcher als die Wurzel des Westfälischen Bauernvereins anzusehen ist, auch in der Richtung wirksam zu machen, daß die Mitglieder ihre staatsbürgerlichen Rechte bei Bildung der Gemeinde-, Kreis-, Provinzial- und Landes-Vertretung überall wahrnehmen sollten. Das war ganz harmlos gemeint. Allein die Staatsregierung glaubte hieraus entnehmen zu müssen, daß der Verein vorzugsweise politische Zwecke verfolge, und ließ eine gewisse Ueberwachung eintreten. In Folge dessen strich der Verein

Digitized by Google

die bezüglichen Sätze aus seinen Statuten und fügte ausdrücklich den Paragraphen ein, daß der Bauernverein sich mit Politik und Religion nicht beschäftige. Ferner suchte man Corporationsrechte für den Verein zu erwerben; der desfallsige Antrag wurde jedoch rund abgeschlagen.

Am 22. Juni 1871 hielten sämmtliche Bauernvereine eine General-Versammlung zu Münster ab, und entwarfen ein Normalstatut mit Vermeidung jeder politischen Anspielung. Mit den schönsten Hoffnungen waren die Mitglieder nach Hause zurückgekehrt — da überraschte sie ein Sturzbad! Durch Ministerial-Rescript vom 22. Juli 1871 wurden die Bauernvereine, gegen ihre ausdrückliche Willensmeinung, zu politischen Vereinen erklärt, und ihnen damit jede Verbindung untereinander und gemeinsames Wirken unmöglich gemacht. Um allen Weiterungen vorzubeugen, erklärten sich die Vereine selbst als aufgelöst. Die Staatsregierung aber hatte durch das Verbot — freilich sehr gegen ihre Absicht — der guten Sache einen großen Dienst erwiesen. Denn die Local-Bauernvereine lösten sich nur auf, um als ein einziger großer Westfälischer Bauernverein wieder zu erstehen, den die künstlichste Auslegung des Vereinsgesetzes nicht anfechten kann. Die Bildung dieses Einen Bauernvereins geschah auf der zahlreichen Bauernversammlung zu Münster am 30. November 1871, und dieser Tag ist also der Geburtstag des großen Westfälischen Bauernvereins in seiner jetzigen Gestalt. Damit war aber das amtliche Mißtrauen gegen die Vereinigung nicht geschwunden. Noch am 21. December 1874 erschien eine Verfügung der Bezirks-Regierung zu Münster, welche „eine unausgesetzt sorgfältige Ueberwachung" des Westfälischen Bauernvereins anbefahl, weil „die eminent politische Tendenz desselben" durch Einwirkung auf die letzten Wahlen außer Frage stehe. Der Vorstand erklärte das in bündigster Form für unwahr, und diese Antwort scheint man verstanden zu haben, denn seitdem hat er kein Rescript mehr gelesen. Ob aber die polizeiliche Fürsorge in eine liebevolle sich umgewandelt hat, ist sehr zu bezweifeln, wenngleich man das nach dem Zwecke des Vereins eigentlich erwarten dürfte. — Die Gesinnung, welche der „Liberalismus" dem Bauernverein entgegenbringt, sprach Lasker schon vor zehn Jahren bei Berathung des Hypothekengesetzes im Abgeordnetenhause aus: „Die Bauernfängerei, auf die wir verwiesen sind (Wucher!), fürchte ich viel weniger, als diejenige, die jetzt darin liegt, Petenten einzufangen für eine Petition, wie sie uns aus Westfalen vorliegt." (Heiterkeit.) Lasker meinte den Bauernverein. Der „Liberalismus" würde allerdings gegen die Capital-Leibeigenschaft des Westfälischen Bauers nichts einzuwenden haben.

Der Westfälische Bauernverein hat in wenigen Jahren einen wahrhaft großartigen Aufschwung genommen. Als sich am 30. November 1871 die sämmtlichen Kreis-Bauernvereine verschmolzen, zählte er 1944 Mitglieder. Ende 1872 betrug die Mitglieder-Zahl 2460, 1873 — 3717, 1874 — 4865, 1875 — 6702, 1876 — 7325, 1877 — 9953, 1878 — 13,566, 1879 — 16,057. Am 4. März 1880 gehörten 18,500 Mitglieder dem Westfälischen Bauernverein an! Fortwährend erfolgen neue Anmeldungen. Die Mitglieder vertheilen sich auf fast alle Kreise der Provinz Westfalen, auf fünf benachbarte Kreise der Rheinprovinz,

Digitized by Google

sowie auf fünf Kreise der Provinz Hannover und auf das Großherzogthum Oldenburg.

An der Spitze des Westfälischen Bauernvereins steht sein Begründer, Freiherr von Schorlemer-Alst, als erster Vorsitzender. Dessen Stellvertreter ist der Bauer J. Breuker. Neben beiden fungiren ein Secretär und ein Rendant. Außerdem besteht ein Vorstand von gegenwärtig 61 Mitgliedern, der alle drei Jahre in der General-Versammlung gewählt wird, und ein Ausschuß von je einem Vertreter auf 25 Mitglieder, ebenfalls in der Generalversammlung gewählt. Für das Cassenwesen sorgt ein Curatorium von 4 Mitgliedern. Der Schwerpunkt der Leitung liegt im Vorstand und Ausschuß, so daß die Genossenschaft nicht etwa von den Vorsitzenden zu politischen oder religiösen Zwecken ausgebeutet werden kann. Die Aemter des Vereins sind unbesoldete Ehrenämter; nur der Secretär und der Redacteur des Vereinsorgans erhalten eine Entschädigung.

Welches ist nun die Thätigkeit des Westfälischen Bauernvereins, und welcher Mittel bedient er sich, um seine Aufgabe zu erfüllen, den Bauernstand in Kraft und Würde zu erhalten?

Die Mitglieder übernehmen keine besondere Verpflichtung, aber Jeder, welcher dem Westfälischen Bauernverein beitritt, stellt sich damit auf die Seite Derer, welche den geschlossenen ungetheilten Grundbesitz festhalten wollen. In §. 3 e des Statuts wird empfohlen: „Vorsorge für rechtzeitige Errichtung letztwilliger Verfügung oder Verträge unter Lebenden, wodurch die bäuerlichen Güter ungetheilt, und soweit es die Landesgesetze, insbesondere das Gesetz vom 4. Juni 1856 ermöglichen, ohne zu schwere Belastung mit Abfindungen auf Ein Kind oder Einen Verwandten übertragen werden." Dieser Paragraph thut dieselben Dienste wie eine dem Verein vorangetragene Fahne, denn das stolze ungetheilte Bauerngut, nicht größer und nicht kleiner als das der Väter, ist die Losung. Wenigstens einmal jährlich findet statutengemäß in Münster eine Generalversammlung statt. Es ist interessant zu sehen, wie zahlreich die Mitglieder dann aus allen Gauen der Rothen Erde zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen herbeikommen; Cavaliere mit vornehmer Haltung und Bauern im blauen Leinwandkittel, dazwischen sogenante Junkerbauern in Joppe und Kanonenstiefeln; lauter kräftige vierschrötige Gestalten, lauter Biedermänner, deren Handschlag einen Eid bedeutet. Die Verhandlungen nehmen unter der Leitung des Freiherrn von Schorlemer-Alst immer einen äußerst glatten Verlauf; sie tragen den Charakter der Ruhe und der nüchternsten Ueberlegung. Sehr selten bricht die Begeisterung durch, höchstens bringt ein urkräftiger Witz in plattdeutscher Sprache den Westfälischen Bauer aus seiner Gemüthsruhe, die Phrase vermag nichts über ihn. Nachdenkend sitzt er da, die Hand auf den Eichenbengel gelegt, darauf das Kinn gestützt, und so schaut er zur Rednerbühne hinüber. In der Debatte ergreift nicht selten ein schlichter Bauer das Wort und sagt seine Meinung frisch von der Leber weg. — Außer der Generalversammlung finden zur Belebung des Vereins besonders in Gegenden, welche weiter von Münster entfernt sind, auch Localversammlungen statt. Der Vorsitzende hält sie entweder selbst ab, oder beauftragt damit ein zuverlässiges Mitglied des Vorstands. Denn da man weiß, mit welchen Augen der Verein von

Digitized by Google

oben angesehen wird, so ist man vorsichtig. Würde ein Mitglied sich auf das Gebiet der Politik oder Religion begeben und nur ein Wort zu viel sagen, so könnte es damit, nach dem Erkenntniß des Preußischen Obertribunals vom 7. October 1873, leicht die Existenz des ganzen Vereins gefährden.

Ein Mittel, um den einträchtigen Geist wach zu halten, ist das Organ des Vereins, der „Westfälische Bauer", eine Monatsschrift, nur einen Octavbogen stark, welche jedes Mitglied unentgeltlich erhält. Darin wird Alles abgedruckt, was den Verein betrifft, die Protokolle des Vorstandes, des Ausschusses und der Generalversammlungen, dazu Etat, Rechnungsabschluß, Feuer- und Hagelversicherungs-Wesen u. s. w. Außerdem enthält das Blatt belehrende Artikel über alle Dinge, welche den Bauer angehen und was das Wichtigste ist, alle Gesetze, welche für ihn von Bedeutung sind, so daß sich die Mitglieder auf diese Weise gleichzeitig eine Gesetzsammlung anlegen. Die Zeitschrift ist sonach einzig in ihrer Art zu nennen. Sie hat den richtigen Umfang, um genug zu sagen und um zugleich vom Bauersmann bewältigt zu werden. Sie führt eine kernige, populäre Sprache und vermeidet sowol Fremdwörter wie entlegene Themata, was Alles der Westfälische Bauer als „kauderwelsches Krömellatein" verschmähen würde. Redacteur ist Bauer J. Breuker in Kirchhellen, welcher alle bäuerlichen Verhältnisse und Gewohnheiten genau kennt. Sein erster und letzter Grundsatz ist: „Buer muot Buer blieven! Die aber reich werden wollen ohne Arbeit auf Kosten Anderer, müssen vom Bauer gemieden werden!" Sein Redactionsbureau in einem einsamen Kotten, zwei Stunden von Dorsten, ist wol das einfachste der Welt, aber das Blatt, welches daraus hervorgeht, übertrifft an Gehalt manches Journal einer Großstadt. — Der „Westfälische Bauer" ist übrigens nicht die einzige Literatur des Bauernvereins. Manchmal werden auf Kosten des Letzteren Brochüren an die Mitglieder vertheilt, am liebsten solche, welche von Bauern selbst verfaßt sind. Zwei in ihrer Art musterhafte Flugschriften sind von echten Bauersleuten mit schwieligen Händen ausgearbeitet worden. Die eine behandelt die Grundsätze bei Expropriationen zum Zwecke der Anlage von Eisenbahnen. Die andere betitelt sich: „Beleuchtung der Vorurtheile wider den Entwurf eines Gesetzes über die Vererbung der Landgüter."

Ein weiteres Mittel, wodurch der Verein auf Erreichung seiner Ziele hinzuwirken strebt, ist eine Art Auskunftsbureau in Rechtssachen. Es soll hierdurch den falschen Rathgebern und Winkeladvocaten entgegen gearbeitet werden. Bei der freiwilligen Gerichtsbarkeit, wo es sich um Testamente, Uebertrage des Besitzes, ungetheilt an einen Erben und dergleichen handelt, fehlt weniger juristischer, als praktischer Rath. Der Verein hat daher für jeden Amtsbezirk zwei oder drei Vertrauensmänner gewählt, die verpflichtet sind, über das, was ihnen mitgetheilt wird, Stillschweigen zu beobachten. Zu diesen gehen die Rathsbedürftigen hin, und überlegen mit ihnen, was zu thun sei. Hier erfahren sie auch den Namen eines tüchtigen Rechtsanwalts und erhalten für denselben eine Aufzeichnung, in der bestimmt bemerkt ist, was sie wollen. Schwierigere Sachen werden von einer Obercommission entschieden, die aus mit den Verhältnissen vertrauten Mitgliedern und dem Justitiar des Vereins gebildet ist und gewissermaßen ein endgültiges Gutachten

Digitized by Google

abgiebt. Kosten werden hierfür nicht berechnet. Für die Fälle der streitigen Gerichtsbarkeit sind Einrichtungen augenblicklich in Erwägung. Der Bauer hat bekanntlich den Ruf, daß er gern Processe führt. Man beabsichtigt, Einigungsämter, Friedensgerichte ins Leben zu rufen, aus Bauern und Juristen gebildet, denen die Mitglieder streitige Fälle vorlegen müssen, ehe sie zur Klage schreiten. Im Allgemeinen ist das Procesfiren unter Vereinsmitgliedern und Standesgenossen überhaupt in den Bann gethan.

Die Mittel, wodurch der Verein die Creditfrage zu lösen sucht, sind die Landschaft der Provinz Westfalen und die Geldvermittelung durch den Vorstand. Die Landschaft wird empfohlen für Darlehen, die man unkündbar besitzen und amortisiren will. Sie beleiht nur Höfe von wenigstens 150 Mark Reinertrag bis zum 22fachen des Reinertrages, nimmt 4 Procent Zinsen, ¼ Procent für Verwaltung und ½ Procent für Amortisation, gewährt aber zugleich Antheil am Gewinn. Das Geldvermittelungs-Institut im Verein ist so einfach, daß der Leser darüber lächeln wird. Derjenige, welcher Geld auszuleihen hat, zeigt es dem Vorstande an, und ebenso Der, welcher Geld leihen will. Der Vorstand setzt Beide in Verbindung, gratis und unter strengster Verschwiegenheit. Man predigt unablässig: Der Bauer muß dem Bauer helfen! — Höchst einfach — aber das Ei des Columbus!

Um die Bauern von der Landplage der Agenten der Versicherungs-Gesellschaften zu befreien und sie vor den Uebervortheilungen dieser Institute zu sichern, griff der Verein zu dem Auskunftsmittel des Masseneintritts in eine bestehende Feuer- resp. Hagel-Versicherung, indem er den Eintritt von besonders günstigen Bedingungen abhängig machte. Eine gemeinsame Versicherung der Bauern unter sich wäre das Beste gewesen, aber auch das Schwierigste. Das Beste ist ja der Feind des Guten. Man sagte sich deshalb: der Einzelne ist den Versicherungs-Gesellschaften gegenüber wehrlos, wenn wir aber in so großer Zahl vereinigt beitreten, so muß man uns gut behandeln. Wiederum höchst einfach: die Verbündung des Versicherungscapitals gegen das Actiencapital! Nach reiflicher Prüfung von siebzehn Feuerversicherungs-Gesellschaften durch eine Commission von Männern, die auf diesem Gebiet Erfahrung besitzen, wurde die München-Gladbacher Societät als diejenige ausersehen, welche bei aller Solidität dem Verein die günstigsten Bedingungen und billigsten Prämiensätze anbot. Demgemäß hat der Westfälische Bauernverein am 13. August 1873 mit der Gladbacher Feuer-Versicherungs-Gesellschaft einen Vertrag auf vorläufig zehn Jahre für seine Mitglieder abgeschlossen, und bedienen sich dieselben seitdem in großer Zahl dieser Versicherung; doch ist die Betheiligung daran freigestellt. — In gleicher Weise wurde mit den Versicherungs-Gesellschaften gegen Hagelschlag verfahren. Der Verein prüfte eine ganze Reihe derselben und erwählte die Norddeutsche Hagel-Versicherungsgesellschaft, welche bekanntlich auf Gegenseitigkeit begründet ist. Der Vertrag mit derselben ist am 15. Februar 1877 abgeschlossen. Ein Zwang, der Versicherung beizutreten, findet auch hierbei nicht statt.

Das sind in Kürze die Mittel und Wege, durch welche der Verein seinen Mitgliedern und dem ganzen Bauernstande nützlich zu werden bestrebt ist. Es giebt freilich manchen Stein, den er selbst nicht aus dem Wege zu räumen vermag. Dann

Digitized by Google

betritt er den Weg der Petition an den Reichs- oder Landtag und darf erwarten, daß die Stimme von Tausenden selbstständiger Grundbesitzer nicht ungehört verhallt.

Der Westfälische Bauernverein ist erst 18 Jahre alt und, so zu sagen, erst 9 Jahre mündig; doch hat er bereits ansehnliche Erfolge aufzuweisen. Um bei dem Materiellsten anzufangen, so hat er, trotz der laufenden Ausgaben, sich ein Vermögen von etwa 75,000 Mark angesammelt, und außerdem im Laufe der Jahre für verschiedene Standesgenossen in besonders dringenden Fällen 10,000 Mark geopfert. Der Cassenbestand ist zu 4 Procent sicher belegt; ein kleiner Theil desselben ist unverzinslich verliehen zur Erhaltung eines unter Vormundschaft stehenden Hofes und zur Unterstützung von Bauern, welche durch Hagelschlag oder Viehseuche schwer beschädigt waren. Ferner ist das Inslebentreten der Landschaft vorzugsweise der Thätigkeit des Präsidenten des Westfälischen Bauernvereins zu verdanken. Herr von Schorlemer konnte dem Institut unter Hinweis auf die Unterstützung durch den Verein eine Zukunft versprechen, und wenn es jetzt wirklich florirt, so bewirkt das der Westfälische Bauernverein, welcher es unablässig empfiehlt. Andrerseits wird dadurch manchem Grundbesitzer die Last der Abfindung seiner Geschwister und die Rettung seines Hofes aus der Verschuldung erleichtert. Der Westfälische Bauernverein hat außerdem an die Direction der Landschaft den Antrag gestellt, die Beleihungsgrenze zu erweitern, damit auch kleinere Grundbesitzer, welche nur etwa 50 Mark Reinertrag haben, von dem so zweckmäßigen Institut Gebrauch machen können. Auch das wird erreicht werden, wie die Direction bereits angedeutet hat. — Sodann ist bei der einfachen Geldvermittelung im Verein ein jährlicher Umsatz von etwa 300,000 Mark erzielt worden. Die Capitalien sind in Höhe von 600 bis 45,000 Mark, und zwar immer nur zu 4 Procent verliehen. Den Betheiligten hat die Sache baar nichts gekostet, und manche Bauern der verschiedensten Kreise, welche sich früher nie gesehen, haben sich auf diesem Wege kennen und schätzen gelernt und sind Freunde geworden, zum Entsetzen der Capital-Agenten und Cassenhalter. Wie Manchem ist durch den Privatcredit geholfen, der sonst in die Hände der Wucherer gefallen wäre! — Ein hübsches Resultat haben auch die Vereins-Versicherungen geliefert. Die Gesammt-Versicherungssumme der Vereinsmitglieder bei der München-Gladbacher Feuerversicherung beträgt zur Zeit rund 600 Millionen Mark; und wie groß das Zutrauen zu der Vereins-Versicherung ist, geht daraus hervor, daß sich eine Stadt — als Grundbesitzerin — und ein ganzer landwirthschaftlicher Verein von 170 Mitgliedern — letzterer von der Holländischen Grenze — hauptsächlich der Versicherung wegen, zum Eintritt in den Westfälischen Bauernverein angemeldet haben. Die Vortheile liegen auf der Hand: die Prämiensätze sind niedrig, verfängliche Clauseln giebt es in den Policen nicht, und hat Jemand ein Brandunglück, so kann er einer willfährigen Schadenregulirung sicher sein. Ein abgeordnetes Mitglied des Vorstandes steht ihm dabei zur Seite. Bei Streitigkeiten zwischen dem Versichernden und der Gesellschaft tritt mit Ausschluß der gerichtlichen Klage das schiedsmännische Verfahren ein. Aus den vertragsmäßig an die Casse des Vereins abzuführenden 10 Procent der Prämieneinnahme und 10 Procent des Reingewinnes von den Versicherungen der Mitglieder ist überdies in der Haupt-

Digitized by Google

sache das Vermögen des Vereins entstanden. Die Hagel-Versicherungs-Gesellschaft hat contractlich 2 Procent der Vorprämien-Einnahme an die Vereins-Casse abzugeben. Leider hat das Jahr 1880 bedeutende Hagelschäden gebracht, weshalb 80 Procent der Vorprämie nachzuzahlen sind. Immerhin aber ist die Lage der Vereinsmitglieder als sehr günstig zu bezeichnen, denn ihre Gesammt-Vorprämie pro 1880 betrug nur 40,650 Mark. Die Gesellschaft aber hat 1880 an die Mitglieder des Bauern-Vereins 168,110 Mark Entschädigungsgelder zahlen müssen. Würde man den Verlust allein auf die Vereinsmitglieder vertheilen, so hätten sie 536 Procent Nachprämie zu zahlen!

Verfolgen wir die Thätigkeit des Westfälischen Bauernvereins weiter, so hat er zwar in der Angelegenheit des Berggesetzes und des Hypothekengesetzes bislang vergebens petitionirt. Auch fiel sein Gutachten bei der neuesten Zollgesetzgebung nicht sonderlich in's Gewicht. Doch ist nicht zu leugnen, daß der Westfälische Bauernverein einen mächtigen Anstoß zur Beschränkung der Wucherfreiheit gegeben hat, und wenn die Regierung jetzt eine Erhebung über die Frage veranstaltet, ob den Bauern die Wechselfähigkeit zu entziehen sei, so hat Baron Schorlemer, im Namen des Westfälischen Bauernvereins, dazu nicht wenig beigetragen. Vorzüglich aber fand der Westfälische Bauernverein Gehör in Sachen des bäuerlichen Erbrechtes. Hier ist gerade die Hauptaufgabe des Vereins: er will erreichen, daß auch im Falle kein Testament vorliegt, der Hof ungetheilt bleibe, an Einen Erben falle, und durch eine vernünftige, nach dem Ertragswerth berechnete Abfindung nicht überbürdet werde. Die Petition, welche dieserhalb nebst dem im Verein ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzes über Vererbung der Westfälischen Landgüter, dem Abgeordnetenhaus in seiner vorigen Session vorlag, fand auf allen Seiten Sympathie. Die gegenwärtig veranstaltete Enquête betrifft nur die Frage, ob ein derartiges Gesetz vielleicht ein Bedürfniß für die ganze Monarchie sei. Der Provinziallandtag von Westfalen hat sich dafür ausgesprochen, und so wird man wenigstens dieser Provinz die gesetzliche Anerkennung des Anerbenrechtes nicht vorenthalten können, zumal man der Provinz Hannover dasselbe in Form der Höferolle gewährt hat. Daß die Frage nicht einschläft, dafür wird der große Westfälische Bauernverein und sein ebenso geschickter wie unermüdlicher Präsident schon sorgen.

Viel höher als alle diese Errungenschaften, die mehr praktisch-materieller Natur sind und wodurch direct oder indirect der Provinz ihr Vermögen und ihr Besitzstand erhalten wird, sind die Erfolge des Vereins auf geistigem, socialem und sittlichem Gebiete anzuschlagen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Westfälische Bauernstand intellectuell gewonnen hat; er ist aufgeklärt über die Agentenkniffe, das Wucherthum, die Winkeladvocaten, den Annoncenschwindel und über die Afterweisheit der Manchesterleute. Der Verein hat darauf hingewirkt, daß der Bauer seine Kinder vorwiegend praktisch, mit Erhaltung des bäuerlichen Charakters, ausbilden läßt, zunächst auf landwirthschaftlichen Schulen oder in Pensionaten, dann aber besonders in Musterwirthschaften. — Doch die besten Früchte des Westfälischen Bauernvereins wuchsen auf moralischem Gebiet. In wie viel Bauerhäusern die gute alte Sitte und die hergebrachte Ordnung ge-

Digitized by Google

wahrt, wieviel Luxus verhindert, wieviel Processe unterblieben sind, das läßt sich ziffermäßig nicht nachweisen, aber sicher ist, daß die guten Ueberlieferungen höher gehalten werden, seitdem der Westfälische Bauernverein ihren Werth fort und fort betont. Ferner hat der Verein die böse Kluft überbrückt zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz. Im Westfälischen Bauernverein findet der Edelmann Gelegenheit, für den Bauer mitzusorgen. Er thut das auch redlich durch Rath und That, und überwindet so das verderbliche Mißtrauen zweier auf einander angewiesenen Stände. Wie rühmlich ist es z. B., daß in Westfalen die Schlösser der Edlen jetzt die Schulen sind, in denen die Bauerntöchter in der rationellen Wirthschaft unterrichtet werden! Es ist ferner doch als ein socialer Fortschritt anzusehen, daß die Bauern mit dem modernen Princip des Individualismus gebrochen haben. Alle socialen Leiden erzeugt der Egoismus, das: „Jeder für sich!“ — welches zum Kampfe Aller gegen Alle führt. Demgegenüber erklärt der Westfälische Bauernverein: „Einer für Alle, und Alle für Einen!“ Diese Hingabe an das Allgemeine, um in dem Heil des Allgemeinen das eigene private Heil zu suchen, ist ein nachahmungswürdiges Beispiel für das ganze Volk. Der Bauernstand unterscheidet sich wesentlich und besonders güterrechtlich von andern Ständen; er unterliegt andern Bedingungen und andern Gesetzen. Dieses betont der Westfälische Bauernverein mit Nachdruck, und ist darum eine lebendige Verkündigung der natürlichen ständischen Gliederung. Der schönste Erfolg des Vereins ist endlich die Wiederherstellung und Hochhaltung der Bauernehre. Das Wort „Bauer“ war ziemlich in Verruf gekommen, und es ist anfangs den Herren Landwirthen, Oekonomen, Colonen und Hofbesitzern etwas schwer geworden, sich einen Verein von Bauern zu nennen. Jetzt ist der Bauer wieder zu Ehren gekommen, und er hat entschieden in Anderer und in seiner eigenen Schätzung gewonnen. Das Wort „Bauer“ bezeichnet wieder sowol die schwere Arbeit im Schweiße des Angesichts, als auch die sittliche Kraft des Landmanns. Das Wort übt eine heilsame Wirkung aus auf die kranken Nerven unseres arbeitsscheuen Geschlechts.

Wenn der Westfälische Bauernverein, welcher bislang keinem Gerichte etwas zu schaffen gemacht und in Friede und Eintracht geblüht hat, auch ferner von aller Störung verschont bleibt, so winkt ihm noch ein weites Feld der Ausbreitung und Arbeit. Ob sich in anderen Provinzen eine Nachahmung des Westfälischen Bauernvereins empfiehlt, hängt von den Zuständen und Verhältnissen ab. Es gehören eben Bauern zu einem Bauernverein. Wo sie aber noch vorhanden sind, da sollten sie nicht zögern, sich untereinander fest zusammen zu schließen. Die Bauernwelt ist das Widerspiel der Börsenwelt. Jene arbeitet, ohne auf fremdes Gut zu speculiren. Diese speculirt auf fremdes Gut, ohne zu arbeiten. Deshalb ist der Westfälische Bauernverein, welcher sich für seinen Theil gegen die entsittlichende und knechtende Börsenwelt wehrt, eine eindringliche Mahnung: Emancipire sich die arbeitende Gesellschaft von den speculirenden Faulenzern!

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Zu den Gründer-Debatten im Preußischen Abgeordnetenhause. Sogar die Jüdisch-„liberale" „National-Zeitung" mußte am 11. December zugeben: „Den Gründerskandal hat Herr Richter in die Verhandlung hineingebracht." Am 22. November, am zweiten Tag der großen Judendebatte, hatte Eugen Richter die Stirn, drei Conservative als Generalgründer der Schwindelperiode hinzustellen, und einen neuen Hymnus auf Lasker's „Enthüllungen" anzustimmen. Hofprediger Stöcker antwortete: Herr Richter „hat von Neuem diesen Mythus von jenem Cato Censorius (Lasker), der mit dem Knüppel die Socialdemokratie bearbeiten will, hervorgebracht. Ich muß sagen, mich indignirt das; ich glaube, daß diese Debatte heute eine Abrechnung für die Unwahrheit ist, welche damals geübt wurde." Stöcker hatte es in der Hand, diese Abrechnung sofort und glänzend vorzunehmen, aber er unterließ es leider. Er wies darauf hin, daß von den 75 „Notabeln", welche am 14. November die famose „Erklärung" im Dienste der Judenschaft erlassen, mehr als ein Viertel mit Gründungen aus dem Jahre 1870 bis 1873 verknüpft sind, weigerte sich aber, die Namen der Betreffenden zu nennen, obwol ihn die Linke des Hauses der Unwahrheit zieh und ihn mit unerhörter Dreistigkeit herausforderte. Stöcker war mit dem nöthigen Material ausgerüstet, erklärte aber, davon aus „Tactgefühl" und „Schonung für Andere" auf der Tribüne keinen Gebrauch machen zu wollen. Diese Zurückhaltung erwies sich jedoch bald als ein schlimmer Fehler, und setzte Herrn Stöcker in arge Verlegenheit. Denn die „Liberalen" machten jetzt in sittlicher Entrüstung, und begannen ihren Ankläger zu jagen und zu stellen, wie die Hunde das Wild. Inzwischen brachte die „Deutsche Landeszeitung" eine „Gründerliste", die jedoch unvollständig war, und von Herrn Stöcker nicht als die seinige anerkannt wurde. Er schien entschlossen, nun doch die Namen öffentlich zu nennen, und damit wurden die „Liberalen" sofort kleinlauter. Vergebens wartete die Welt am 9. und dann am 10. December, Stöcker werde vor der Tagesordnung das Wort erbitten und die „Gründerliste" verlesen. Statt dessen reichte er sie am zweiten Tage schriftlich ein, legte sie bei der Etatsberathung, zum Titel „Evangelische Geistliche" auf den Tisch des Hauses nieder und machte dazu einige schwächliche Bemerkungen, die ihm bittere und scharfe Entgegnungen eintrugen. Die Affaire hätte sich vor dem ganzen Lande zu einem Drama im hohen Stil gestalten können; Herr Stöcker aber zog es vor, daraus eine Tragikomödie zu machen, und wir fürchten, er hat damit seiner politischen Laufbahn Abbruch gethan. Auch die Liste, welche er jetzt zu den Acten gab, war nicht vollständig; sie enthielt, wieder aus „Schonung für Andere", nicht den Namen des Rechtsanwalts von Wilmowski, welcher in der Schwindelperiode als dreifacher Aufsichtsrath genannt wurde. Zu solcher Weglassung war Herr Stöcker durchaus nicht berechtigt, und sie kann in keiner Weise entschuldigt werden. —

Bei der Judendebatte war Herr Strosser Herrn Stöcker beigesprungen, und hatte für die Conservativen den Sieg davongetragen. Am 10. December nahm Herr von Ludwig das Banner auf, das Herr Stöcker sinken ließ, und trug es mitten in die Reihen der Feinde. Herr von Ludwig ist kein Talent, kein Redner, aber er ist, was in unserer Zeit

Digitized by Google

auch etwas bedeuten will, ein ehrlicher, unabhängiger, freimüthiger, furchtloser, ritterlicher Mann. Er ist in unsern Parlamenten der einzige Mann, der die Gründer- und Corruptions-Frage zu behandeln wagt, der den Gründern persönlich zu Leibe geht. Darum ist er aber auch zum einsamen „Wilden" geworden. Wegen seiner Gründerreden verleugneten ihn die Führer des Centrums, schied er December 1877 aus der Fraction. Sein Hauptverbrechen ist, daß er bei jeder Gründerrede auf die Bücher von Otto Glagau über den Börsen- und Gründungsschwindel verweist, welche die parlamentarischen und unparlamentarischen Gründer und Gründergenossen aller Parteien kennzeichnen, und daher allen Parteien ein Gräuel sind, auf alle wirken, wie ein rother Lappen auf den Stier. Wenn Herr von Ludwig sich erhebt, flüstern sogar seine besten Freunde: „Nennen Sie aber Glagau nicht!" Und wenn er diesen gefährlichen Autor nun doch nennt, bricht die Linke, die sich am meisten gefährdet weiß, in ein Indianer-Geheul aus — Eugen Richter stets voran — während die Rechte unbehaglich auf ihren Sitzen rückt. Hauptsächlich um der Citate aus Glagau willen, werden die Reden des Herrn von Ludwig in der Presse mehr oder weniger unterschlagen, entstellt, gefälscht, wird der Redner verhöhnt, lächerlich gemacht, für einen Narren, ja für einen Tollhäusler ausgegeben. Trotzdem und alledem hat Herr von Ludwig unter der Rechten und namentlich im Centrum viele Freunde — denn die weitaus große Mehrzahl des Centrums ist, wie das katholische Volk und die katholische Presse, entschieden gründerfeindlich. Herrn von Ludwig's Anhang wächst täglich im Lande, und in seinem Wahlkreis beweist er sich als unerschütterlich. Auch hat er schon einige Resultate aufzuweisen. Es ist mit sein Werk, daß die parlamentarischen Gründer Bennigsen, Miquel, Hammacher, Braun, Bamberger, Kardorff ꝛc. ꝛc. etwas mürbe geworden, und der vielgefeierte Gründertödter Lasker schließlich im Abgeordnetenhause keinen Platz mehr gefunden hat. Recht und Wahrheit sind noch heute keine verächtlichen Waffen.

Schon am 3. December wußte sich Herr von Ludwig zu einer neuen, diesmal übrigens ganz vortrefflichen Gründerrede zu verhelfen, indem er den Antrag eingebracht hatte: eine amtliche Statistik der Gründungen und der Gründer, letztere nach ihrer politischen Stellung und ihrem religiösen Bekenntniß zu veranstalten. Der Regierungs-Commissar, Geheimrath Herrfurth, wahrscheinlich auch ein „Liberaler", antwortete wegwerfend: Zu einer solchen Statistik, wenn man derartige Ermittelungen überhaupt noch mit diesem Namen beehren will (!), glaubt die Staatsregierung keine Veranlassung zu haben." Freiherr von Schorlemer-Alst erklärte: „Meine Freunde und ich werden aus denselben, hinreichend und weithin bekannten Gründen, aus welchen wir damals den Abgeordneten von Ludwig desavouirt haben, heute gegen seinen Antrag stimmen." Der „liberale" Oberamtmann Struve veranlaßte, indem er Herrn Stöcker der „Verleumdung" und „Feigheit" zieh, und die gesammte Rechte gröblich beleidigte, einen weit ärgern Skandal als ihn Herr von Ludwig je verursacht hat. Herr Rickert trat als feuriger Anwalt von Gründern und Gründergenossen auf, die im Hause garnicht genannt waren, und ließ sie in weißen Gewändern und mit Flügeln an den Schultern durch den Saal schweben. Am 10. December machte Herr von Ludwig folgende Mittheilung: Die Gründerliste, welche die „Deutsche Landeszeitung" und nach ihr die „Germania" veröffentlichte, und die Liste, welche Herr Stöcker nun eingereicht hat, entstammen beide ein und derselben Quelle, nämlich den actenmäßigen Ermittelungen Glagau's, der auch im neuesten Heft (23) des „Kulturkämpfer" die ausführliche und vollständige Liste erbringt. Herr von Ludwig legte dieses Heft gleichfalls auf den Tisch des Hauses nieder, und gab dann an der Hand des „Kulturkämpfer" noch eine Reihe von Einzelheiten, namentlich insofern sie Herrn Kieschke, den „verehrten Freund" des Herrn Rickert betreffen. Als der Redner bemerkte, daß „ein Premier-Lieutenant a. D.

Digitized by Google

Assing an öffentlicher Stelle mit blutrother Dinte eine Quittung auf die Wange des Herrn Kieschke geschrieben hat" — brach tosender Lärm aus. Eugen Richter geberdete sich wie ein Rasender, und wie Viele im Hause gehört haben wollen, schrie er: „Gemein!" „Gem einheit!" „Gemeiner Kerl!" Präsident von Köller scheint diese wüsten Schimpfworte nicht gehört zu haben, denn er rügte sie nicht. Der Lärm wiederholte sich, als Herr von Ludwig äußerte: „In unsern Parlamenten wird man gezwungen, mit Männern unter einem Dach zu tagen, gegen welche die schlimmsten Dinge verbreitet sind." Jetzt rief Präsident von Köller den Redner zur Ordnung, und zwar, vorsichtiger Weise, gleich zum zweiten Mal, obwol nach Ausweis des stenographischen Berichts, ein erster Ordnungsruf noch garnicht erlassen war. Diesmal verurtheilte fast das ganze Haus das Auftreten des Herrn von Ludwig, und fast die gesammte Presse brach über ihn den Stab. Jedes weitere Wort ward ihm vom Präsidenten verweigert, Herr Kieschke dagegen wurde zweimal zu einer Rechtfertigung zugelassen, und erntete beim zweiten Mal „lebhaften Beifall auf allen Seiten des Hauses". Als Herr von Ludwig entgegnen wollte, sprach Herr von Köller: „Ich bin der Meinung, daß wir es uns und dem Lande schuldig sind, jetzt den Staatshaushalts-Etat zu berathen. („Lebhafte allseitige Zustimmung.") Ich verweigere es Ihnen, jetzt in dieser Angelegenheit Antwort zu geben." Der Präsident blieb bei dieser Weigerung und erklärte nur, am 14. December: Der Abg. von Ludwig hat auf den Tisch des Hauses Urkunden niedergelegt, welche darthun sollen, daß er in der bekannten Gründer-Angelegenheit die Wahrheit gesagt hat. — Die beigebrachten Urkunden — beglaubigte Auszüge aus dem Handelsregister — erweisen nun aber — und das ist doch ein gewaltiger Unterschied — daß Herr Kieschke bei seiner Rechtfertigung in mehreren Punkten thatsächliche Unwahrheiten behauptet hat. Trotzdem versicherten „liberale" Blätter, namentlich der „Berliner Börsen-Courier" der Gebrüder Davidsohn und das „Berliner Tageblatt" von Moses & Cohn, daß sie von den gegen Herrn von Ludwig erhobenen Beschuldigungen nichts zurücknehmen könnten, und zugleich brachten sie eine Entgegnung des Herrn Kieschke, welcher sich nach Möglichkeit auszureden sucht und dazu den klassischen Satz schreibt: „Es ist also nur ein Streit um Worte." Jetzt endlich ließ die „Germania", welche noch Tags vorher sich ähnlich, wie Präsident von Köller, über die eingereichten Urkunden ausgedrückt hatte, folgenden Artikel los:

„Das Centrum hat sich weder durch frühere Provocationen noch durch die jüngsten Zwischenfälle aus seiner Reserve bezüglich der Gründer locken lassen (Ei, wie vorsichtig!) und die „Germania" hat die Sache nur insoweit berührt, als es zur Abwehr des ungemein kühnen Ausfalls Richter's gegen einige conservative Dilettanten in der Gründerei geboten war. Wenn aber die Verlogenheit auf „liberaler" Seite, sowol im Parlament wie in der Presse, in der bisherigen Weise zu wachsen fortfährt, dann muß schließlich doch jeder ehrliche Mensch sich die Frage vorlegen, ob er mit verschränkten Armen dem Triumph der nackten Unwahrheit zuschauen darf. (Also erst dann?) Nachdem actenmäßig constatirt ist, daß unter der judenfreundlichen Erklärung sich mehr als ein Viertel der Unterschriften aus Kreisen recrutirt, in denen der Erwerbstrieb mindestens ebenso stark entwickelt ist, wie die Anhänglichkeit an das „Vermächtniß Lessing's", können wir es ja mit innerem Hohngelächter anhören, wenn der Abg. Rickert den Herrn Dr. Werner Siemens nebst „Cyclop" und „Deutscher Bank" mit Heiligenschein verbrämt, und Herrn Kieschke als einen großmüthigen Mann darstellt, der den Bürgermeisterposten mit 4000 Thaler aufgiebt, um als uneigennütziger „Gründer" die Menschheit mit Markthallen, Hôtels und ähnlichen Dingen zu versorgen. Aber was wir nicht dulden können, ist die Gründung eines systematischen Terrorismus der Lüge. Herr von Ludwig, dem man Alles eher vorwerfen kann, als die

Digitized by Google

Spur einer Unehrlichkeit, wird im Parlament und in den Blättern als gemeiner Lügner, Verleumder ꝛc. hingestellt, ohne daß ihm auch die kleinste Lüge nachgewiesen ist, und diese ungerechten, heuchlerischen Wahrheitskämpfer betheiligen sich ihrerseits an dem unzweifelhaftesten Lügenwerk!" — (Es wird nun der Inhalt der vorgelegten Urkunden erhärtet. Dann heißt es weiter:) „Angesichts dieser Actenstücke haben einige Blätter die Stirn, auf Grund einer inhaltlosen Ausrede Kieschke's, den Vorwurf der Lüge gegen Herrn von Ludwig aufrecht zu erhalten, und Herrn Kieschke trotz des offenbaren Widerspruchs zwischen seinen Erklärungen und den Acten als Sieger und Wahrheitsfreund zu feiern. Wir wiederholen, gegenüber einer solchen Frechheit treten die Bedenken, welche uns das Auftreten des Abgeordneten von Ludwig einflößt, immer mehr zurück, und man ist versucht, es für seine Pflicht zu halten, an diesem Streite auf Seiten der Wahrheit, die, so inopportun (Warum „inopportun", liebe „Germania"?) und ungeschickt sie auch vorgebracht sein mag, doch immer die Wahrheit bleibt, entschiedenen Antheil zu nehmen. . . . . Es ist dringend zu wünschen, daß der Brustton der geheuchelten sittlichen Entrüstung, mit dem man gegen die Herren von Ludwig, Glagau ꝛc. loszieht, ein wenig herabgestimmt werde; Herr Eugen Richter sowol wie die „liberale" Presse muß es sich versagen, diesen zweifellos in gutem Glauben handelnden Leuten „gemeine" Schimpfwörter an den Kopf zu werfen, und die offenkundigen Unwahrheiten der bedrängten Gründerfremde mit forcirtem Beifall zu begleiten. Wir wollen wol die Sache auf sich beruhen lassen (Wieder sehr vorsichtig!) aber wir haben keine Lust, als stumme Zuschauer den Orgien der Lüge, die auf unsere Langmuth sündigt, zu assistiren."

Wir müssen nun eine kleine Abrechnung zunächst mit der „Germania" selber vornehmen. Also von Ludwig und Glagau sind „zweifellos in gutem Glauben handelnde Leute"? Klingt das nicht fast wie: von Ludwig und Glagau sind zwar Narren, auch nicht immer ganz zuverlässig, insofern sie mancherlei Unrichtiges und Ungereimtes behaupten, aber sie handeln wenigstens im „guten Glauben"? — Ferner ist uns davon, daß bei der neuesten Gründer-Affaire auch Glagau mit „sittlicher Entrüstung" und „gemeinen Schimpfwörtern" bedacht worden, nicht das Mindeste bekannt. Soviel wir wissen, haben Eugen Richter und Genossen, wie die „liberalen" Blätter, es sorgfältig vermieden, Glagau auch nur Ein Mal zu nennen. Die „liberale" Presse beobachtet schon seit Jahren in Betreff Glagau's und seiner Bücher feierliches Stillschweigen. Denn diese Bücher sind den „Liberalen" nicht geheuer, sind für die Börsen-„Liberalen" geradezu vernichtend. Es ist ihnen nicht gelungen, irgend eine thatsächliche Unrichtigkeit darin nachzuweisen. Auf Grund dieser Bücher ist Glagau von drei Juden verklagt und zu Geldbußen von 30 bis 100 Mark verurtheilt worden, wegen gewisser Ausdrücke wie „Dividendenjauche", „Gründerpatriarch" ꝛc., in welchen der Richter eine Beleidigung der betreffenden Gründer fand. Diese für Juristen wie für Laien höchst merkwürdigen Erkenntnisse werden wir im „Kulturkämpfer" veröffentlichen. Als nun Herr von Ludwig im Abgeordnetenhause betonte, daß Glagau in keinem Punkte widerlegt worden sei, rief Eugen Richter dazwischen: „Hundertmal!" — mußte sich aber die Antwort gefallen lassen: Das ist eine thatsächliche Unwahrheit, Herr Richter!" Weil Herr von Ludwig auf der Tribüne constatirte, daß Glagau nur wegen formaler und sogar indirecter Gründerbeleidigung verurtheilt worden, brachte die „National-Zeitung" unterm 15. December einen Artikel, worin sie ausführte: zwischen Beleidigung und Verleumdung bestehe nur ein juristischer, kein materieller Unterschied; und es sei nur die Folge einer gesetzgeberischen Neuerung, daß viele Leute, die nach der Rechtsüberzeugung des Volkes (wahrscheinlich der Judenschaft!) Verleumder sind, sich brüsten und in die Welt hinausrufen: Ich bin nicht wegen Verleumdung, sondern nur wegen Beleidigung bestraft, und wer

Digitized by Google

mich einen Verleumder nennt, verleumdet mich!" Dieses perfide Stückchen — natürlich wieder ohne einen Namen zu nennen — leistet das Jüdische Blatt, dem Glagau nachgewiesen, daß es durch seinen Redacteur Julius Schweitzer, der sich selber an den faulsten Gründungen (wie Staßfurter Chemische Fabrik und Nienburger Zuckerfabrik) betheiligte, dem Börsen- und Gründungsschwindel den größten Vorschub geleistet hat, und in dessen Redaction jetzt der „Volkswirth" Alexander Meyer sitzt, der unter Herrn Wehrenpfennig als Börsen- und Handels-Redacteur der vergründeten Spener'schen Zeitung waltete, welche sich damals in den schnödesten Reclamen für die blutigsten Gründungen erging.

Wie uns also scheinen will, ist Glagau von der „Germania" etwas gewaltsam und nicht gerade zu seinem Vortheil in ihren Artikel hineingezogen worden, während sie sonst, wo sie alle Ursache hätte, ihn zu nennen, ihn auch lieber todtschweigt. Seitdem die Leitung des Blattes von Dr. Majunke auf Dr. Franz übergegangen ist, beobachtet die „Germania" in Sachen der Gründer eine auffällige Zurückhaltung, verhält sie sich gegen die Arbeiten und Bestrebungen von Glagau außerordentlich kühl. Ueber den „Kulturkämpfer" brachte sie, abgesehen von einer kurzen und höchst fragwürdigen Besprechung, dann und wann eine magere Inhaltsangabe, obgleich unsere Zeitschrift gerade in katholischen Kreisen stark verbreitet ist, und den Katholiken soviel Gerechtigkeit widerfahren läßt, für ihre Rechte so nachdrücklich und so wirksam eintritt, wie es in keinem andern, von einem Protestanten herausgegebenen Journal geschieht, so daß unter unsern protestantischen Lesern schon Bedenken laut geworden sind, und unsere Gegner uns für ein Blatt von ultramontaner Färbung auszugeben suchen. Glücklicher Weise können wir uns über die Kühle der „Germania" mit der Anerkennung trösten, die wir bei der übrigen katholischen Presse in allen Stücken, auch in der Gründerfrage gefunden haben.

Kommen wir nun zu der Rechtfertigung des Herrn Kieschke. Derselbe erzählte am 10. December im Abgeordnetenhause: Lieutenant a. D. Assing, welcher ihn öffentlich geschlagen habe, sei der Sohn eines in den zwanziger Jahren eingewanderten Chinesen. Jedenfalls thut dies nichts zur Sache. Herr Kieschke fuhr fort: „Mit diesem Mann habe ich nie in einem andern Verkehr gestanden, als in dem, daß er der von mir vertretenen Gesellschaft ein Hypothekendarlehn schuldig war, daß er dieses Darlehn nicht zahlen konnte, daß ich nicht in der Lage war, ihm weitere Nachsicht zu gewähren, als ihm schon ein Jahr lang gewährt worden war, daß in Folge dessen ein Subhastationsantrag gestellt wurde." Mit dieser Angabe stimmt nicht ganz die Erklärung, welche Assing unterm 10. März 1876 in der Berliner „Staatsbürgerzeitung" erließ, und welche folgendermaßen lautet: „Die „Vossische Zeitung" vom 4. März bringt unter „Lokales" einen Artikel über eine Affaire mit dem Abgeordneten Oberbürgermeister a. D. Kieschke in Ausdrücken, die zweifelsohne milder ausgefallen sein würden, wäre dieselbe über die Veranlassung dazu orientirt. Vom Standpunkt des einfachen Beobachters aus ist es leicht, ein verdammendes Urtheil zu fällen; doch ändert sich dies hoffentlich, wenn man erfährt, daß der betreffende Excedent, von dem Gegenstande der augenblicklichen Theilnahme mit Hab und Gut in Frage gestellt, durch Handlungen desselben, die zur Zeit der Staatsanwaltschaft zur Beurtheilung vorliegen, und außerdem schmählich beleidigt, in dem Augenblick, wo er ihm zufällig begegnet, das Gleichgewicht verliert und über die Grenze des sonst unter Gebildeten Ueblichen hinausgeht. Wenn die „Vossische Zeitung" einen Nachdruck auf den „Landtags-Abgeordneten" legt, so bedenkt sie nicht, daß der p. Kieschke vor allem Director der Deutschen Baugesellschaft ist, der, hier sei es gesagt, die Grundstücke Louisen-Straße 20 und 21 auf eigenthümliche Weise sub hasta brachte und dem Eigenthümer erklärte, seine Person und sein Ruin seien

Digitized by Google

ihm gleichgültig. Ob der Umstand, daß ein solcher Mann die hohen Ehren eines Abgeordneten genießt, den betreffenden Excedenten nicht um so mehr aufbringen mußte, und ob dies nicht gerade ein Milderungsgrund für seine im Affect der Entrüstung geschehene Handlungsweise ist, wäre eine Frage für alle Gebildete. Ich habe keinen Grund, mich nicht offen als Denjenigen zu bekennen, der die betreffende Ohrfeige ertheilt, bemerke nur noch, daß ich den v. Kieschke weder überfallen noch auch so schnell verlassen habe, daß meine Verfolgung nothwendig gewesen wäre, wie einige Zeitungen vermuthen lassen. Er hat mich deutlich erkannt. Indem ich an die Vossische Zeitung das Ersuchen stelle, diesen Brief in ihre Spalten aufzunehmen, hoffe ich, sie wird seiner Zeit meine Rechte in Sachen contra Kieschke und „Deutsche Baugesellschaft" ebenso vertreten wie Diesen, auch wenn ich nicht die Ehre habe, Abgeordneter zu sein." — Eine Notiz in der „Staatsbürgerzeitung" vom 4. März 1876 besagt: Assing „scheint durch diese Gewaltthätigkeit Genugthuung gesucht zu haben für Vermögensverluste, welche derselbe beim Kaufe eines von der Deutschen Baugesellschaft erworbenen Grundstücks dadurch erlitten habe, daß ihm sowol bezüglich der Miethsverhältnisse, wie auch über die Inhaber der Hypotheken und ihre Kündbarkeit von der Verkäuferin falsche Angaben gemacht worden seien." Des Weiteren berichtete die „Staatsbürgerzeitung" unterm 9. März 1876: „Die Häuser des v. Assing sollten am Mittwoch (den 8.) auf Antrag des Directors der Deutschen Baugesellschaft Kieschke auf dem Stadtgericht subhastirt werden. Der Antrag bezüglich des Hauses Louisenstraße 21 wurde zurückgenommen, das Grundstück Louisenstraße 20 dagegen der Berliner Stadtbahn für 400,100 Mark zugeschlagen." Thatsächlich sind beide Häuser an Assing von der Deutschen Baugesellschaft verkauft worden, und diese hat hinterher auch das Grundstück Louisenstraße 21 wieder zurückgenommen.

In seiner öffentlichen Rechtfertigung schlüpft Herr Kieschke über die wesentlichen Punkte hinweg, und tritt die Nebenumstände breit. Er kann nicht bestreiten, daß er mitten in der Schwindelperiode seinen gut dotirten Oberbürgermeister-Posten zu Königsberg i. Pr. jählings verlassen hat und in die Dienste des Generalgründers Adalbert Delbrück getreten ist, daß er als Director der Deutschen Baugesellschaft ein Minister-Gehalt bezog und außerdem als mehrfacher Aufsichtsrath erkleckliche Tantièmen einstrich. In der „Ostpreußischen Zeitung" vom 7. Februar 1872 las man: „Ich scheide ungern von Königsberg, schreibt unser gewesener Oberbürgermeister aus Berlin. Den Schmerz, den ihm der Abschied macht, wird man am besten ermessen können, wenn man erfährt, daß Herr Kieschke, der hier 4000 Thaler Jahrgehalt hatte, jetzt in Berlin nur mit jährlich 8000 Thaler fix und einer mit 2000 Thaler garantirten, aber auf 4000 Thaler mindestens in Aussicht gestellten Tantième auf zehn Jahre und Pensionsberechtigung, die sofort vom Tage des Amtsantritts in Kraft tritt, und im Todesfalle auf die Familie übergeht, als Director der Deutschen Baugesellschaft engagirt ist. Der Abschied ist Herrn Kieschke so schwer gefallen, daß er, der hier auf zwölf Jahre als Oberbürgermeister gewählt und bestätigt war, sein Amt von auswärts her in 24 Stunden aufkündigte. Und für diese zarte Rücksicht wird ihm der officielle Dank der Stadtverordneten-Versammlung dargebracht, gegen den nicht circa 20 Stadtverordnete stimmten, wie anderweitig berichtet wird, sondern einige Dreißig. Die Versammlung war etwa von 80 Mitgliedern besucht." — — Herr Kieschke war bereits bei Gründung der Deutschen Baugesellschaft, am 21. Januar 1872, anwesend und beantragte am selben Tage — wie es scheint, noch bevor er in Königsberg seine Entlassung genommen — als Erster Director der Gesellschaft deren Eintragung in's Handelsregister. Unter seinen Augen geschah die unverantwortliche Agiotage. Man warf ein Actiencapital von 6 Millionen Thaler aus, und behielt sich eine Erhöhung desselben bis 20 Millionen

Digitized by Google

Thaler vor! Der 40 procentige Interimsschein wurde zu 108 Procent an die Börse gebracht, und mit 48 Thalern bezahlt, was einen Cours von 120 bedeutet, während der 70 procentige Interimsschein später mit 15 Thalern bezahlt wurde, was einem Course von 21½ gleichkommt. Nach der ersten Dividende von 6½ Procent gab es viele Jahre keine. Die Gesellschaft versuchte sich in den ungemessensten Speculationen, belud sich mit einer Unmenge von überaus theuer erworbenen Grundstücken, und wußte bald nicht mehr ein noch aus. Herr Kieschke sucht den Verfall der Gesellschaft zu entschuldigen mit dem Markthallen-Project, das sich gegen alle Erwartung zerschlagen habe. Dieses Project war nur eins unter vielen andern. Der damalige Polizeipräsident von Wurmb, weil selber Mitgründer der unseligen „Flora", war den Gründern hold; und der Berliner Magistrat, an dessen Spitze der spätere Finanzminister Hobrecht stand, war sogar bereit, sich an der geplanten Markthallen-Actiengesellschaft mit einem Zehntel des Capitals zu betheiligen. Da ward Herr von Wurmb versetzt, und sein Nachfolger machte den Gründern einen Strich durch die Rechnung, was ihm zum besondern Verdienste gereicht. Herr von Madai fürchtete mit Recht, daß solche Ueberlassung der Marktstätten an eine Privatgesellschaft führen müsse zur Monopolisirung des Marktverkehrs, zur Verdrängung der Producenten durch Zwischenhändler und so zur Vertheuerung der Lebensmittel. Das Project fiel zur Freude und zum Vortheil des Publicums. Die Markthallen, mit denen der Magistrat noch immer schwanger geht, würden verschiedene öffentliche Plätze verbauen, und so der Großstadt Luft und Licht beschneiden.

Herr Kieschke erzählt, wie er dem Berliner Bankverein als Aufsichtsrath zugesellt wurde, weil derselbe die Geldgeschäfte für die Deutsche Baugesellschaft besorgte. Thatsächlich wurde die Baugesellschaft mehrentheils von denselben Personen gegründet, welche auch den Bankverein gegründet hatten, nämlich von Adalbert Delbrück, Friedrich Meyer (E. J. Meyer), Benoit Oppenheim und Berthold Bensemann, und diese Persönlichkeiten saßen sowol im Aufsichtsrath des Bankverein als im Aufsichtsrath der Baugesellschaft. Daß also auch noch Herr Kieschke in den Aufsichtsrath des Bankverein gewählt wurde, war sehr überflüssig, und geschah auch nur, um ihm eine weitere fette Tantième zu überweisen. Der Berliner Bankverein, von dem Herr Kieschke rühmt, daß er bei der Liquidation den Actionären fast hundert Procent zurückzahlte, war trotzdem eine unverschämte Gründung. Die 40 procentigen Interimsscheine wurden à 120 bis 124 an die Börse gebracht, was einem Course von 150 bis 160 entspricht, und getrieben bis 140, was einen Cours von 200 bedeutet. Später sank die Vollactie bis etwa 70. Am 19. April 1873 beschloß man das riesige Actiencapital von 6 Millionen Thaler zu verdoppeln, was glücklicherweise der „Große Krach" verhinderte. Bei diesem famosen Beschlusse hat wol auch Herr Kieschke in seiner Eigenschaft als „Aufsichtsrath" mitgewirkt. Der Berliner Bankverein war eine bloße Gründerbank; daher liquidirte er auch, als der Schwindel vorbei war. In der Generalversammlung vom 16. resp. 28. December 1875 ward die Liquidation beschlossen, und beide Mal vertraten die beiden Günstlinge des Herrn Ad. Delbrück: Kieschke und Dr. Friedrich Kapp je 200 Stück Actien! Beide waren also, gleichviel ob sie diese große Anzahl von Actien wirklich besaßen oder nur als Strohmänner fungirten, die getreuen Gehilfen der Gründer und Entgründer; und Ad. Delbrück mag verstohlen lächeln, wenn jetzt im Parlament Herr Rickert seine „verehrten Freunde" Kieschke und Kapp als bloße Waisenknaben hinstellt, die mit Gründer-Geschäften und Gründer-Vortheilen nie das Geringste zu thun hatten. Herrn Kieschke liegt das Gründen so in den Gliedern, daß er noch in diesem Jahr in Gemeinschaft mit dem vielgenannten Geheimen Commerzienrath Emil Stephan die Preußische Immobilien-Actien-Bank gründete, eine hoch fragwürdige Gesellschaft, auf welche die

Digitized by Google

Preußische Boden-Credit-Actien-Bank die zahlreichen Grundstücke ablud, welche sie bei verunglückten Hypotheken-Geschäften hatte übernehmen müssen. Als Director dieser stiefmütterlichen Gründung fungirt der Regierungsrath a. D. Friedrich Stephan, auch einer der 75 „Notabeln", welche die Juden-„Erklärung" vom 14. November unterzeichnet haben.

Zu den Gründungen, an welchen sich die Deutsche Baugesellschaft betheiligte, gehört die Berliner Hôtel-Gesellschaft oder der Kaiserhof. Das Riesenhotel ward wenige Tage nach seiner Eröffnung von einem räthselhaften Brande ergriffen, welcher der städtischen Feuer-Societät eine Entschädigung von 180,000 Thalern kostete. Fachleute rügten öffentlich die leichtfertige und polizeiwidrige Ausführung des Baues. Mit dieser Gründung haben auch die Gründer schlechte Geschäfte gemacht. Die Actien wurden zum Theil durch sogenannte Consortialbriefe untergebracht, von den betheiligten Bankhäusern ihren Geschäftsfreunden und Kunden, oft in größeren Posten angeschmiert. Erst kürzlich gelang die Einführung an der Börse, und der Cours notirt etwa 25, da die beiden letzten Dividenden nur je 1 Procent betrugen. Am 3. December erklärte Herr Rickert im Abgeordnetenhause: „Die Mittheilung, daß Herr Kieschke Mitbegründer des Kaiserhofs ist, ist vollständig erfunden." Am 10. December versicherte Herr Kieschke: „Dasjenige, was Herr Rickert über mich gesagt hat, ist volle und reine Wahrheit." — „Hört! Hört!" rief Herr Rickert und ward dafür gebührend ausgelacht. Am 11. December sprach Herr Kieschke: „Was den Kaiserhof betrifft, so bemerke ich, daß ich für meine Person weder dem Vorstande noch dem Aufsichtsrath, noch einem anderen Organ dieser Gesellschaft angehört habe" .... „Ferner, ich habe niemals eine Actie dieser Gesellschaft besessen." Entgegen den feierlichen Versicherungen, welche Rickert und Kieschke vor dem Lande abgaben, erweisen nun die Beilage-Acten Nr. 3897 zum Handelsregister Nr. 314, welche beim Amtsgericht I. in Berlin zu Jedermanns Einsicht offen liegen, Folgendes: 1) Herr Kieschke hat, als Director der Deutschen Baugesellschaft, am 9. Juli 1872 vor dem Notar Lesse das Gründungsstatut der Berliner Hôtel-Gesellschaft (Kaiserhof) mit verlautbart, ist also Mitbegründer der letzteren. 2) Herr Kieschke hat am selben Tage dem Handelsgericht angezeigt, daß er zum alleinigen Vorstand der Hôtel-Gesellschaft erwählt ist und als solcher zeichnen wird. 3) Herr Kieschke hat als alleiniger Vorstand der Hôtel-Gesellschaft bis zum 17. Mai 1873, also über 10 Monate fungirt. 4) Nach § 17 des Statuts liegt es dem Vorstand ob, die Geschäfte zu führen, die Beamten zu bestellen und zu entlassen. 5) Nach § 15 des Statuts mußte Herr Kieschke als Vorstand 20 Stück Actien der Gesellschaft besitzen resp. deponiren. — Hiernach läßt sich ermessen, welche Glaubwürdigkeit die übrigen Angaben des Herrn Kieschke verdienen, namentlich die Betheuerung, daß er an dem Agiotage-Schmause mit den Actien der von ihm so herrlich dirigirten Deutschen Baugesellschaft nicht Theil genommen habe. Nachdem Herr von Ludwig die Auszüge aus dem Handelsregister vorgewiesen, und damit Herrn Kieschke der gröblichsten Unwahrheiten überführt hat, erklärt dieser mit der den Gründern und Gründergenossen eigenen Unverfrorenheit: „Es ist also nur ein Streit um Worte" — und die „liberale" Presse unterschreibt und besiegelt dies.

Als Herr Kieschke am 11. December sich so glänzend rechtfertigte, sprach er mit tragischem Pathos, wie er seinen Kindern „wenig mehr als den guten Namen" zu hinterlassen habe, wie furchtbar es sei, „also belastet in öffentlicher Versammlung aufzutreten, wo er weiß, daß Aller Augen sich auf ihn richten, in den Kreis seiner Freunde zu treten, auf deren mitleidiges Wohlwollen er angewiesen ist". — „Nein! Nein! ertönte es auf der Linken, und auf der Linken wie auf der Rechten sah man gerührte und bewegte Gesichter. Herrn Kieschke's grobe und blanke Unwahrheiten lohnte „lebhafter Beifall auf allen Seiten

Digitized by Google

des Hauses". Herr von Ludwig aber, der Mann, welcher für die Wahrheit stritt, stand wie ein Missethäter da, und der Präsident von Köller verweigerte ihm, unter „lebhafter allseitiger Zustimmung", fortan jedes Wort der Gegenrede, auch dann noch, als ihm Herr von Ludwig die Richtigkeit seiner Behauptungen durch Vorlegung von Urkunden bewies. Soweit ist es, Dank der Gründerei und dem Börsen-„Liberalismus", bei uns gekommen!

Daß, nachdem der Nationalliberalismus bankerott geworden, gerade der n euconservative Herr von Köller zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt wurde, hat uns gleich nicht gefallen. Herr von Köller saß mit Lasker in der Special-Commission zur Untersuchung des Eisenbahn-Concessionswesens, welche ihre Aufgabe so jammerhaft gelöst hat, im offenbaren Widerspruch mit der königlichen Botschaft, die da hieß: „Es ist unser Wille, daß die Ermittelung der bezüglichen Thatsachen mit größter Sorgfalt geschehe, und die Beurtheilung der Verhältnisse und Personen ernst und unparteiisch sei." Wie Herr von Köller jetzt als Schutzengel des Herrn Kieschke waltet, so machte er am 29. März 1876 den Advocaten des Gründerthäters Lasker, da dieser als Angeklagter vor dem Abgeordnetenhause stand. In einer langathmigen Rede arbeitete Herr von Köller dem Herrn Lasker vor, suchte er die Gründer und Gründergenossen auf Kosten der Gesetzgebung und des betrogenen Publicums zu entlasten, verstieg er sich zu der dichterischen Behauptung, „daß das Ermitteln von Personen und Thaten Einzelner garnicht die Aufgabe der Commission" gewesen sei. Als dann Lasker von den Herren von Tempelhoff, Schröder-Lippstadt und Röckerath der gröblichsten Widersprüche, Unwahrheiten und Unterlassungssünden überführt wurde, sprang ihm Herr von Köller nochmals zu Hilfe! Die Hände in den Hosentaschen, wurde dieser nicht müde, viermal hintereinander zu declamiren: „Ich muß dem Abgeordneten Lasker bezeugen" — „ihm bezeugen" — „bezeugen" — bis man endlich dem begeisterten Zeugen abwinkte. Nach der Affaire Kieschke zu urtheilen, scheint Herr von Köller noch immer laskerhaften Ansichten und Neigungen zu huldigen.

Der Ausdruck des Herrn von Ludwig — von der Quittung, mit blutrother Tinte auf die Wange geschrieben — nimmt sich sehr stark aus, aber Herr Kieschke hat bewiesen, daß er doch nicht zu stark war. Um den Gründern und Gründergenossen beizukommen, um ihre Dreistigkeit im Erfinden und Ableugnen aus dem Felde zu schlagen, bedarf es einer kräftigen Hand. Ohne das Auftreten von Ludwig's wären die Herren Rickert und Struve, Zelle und Parisius noch lange fortgefahren, mit Herrn Stöcker Hund und Hase zu spielen. Nach dem Ausfall von Ludwig's hörte das Verlangen der „Liberalen" nach der Gründerliste, hörten ihre Drohungen sofort auf, und selbst die Börsenblätter beschwören seitdem ihre Freunde wie ihre Gegner, die „heißen häßlichen Kämpfe" doch endlich ruhen zu lassen. Auch Herr Rickert, der für die Gründer-„Notabeln" so neugierig war, ist es für sich selber garnicht. „Der Abgeordnete Rickert ist bekanntlich Besitzer der Danziger Zeitung, welche in der Schwindelperiode für dortige Gründungen so mächtig ins Horn stieß, daß darüber sogar in der Neuen Börsen-Zeitung Beschwerde geführt wurde." Auf diesen scharfen Angriff antwortete der sonst so redselige Herr Rickert nur, daß er mit Herrn von Ludwig nicht in eine Discussion eintreten werde. Die Redaction der „Danziger Zeitung" bezeichnete natürlich die Insinuation des Herrn von Ludwig als auf Unwahrheit beruhend. „Das ganze Auftreten dieses Mannes richtet sich selbst so vollkommen, daß man seine Beschuldigungen zu widerlegen nicht nöthig hat." Wir werden nächstens die betreffende Zuschrift an die „Neue Börsen-Zeitung" abdrucken, und zugleich die „Danziger Zeitung" aus den Jahren 1870 bis 1873 durchgehen. Herr Rickert ist so vorsichtig, schon jetzt erklären zu lassen, daß er die Redaction der „Danziger Zeitung" bereits

Digitized by Google

1869 niedergelegt hat. Seit 1869 mag ein Anderer als verantwortlich zeichnen, aber die Oberleitung, das Heft befindet sich noch heute in Rickert's Händen. Herr Rickert meinte am 3. December: Ich würde den Augenblick segnen, wo man endlich einmal sich dazu entschließt, diese alten Scharteken (Gründungs-Prospecte und redactionelle Gründungs-Reclamen) definitiv zu den Raritäten von 1872, 73 und 74 zu legen, und nicht fortwährend mit allgemeinen Vorwürfen gegen die Gründer als unehrliche Menschen in die Welt zu treten." — Das glauben wir Herrn Rickert gern, können ihm aber den Gefallen nicht thun. Der „Kulturkämpfer" wird fortfahren, jene „Scharteken" den Gründern und Gründergenossen um die Ohren zu schlagen, bis der letzte von ihnen sich aus den Parlamenten und aus dem öffentlichen Leben verloren hat. Mögen Gründer und Gründergenossen fernerhin auch vorsichtig sein mit dem Unterzeichnen Judenfreundlicher „Erklärungen"! Wir werden scharf aufpassen, und wo wir sie betreffen, ihnen auf die Finger klopfen. Die „National-Zeitung" meint zwar, mit den Gründern breche auch der Himmel zusammen, und sie hält die Bewegung gegen Gründer und Juden für „antistaatlich und antimonarchisch". Wir aber sind vom Gegentheil überzeugt, und darum rufen wir jetzt, wie das Jüdische Blatt rief, da der unselige Kulturkampf am wildesten tobte: „Es ist eine Lust zu leben!"

Zur geneigten Beachtung.

Mit dem gegenwärtigen (24.) Heft schließt das IV. Quartal des „Kulturkämpfer". Es wird gebeten, das Abonnement bei der betreffenden Buchhandlung oder Postanstalt noch vor Neujahr zu erneuern, damit in der Zusendung der Zeitschrift keine Unterbrechung eintrete.

Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Redaction** betreffen, wolle man an den Herausgeber, Berlin W., Schwerin-Straße 21, richten.

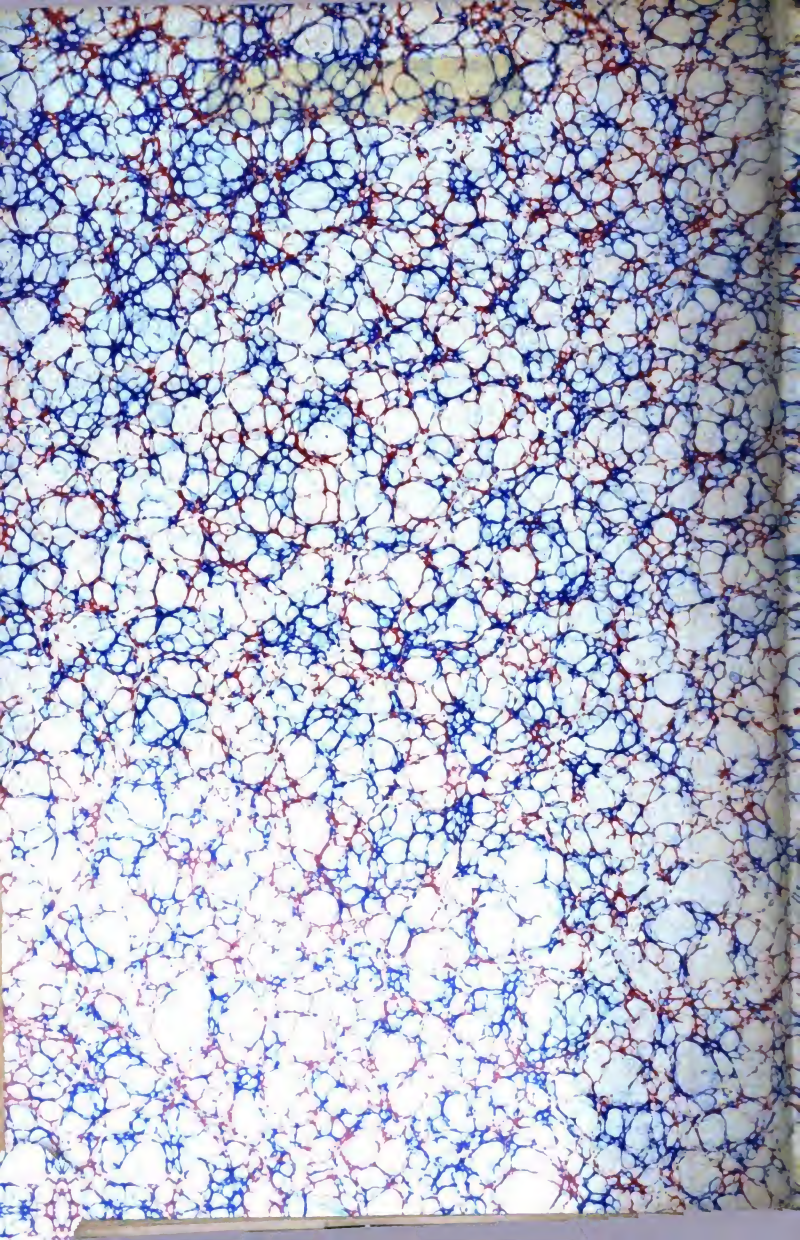
Alle Zuschriften und Sendungen, welche die **Expedition** betreffen, also auch die Inserate, wolle man an die Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Magdeburger-Straße 31, richten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Otto Glagau** in Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung gestattet.

Druck von Ihring & Fahrenholtz, Berlin S., Prinzenstr. 86.

Digitized by Google



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01314 9979

Filmed by Preservation 1989